Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

4° Art.
2274

Digitized by Google

<36632936530014

<36632936530014

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

136

Der Kunstverein.

Neue Serie:

Stahlstich-Sammlung

der vorzüglichsten Gemälde

der

Dresdener Gallerie.

Nebst Text

von

Adolph Görling.

Leipzig und Dresden.
[illegible]
Verlag der Englischen Kunstanstalt von A. H. Payne.

Digitized by Google

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

DRESDENER GALLERIE

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite
Patoni, G. P., Magdalena	294
Pega, C., Die Dorfschenke	36
Berghem, N., Die Fähre	199
" Landschaft	233
" Der Fischfang	303
" Felsenlandschaft	351
Bol, F., David und Uria	302
" Die Ruhe auf der Flucht	305
" Jakobs Traum	304
" Jakob und Joseph vor Pharao	316
Both, J. und A., Der Abend	154
Canale, A., (Tonino) Venedig	318
Canaletto, B., (Belloti) Verona	343
Caravaggio, M. A. da, Die Spieler	33
" Römische Soldaten	317
Carracci, A., Madonna	275
Cignani, C., Potiphar's Weib	105
Correggio, A. da, (Allegri) Magdalena	73
" Die heilige Nacht	324
" Sanct Sebastian	332
Dietrich, C. W. E., Maria mit dem Jesuskinde	308
" Nymphen	320
Dolce, Carlo, Die Tochter der Herodias	298
" Jesus	192
" Die heilige Cäcilia	221
Dow, G., Der Schreibmeister	65
" Der Zahnarzt	301
" Eigenbildniß	16
" Der Eremit	338
" Eigenbildniß (schreibend)	191
Dyck, A. van, Die Kinder Karl I. von England	102

Digitized by Google

Seite

Dyck, A. van, Bildniß eines Unbekannten 232
= Karl I. von England 300
= Danaë 159
= Martin Engelbrecht 326
Eckhout, G. van der, Simeon im Tempel 330
Fasolo, G. Maria von Medicis 288
Franceschini, M. A., Magdalena 184
Gessi, F., Magdalena 109
Giorgione, da Castelfranco, (Barbarelli) Jakob und Rahel 327
Guercino, da Cento, G. F., (Barbieri) Loth und seine Töchter 153
Helst, B. van der, Mutter und Kind 238
Holbein, H., Madonna 337
Hondekoeter, M., Hühner und Habicht 86
Honthorst, G., Der Zahnbrecher 179
Hooghe, P. de, Ein lesendes Mädchen 135
Jacobszen, Wildschweinhetze 328
Liotard, J. E., Das Chocoladenmädchen 328
Lorrain, C., Die Flucht nach Aegypten 107
Menge, A. R., Amor 295
Metzu, G., Eigenbildniß des Malers mit seiner Frau 68
= Die Ordonnanz 142
= Der Wildprethändler 167
= Die Wildprethändlerin 190
= Der Geflügelhändler 352
Mieris, F. van, Die Wahrsagerin 41
= Eigenbildniß des Malers (in seinem Atelier) 24
= Der Trompeter 75
= Die Lautenspielerin 89
= Der Gelehrte 307
= Der Kesselflicker 319
Murillo, B. E., Madonna 48
Neer, E. van der, Die Lautenschlägerin 22
Netscher, C., Die Clavierspielerin 113
= Die Sängerin 1
= Die Nähterin 29
= Die kranke Frau 298
= Die Spinnerin 307
= Die Toilette 82
Nogari, G., Die Marktfrau 352
Ostade, A. van, Holländische Wirthshausscene 148
= Dorfschenke 69
= Eigenbildniß des Malers (in seinem Atelier) 51
Ostade, J. van, Winterlandschaft 81
Paudiß, C., Rechtsverhandlung 12
Payne, A. H., Dresden 353
Penni, G., (il Fattore) St. Georg und der Drache 325
Pordenone, G. A. da, (Licinio) Christus und Matthäus 117
Raphael, da Urbino, (Santi) Die Madonna des heiligen Sixtus 333

Digitized by Google

Seite

Rembrandt, P., (van Rhyn) Eigenbildniß des Künstlers mit seiner Frau 214
" Das Fest des Ahasverus 173
" Rembrandt's Tochter mit der Nelke 148
" Rembrandt's Tochter mit dem Hut 240
Reni, Guido, Christus mit Dornen gekrönt 176
Romano, G., Heilige Familie 331
Rose, J., H., Ruhende Heerde 134
" Viehstück 320
Rosa, Salvator, Eigenbildniß 317
Rubens, P. P., Satyre und Nymphen 108
" Die Löwenjagd 126
" Die Söhne des Malers 316
" Wildschweinjagd 222
Rubens' Schule, Madonna 329
Ruisdael, J., Das Kloster 113
" Die Jagd 351
Ruthardt, C., Wild und Wald 309
" Hirschjagd 315
Salviati, G., (Porta) Begräbniß Christi 289
Sassoferrato, Madonna 327
Schalken, G., Die Eierprobe 71
Slingeland, P. van, Die Spitzenklöpplerin 74
" Die Musikprobe 310
Snyders, F., Die Bärenhatz 36
Sorgk, H. M., Der Fischhändler 332
Strozzi, P., Esther vor Ahasverus 80
Terburg, G., Der Trompeter 280
" Dame im Atlaskleid 234
Teniers, P., Der Chemiker 4
" Bauernhochzeit 111
" Die Dorfschenke 99
" Ländliches Fest 321
" Die Rauchgesellschaft 319
Tizian, (Vecelli) Der Zinsgroschen 117
" Maria mit dem Christuskinde 147
Turchi, A., David mit dem Haupt des Goliath 63
Vecellio, F., Christus und Pilatus 326
Velde, A. van der, Holländische Winterlandschaft 22
" Viehstück 178
Verkolje, N., Der zurückgewiesene Antrag (Herold's Rast) 231
Veronese, P., (Cagliari) Christus auf dem Wege nach Golgatha 106
" Die Hochzeit zu Cana 99
" Susanna im Bade 303
Vinci, Leonardo da, Herzog Sforza von Mailand 291
Vogel, C. E., Die Brüder 164
Watteau, A., Ländliches Fest 202
" Die Terrasse 241
Werff, A. van der, Abraham und Hagar 236

Digitized by Google

	Seite
Wouverman, P., Aufbruch zur Jagd	52
= Rückkehr von der Jagd	52
= Reitergefecht	8
= Die Schmiede	314
= Das Lager	189
= Jagdscene	193
= Der Pferdestall	299
= Der Ausfall	260
= Das Kloster	344

Digitized by Google

Der Kunstverein.

Neue Serie:

Die vorzüglichsten Gemälde

der

Dresdener Gallerie.

Text von Adolph Görling.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Sängerin.

Von Kaspar Ketscher.

In dem Gebäude, welches die Generalstaaten im Haag dem päbstlichen Legaten, Cardinal Cesare Detti Barberini zur Verfügung gestellt hatten, ging im Frühjahre 1655 ein glänzendes Fest zu Ende.

Die weiten Säle waren voll von schönen Männern und Frauen aus Niederlands vornehmsten Geschlechtern. Die Blüthe der Jugend wogte nach italienischen Tanzmelodien über den spiegelglatten Boden dahin, indeß der Prinz von Oranien, umgeben von seinen ernsten Holländern, von schmeichelnden Franzosen und schlaublickenden Italienern, sämmtlich Männern in vorgerückten Jahren, in den Nebenzimmern wichtigere Gespräche führte, als sie über die Lippen der sorglosen, nur dem Vergnügen und der Liebe hingegebenen Jugend im Tanzsaal strömten.

Neben dem Großpensionair J. de Wit zeigte sich die imponirende Gestalt Barberini's. Der Cardinal war noch im kräftigen Mannesalter, in der bekannten „kleinen Toilette". Obgleich seine Mission, für die Katholiken erweiterte Rechte im eigentlichen Holland zu erhalten, gescheitert war, sah man auf seinem milden, aber auch schlangenklugen Gesichte dennoch keinen Hauch von Mißstimmung, die er in so großem Maße im Herzen trug. Der Prälat erschien hier nur noch als vornehmer Römer, als feiner Weltmann.

Giacoma del Monte, sein Vetter dagegen, ein hagerer, brauner Mann in der Obersten-Uniform der päbstlichen Leibwache, äußerte seinen Unmuth durch seine finstre Miene desto unverhüllter.

Aber gleich als hätte die Liebenswürdigkeit des poesiereichen Italiens demungeachtet einen glänzenden Sieg behaupten sollen, so zeigte sich neben dem Obersten dessen Tochter, Viola del Monte.

Ein reicher Blumenflor der schönen Töchter Niederlands war hier heute zu bewundern; keine derselben aber hätte es vermocht, dieser Italienerin den Preis der Schönsten streitig zu machen; Viola war blond; ihr Haar zeigte in den herabwallenden Locken eine unvergleichlich wirkende Mischung von Natur und Kunst. Orientalische Perlen durchschlangen dasselbe und vom Scheitel schwankten silberfarbene Reigerbüsche. Nichts Zarteres gab's je als Viola's Gesichtsfarbe, und die Formen ihres Gesichts und ihres nur nachlässig verhüllten Busens wären ein tadelloses Vorbild für die Schöpfungen der Künstler gewesen. Ihre Unterarme waren entblößt und erschienen, wie die Hände, unnachahmlich schön.

Viola, die alle Männerherzen Bezaubernde, war die Königin des Festes. Nur wenige Glückliche aber genossen die Gunst, die Römerin zum Tanz zu führen. Sie zog sich bald von der rauschenden Lust zurück, um mit ebenso vieler Würde als Grazie in den Gesellschafszimmern die Pflichten der Dame vom Hause zu übernehmen.

Nicht wenige der niederländischen und fremden Cavaliere wurden dadurch bewogen, ebenfalls den Tanz aufzugeben und sich in die Spielzimmer zu begeben, um den Anblick dieser Schwester der Huldgöttin länger zu genießen.

Digitized by Google

Sie rangirten sich um die Tische und begannen ihre Unterhaltung. Unter ihnen zeichneten sich, was die Schönheit ihrer Erscheinung, und — die Glut der Blicke betraf, die sich auf Signora Viola warfen, besonders zwei aus.

Der erste war der Edeljunker Geraart van Sluits, ein Niederländer, Lieutenant von der Marine. Der andere, Quentin de Chavigny, ein Franzose, Lieutenant von den Mousquetaires seines Königs.

Geraart van Sluits war zwei und zwanzig Jahre alt und etwa acht Jahre jünger als der Chevalier de Chavigny. Er war hoch gewachsen, hatte kaum eine schwache Schattirung auf der Oberlippe, und trug die herrlichsten hellbräunlichen Locken, die man sich einbilden kann. Sein Gesicht zeigte etwas Schwärmerisches, was den Ausdruck desselben höchst interessant machte.

Der Franzose dagegen war untersetzt, breitschultrig, schwarzbärtig, mit kurzgeschornem Haar, braunem Gesicht und mit kühnblitzenden Nachtangen. Er war übrigens zierlich gewachsen; der beste Tänzer, aber auch einer der gewandtesten, unerschrockensten Fechter, die es geben konnte.

Jeder dieser Männer war in seiner Art vollendet. Es kam auf das Gemüth und den Geschmack des Beurtheilers an, welchen man vorziehen wollte; indeß dies aber geschah, konnte man dennoch nicht umhin, den andern ausgezeichnet zu finden.

Diese beiden Menschen waren, obgleich sie sich nie beleidigten, seit sie Viola del Monte gesehen hatten, Todfeinde. Jeder sah die Leidenschaft des andern und es stellte sich bald als gewiß heraus, daß die Italienerin, falls ihr Herz gerührt werden könne, nur unter ihnen wählen würde. Die Waage schwankte; endlich aber neigte sie sich zu Gunsten des weichen und doch heldenmüthigen Niederländers . . . ihm war von der herrlichen Fremden ein Lächeln jener Art geworden, das man „Lächeln des Herzens" nennt. Chavigny wüthete. Aber noch glaubte er nichts sicher entschieden. Alles sollte heute Abend beendigt werden. Geraart Sluits und Quintin Chavigny, beide durch denselben Wunsch beseelt, dem Gegenstande ihrer Anbetung so nahe als möglich zu sein, hatten sich an den Tisch gesetzt, welcher dem geöffneten Zimmer, wo sich die ältern Notabilitäten befanden, am nächsten war. Einige andere Herren nahmen ebenfalls Platz, legten Karten auf und das Spiel begann. Es war das alte Landsknechts-Spiel. Der Zufall wollte, daß van Sluits die Bank erhielt. Chavigny schien selbst hier seinem bittern Groll gegen seinen Nebenbuhler Luft machen zu wollen; denn er machte so große Sätze, daß sich mehre Zuschauer neugierig um den Tisch versammelten.

Aber der Chevalier war auch hier unglücklich. Geraart zog seine Goldhaufen ein, bis der Mousquetaire erklärte: er besitze hier keine baare Münze, und verlange aufs Wort zu spielen. Geraart gestand dies zu, und der Franzose verlor abermals mehre Tausende von Gülden.

Chavigny erhob sich. — In diesem Augenblicke machte man drüben im Saale mit Tanzen eine Pause; die glänzende Versammlung strömte in die Nebenzimmer, und begann nach einiger Erholung die damals so beliebten Gesellschaftsspiele, welche in immer neuem Wechsel in Paris bei Hofe erfunden wurden, und von dort aus den Weg durch die ganze Adels- und vornehme Welt Europas machten.

Hier glänzte Chavigny unbestritten als König. Er versuchte es beim „Colin Maillard

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Casp. Netscher pinx.

Digitized by Google

Digitized by Google

assis" sich gewandt der Hand Viola's zu bemächtigen; sie wurde ihm heftig entzogen und sofort machte die Italienerin diesen Bravourstücken des Franzosen durch die Erklärung ein Ende: daß die Gesellschaft sich durch Musik und Gesang unterhalten werde.

Mehre Schönen sangen zu dem Clavicimbale wie liebende Nachtigallen, und ernteten reichen Beifall. — Alles aber verstummte, als Barberini selbst mit cavaliermäßiger Grazie Viola an die Hand nahm, und ihr ein Notenbuch und eine herrliche, neapolitanische Laute präsentirte.

Viola sah im Kreise umher. Ihr Auge suchte Geraart, der sich weit zurückgezogen hatte. Sie nahm das Instrument, das in den Niederlanden selten fertig gespielt wurde, und fragte, wohl wissend, daß Geraart van Sluits dasselbe meisterhaft zu behandeln verstand:

— Würde Jemand die Mühe übernehmen, mich auf der Laute zu begleiten?

Tief gebückt trat Geraart van Sluits heran und nahm die Laute, und nun begann ein Conzert, welches, die ganze Gluth und Innigkeit der beiden liebenden Herzen athmend, die Zuhörer hinriß und bezauberte. Welches Metall, welcher Schmelz dieser Stimmen, deren Töne sich in den reinen, herrlichen Melodien Baltazarini's wiegten! Geraarts Augen blitzten denjenigen Viola's entgegen, sie sprachen das Geständniß seiner Liebe . . . Und Viola, die Augensterne fest auf ihr Notenbuch heftend, fühlte, wie an dem leisen Vibriren ihrer Züge zu sehen war, die magische Gewalt dieser Blicke, obwohl sie dieselben nicht sah.

Die Piece war beendigt. Chavigny trat herzu und machte der Signora del Monte seine Verbeugung. Er war Meister auf der Viola di Gamba, wie die Italienerin in dem Spiele des Claviers.

Der Chevalier fragte, indem er auf die Instrumente zeigte:

— Darf ich ebenfalls mir die Ehre erbitten, daß Sie, Mademoiselle, mit mir spielen?

Viola ward aus ihrem Himmel gerissen. Sie erwiderte halblaut, aber nicht ohne Schärfe:

— Nicht mit mir! Ich bin erschöpft! Aber da ist der Edeljunker van Sluits; er wird mit Ihnen aufs Wort spielen!

Der Mousquetaire schien bei dem Doppelsinne dieser Erwiderung wie vom Blitze getroffen, faßte sich aber mit parisischer Schnelligkeit.

— Ich werde allerdings, sagte er höflich; aber Sie erlauben, nur auf Klingen!

Chavigny verließ auf der Stelle den Saal, von dem Marquis von Croustillac und Dernonville geleitet.

Geraart hatte seinen Blick wohl verstanden und beurlaubte sich bei Viola, die jetzt erst begriff, was sie durch ihre Antwort angerichtet habe.

Geraart nahm seinen Vertrauten, einem Capitain Bloom mit sich. Sie holten die drei Franzosen bald ein, und wurden von dem rauflustigen Croustillac nur durch eine Handbewegung eingeladen, ihnen zu folgen.

Chavigny und seine Begleiter gingen voran zu dem „Bosch van Haag", einem herrlichen Gehölz in der Nähe der Stadt, die damals noch immer „ein Dorf" genannt wurde.

Unter einigen alten Linden machten die Franzosen Halt.

— Par Dieu! Chevaliers, rief der Herr von Dernonville, nach dem hell und klar

Digitized by Google

am Himmel hängenden Vollmonde hinaufblickend; ein vortrefflicher Ort, um sich die Kehlen abzuschneiden!

Die Niederländer schwiegen. Bloom zog den Degen und bestimmte die Mensur. Die Kämpfer warfen ihre Mäntel ab, zogen und begrüßten sich durch Senken der mattfunkelnden Degenspitzen.

— Mein Herr van Sluits, sagte Croustillac, wie auf dem Parket seine Verbeugung machend, ich habe die Ehre, Ihnen hier den besten Schüler des unsterblichen Marmet's, des besten Fechtmeisters in Paris, vor die Klinge zu liefern. Sie werden, Monsieur, einen Stiefel finden, der für Ihren Fuß paßt!

Geraart verbeugte sich. Einen Augenblick später sprühten die Funken von den gekreuzten Klingen. Trotz seines stählernen Handgelenkes und seiner ausgezeichneten Kunst ward Chavigny von dem Niederländer durch einen Stoß durch die Brust zu Boden gestreckt.

Bloom trat gleichmüthig vor.

— Dieser Stoß, meine Herren aus Paris, sagte er, war zwar nicht vom Marmet, aber Sie werden allerseits gestehen, daß er gut ist! —

Chavigny starb noch in derselben Nacht und Geraart mußte aus dem Haag fliehen. Er nahm Abschied von Viola del Monte; er hegte noch Hoffnung . . . sie aber wußte, daß dies ein ewiges Lebewohl sei. Der Cardinal-Legat gab ihm eine Empfehlung an den Großmeister der Johanniter, Sebastian de Valency, und Geraart reiste nach Malta ab.

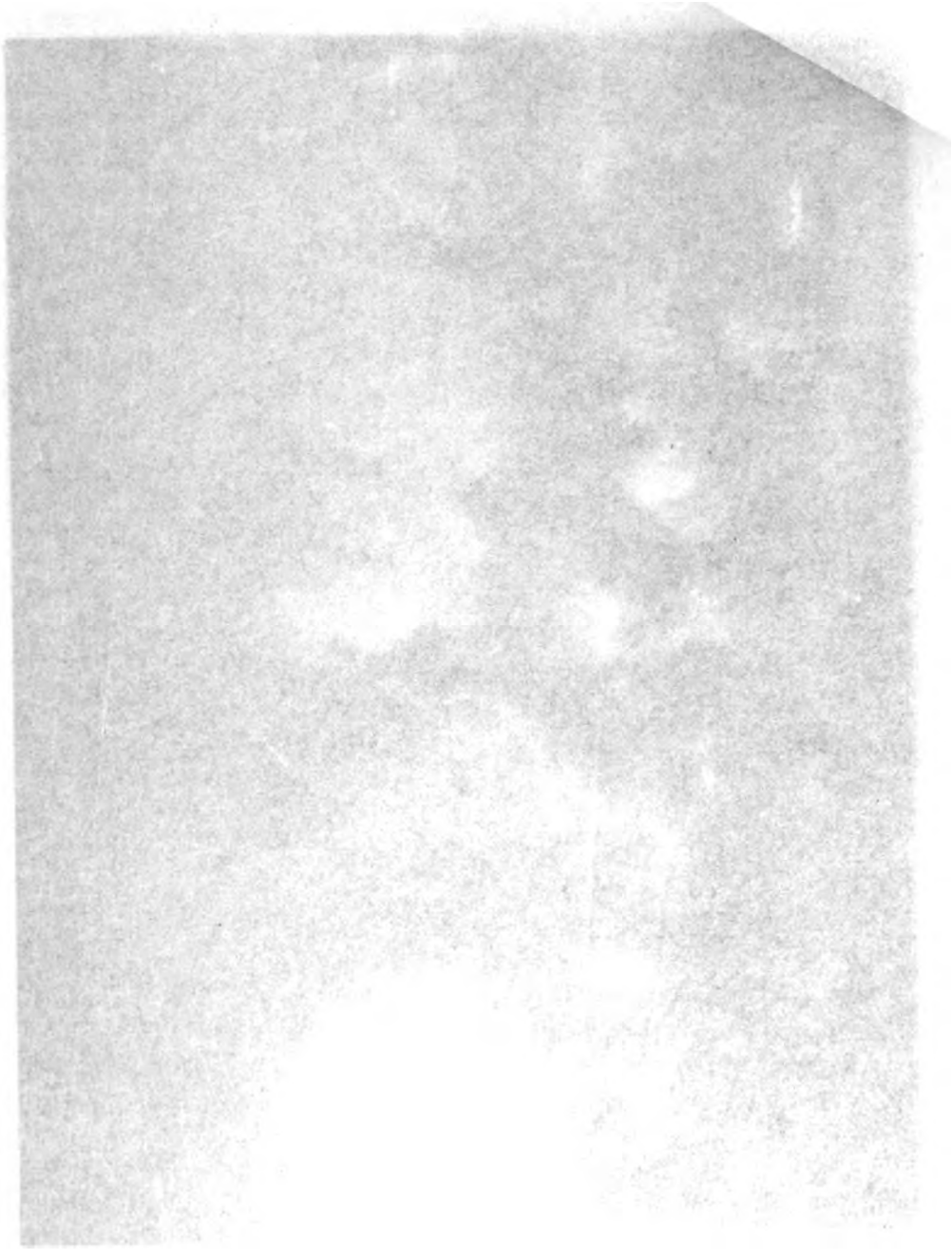
Er trat hier in den Orden ein, durch seine Umgebung bestimmt, nachdem er gehört, daß Viola del Monte Barberini dem Grame um die Trennung von ihm erlegen war und die Erde verlassen hatte. —

Der Chemiker.

Von David Teniers.

Auf der „Warmoen Straat", alte Seite zu Amsterdam, stand eine eigenthümliche Wohnung. Sie wich etwas von der breiten Straße zurück; der Raum, der dadurch in der Reihe der barock gebauten Paläste reicher Kaufleute entstand, war mit Linden bepflanzt, welche durch Geländerwerk und durch eine kunstreiche Scheere oben zu eigenthümlichen, geometrischen Figuren gezogen waren. — Das Haus selbst war niedrig, aber prächtig und mit Marmor verziert; jedes Fenster zeigte einen Spitzbogen mit Genienköpfen, an den Seiten waren Nischen mit Miniaturstatuen von damals ausgezeichneter Arbeit, und in den Fenstern unter den Fensterböschungen sah man Haut-Reliefs aus der biblischen Geschichte von anderen seltsamen Sculpturen eingeschlossen. Die letzteren Bildnerwerke waren indo-persische, oder antik-ägyptische; sie stellten das Leben Zoroasters und des noch urälteren persischen Mythras, des schaffenden Mittelgottes, den Sonnendienst und die mystischen Lehren der Magier dar.

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Dies Haus hieß „die Wohnung des Weisen“ bei dem Volke. Die Gebildeten nannten dasselbe mit einem damals ebenfalls noch von geheimnißvollen Vorstellungen begleiteten Namen: „Apotheke“.

Hier wohnte einer der berühmtesten Chemiker Amsterdams. Er hieß Erasmus de Pottere oder Erasmus Potterus. Er verschmähte es, damals an den Hof des Burgunders, oder nach Spanien als Arzt, das heißt, als ein im Besitze wunderbarer Künste befindlicher Arzt, zu gehen, und sich für mystische Täuschungen, wie er sie leicht hätte ermöglichen können, Rang, Geld und Berühmtheit zu erringen. Potterus war wirklich ein Gelehrter, und aus seinem geräuschlosen Wirken, aus dem stillen Arbeiten seiner einsamen Nächte erwuchs der Wissenschaft manche wichtige Entdeckung. Niemand war der Mystik, welche sich in jenen Zeiten der Arznei- und Apothekerkunst bemächtigt hatte und die bis in die trübsten Regionen der Alchymie sich verlor, fremder als eben Potterus.

Und dennoch war Erasmus Potterus wirklich und wahr im Besitze von Arcanen und von Künsten, welche diejenigen, die die Hof-Astrologen und Alchymisten lügenhaft von sich rühmten, weit überstiegen.

Daß Potterus Gold machen könne, stand in Amsterdam so fest, daß, als die Girobank in Amsterdam wegen bedeutender Kriegsvorschüsse an die Generalstaaten in augenblicklicher Verlegenheit war, eine Deputation insgeheim an den Chemiker gesandt wurde, um ihn zu bewegen, eine Anzahl von Goldbarren aus Eisen oder Kupfer herzustellen. Potterus wies sie lächelnd von sich, aber der Glaube an seine Kunst ward dadurch noch mehr befestigt. Jedermann kannte die einfache, fast ascetische Lebensweise des Chemikers; er mußte nothwendig arm oder geizig sein, um sich so consequent jedes weltliche Vergnügen, jeden Genuß zu versagen. Hiermit stimmte aber durchaus nicht zusammen, daß Erasmus Potterus, als die schöne Kalver-Straat und die Keyzers-Gracht erweitert und neu aufgeführt werden sollten, bei dem Magistrat zu diesem Zwecke eine Summe von fünfzigtausend Goldgülden zum Geschenk niederlegte. —

Soviel war indeß, aller halbwahren oder märchenhaften Gerüchte ungeachtet, sicher: daß dieser Wundermann die Sanftmuth und das menschliche Mitleiden selbst war. Er gab reiche Almosen, und reichte jedem der Kranken, die aus der Hauptstadt und aus der Umgegend kamen, zuvorkommend gute Arznei und zwar unabänderlich umsonst.

Potterus war übrigens unverheirathet, hatte keine Anverwandte, und bewohnte sein Haus allein. Einige Knechte, welche ihm die Balsebälge seiner Essen zogen, oder an dem Mörser arbeiteten u. s. w. kamen nur Morgens und gingen Abends wieder nach Hause. —

So lebte Potterus, da kam zu Amsterdam ein venetianisches Schiff an, mit levantinischen Erzeugnissen beladen. Mit diesem Schiffe traf ein Arzt ein, welcher Gaetano Trombona hieß. Dieser Italiener quartierte sich in einem Gasthofe ein, welcher der Wohnung des Erasmus Potterus schräg gegenüber lag. Große Anzeigen seiner wunderbaren Kenntnisse und Kuren bedeckten die Wände des Gasthauses, und ein unerhörter Andrang fand zu dem Fremden statt, welcher die Geheimnisse des Orients zu besitzen vorgab. Bald aber kam das Gerücht, dieser Italiener aus Parma sei ein Wallone, kein Arzt, sondern ein vormaliger Reiter vom Condottieri Spinola, ein Abenteurer, welcher nichts verstehe, als Leichtgläubige auszuplündern. Trombona vernahm diese Gerüchte, und er eilte, sein gesunkenes Ansehn dadurch wieder zu befestigen, daß

Digitized by Google

er mit dem als wahrhaften Gelehrten bekannten und hochgeachteten Erasmus Potterus Bekanntschaft anknüpfte.

Trombona trat also bei dem Chemiker ein, welcher ihn in seinem Laboratorio mit gewohnter Zuvorkommenheit empfing. Potterus war etwa sechsundvierzig Jahre alt, mehr hager als stark; er trug einen langen Bart, ein Doctorbaret mit Pelz, eine Art Kaftan mit Marderfellen besetzt und Pantoffeln mit Goldbrocat eingefaßt. Das Laboratorium sah fremdartig genug aus, und der Chemiker bemerkte zu seiner großen Zufriedenheit und mit dem sanftmüthigsten Lächeln von der Welt, daß Gaetano vom Anblicke desselben einigermaßen überrascht war. Die Essen dampften und sprühten Funken; vor der einen arbeitete der Meister in seinem großen Lehnstuhle, neben sich einen Handblasebalg, kleine Schmelztigel, Retorten und chemische Apparate; hinter sich einen reich gedeckten, mit den verschiedensten Instrumenten, Büchern und Fläschchen versehenen Tisch. An der Außenseite der Hauptesse waren Schädel und Knochenreste von Thieren, ein riesiger Destillirapparat ꝛc. angebracht; unten lag ein Buch — es waren die Geheimnisse des zweiten oder irdischen Hermes, des Trismegistus, mit allem tief- oder wahnsinnigen Wuste einer sich in labyrinthischen Irrgängen verlierenden Kabbala.

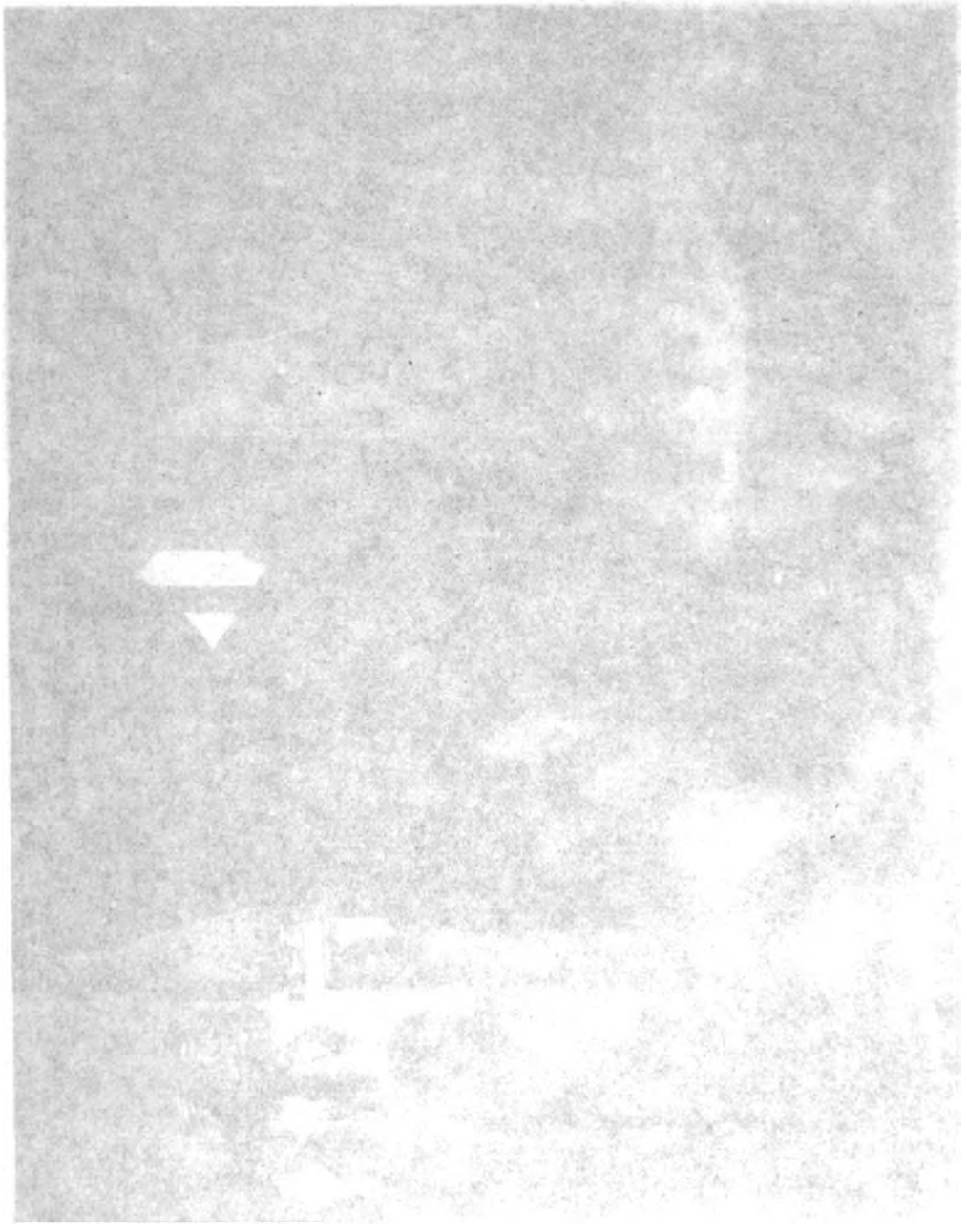
Gaetano Trombona, ein untersetzter Mann von imponirendem Aeußern in der Doctor-Tracht von Bologna, wußte den Potterus sehr bald für sich einzunehmen, und als er zwei seiner corsikanischen braunen Diener in das Laboratorium brachte, welche einen großen, eigenthümlich geformten, schön ausgestopften Fisch trugen und ihn dem Erasmus als Geschenk anboten, da kannte die Freude des Niederländers keine Grenzen. Dieser Fisch war ein durchaus unbekannter; er war nicht etwa wie die höchst seltsame und berühmte, lange für echt gehaltene Antwerpener Seeschlange mit Flügeln, künstlich, sondern ein natürlicher Rest von einem Seethiere, das Gaetano für einen Crocodil-Haifisch erklärte, und von welchem er behauptete, daß diese Gattung auf dem Lande gehen könne, obgleich sie keine Füße habe. Das Thier ward feierlich oben an die Zimmerdecke gehängt.

Von diesem Tage an war Erasmus der Freund des Italieners, welcher von nun an bei ihm ein täglicher Gast war. Beide reichten sich bei mehren Geschäften die Hand; Trombona setzte sich in das Laboratorium des Niederländers und fertigte die kommenden Kranken ab, Potterus bereitete nach seiner Angabe Elixire für dieselben u. s. w. Diese Verbindung ward immer genauer, denn schwerlich war ein gewandterer Mann als Gaetona zu finden. Potterus hatte sehr bald entdeckt, der Italiener sei kein großer Gelehrter in Hinsicht auf Arzneikunst; aber der Abenteurer, welcher den Orient, Arabien, Persien und Aegypten durchstrichen hatte, verstand die morgenländischen Sprachen der kabbalistischen Bücher so vollständig, daß dem wißbegierigen Holländer der neue Freund bald unentbehrlich wurde.

Potterus fing bald an, den Italiener in seine Geheimnisse einzuweihen. Nur stufenweise entdeckte der brave Chemiker seine Kunst, so sehr Gaetona ihn auch weiter drängte. Es war, als wenn eine Ahnung dem Chemiker zugerufen hätte: verräthst Du die „geheime Kraft der Wissenschaft", so kostet es Dein Leben!

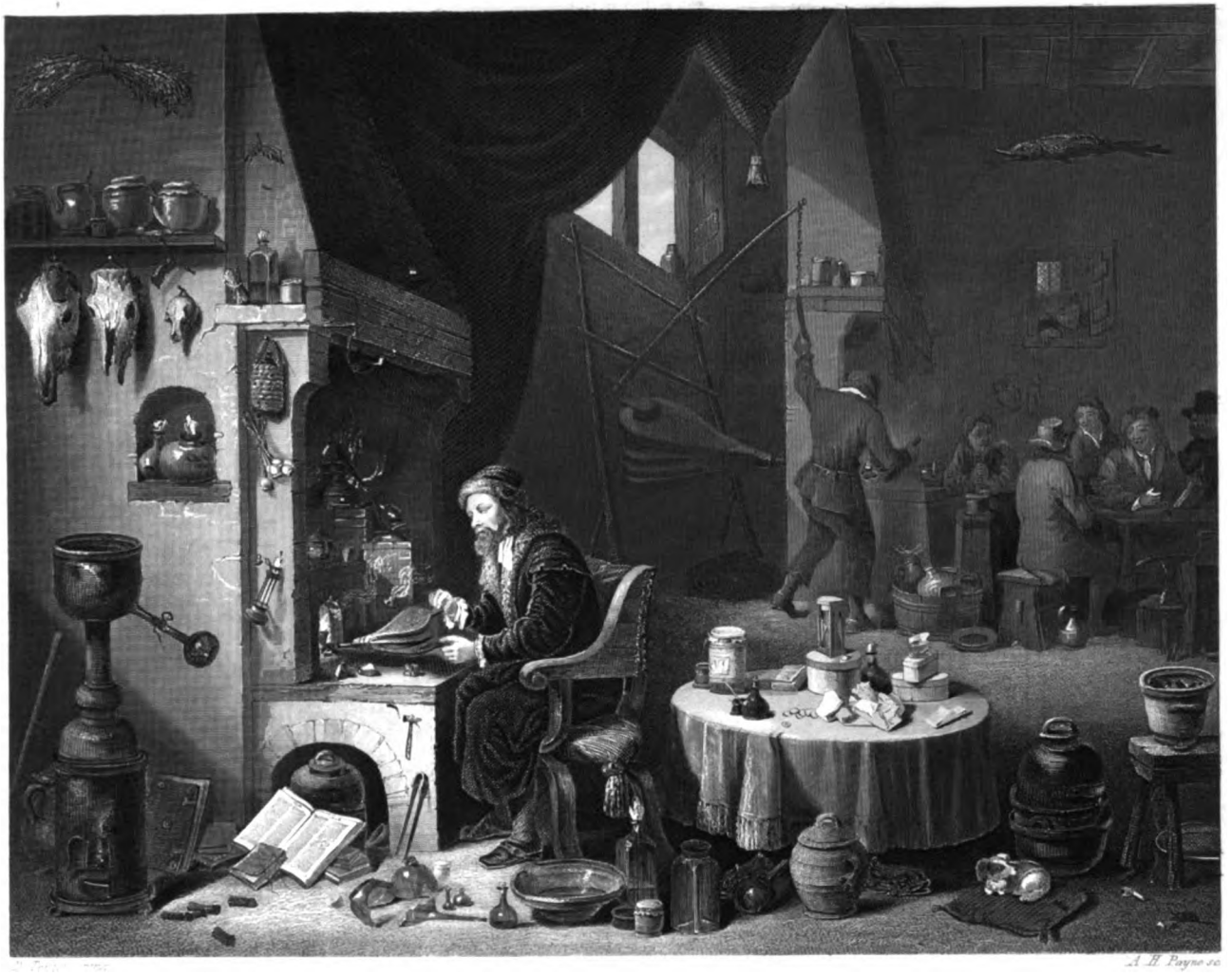
Fast zitternd gestand Potterus dem Freunde, daß er seit Jahren ein Geheimniß besitze, das er länger allein zu tragen und stumm in seine Brust zu verschließen nicht die Kraft besitze. Er führte Gaetano nach einer wohlverschlossenen Kammer, und zeigte ihm hier Gold in gewaltigen Haufen aufgeschichtet.

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google



A. H. Payne sc.

Der Chemiker

Chemist

Digitized by Google

Digitized by Google

Sieh, mein Freund, sprach der Chemiker, dies alles habe ich durch die Kunst, welche ich entdeckte, gewonnen. — Gaetano horchte athemlos. — Aber glaubst Du, daß der Anblick dieses Goldes mich dafür entschädigt, daß ich meine Entdeckung bisher noch in keine menschliche Seele habe niederlegen können? — Du wirst hören, Du wirst sehen und wirst begreifen, daß alle Macht der Welt in meinen Händen liegt! Habe ich Dich später erprobt, habe ich Dich so treu und würdig wie bisher erfunden, so wirst Du Theilnehmer meiner Erfindung, damit ich den Weg in den kalten Regionen der Wissenschaft nicht mehr allein, wie ein vom Leben Abgeschiedener, zu wandeln nöthig habe.

Einige Zeit verstrich, und noch immer hatte Potterus sich nicht erklärt. Trombona ward fast unsinnig vor Neugierde und einer Leidenschaft, die sich später ausschließlich seiner bemächtigte. Der Holländer zeigte ihm eines Abends tief im untersten Gewölbe seines Kellers einen weiten, klaren Teich, in welchem einige Schichten Muscheln über einander lagen. Gaetano begriff erst dann, als Potterus sich bückte, eine Muschel und dann noch eine herausnahm und mit einem Instrumente aus den Schalen blitzende, runde Körper hervorlangte, die der Staunende als die unschätzbarsten, ächten Perlen erkannte. —

— Perlen! rief der Holländer. Einige einzige dieser Muscheln liefert mir für Tausende von Gülden dieser Kleinode jährlich, und meine Kunst ist es, meine stummen Arbeiter zu veranlassen, mir nach meinem Willen ihre herrliche Waare zu schaffen!

Tief erschüttert ging Trombona nach seiner Wohnung. Es litt ihn nicht mehr im Laboratorio des Holländers, nur unten im Gewölbe ward er ruhig. Stundenlang saß er und visitirte und untersuchte die Muscheln und forschte und grübelte; er sah das Wunder vor sich, aber je mehr er dasselbe zu begreifen strebte, desto verwirrter wurde er. Potterus aber ward ziemlich besorgt für seinen Freund.

Es sind Lügen! Erasmus! rief Trombona eines Tages wild. Du täuschest mich. Diese mit Perlen prangenden Muscheln haben die Taucher aus der Tiefe des Meeres geholt; sie besaßen bereits die Perlen ... und doch ... ich sehe, die Lücke für die Perlen hast Du gebohrt ... Erasmus, sage mir die volle Wahrheit, oder ich werde irrsinnig ... Hast Du Lüge oder Wahrheit? —

— Wahrheit! rief Erasmus; dort in meinem Eisenkasten liegen die Recepte für das Teichwasser, für die Behandlung der Thiere, für mein ganzes Verfahren, dessen Resultat Du kennst! Aber, setzte er zögernd hinzu, noch bist Du nicht besonnen, nicht kaltblütig genug, als daß ich Dir das Geheimniß enthüllen könnte! —

Trombona schwieg düster und ging sehr bald fort. An diesem Abende war's ein furchtbares Regenwetter. Trombona wußte, daß der Chemiker versprochen hatte, eine arme Kranke, über den alten Deich hinaus wohnend, zu besuchen; er hielt stets ein solches Wort. Gaetano besann sich, dann ließ er seinen Corsikaner zu sich kommen.

— Bastelika! kennst Du den Potterus?

Der Corsikaner sah erstaunt auf.

— Nimm diesen guten Dolch, und triffst Du ihn auf dem Wege von der Warmoen-Straat bis zum alten Deich, so stoß' ihn nieder. Hier sind 100 Gülden!

Bastelika schüttelte zwar den Kopf, aber er nahm Waffe und Geld und ging in das Wetter

Digitized by Google

hinaus. Trombona öffnete die Fenster sammt der Hausthür und horchte. Eine halbe Stunde verging in ängstlicher Weise. Da kam eine in einen Mantel gehüllte, triefende, schwankende Gestalt daher, die eine Hand weit vorgestreckt, als sähe sie nicht mehr, und stürzte in des Italieners Gemach. Es war Erasmus, der zu Füßen seines verrätherischen Freundes niedersank, noch einen Blick auf ihn richtete und, indeß er vergebens zu sprechen versuchte, starb. —

Trombona nahm die Schlüssel, welche der Chemiker unter seinem Marderpelze verbarg, und eilte nach dessen Wohnung. Er rührte das Gold nicht an; nur das Geheimniß — das Geheimniß wollte er finden. Er sah ein Papierpaket, mit der Aufschrift: „Perlen"!

O Schrecken! Es war in Chiffern geschrieben, die der Mörder nicht kannte, nicht zu lösen vermochte, deren Schlüssel im Haupte des Meisters begraben lag!

Gaetano ging, den Tod im Herzen, nach seiner eigenen Wohnung zurück, brachte die Leiche des Chemikers nach seinem Hause, rührte kein Goldstück, keine Perle an, und verschwand mit seinen Corsikanern noch in derselben Nacht.

Von Smyrna aus kam sein Brief an den Magistrat von Amsterdam, welcher diese eben so eigenthümliche als düstere Geschichte enthüllte.

Reitergefecht.

Von **Wouvermann.**

Majestätisch und furchtbar breitete sich das Lager der Spanier im Jahre 1604 vor dem alten Ostende aus. Ein Tod und Verderben schleudernder Gürtel zogen sich die Schanzen und Laufgräben um die Stadt, und hohe Bewunderung mußte selbst das Herz des Feindes erfüllen, wenn er bedachte, daß die geängstigte Stadt dieser ununterbrochenen Reihe von Kanonen- und Karthaunenmündungen schon drei volle Jahre und drei Monate unerschütterlich getrotzt hatte.

Ostende war ein Steinhaufen, aber die Besatzung sammt der Bürgerschaft schien fest entschlossen, sich lieber unter den Trümmern zu begraben, als den Spaniern, von denen bereits hunderttausend Mann vor den Wällen dieser Seestadt gefallen waren, die Thore zu öffnen.

Ganz Europa hielt auf die Belagerung und auf den genialen Feldherrn der Spanier, den genuesischen Condotterie, Marquis Ambrosio Spinola, unverwandt das Auge gerichtet. Spinola, der sich vom Führer einer Zahl von 9000 Wallonen, die Jedem diente, welcher sie bezahlte, rasch zum Feldherrn Philipps III. aufgeschwungen hatte, fühlte zu klar, daß sein ganzer zukünftiger Feldherrn-Ruhm von der Einnahme Ostende's abhängen werde, und er setzte daher den Niederländern eine Eisenfestigkeit entgegen, die mindestens der ihrigen nicht nachstand. Zugleich wandte er seine ausgezeichnete Verschlagenheit unermüdlich an, um das durch eine Ueberrumpelung, durch List und Verrätherei zu erreichen, was er bisher mit der blanken Waffe nicht hatte ins Werk richten können. Aber kein Verräther wollte erscheinen; der National- und Glaubenshaß der Niederländer gegen ihre spanischen Tyrannen und Henker war so heftig und unbestechlich, daß die holländischen Kriegsleute, welche in die Hände der Spanier fielen, lieber

Digitized by Google

ſtarben, als nur ein Wort ſagten, das geeignet geweſen wäre, die Pläne der Spanier nur um einen Schritt weiter zu fördern.

Faſt verzweifelnd ritt Ambroſio Spinola, vielleicht zum zweitauſendſten Mal, eines Abends durch die Trancheen, um eine Recognoſcirung zu unternehmen, von welcher er ſich heimlich ſeufzend geſtand, daß ſie eben ſo wenig wie alle anderen Erfolg haben werde. Als er mit etwa 20 Mann ſeiner walloniſchen Garde, die, gut verpflegt und richtig bezahlt, Muſter des Gehorſams war, die vorgeſchobenen Zeltreihen und dann die Batterien paſſirte, hörte er von den caſtiliſchen, gelb und ſchwarz gekleideten, Reiterregimentern und von den wilden Maſſen der navarreſiſchen Fußknechte Aeußerungen, die mehr als Murren waren. Sie fluchten auf den vorbeireitenden Feldherrn, ſie verlangten, mit drohenden Bewegungen ihrer langen Musketen und Hellebarden, nach Spanien zurückgeführt zu werden und zwar auf der Stelle.

— Dort winkt reiche Belohnung, Kinder; ſagte der Feldherr, ſehr gütig lächelnd, als einer der Musketiere, die Waffe zum Anſchlage bereit, auf ihn zutrat; Oſtende birgt noch Schätze genug, um Euch reich für alles ausgeſtandene Ungemach zu belohnen!

— Wir werden ſehen! ſagten die Navarreſen, einigermaßen beſchwichtigt. Als Spinola aber fort ritt, da legten ſie wie zur Probe ihre Musketen an, und murmelten grimmig ihr: — Carajo! Italieniſcher Hund! —

Nur mit noch ſchwerer gewordenem Herzen entfernte ſich der Feldherr; denn er wußte nur zu wohl, daß von Madrid aus Alles, aber nur das nicht zu erlangen war, was allein dieſe kampfgewohnte, wilde Soldateska gefügig und zahm machen konnte: — Geld!

Und drüben über den breiten, ſchier mit Waſſer angefüllten, Gräben ſtarrten Oſtende's Wälle noch ebenſo unerſchütterlich und verderbenſprühend, wie am Tage der Eröffnung dieſer furchtbaren Belagerung. Um die Situation Spinola's noch kritiſcher zu machen, waren einige holländiſche Schiffe unter Heemskerk durch die ſpaniſche Blokadeflotte geſchlüpft und in den Hafen gekommen, und der unermüdliche, liſtige Moritz von Oranien führte ein auserleſenes Corps herbei, um ihn zur Aufhebung der Belagerung zu zwingen.

Oraniens Vortrab hatte ſich in der Flanke Spinola's bereits vor zwei Tagen gezeigt, und derſelbe war nur Schritt vor Schritt, tapfer kämpfend, gewichen.

Spinola kam auf den Kampfplatz. Er war unfern einer Windmühle, die an einem Küſtenflüßchen gelegen, auf einem Felſen ſtand, und wegen der eignen Bedürfniſſe des ſpaniſchen Heeres bisher geſchont war. Hier hielt er ſein Roß an, und näherte ſich einem Vorpoſten von baskiſchen Musketieren und Lanzenknechten, welcher nahe der Brücke ſich aufgeſtellt hatte, die zugleich über den ſeichten Bach und zu dem Felſen führte, auf welchem die Mühle lag. Während die Bedeckung von den Wallonen ihre Roſſe in den Bach ritt, um dieſelben zu tränken, muſterte Spinola mit Adlerblicken die äußerſten Vorwerke Oſtende's.

Von dieſer Seite her war die Stadt nur immer eingeſchloſſen, noch nie berannt und beſchoſſen. Ein gewaltiges, kanalartiges Gewäſſer dehnte ſich hier in ſolcher Breite, daß die Anlage der Breſchbatterien zwecklos erſchien, ſelbſt wenn der Graben nicht ſo tief geweſen wäre. Spinola faßte dennoch dieſen Punkt feſt ins Auge. Eben war er im Begriff, abzuſteigen und ſich auf die Windmühle zu begeben, als er oben auf der Gallerie derſelben eine junge, höchſt reizende niederländiſche Bäuerin ſah, die auf ihn und ſeine kriegeriſch glänzenden Begleiter nur

Digitized by Google

einen sehr gleichgiltigen Blick warf, dann aber, die Augen mit der Hand gegen den scheidenden, blendenden Strahl der sinkenden Sonne deckend, unverwandt nach Ostende hinüber spähte.

— Was schaust Du da? rief Spinola verwundert, und sofort kletterte einer der Basken den Felsenhügel hinan, ergriff die Befragte und zog sie, ungeachtet ihres Sträubens, rasch vor den Feldherrn.

Die Niederländerin versuchte frisch und keck zu antworten; aber der geübte Menschenkenner sah sehr bald, daß das Mädchen viel ängstlicher war, als sich aus ihrer Furcht vor den Kriegsleuten rechtfertigen ließ. Er stellte seine Fragen genauer, und das Mädchen, verwirrt stammelnd, versuchte ihr Heil in der Flucht.

Sie ward sofort wieder eingeholt.

— Jetzt aber, Carissima, reden wir ernstlich; sprach Spinola mit seinem finstersten Gesichte, indeß er die bebende Hand der Niederländerin ergriff und ihr drohend in das liebliche Gesicht blickte, welches Schnee statt der Rosenfarbe zeigte.

— Antworte auf der Stelle und sprich die Wahrheit. Was haben Deine Augen drüben auf Ostende's Wällen zu suchen? Steht Ihr Verräther, deren Haus und Mühle ich schonte, die Ihr durch meine Soldaten Nahrung und Geld bisher erwerben durftet, mit diesen ketzerischen Banden drüben in Verbindung? Corpo di Bacco! Madre di Dios! Ich glaube, Ihr gebt drüben Signale, sobald Ihr sehet, daß meine Spanier die Trommeln umstürzen und zu spielen beginnen! Aber gesteh', Mädchen, und Du sollst gut bezahlt werden ... wo nicht, so sollst Du sterben, ungeachtet Deiner Jugend und Schönheit!

Die Niederländerin sank in heftigster Bewegung vor Spinola nieder, und drückte die Hände auf den Busen, als wolle sie verhindern, daß er zerspringe. Die Spanier näherten sich und betrachteten die schöne Ketzerin mitleidig, wagten aber dem Feldherrn gegenüber keine Bitte für sie einzulegen.

— Muß ich denn sterben, sagte sie, kaum noch ihrer Sinne mächtig, so mag's um das arme Müllermädchen geschehen sein — ich sterbe für ihn; aber er wenigstens ist gerettet!

— Was murmelte das Mädchen jetzt? fragte Spinola, indeß er sich aus seiner vorgebeugten Stellung aufrichtete, und seine Umgebung ansah.

Ein Wallone übersetzte die Antwort. — Er ist gerettet? wiederholte Spinola sinnend. Also täuschte ich mich dennoch nicht! Bewacht dies Mädchen, Navarresen; dies scheint eine Begebenheit von der Art zu sein, an welche sich wichtige Folgen knüpfen. Zwei Mann verfügen sich auf die Mühle, entfernen jede menschliche Seele, die sich darin befindet, und halten genau jenen Punkt, — merkt Euch — jenen Punkt drüben im Auge.

Kaum hatten die Schützen ihren Standpunkt eingenommen, da schrie der eine schon:

— Capitano! Ich sehe Etwas im Kanale sich bewegen; ich kann nicht unterscheiden, ob's ein Boot ist, oder ein großer Seehund, der den Kopf aus dem Wasser steckt!

Allgemeines Gelächter folgte. Dann ertönte Spinola's Commando; die Reiter sprengten vor, an der Brücke fort, kamen an den Kanal und bemächtigten sich eines jungen schlanken Burschen, eben als derselbe, triefend von dem Schlammwasser, ans Land stieg.

Spinola vergaß seine ganze angelernte Grandezza; er war in diesem Augenblicke ganz

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Italiener: er jauchzte laut auf, und rief in seiner Muttersprache, als der Niederländer mit dem Schwert an der Seite vor ihm stand:

— Zu Fuß, mein Bursche? Du marschirst geradeswegs von Ostende durch den Kanal? Durch den Kanal, den ich zwanzigmal messen ließ, um zu erfahren, daß er sechzehn Fuß tief ist? Ich würde Dich umarmen, wärst Du weniger triefend ... Spanier, ich sag's Euch, Ostende ist morgen in dieser meiner Hand!

Und stolz streckte er die mit dem prachtvollen Stulphandschuhe von Toledo bekleidete Rechte empor.

Der Jüngling, der Geliebte der Müllerin, welche halbohnmächtig dieser Scene zuschaute, war nicht so schwierig wie diese. Er bedung sich Sicherheit für sich und seine Geliebte aus, und gestand, daß eben an dem Platze, welchen er überschritten habe, sich ein schmaler Damm befinde, welcher den Kanal durchschneide, daß durch die Ueberschwemmung jedoch derselbe unter Wasser gekommen sei ...

Spinola bestieg hierauf sein Roß, um sofort seine Dispositionen zum Angriff auf Ostende zu machen.

Indeß dieß neben der Brücke verhandelt wurde, erscholl plötzlich donnernder Hufschlag, und von der Seite her kamen niederländische Reiter; sie sprengten unter dem weitgewölbten Brückenbogen hervor und machten mit Schwert und Faustrohr und Muskete einen wüthenden Angriff auf Spinola und seine Wallonen und Navarresen. In einem Augenblicke wälzten sich zwei Spanier getroffen am Boden; und immer nach rückten unter dem Geschrei: Oranien boven! neue Gesichter, durch den Pulverdampf sichtbar, auf schnaubenden Rossen vorwärts und hieben die Wallonen nieder.

— Rettet den Feldherrn! schrien die Wallonen und sprengten vor, um Spinola mit ihren Klingen und Körpern zu schützen.

— Wo ist dieser spanische Mörder? rief eine prächtige, vibrirende Stimme durch den Tumult. Und auf einem wunderschönen Schimmel sprengte ein Reiter auf Spinola zu und feuerte sein Pistol ab. Spinola ließ geschickt sein Pferd sich bäumen; in die Brust getroffen sank der schwarze, andalusische Hengst zusammen. Zugleich zückte der Niederländer in mächtigem Hiebe sein Schwert. Aber der spanische Feldherr, gewandt wie vielleicht keiner seiner Reiter, zog den Fuß aus dem Bügel, ergriff das Pistol und schlug an.

— Moritz Oranien ists selbst! schrien die Navarresen, indeß sie mit den Piken auf den Schimmelreiter eindrangen. Heute kein Quartier! — Macht ihn nieder, Cameraden!

Oranien! — Das Wort traf den großen spanischen Capitano blitzähnlich. Das war sein nicht minder großer Gegner — zwei der ersten Feldherren ihres Jahrhunderts standen sich persönlich fechtend gegenüber. Der Schuß, welchen Spinola à bout portant auf den Prinzen abfeuerte, ging fehl ... Oranien war durch Nennung seines Namens gerettet und Spinola sprang vorwärts, ergriff ein reiterloses Pferd und dachte an den Rückzug aus diesem mörderischen Engagement.

Inzwischen waren die niederländischen Fußgänger herangekommen und nahmen den Kampf mit den Navarresen auf. Die Spanier flohen auf die Mühle, und keine zehn Minuten, so war

Digitized by Google

das Gebäude von den Schüssen in Flammen. Man schlug sich jetzt allenthalben, unter der Brücke, neben beiden Seiten und oben auf der brennenden Mühle, im Bache, jenseits desselben.

Sogar der Niederländer, dessen Geliebte schon Anfangs die Flucht genommen hatte, focht um seine Freiheit mit dem Navarresen, der ihn festzuhalten Befehl empfangen hatte. Obgleich waffenlos, überwältigte er denselben, bemächtigte sich seiner guten Klinge wieder im seichten Gewässer des Bachs, und hieb ihn zusammen, dann floh er ebenfalls.

Heranrückende spanische Regimenter machten dem Gefechte ein Ende. Oranien verließ mit seinen Reitern, die jeder hinter sich einen Fußgänger mit aufs Pferd nahmen, den Kampfplatz im Galopp. Er hatte einen jener kühnen Handstreiche ausgeführt, die ihn dem Feinde so furchtbar machten; er hatte recognoscirt und geschlagen, und fast hätte er seine Absicht erreicht und Ambrosio Spinola gefangen genommen.

Der Schrecken der Spanier über diese Kühnheit wich bald der hellen Begeisterung, als die Nachricht von der Furt durch die breiten Graben sich verbreitete. Mit wahrem Feuereifer warf die Infanterie Schanzen im Rücken des Lagers auf, um sich gegen eine abermalige Ueberraschung durch Moritz zu sichern. Als er in der folgenden Nacht einen geordneten Angriff wagte, ward er mit Verlust zurückgetrieben.

Spinola aber ließ seine entschlossensten Regimenter auf dem mit Wasser bedeckten Damm vorrücken — die erstarrten Ostender sahen sich von dieser Seite der Stadt verloren und — die Stadt war in Spinola's Gewalt.

Sein Ruhm schallte durch ganz Europa, als die Kunde sich verbreitete, Spaniens Flagge wehe über Ostende's Steinhaufen.

Die Rechtsverhandlung.

Von Christoph Pauditz.

Es war im Sommer 1648 noch in den frühen Morgenstunden, da tönte schon die silberne Schelle des hochwürdigsten Herrn und Gebieters durch den prächtigen bischöflichen Palast zu Freising. Dies war das Zeichen, daß der Bischof seinen schönsten Pagen, Stellio Viccanelli, einen armen lombardischen Edelknaben, erwartete, welcher ihm vorlesen und seine Befehle an die übrige Dienerschaft abgeben mußte.

Stellio, im braunen Sammtwamms mit weißen Seidenpuffen, den zierlich gefalteten flandrischen Spitzenkragen um den blüthenweißen Hals, flog durch die langen, getäfelten Gänge in das Zimmer, welches die Zelle des Bischofs hieß. Dies war jedenfalls ein sehr bescheidener Name. Das Cabinet des Hochwürdigsten war wahrhaft prächtig. Die Wände wurden von Meisterwerken der Malerei decorirt; ausländische Pflanzen strömten ihren Duft aus und zwischen den Blättern und Blüthen standen auf vergoldeten Sockeln von schwarzem Marmor Büsten und Miniaturstatuen berühmter Männer oder Copien von werthvollen antiken Sculpturen. Das Einzige, was auf die geistliche Würde des Gebieters hindeutete, war ein Bild, welches den Heiland zeigte, wie er die Wechsler und Krämer aus dem Tempel trieb. Dies Gemälde, gegenwärtig

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

die Zierde des Altars im Freisinger Dome, war von dem kunstreichen Pinsel Christoph Paudiß's, des Hofmalers des Bischofs. Vor diesem Bilde brannten zwei kurze, aber armdicke Kerzen und zwischen beiden stand ein sehr kleines, massivgoldenes Crucifix von spanischer Arbeit.

Clamor Chrysostomus Bernwardus, der Gebieter selbst, saß in einem großen, schwerverzierten Lehnstuhle, an dessen hoher Lehne oben über dem Haupte des Würdenträgers das bischöfliche Wappen, farbig gestickt, prangte.

Der Bischof war eine imponirende Gestalt; er mochte sechs und vierzig Jahre alt sein, war breitschultrig, wohlgebaut und hatte selbst jetzt im Sitzen eine ritterliche Haltung. Seine Hände waren vorzüglich schön und mit Ringen von St. Peter geschmückt. Der Ausdruck seines Gesichts von feiner, weißer Farbe war vornehm, fast stolz; jetzt, da er sein Käpplein tief in die Stirn geschoben, die dunkeln Brauen gerunzelt und den Blick fest auf den Boden gerichtet hatte, finster und unzugänglich. Die Miene, womit er von Zeit zu Zeit seine delicate Hand auf sein seidenes Ordenskleid und gerade dahin legte, wo unter dem weißen Kreuze sein Herz schlug, bezeugte, ein inneres Weh habe sich seiner bemächtigt.

Stellio trat mit einer tiefen Verbeugung ein.

— Mein Sohn, sagte der Bischof, dem Kinde das glänzendschwarze Haar streichelnd, welches schon nach Klosterart verschnitten war, ich habe eine schlimme Nacht gehabt; ich fühle mich ermattet und elend ...

— Ich werde den Doctor Reinhardus rufen! erwiderte Stellio mit leuchtenden Augen, indeß er den Befehl zu errathen glaubte, noch ehe er von dem Herrn ausgesprochen war.

Der Bischof schüttelte den Kopf.

— Meinen Maler, den Meister Christoffler Paudiß, will ich sehen! bemerkte Bernwardus.

Der Page verschwand.

Nach wenigen Minuten erschien der Künstler vor seinem Herrn und Freunde. Christoph Paudiß, oder wie er sich auch zuweilen nannte, Paudiß, ein Niedersachse von Geburt, war genau wie die alten Künstler Deutschlands in unseren Vorstellungen leben: eine schlanke, fast hagere Gestalt im schönen Mannesalter, mit hellbraunem Haar und blondröthlichem Bart; in dunkler, talarartiger Kleidung mit Pelz verbrämt; mit schöner, ernster gedankenreicher Miene, die aber ein nicht geringes Selbstbewußtsein, einen lebendigen Künstlerstolz ausdrückte. Sein erster Blick fiel auf sein Gemälde und seine Augen erheiterten sich sichtlich. Christoph Paudiß grüßte den Bischof mit ehrerbietiger Vertraulichkeit.

Bernwardus lud ihn ein, sich zu setzen, und fing nach einer Pause sehr niedergeschlagen an:

— Meister, oft schon hat mich Deine Kunst ergötzt und mir meine schönen Stunden noch mehr verherrlicht. Jetzt bitte ich Dich selbst, mir eine der bittersten Stunden meines Lebens ertragen zu helfen.

Der Bischof sah bei diesen Worten so bekümmert aus, daß der Maler voll Unruhe aufstand und sich ihm näherte, indeß er seine Bereitwilligkeit aussprach, dem geliebten Herrn mit allen seinen Kräften zu dienen.

— Höre mich an, sagte der geistliche Würdenträger, aber bewahre mein Geheimniß bis zum Tode. Ich bin von dunkler Herkunft; als ein Findelkind wurde ich im Hause des Freiherrn von Spiegelberg erzogen. Nicht für die Kutte, welche mich heute umschließt, war ich be-

Digitized by Google

stimmt. Ritterliche, adlige Uebungen füllten meine Jugendzeit aus. Aber als mein Körper Festigkeit und Ausbildung erlangt hatte, als ich in meinem Aeußern die unverkennbaren Merkmale der Erziehung eines Mannes von Stande zeigte, da überwies mir mein edler Pflegevater und Freund die weltlichen Wissenschaften als meinen künftigen Beruf, indeß er mich auf meine Talente und auf die Erfolge hinwies, die ich auf dieser Bahn zu erringen im Stande sei. Ich gehorchte mit Beschämung, denn ich sah nur zu wohl, daß der Freiherr mir nur deßhalb diese Bahn vorzeichnete, weil eben meine unbekannte Herkunft ihm nicht erlaubte, mir eine meiner Erziehung gemäße Laufbahn in der Armee oder an einem der katholischen Höfe von Deutschland zu eröffnen. Ich ward, während die deutsche Jugend sammt Dänen, Schweden und Franzosen auf fast jedem Flecke des vaterländischen Bodens kämpfte und sich Lorbeern erwarb, verurtheilt, in Prag, Bologna und Paris Juristerei zu studiren. Mein Fleiß hatte glänzenden Erfolg. Ich kam nach München und meine Kenntnisse eröffneten mir, was die Geburt mir versagt hatte: den Verkehr mit Fürsten und Großen; ich übernahm für den Kurfürsten in München diplomatische Unterhandlungen und bald meinte ich mich auf dem geradesten Wege zu finden, der endlich meinen Namen denjenigen der berühmten Staatsmänner anreihen sollte. Bald meinte ich hoch genug mich emporgeschwungen zu haben, um die Hand nach einem Kleinode auszustrecken, dessen Erlangung mir das höchste Ziel meines Lebens war, dem alles Andere nur als Mittel diente. —

Der Bischof erhob sich in tiefer Bewegung, zog rasch und mit dem Anstande eines Kaisers seine Robe fester um die Taille und fuhr erst nach längerem Schweigen fort, während Pauditz in großer Aufregung der weiteren Eröffnung harrte.

— Der Freiherr besaß eine einzige Tochter, zugleich, weil die meisten seiner Besitzungen Weiberlehen waren, die Erbin seiner Güter, seines Ranges und Titels. Sie hieß Valentine. Mit ihr durchwandelte ich das Zauberland der Kindheit; sie war meine Liebe, so lange ich denken kann; sie flößte mir zu der Zeit, wenn die Geschlechter sich scheiden, nachdem sie sich erkannt haben, eine Leidenschaft ein, die nur der ihrigen für mich gleich kam. Dies unglückliche Verhältniß ward von uns, sobald wir uns unserer Liebe bewußt wurden, mit einem die Reize desselben erhöhenden, undurchdringlichen Schleier umgeben, so daß selbst der Freiherr nicht ahnte, wie hoch sein armer Schützling die Augen zu erheben gewagt. Nur dann erst wollte ich hervortreten, wenn ich, Rang und Ehre auf mein Haupt gehäuft, als vollgiltiger Mann vor den Freiherrn hintreten konnte. — Eben in dieser Zeit sollte Valentine an den bairischen Kammerherrn von Dettenbach vermählt werden. Dieser Umstand entriß mir, dem Freiherrn gegenüber, das Geständniß meiner Liebe. Er verließ mich sprachlos, tief erschüttert. Zehn Minuten später gaben mir zwei Zeilen von ihm die Nachricht: daß ich der illegitime Sohn des Freiherrn, kein Fremder, sondern Valentinen durch die Bande des Bluts verbunden war. Er fügte hinzu, dies möge seiner Tochter, um die Ruhe ihrer Seele nicht auf ewig grausam zu zerstören, für immer ein Geheimniß bleiben. Ich ward krank, irrsinnig. Als ich erwachte, schützte ich Valentinen gegenüber ein in meiner Krankheit gegebenes Gelübde vor und ging in's Kloster. Die Geliebte ward endlich durch die Bitten ihres sterbenden Vaters vermocht, sich mit von Dettenbach zu vermählen. — Ihr Herz aber gehörte mir an, sonst, jetzt und immerdar. Dettenbach fiel in Böhmen für den Kaiser. Kaum war Valentine frei, als sie, obwohl zum gereiften Weibe ge-

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Franz Snyders pinx. J. Heawood sculp.

The Bear Hunt. Die Bärenhatze

Digitized by Google

Digitized by Google

worden, mit jugendlicher Leidenschaft Alles aufbot, um mich meinen Banden ebenfalls zu entreißen. Ich hatte rasch meinen Weg gemacht; ich stehe nahe am Fuße vor Sanct Peters Sitz; dennoch bin ich schwach genug gewesen, Alles, Alles zu vergessen und ihren Bitten, gleich als wäre ich wieder irrsinnig, Gehör zu geben. — Valentine ist hier in Freising. Ich habe ihr zugesagt, in die Welt zurückzukehren, die Mitra fortzuschleudern und sollte ich drüber Protestant werden müssen. — Ich habe das unselige Geheimniß ihr nicht zu entdecken vermocht, noch mehr, ich habe gelobt, sie zu heirathen — und heute, heute noch sollte dies Verbrechen vollzogen werden. — Ich habe gekämpft, gebetet; jetzt aber bin ich wieder, obgleich im Herzen todt, ein Mann, ein Priester, ein Bischof geworden; aber dennoch bin ich zu schwach, Valentinen ins Auge zu sehen und selbst ihr den Todesstoß zu versetzen. — Meister Christoph, Dir habe ich diese traurige Pflicht auferlegt. Geh zu dem großen Gasthofe, nimm diesen Ring zur Beglaubigung und sage ihr, was Du hörtest und was Du siehst, daß ich wahnsinnig, gemordet sei ... Alles was Du willst; aber daß ich kein Verbrecher, sondern Bischof zu Freising sein werde!

Der geistliche Fürst zog, leichenblaß geworden, seinen Ring ab, gab ihn dem Maler, versuchte es vergebens, bei seinen letzten Worten sich eine entschlossene Haltung zu geben, ging aber dann, wankenden Trittes, rasch aus dem Cabinet.

Der ehrliche Maler setzte sich nach langem Sinnen zögernd in Bewegung, überdachte mit schwerem Herzen seine Botschaft und ging dann nach dem „großen Adler". Die Diener wollten ihn, versichernd, daß die Herrin höchst wichtig beschäftigt sei, abweisen. Er sagte aber: Ich komme von dem hochwürdigsten Bischofe! und die Flügelthüren wurden sofort geöffnet.

Der Saal war leer. Langsam nur ging er zu einem Cabinet, von wo ihm die Stimme einer Dame erklang. Die Thüre war halb geöffnet.

Er sah die edle Frau, im prächtigsten Costüme, mit Haube uud Schleier angethan, das schöne blonde Haar reich mit Perlenschnuren und Diamanten geschmückt, an einem Tisch vor seinem Freunde Justus Eccerus, dem juristischen Rathe des Bischofs, sitzen, welcher, das Schreibzeug vor sich, die Feder in der Hand, mit staunender, gespanntester Aufmerksamkeit ihre Eröffnung anhörte.

— Schreibt, Meister Eccerus, sagte Valentine, indeß ihr Blick schwärmerischer, das feine Colorit ihrer Wangen lebhafter wurde, Alles, was ich besitze, soll Eigenthum des Mannes sein, welchen ich heute heirathen werde ...

— Aber wer? gnädige Frau ... dies ist nothwendig ...

— Ihr werdet's schon erfahren, Doctor! Meldet ferner dem Herrn Kurfürsten und der Majestät meines gnädigsten Kaisers, daß ich, eine reichsunmittelbare Freifrau, falls man Genehmigung meiner Heirath nicht verwillige, mich protestantisch machen und als Protestantin mich unter sächsische Oberhoheit stellen und auf dem Friedenscongreß in Münster und Osnabrück meine Rechte mir sichern werde.

— Dies erschreckt mich mehr, als ich sagen kann! murmelte Eccerus. Gnädige Frau, Sie bedürfen dergleichen Schritte nicht, wenn Sie nicht etwa einem Landesverräther und Geächteten sich vermählen wollen ...

— Höret, Doctor Justus ... stockte Valentine ... Es ist Niemand anders, als Bernward, Bischof von Freising ... Begreift Ihr jetzt? —

Digitized by Google

Christoph Paudiz wollte das Wort durch sein rasches Eintreten abschneiden; es war schon ausgesprochen. Eccerus stand bestürzt und gänzlich außer Fassung auf, ließ seine Papiere zurück, schlug die Hände in einander und entfernte sich schleunigst, um zu solchem Beginnen wenigstens nicht behülflich gewesen zu sein.

Der Maler trat Valentinen näher. Er blieb volle zwei Stunden in ihrem Cabinet. Als er sie verließ, war sie ohnmächtig.

Valentine reisete noch an demselben Tage ab, vermachte ihr Vermögen der Kirche, gab ihre Lehen ihren Anverwandten und dem Kaiser zurück und trat in ein Kloster der Ursulinerinnen in Innerösterreich.

Bernwardus blieb lange für Jeden, außer für seine nächste Umgebung, unsichtbar. Dann ließ er Paudiz rufen.

— Du hast sie gesehen? fragte er düster.

— Ja, hochwürdigster Herr.

— Male mir ihr Bild, damit ich noch einen Trost besitze.

Paudiz malte die letzte Scene des Glückes der Welt, welche Valentinen beschieden war, diejenige, von welcher er Zeuge gewesen. Es zeigt eine edle Auffassung, ein Helldunkel, welches an den Lehrer Paudizens, an Rembrandt erinnert, und eine Wahrheit der Darstellung, welche täuschend, aber darum doch nicht ängstlich gehalten ist. —

Dieser deutsche Künstler hat höchst geschätzte Werke in den ansehnlichsten Gallerien. Er starb 1666, aus gekränktem Künstler-Ehrgeiz. Er malte mit Franz Rosenhof, auch Roster genannt, ein Bild um die Wette, wie der Wolf ein Lamm zerreißt, was den Fuchs lockt, zur Mahlzeit heranzuschleichen, und ward von seinem Gegner überwunden. Christoph Paudiz war übrigens ein guter Thiermaler.

Gerard Dow.

Von ihm selbst.

Das Menuet.

Wir treten in das Atelier des Meisters Gerard Dow zu Leyden. Dasselbe bietet einen bewunderungswürdigen Anblick dar. Im Gegensatze zu den Werkstätten eines Rembrandt und Teniers, wo die verschiedenen Gegenstände und Geräthschaften in großer, fast zu genialer Unordnung umher lagen und standen, herrschte hier eine Ordnung und eine Sauberkeit, die sich vom Großen bis auf das Geringste herab erstreckte. Die Meubles, die Staffeleien waren malerisch gruppirt; mit ausgezeichnetster Sorgfalt war jedem Geräthe der entsprechendste Platz angewiesen. Die sinnreichsten Vorkehrungen waren getroffen, um von den kleinen, auf den Staffeleien befindlichen Gemälden, diesen fast immer vollendet reinen Perlen, den Staub abzuhalten, welcher die zierlichsten Arbeiten vor allen andern Feinden leicht hätte verderben können. Höchst symmetrisch und ihren Lichteffecten durchaus angemessen waren die Gemälde an den tapetenbekleideten

Digitized by Google

Mauern angebracht. Den Faltenwurf der künstlich gewirkten Fenstervorhänge hatte eine höchst kundige Hand so vorzüglich geordnet, daß an demselben Studien über den Fall der Gewänder hätten angestellt werden können.

Der Meister selbst war nicht anwesend. Seine Staffelei von Mahagoniholz, mit Elfenbein reich verziert, war mit einem Teppich zur Hälfte verhangen. An der Wand aber hing sein prächtiger Sammethut, sein Staatsdegen mit einer in Gold und Silber gestickten Kuppel, und neben diesem eine Geige mit dem Bogen, die sich durch ihre höchst gefällige Form, durch den goldartigen Glanz, durch die eigenthümlich geschnittenen Eff-Löcher als eines jener berühmten Instrumente auswies, die aus der Werkstatt der Italiener Amati zu Cremona hervorgegangen waren. Gerard Dow, einer der vorzüglichsten Maler, war nämlich ein Meister in der Kunst, Geige zu spielen, welches Instrument, seiner schwierigen Behandlung wegen, damals die Viola di Gamba und das ernste Theorbium noch nicht völlig durch seine himmlischen Töne hatte verdrängen können.

Außer der Staffelei des Meisters befanden sich noch zwei andere in dem Atelier. Vor jeder derselben saß ein junger Mann und malte. Diese beiden Jünglinge waren die talentreichen Schüler Dows: Franz van Mieris und Gabriel Metzu.

Gabriel Metzu war eine zierliche, schöne Gestalt mit einem ziemlich langen, äußerst gemüthlichen Antlitze, das von prächtigen langen Locken umgeben war. Er hatte seine gespanteste Aufmerksamkeit der Arbeit zugewandt und schien die Absicht zu haben, sein fast fertiges Gemälde vor dem herannahenden Einbruche der Abenddämmerung zu vollenden. Metzu wahr sehr sauber gekleidet; er hatte auf seine Toilette dieselbe Aufmersamkeit verwandt, welche er, nach dem Beispiele des Meisters, seinen Gemälden widmete.

Franz van Mieris dagegen sah ziemlich unordentlich aus. Von der gehaltenen Ruhe in Gabriel Metzu's Zügen war bei ihm keine Spur zu finden. Sein schönes Auge blickte unstät und leidenschaftlich; er wühlte, gleich als quäle ihn im Innern Etwas, in seinem buschigten Haar; er malte nur einige Minuten, dann brach er ab, lehnte sich unthätig zurück und seufzte und murmelte unverständliche Worte zwischen den Zähnen. Endlich sprang er auf, warf Pinsel und Palette zur Seite und durchmaß das Atelier mit großen Schritten.

— Aber was hast du denn nur eigentlich? fragte Metzu, sich umwendend. Kannst Du keinen Augenblick ruhig sein? Ist's nicht, als ob Dich ein böser Zauber bei der Arbeit quäle und Dich nach den Schenken triebe, wo Deine andern, leichtsinnigen Freunde Dich erwarten?

— Gabriel; erwiderte Mieris, welcher schon damals sein ungeregeltes, ausschweifendes Leben zu führen begonnen hatte, wodurch er sich frühzeitig den Tod gab; Gabriel, ja mich quält's im Herzen; aber Du irrst Dich sehr, wenn Du meinst, daß ich mich nach Karten und gefüllten Weingläsern sehne. O, wäre es nur das! Aber ich sage Dir, mein Leiden wird mich noch tödten, wie es mich fast meines Verstandes beraubt.

Bei diesen Worten richtete er einen unbeschreiblichen Blick auf ein an der Wand hängendes Gemälde. Dasselbe stellte ein von Dows Meisterhand gemaltes Frauenbild in allem Reize der Jugend dar, eine blondlockige, rosenwangige Niederländerin ... es war Brigitta, die jugendliche Gattin des Malers, welche an Schönheit mit der aufblühenden Tochter desselben aus seiner ersten Ehe wetteiferte. Mieris schien sein Auge von diesem Bilde nicht wieder abwenden zu

Digitized by Google

können. Metzu folgte der Richtung seines Blickes mit den Augen; erzuckte, traurig werdend, die Achseln und versank in Nachdenken.

Da ließ sich draußen eine frisch klingende Frauenstimme hören. Mieris fuhr auf, griff eiligst nach seinem Hute, nahm seinen Mantel und eilte hinaus auf den halbdunklen Corridor. Die Frau seines Lehrers stand vor ihm.

Erschrocken wollte Brigitta vor dem Jünglinge zurücktreten; er aber ergriff kühn ihre Hand und zog sie an sein Herz. Brigitta, eine schlanke und dennoch üppige Gestalt, schöner noch als ihr Bildniß es hatte ahnen lassen, wehrte ihn zuerst ab, indeß ihre Züge ängstlich wurden; dann aber lächelte sie auf unbeschreiblich reizende, aber traurige Weise.

— Geht, van Mieris; flüsterte sie. Nur heute bleibt mir fern. Ich fühle heute mehr als je, was ich meinem Herrn, dem Meister Gerard, schuldig, und wie sehr ich strafbar bin, daß ich meine Blicke von ihm abwenden und nur eine Minute lang an Euch denken konnte. Heute ist der Jahrestag meiner Vermählung; um diese Stunde begaben wir, der Meister und ich, uns zur Kirche, um uns auf ewig verbinden zu lassen ... Fort von mir, Mieris! Ich liebe Euch, ich gestehe es frei; aber noch ist meine innige Zuneigung zu meinem Gemahle nicht erloschen; sie ist lebendiger geworden, als je. Von heute an verfolgt mich nicht mehr mit Euren Blicken und meidet mich. Holland hat der Frauen und Mädchen genug, um Euch eine Liebe zu geben die Ihr von mir nicht zu erwarten habt.

Van Mieris fiel vor der Schönen nieder.

— O, belügt und täuscht Euch doch nicht selbst! flüsterte er höchst aufgeregt. Macht Euch und mich nicht elend. Heute, ja heute oder nie ist der Tag, an welchem sich unser Geschick entscheidet. Heute ist das Band geknüpft, welches Euch von mir trennt, heute auch muß es aufgelöst werden, oder ich werde mir zu Euren Füßen den Tod geben!

— Was wollt Ihr sagen, Franz?! fragte Frau Brigitta stammelnd und an allen Gliedern zitternd.

— Ich will sagen, daß Du meine Hand ergreifst und mit mir diesem Hause, dieser Stadt, diesem Lande entfliehst, um unter Italiens lachendem Himmel die Meinige zu werden! erwiderte Mieris, von seiner Verblendung völlig hingerissen. Nach zwei Stunden scheide ich, dann ist Alles zur Flucht bereit; dann werde ich erscheinen, um Dir ewig anzugehören, um Dein Loos, o Geliebte, auf immer an das meinige zu fesseln ...

Während Frau Brigitta erstarrt kein Wort finden konnte, öffnete sich fern die Thür des Hauses. Brigitta entfloh und Mieris sprang empor.

Gabriel Metzu aber schloß leise die Thür des Ateliers und flüsterte, als er Gerard Dow selbst ins Haus hatte kommen gesehen:

— Armer, sanftmüthiger, liebevoller Meister! Wie kann ich Dein Verderben abwenden? Ich werde Dir entdecken, was man an Dir zu verschulden beabsichtigt ...

Da trat Dow in das Atelier. Er war ein Fünfziger, mit einem heitern, von kurzem Barte gezierten Künstlergesichte. Nur leicht hatten die Jahre das Braun seiner langen Locken gebleicht. Dow, mit der zwanglosesten, edelsten Haltung von der Welt, war noch immer ein schöner Mann; sein Gesicht namentlich hatte einen unbeschreiblich fesselnden Ausdruck. Dow

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

beſichtigte mit Zufriedenheit die Arbeiten ſeiner beiden Schüler, dann erhob er ſich und klopfte Metzu freundlich auf die Schulter.

Gabriel ſuchte eben nach einem Eingange, um die inhaltsſchwere Kunde dem Meiſter anzubringen; da trat Mieris wieder ins Gemach, und ſchnitt durch ſein Erſcheinen jede Erklärung ab.

— Geht, Kinder, ſagte Dow ſanft lächelnd, und nehmt dieſe fünf Goldſtücke, um Euch im Kreiſe Eurer jungen Freunde einen fröhlichen Abend zu machen. Heute Abend will ich mit meiner Hausfrau allein ſein, um mich an die vergangene Zeit zu erinnern. Ihr aber trinkt auf unſere Geſundheit, laßt die Kunſt hoch leben; aber Du, Franz, ſorge, daß Du nicht, wie gewöhnlich, des Guten zu viel thuſt!

Mieris blickte faſt finſter vor ſich hin. Metzu aber ſchien etwas erleichtert. Frau Brigitta ward von ihrem Gatten heute Abend bewacht und er gab ſich das Verſprechen, Franz van Mieris auf keine Secunde zu verlaſſen und ſeine ganze Beredtſamkeit aufzuwenden, um ihn von ſeinem Vorhaben abzubringen und ihm andere Gedanken einzuflößen.

Die Schüler ſchüttelten Dows Hand, verſchlangen ihre Arme und gingen aus dem Atelier und zum Hauſe hinaus auf die Straße. Als ſie draußen waren, blickte Mieris zum erſten Stockwerk hinauf. Brigittens ſchöner Kopf ward ſichtbar. Mieris legte mit einem ſprechenden Blicke die Hand auf's Herz und dann an ſeinen Degen und flüſterte:

— Dieſes Schwert findet den Weg durch meine Bruſt, wenn Du grauſam gegen mich ſein wirſt!

Brigitta ſchien die Bewegung vollkommen verſtanden zu haben; denn ſie erhob beide Hände und eilte vom Fenſter fort.

Jetzt nahm ſich Metzu ein Herz und begann dem Freunde Vorſtellungen zu machen. Aber Mieris im erſten Augenblicke ſehr betroffen, war viel zu gewandt, als daß er den grundehrlichen, gutmüthigen Gabriel nicht überliſtet hätte.

— Du haſt gelauſcht; ſagte er, mit ſeinem gewöhnlichen leichtſinnigen, faſt leichtfertigen Tone. Was willſt Du? Biſt Du einfältig, Gabriel? Kennſt Du Franz van Mieris nicht, der mit dem Teufel Komödie ſpielen würde, wenn er Langeweile empfindet? Ich verſichere Dich, dieſe Komödie mit Frau Brigitta iſt eine koſtbare Erfindung von mir; ich wäre ſonſt in dem Kloſter des Meiſter Dow, in dieſen geleckten, geſchniegelten Räumen ſchon lange vor Ueberdruß geſtorben . . .

— Du fühlteſt alſo nicht, wie Du ſpracheſt? fragte Metzu, der nicht zu wiſſen ſchien, was er denken ſollte.

— Gott behüte mich! Außerdem weißt Du ja, Gabriel, habe ich bereits in der ſchwarzäugigen Barbara eine Geliebte, die mein ganzes Herz erfüllt.

— Aber Frau Brigitta? Franz, es iſt ſehr unverantwortlich, die Ruhe dieſer edlen Dame zu ſtören.

Mieris lachte hell auf.

— Ei, ſie meint's ſo wenig ernſtlich, als ich! rief er. Aber auch ſie, die, während wir Beiden und der Meiſter pinſeln, mutterſeelenallein in ihrem Stübchen ſitzen und mit ihrem Papagei ſpielen muß, bedarf irgend einer Zerſtreuung. Du wirſt geſtehen, heute Abend wäre unſre Unterhaltung faſt pikant geworden.

Digitized by Google

Metzu zuckte die Achseln. Er war richtig irre geworden.

— Du denkst also nicht daran, mit Frau Brigitta nach Italien zu entfliehen? fragte er, um sich vollständig zu überzeugen.

— Warum nicht gar! antwortete Mieris. Wir werden heute Abend zechen, spielen und singen. Gottlob, daß wir den Hafen unseres Gasthauses „zur bunten Palette" erreicht haben. Jetzt fühle ich mich wieder in meinem Elemente.

Wirklich machte Mieris keine Anstalt, sich aus dem Kreise der lebenslustigen Freunde, welcher die beiden Maler aufnahm, zu entfernen. Metzu ward sicher, die Becher kreiseten und bald hatte Freund Gabriel, vom Weine befangen, Alles außer der Lust des Augenblickes vergessen. Er bemerkte es kaum, das Mieris schon seit einiger Zeit verschwunden war.

Franz eilte geradeswegs nach Dows Wohnung. Er näherte sich dem parkähnlichen Garten, an welchen sich das Haus anschloß, und schlich durch die dunkeln Gebüsche unter das hell erleuchtete Fenster in Brigittens Wohnung. Hier klatschte er zweimal heftig in die Hände.

Das Fenster oben öffnete sich und Dow sah spähend in die Nacht hinaus, zog aber, da er Niemand bemerkte, das Fenster ruhig wieder zu und nahm an Brigittens Seite Platz.

Die schöne Frau aber, bleich, fassungslos, schien im Herzen bittere Qualen zu empfinden. Sie liebte den jungen Maler. Düstre Bilder, die ihr den Jüngling blutend zeigten, sterbend, stiegen vor ihr auf . . . Sie hörte das Klatschen und war fest überzeugt, daß dasselbe von van Mieris ausging, welcher ihrer harrte. Sie bezwang ihre Angst nur mit Mühe. Sie kämpfte einige Minuten mit sich; dann aber wars entschieden: sie mußte ihn beruhigen, ihn beschwören, seine finstern Vorsätze aufzugeben; sie mußte sich versichern, daß er, von seiner Leidenschaft hingerissen, nicht eine That beging, die er in seinem heftigen Temperamente nur zu leicht beschließen und ausführen konnte.

Brigitta nahm einen Vorwand und verließ den arglosen Meister, um mit der Schnelligkeit des gejagten Rehes hinunter in den Garten zu eilen.

Franz van Mieris empfing die Geängstigte und schloß sie, alle Schüchternheit bei Seite setzend, inbrünstig in seine Arme, von denen sich Brigitta vergebens loszumachen strebte. Mieris bat, er flehte, er beschwor sie so hinreißend, daß Brigitta, statt ihm ernst entgegen zu treten und ihn mit Würde zu ermahnen, seinen Bitten nur Thränen entgegen stellen konnte. Eine Frau aber, die weint, ist im Begriff, allen Widerstand aufzugeben. So war's auch hier.

Brigitta's Besonnenheit umnebelte sich. Sie schauderte schon nicht mehr zurück, als sie an der benachbarten Straßenecke das Stampfen der Rosse vor der Kutsche hörte, welche bestimmt war, sie sammt dem Jünglinge von dannen zu führen. Sie erlag den verführerischen, berauschenden Liebkosungen des Ungestümen und — jetzt machte sie, zwar bebend wie eine Espe im Abendwinde, aber dennoch entschlossen, an der Hand von Franz van Mieris die ersten Schritte, um sich aus dem Garten zu entfernen . . . Die Flucht des verrätherischen Paares hatte begonnen.

An der Gartenpforte blieb Brigitta nur mit Mühe athmend, stehen und warf einen verlornen Blick auf das Haus ihres Gatten . . . Plötzlich zuckte sie, wie tief im Herzen von einer gewaltigen Macht berührt, zusammen.

Der glückliche Gerard Dow hatte seine getreue Amati-Geige geholt, hatte das Fenster

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

A. H. Payne sculp.

Dutch Winter Scene. Holländische Winter-Landschaft.

Hollandsk Vinter Scen.

Digitized by Google

Digitized by Google

geöffnet, um die laue, köstliche Nachtluft ins Zimmer strömen zu lassen; er trat jetzt an die Oeffnung und legte mit zierlicher Hand zart den Bogen auf die Saiten. Ein melancholisches Präludium von Palestrina ertönte; immer inniger, poetischer zitterten die silberklaren Töne durch die Luft; die Cremoneser-Geige fing, wie eine herrliche Frauenstimme, wie die Stimme der Liebe, an zu singen; sie zwitscherte, sie seufzte und klagte in ihren Trillern, in ihren langgehaltenen, sonoren Klängen, indeß der Meister, in Begeisterung lächelnd, das strahlende Auge in die Nacht hinaus richtete.

Brigitta war fast leblos. Sie hörte die Stimme des Jünglings nicht mehr; ihre ganze Seele lauschte diesen Tönen, die sie mit Zaubermacht faßten. Sie riß sich von Mieris' Armen los, der, selbst gerührt, unschlüssig dastand . . .

Jetzt machte der Künstler einen melodiereichen Uebergang, und einfach und groß, und dennoch die heitere, gemessene Freude auf liebliche Art ausdrückend, erklang einer der Tänze des Niederländers Roland Lasso, eines würdigen Nebenbuhlers der italienischen Tonkünstler Nanini und Zarlino, eine jener reinen Melodien, welche damals alle Welt bezauberten.

Es war ein Menuet . . . es war dasselbe, welches Dow mit Brigitta am Tage seiner Vermählung getanzt hatte . . .

Brigitta war gerettet . . . Ihr Traum verschwand vor dieser ebenso zauberischen als heiligen Errinnerung. Sie dachte nicht mehr an Franz van Mieris . . . Die Treue und nicht die strafbare Leidenschaft feierte einen ihrer schönsten Triumphe. Brigitta deutete unfähig, sich zusammenhängend auszudrücken, nach dem Fenster, wo Dow sich zeigte, und stammelte:

— Mein Hochzeits-Menuet . . .

Dann eilte sie mit aller Geschwindigkeit, deren sie fähig war, dem Hause zu, lief in ihr Zimmer und schloß, erschüttert wie nie, den geliebten Meister in ihre Arme.

Franz van Mieris stand da wie eine Bildsäule und erwachte erst dann aus seiner Betäubung, als Gabriel Metzu heran kam und ihn umarmte.

— Es ist Alles verloren! murmelte Mieris düster, indeß er jetzt offen dem Freunde beichtete.

— Nein, Alles gewonnen! jubelte Gabriel, den Freund liebkosend. Einen glücklicheren Tag als den heutigen sah ich noch nie. Brigitta ist ihrem Herrn, unserm braven Meister erhalten, und Du, ein braver Junge ungeachtet Deines Leichtsinns, wirst Deine Empfindungen zu besiegen wissen; gieb mir die Hand darauf, Freund!

— Hier! sagte Mieris, indeß er sich wieder ermannte. Und zum Zeichen, daß auch ich über mein Herz, das unbändige Ding, Herr bin, wenn ich es sein will, komm; wir wollen unserm Meister diese Nacht verherrlichen . . .

Beide gingen zur „bunten Palette", holten die Freunde, beriefen ein Dutzend Musiker und zogen vereint mit diesen, große Fackeln und Laternen in den Händen, in Gerard Dows Garten.

Und nun begann ein Musiciren, ein Jubeln unter den Fenstern des gerührten Malers, daß die ganze Nachbarschaft lebendig wurde, auf die Straßen kam und in die allgemeine Freude einstimmte.

Brigitta aber beichtete getreulich ihrem Gatten. Seit dieser Zeit gewann die bisher

Digitized by Google

schon so theure Amati-Geige in seinen Augen einen unschätzbaren Werth und nur mit Rührung ergriff er sie, um ihr die süßen Töne zu entlocken, welche sie in sich verbarg, und als er bald darauf sein eignes Bildniß malte, stellte er sich mit seiner geliebten Geige in dem Augenblicke dar, in welchem er durch ihre Macht seinen höchsten Schatz wieder eroberte.

Holländische Winter-Landschaft.

Von van der Velde.

Wer blickte nicht mit lebhaftestem Wohlgefallen auf diese mit gewandtester Wahrheit gemalte Scene aus dem Tagesleben der Niederländer? Das ganze Bild des Meisters ist von einer ausgezeichneten Gefälligkeit; das Volksleben ist von einer echt künstlerischen Seite aufgefaßt — einer der Vorzüge van der Velde's. Wir werden bald Gelegenheit haben, diesen Maler und seine Kunst näher zu charakterisiren, weshalb hier diese Notiz genügen möge.

Die Lautenspielerin.

Von van der Meer.

In das Haus des ehrenwerthen Rathsherrn Aart van Jongh an der alten Westewaagen-Straat zu Rotterdam kamen an einem schönen, heitern Abende des Spätherbstes des Jahres 1769 viele der angesehensten Personen der Stadt. Die mit breiten goldgepreßten Ledertapeten verzierten Zimmer füllten sich allmählig mit geputzten Herren und Damen, und unter den letzteren glänzte vorzugsweise eine Brabanterin, Helene Du Chatel, eine entfernte Verwandte des reichen Gastgebers.

Helene war eine Dame von etwa fünfundzwanzig Jahren, von ausgezeichnetster Tournüre, eine selbstbewußte, stolze Schönheit, die gleich der berühmten Holländerin Maria van Schurmann als Schriftstellerin in lateinischer und französischer Sprache excellirte, eine fast unübertroffene Meisterin im Clavier- und Lautenspiel war und in der Miniatur-Malerei mit einem Mieris und Dow wetteiferte. Sie war blond; gelocktes Haar ringelte sich um Stirn und Nacken; man vergaß die auf dessen Anordnung verwendete Kunst, so vollendet erschien dieselbe in ihrer Nachlässigkeit. Prachtvoller venetianischer Sammet mit Hermelin besetzt umschloß Helenens Formen und die Schürze von Nesseltuch und Brabanter Spitzen über dem Unterkleide war wahrhaft köstlich.

Diese Brabanterin übernahm mit einer Leichtigkeit und einer Anmuth, als sei sie die geborne Fürstin dieser Versammlung, die Führung der Unterhaltung, während der alte Senator ihr die ankommenden Gäste vorstellte.

Unter diesen befand sich Adrian Güldensteen, ein schöner, junger leydener Doctor, und

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Fr. v. Mieris pinx.

Digitized by Google

Digitized by Google

Eglon van der Neer, einer der ausgezeichnetsten holländischen Maler, der Sohn des berühmten Artus van der Neer, des Landschaftsmalers, und ein Schüler J. Vanloo's.

Adrian Güldensteen, der Adonis der Rotterdamer Damenwelt, hatte, sobald er Helene Du Chatel gesehen, der Schönen seine zarteste Huldigung zu Füßen gelegt. Güldensteen, ganz das Muster eines damaligen Lion, trug mehr Kanten und Spitzen und ausgesuchtere Gold- und Silber-Brocad-Arbeit als der General-Statthalter selbst. Er duftete wie ein Blumenbeet von Harlem und sein Haar und seiner Spitzbart war mit einem Aufwand unendlicher Geschicklichkeit dressirt. Adrian, ein grundgelehrter Arzt, welchem selten noch im gelehrten Zweikampfe Jemand Stand gehalten hatte, den er nicht ganz oder wenigstens zur Hälfte niederdisputirte, war zugleich vollendeter Musiker. Er spielte die Viola di Gamba und schlug die Laute, gleichviel ob's eine spanische oder italienische war, mit großer Virtuosität.

War es unter diesen Umständen zu verwundern, daß er es war, welcher vorzugsweise die glänzenden Augen der Helene Du Chatel auf sich zog? Die Schöne, auf der Höhe ihrer Kunst ziemlich einsam stehend, mit gewissem, leicht erklärlichem Bangen dem sechsten Lustrum entgegengehend, fühlte mehr als je, daß ihr ein liebendes Herz mangele, welches neben einer Leidenschaft, wie sie sie erheischte, zugleich den vollen Werth der Geliebten zu würdigen verstand. Dies Herz wähnte sie in demjenigen Adrians Güldensteen gefunden.

Auch an diesem Abende zeichnete sie ihren Günstling sichtlich aus. Sie bemerkte neben ihm kaum die derbe Gestalt Eglons van der Neer, des Malers, und doch war Neer ein schönerer Mann als Güldensteen.

Freilich war seine Erscheinung einfach, fast zu einfach. Er trug kaum irgend ein Schmuckstück, womit der duftende Doctor prangte; ausgezeichnet war aber dennoch seine bescheidene Tracht dadurch, daß sie durchaus schwarz war. Neer trauerte um seine, vor einem halben Jahre gestorbene Gattin, und der schwermüthige Zug, welchen sein blasses Gesicht als Mahnung an den erlittenen Verlust trug, machte dasselbe nur noch edler, interessanter.

Erst als Jongh den blondgelockten, etwa sechsunddreißigjährigen Neer an die Hand nahm und ihr eindringlich den Namen desselben sagte, ward Helene Du Chatel aufmerksam. Sie verflocht ihn in ein Gespräch über seine Kunst, die auch sie übte, und suchte von ihm das Geheimniß der unendlich blühenden, zarten Färbung, wodurch sich Neer's Gemälde auszeichneten, wie die Kunst zu ergründen mit seiner vollendeten Meisterschaft Stoffe, wie Atlas, Sammet u. s. w. darzustellen. Neer konnte sich Glück wünschen, denn die Brabanterin hatte augenscheinlich an seinem wahrhaft gediegenen Gespräche Gefallen gefunden.

Jetzt kamen die musikalischen Unterhaltungen an die Reihe. Mit einer Art von Feierlichkeit kündigte Adrian Güldensteen der Gesellschaft an, daß Helena in Verbindung mit ihm eine damals neue und variirte Composition des berühmten Liedes:

„Wilhelmus van Nassauen"

vortragen werde.

Die Dame nahm ihren Platz an einem mit einem Teppich, mit Noten und Guitarre belegten Tische, in der Nähe eines Porticus von dorisch-ionischer Ordnung, welcher den Eingang zu

Digitized by Google

dem großen Speisesaale abgab, nahm die italienische Mandoline aufs Knie und begann, mit einem siegenden Blicke, welcher die Gewißheit ihres nahen Triumphs verkündete, das vorzügliche Instrument zu stimmen.

Adrian ergriff, während die Anwesenden lautlos sich verhielten, die Guitarre und auf Helenens graziöses Kopfnicken begannen die Stimmen und die Instrumente ein herrliches Duett.

Der böse Genius dieses Abends näherte sich indeß sehr rasch. Helene hatte eine Partie, wo zu Ende der ersten Strophe eine Cadenz mit einem herrlichen Triller folgen mußte. Adrian mußte natürlich pausiren. Er thats, während die Stimme der Sängerin in langem Aushauche dahinschwebte . . . Jetzt kam der Glanzpunkt der Piece . . . siegend, strahlend mußte sich der Triller dieser Silberstimme erheben . . . Da schlug Adrian einen Tact zu früh an; nieder, verloren war Helenens herrliche Tonfigur, der Triller war abgeschnitten — und glühend, beschämt, wie eine Bildsäule, saß der duftende Doctor da, stumm und still.

Dann sprang er auf, als sich Helene höchst erzürnt ihm näherte, und eilig verließ er das Zimmer. Ein heimliches Gelächter durchlief den eleganten Kreis.

Da trat Neer vor und nahm die Guitarre, und seiner Beredtsamkeit gelang es, die Schöne zu bewegen, mit ihm einen abermaligen Versuch zu machen. Er fiel über Erwartung glänzend aus.

Dies war der erste Schritt, welcher den Maler der Brabanterin näher führte, die von diesem Abende an gegen Güldensteen eine heftige Abneigung empfand. Helene liebte den Maler im Stillen; Niemand hatte eine Ahnung davon, bis sie mit ihrem Geheimnisse offen hervortreten und sich als die Braut van der Neers ankündigen konnte.

Jetzt erst erfuhr Helene Du Chatel, daß Neer von seiner ersten Frau nicht weniger als sechzehn lebendige Kinder besaß. Sie trat demungeachtet nicht zurück, sondern reichte dem Geliebten die Hand am Altare; in der Folge schenkte sie ihm zu jenen 16 noch neun fernere Sprößlinge. Helene blieb schön bis an ihren früh erfolgten Tod; ihre Gemälde, womit sie die einigermaßen gedrückte Lage des Meisters wesentlich verbesserte, hatten damals Ruf, sind aber, indeß die Werke Eglons van der Neer noch immer Zierden der ersten Gemäldesammlungen sind, gegenwärtig verloren und vergessen!

Der Meister selbst starb, nachdem er sich zum dritten Male, mit einer Malerin Brekvelt in Düsseldorf, vermählt hatte, in letzterem Orte im Jahre 1703 im 60. Jahre seines Alters. Er war spanischer Hofmaler und lebte in Düsseldorf am pfälzischen Hofe in hohen Ehren.

Franz van Mieris.

Von ihm selbst.

An einem Februarabende des Jahres 1659 kehrten die Andächtigen der guten alten Stadt Leyden aus der in der prächtigen Peterskirche gehaltenen Fastenpredigt nach ihren Wohnungen zurück. Die breite Straße Leidens, eine Straße, wie sie die Metropolen Europas nicht schöner

Digitized by Google

und großartiger aufzuweisen haben, war von dem bunten Gefühle der Heimwandelnden erfüllt. Die meisten der mit silber- und goldverzierten Andachtsbüchern versehenen Männer, Frauen und Mädchen gingen, die Worte des Priesters noch im Gedächtnisse habend, still und nachdenklich und unterhielten sich nur mit halblauter Stimme. Aber bald kam mehr Bewegung in diese scheinbar unempfindlichen, phlegmatischen Massen.

Gruppen von lebensfrohen Studenten mischten sich heiter lachend unter die Bürger mit ihren Familien: von anderer Seite kamen die treuen Genossen der Studenten bei jeder öffentlichen Lustbarkeit, die Malerschüler, sammt den jungen, zu Lust und Scherz noch aufgelegten Meistern — und es begannen harmlose Neckereien: die Jünglinge redeten die ernsten Alten an, erboten sich, die ehrsamen, dicken Bürgerfrauen zu geleiten, oder suchten sich zu Paladinen der jungen, sittsam dahin wandelnden Mädchen aufzuwerfen.

In diesem Menschengewirre wanderte auch ein etwa sechsundzwanzigjähriger Mann, dessen sorgloser Blick sich beobachtend nach allen Richtungen wandte. Er war eben so schlank als zierlich gewachsen und sein Anzug war, wie man in dem Lichte der allenthalben strahlenden, großen Staatslaternen und Wachsfackeln sehen konnte, geschmackvoll und reich zu gleicher Zeit. Sein schwarzsammtnes, mit Silberschnuren geziertes Barett ließ ihn als einen Maler erkennen. Seine reichen, stark gelockten Haare umgaben ein etwas blasses, aber feines, geistreiches Gesicht. Den kurzen Mantel hatte der Maler von beiden Armen zurückgeworfen und die an den Gelenken mit reichen Manschetten gezierten Hände nachlässig in die Taschen der weiten Pluderhosen gesteckt.

Die alten Männer und Frauen schüttelten die Köpfe, als dieser junge Mann stolz durch die Menge dahinschritt. Die schönen Mädchen aber stießen sich verstohlen an und flüsterten, nicht ohne einen wohlgefälligen Blick auf denselben zu werfen:

— Das ist der leichtsinnige Maler; das ist Franz van Mieris!

Franz van Mieris, sicherlich einer der ausgezeichnetsten Künstler der niederländischen Schule, der sich mit seinen Werken dreist neben seinen Meister Gerard Dow und neben Terbourg stellen konnte, war's wirklich. Der Künstler, seiner ungebundenen, genialen Laune folgend, war auf der Jagd, um irgend ein pikantes Abenteuer zu suchen.

Zwei junge Männer seines Alters erreichten ihn und hielten ihn an.

— Wohin, Franz? rief der eine, eine derbe, kräftige Gestalt, der Busenfreund Franz van Mieris', der Maler Johann Veen.

— Geh mit uns zum italienischen Kaffeehause! sprach der andre, Gottfried Schalken von Dortrecht, welcher unter Dow mit Mieris seine Studien gemacht hatte, ein bärtiger, schöner junger Mann, dessen Mienen ebenso düster waren, wie seine herrlichen nächtlichen Bilder mit der unvergleichlichen Beleuchtung.

— Ich danke für Eure Einladung! erwiderte Mieris ziemlich zerstreut; ich habe heute Abend etwas Interessanteres, als den Kaffee und den Rothwein Signor Bertini's zu suchen. Bleibt nicht stehen; nehmt Abschied für heute, oder geht mit mir ...

— Sicherlich wieder eine Deiner Liebesgeschichten; murmelte Johann Veen, sehr mißmuthig bei dem Gedanken, daß der heitere Kumpan in der fröhlichen Zechgesellschaft an diesem Abende fehlen sollte. Ich frage Dich, Mieris, wozu dieses ewige Umherrennen? Bedarf man etwa mehr als ausgezeichneten Wein, um sich wirklich wie ein Heiliger in der Verklärung zu befinden? — In

Digitized by Google

Bacchi aedem, feramus pedem ... Komm, Mieris! überlaß es heute Deiner Geliebten, den Weg nach Hause allein zu finden.

— Ihr irrt, sagte Mieris; es ist nicht daran zu denken, daß Diejenige, welche ich suche, meine Geliebte ist ...

— Gut, sie soll's also werden! bemerkte Schalken.

— Wie man's nimmt! Kennt ihr den reichen Mynheer van der Werff? Er hat seine Fabriken am alten Rhein. Wohlan, dieser ehrliche Bursch besitzt nicht allein eine der schönsten Kunstsammlungen, sondern auch in seiner Tochter Julia eines der schönsten Mädchen der siebzehn Provinzen. Das würde mich an sich wenig interessiren, aber diese Julie, dies achtzehnjährige, reizende, lebenswarme Geschöpf, welchem, jung, schön und reich, wie sie ist, der ganze Himmel der Erde zu Gebote steht, hat den Einfall, eine Heilige werden zu wollen, und wirklich wird sie in den nächsten vierzehn Tagen schon Profeß thun und sich in einem Kloster in Brüssel lebendig begraben lassen. Ist das nicht originell genug, nicht zu herausfordernd, um zu versuchen, dieser Kleinen einen Begriff vom Leben beizubringen und ihr zu dem Zwecke die Empfindungen der Liebe einzuflößen, um sie aus den Klauen der Klosterfrauen und der Pater zu erretten?

— Nein, flüsterte Veen, der, ungeachtet er den ungebundensten Lebenswandel führte, dennoch nicht wenig bigott war, nein, Franz, ich glaube: das ist Sünde.

Schalken lächelte ironisch; Franz van Mieris lachte hell auf.

— Nie noch hatte ich bei meinen Abenteuern eine moralischere Absicht! sprach Mieris. Ist's denn eine Kleinigkeit, wenn ein solches Menschenleben buchstäblich verloren geht? Ich habe so viele Schulden, daß ich mein Atelier, um nur einige Stunden ungestört arbeiten zu können, wie eine Festung verrammeln muß; ich muß mich in meinen Mauern eben so tapfer halten, wie die Bewohner dieses alten Lugdunum gegen die Spanier, seligen Andenkens, ohne Hoffnung zu haben, daß mir ein neuer Wilhelm von Oranien einen Entsatz in der Gestalt gespickter Geldsäcke zuführt. Dennoch lebe das Leben! Ich werde Julia van der Werff retten und zum Danke hoffe ich ihre schöne Hand mit einigen zwanzigtausend Goldgülden zu erhalten. Ein Dienst ist des andern werth ... Platz, Schalken; tritt zur Seite, Veen; da kommt Mynheer mit der zukünftigen Nonne... Mein Abenteuer hat begonnen ...

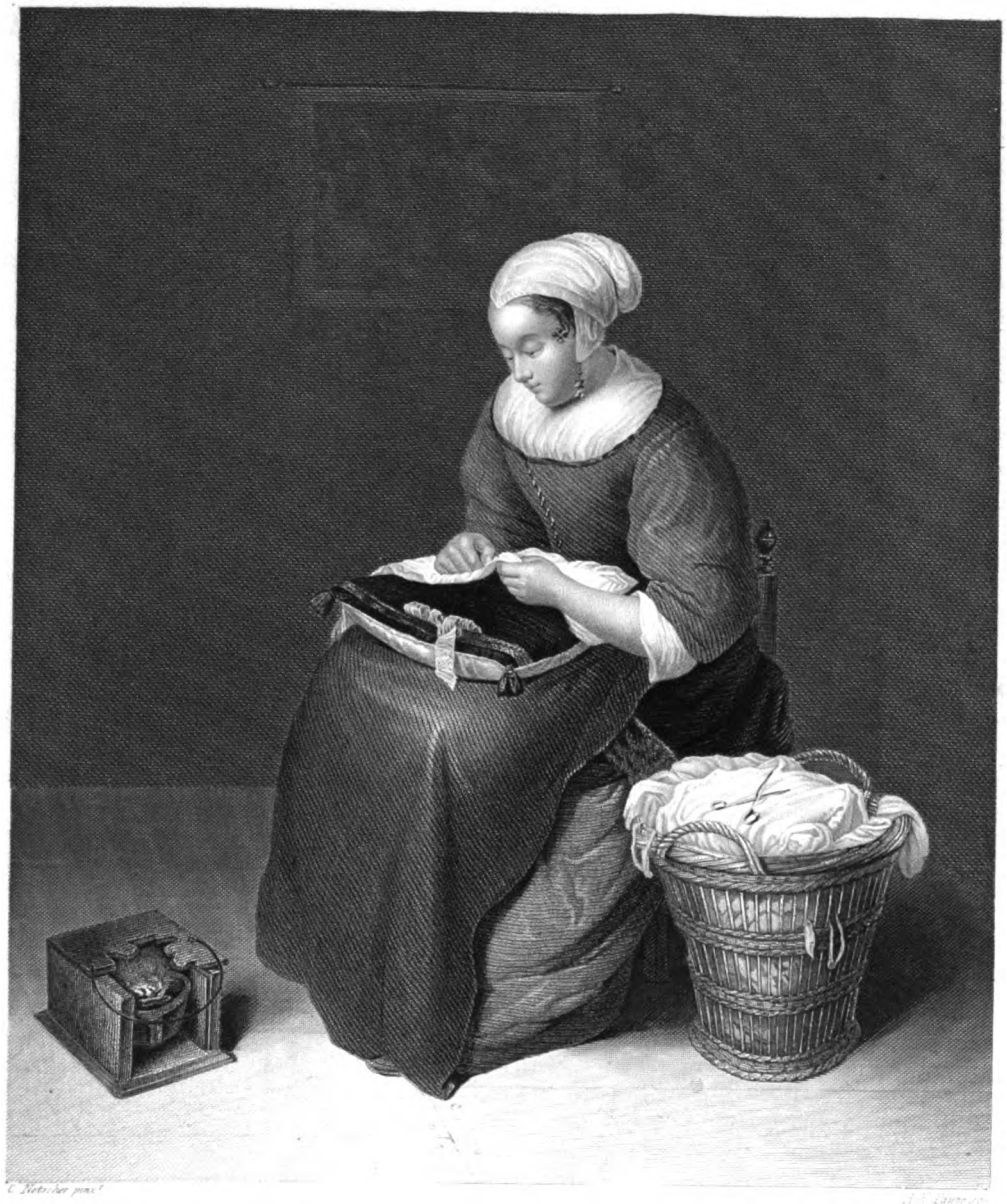
Die beiden Freunde gingen ziemlich unzufrieden fort, indeß Mieris schnell einer Gruppe von drei Personen folgte.

Diese waren Mynheer Cornelius van der Werff, ein reicher Kaufherr, welcher im Besitz der ausgezeichnetsten Tuchfabriken Leydens war. Van der Werff stammte aus einem alten, edlen Geschlechte, und jener Bürgermeister Werff, welcher 1576 Leyden so heldenmüthig vertheidigte und den Bürgern, die ihn, wüthend vor Hunger und Entbehrung, um Lebensmittel bestürmten, zurief: Hier bin ich, theilt meinen Leichnam unter Euch, aber sprecht nicht von Uebergabe an die Spanier! dieser Held war ein Vorfahr des würdigen Mynheer Cornelius. Er besaß, wie Mieris andeutete, wirklich kostbare Gemäldesammlungen, Münzen, Medaillen und Sculpturwerke, war ein guter Kunstkenner und hatte sich längere Zeit in Italien aufgehalten, um die Werke der Kunst zu studiren. Von dieser Zeit schrieb sich auch sein sehr eifriger Katholicismus her, der in noch höherem Grade auf seine Tochter Julia übergegangen war. Uebrigens war Cor-

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

nelius van der Werff ein höchst biederer, obwohl etwas eigenthümlicher und melancholischer Mann.

An der linken Seite des stattlichen Mannes ging dessen Schwester, welche ihm, dem Wittwer, die Hausführung besorgte: eine alte hagere Jungfer, die in jeder Bewegung wie in jeder Falte ihres Gesichts eine große Frömmigkeit zur Schau trug.

An der andern Seite befand sich Julia. Sie war eine hohe, stolze, ernste Erscheinung und so untadelhaft gebaut, daß Franz van Mieris, welcher sie fest ins Auge faßte, unwillkürlich einen leisen Ausruf der Bewunderung ausstieß und, wie von innerer Gewalt getrieben, eilte, um ihr näher zu kommen. Julia's Gang war fest und würdig, ihr schönes, etwas blasses Antlitz war von mildem Ausdruck, zeigte aber eine unbeugsame Entschlossenheit. Es mußte nicht so leicht sein, als der schöne Maler glaubte, dies Mädchen in ihren Vorsätzen wankend zu machen.

Vergebens versuchte Mieris, als er ihr sich genähert hatte, unter den gewöhnlichen, galanten Anreden mit ihr ein Gespräch anzuknüpfen. Er hatte ein ausgezeichnetes Bouquet künstlicher Blumen und einen seiner parfümirten Handschuhe, die so klein waren, daß sich ihrer die schönste Dame nicht zu schämen gehabt hätte, zur Hand genommen und bot ihr jetzt beides mit der ernstesten, unbefangensten Miene von der Welt an, als ob sie solches verloren habe.

— Ich danke Euch, Mynheer, war Julia's einfache, offene Antwort; ich trage weder Schmuck, noch Blumen, noch Handschuhe; ich habe dies nicht verloren.

Franz van Mieris verbeugte sich schweigend und trat zurück. Aber tief war er im Herzen getroffen. Dieser Ton der Stimme, dieser Blick hatte ihn elektrisirt und sein Gemüth in die gründlichste Aufregung gebracht. Wie schön war sie! Und der Ton, mit welchem sie sprach, war ein halb trauriger, als sie ihr schönes Auge nachdenklich auf ihm ruhen ließ. Welche Fluth romantischer Gedanken sprang in seinem Innern mit einem Schlage hervor! Er sah Julia als eine Dulderin, als ein Opfer der finstern Religiosität des alten Cornelius van der Werff und seiner hagern Schwester, und war's vorhin nur ein genialer Einfall von ihm gewesen, einer künftigen Novize Liebe einzuflößen: so hatte er jetzt den ritterlichsten Vorsatz von der Welt, das schöne Mädchen ihren Peinigern zu entreißen.

Franz wollte mit Julia reden, und o, er fühlte dies bereits, mit welcher Beredtsamkeit, mit welcher hinreißenden Gluth würden seine Worte strömen. Sie konnte ihm nicht widerstehen — noch war er gegen Mädchen immer Sieger geblieben — sie mußte ihn hören und erhören.

Berauscht, fast bezaubert von dieser Gedankenreihe, gewann der Leichtsinnige seine ganze Verwegenheit. Er überlegte seinen Plan einige Augenblicke, dann entschied er sich für den kürzesten als den besten Weg. Er folgte der Familie van der Werffs bis an das prächtige Wohnhaus des Kaufmannes; statt aber hier wieder umzukehren, schlüpfte er, als die Menschen das Gebäude betraten, ebenfalls hinein. Franz hatte nichts Geringeres im Sinne, als ohne Weiteres Julia van der Werff persönlich zu bestürmen, um ihren Entschluß wankend, sich selbst die Schöne aber geneigt zu machen.

Das Haus wurde geschlossen und der Abenteurer befand sich mit einer Art ängstlichen Gefühls auf den langen Corridors in vollkommener Finsterniß allein. Einige Dienerinnen gingen hin und wieder; der Maler ward genöthigt, da die Mägde Licht trugen, sich zu verstecken. Dennoch

Digitized by Google

ward seine erwachte Leidenschaft durch diesen etwas verdächtigen Anfang nicht erschüttert oder abgekühlt, sie steigerte sich gegentheils noch mehr.

Endlich ward's still im Hause. Er hörte es von den Thürmen die eilfte Stunde schlagen ... Mieris fing jetzt an, Recognoscirungen zu machen, um die Gemächer Julia's aufzufinden.

Plötzlich stand er aufhorchend still. Die melodiösen, sanften Töne eines Clavecins erklangen von dem einen Flügel des Hauses her in ernsten, religiösen Weisen. Das mußte Julia van der Werff sein, welche klagend ihre Empfindungen ausströmen ließ. Franz van Mieris lauschte vor der Thür — dann griff er entschlossen an das Thürschloß, öffnete und trat ziemlich großartig in das Gemach.

Er prallte zurück: der alte Cornelius selbst spielte eigenhändig, phlegmatisch zurück gelehnt. Die Augen ließ er sehr ruhig in dem weiten Gemache hin und her gleiten, in welchem seine Gemälde und Kunstschätze aufgestellt waren. Mit großem Erstaunen sah van der Werff den verblüfften Maler an der Thür stehen und erhob sich, um ziemlich verwirrt den unerwarteten Gast zu empfangen.

Mieris faßte sich. Er sagte dem Alten, daß er, von einer plötzlichen Idee ergriffen, die Statue eines Gladiators mit dem Diskus, von dem Italiener Lorenzo Ghisberto gegossen, zu copiren beabsichtige, und wußte geschickt den Grund anzugeben, warum er nicht früher sich gemeldet, sondern im Hause umhergetappt habe.

Cornelius van der Werff war, da er an seiner schwachen Seite gefaßt war, sogleich besänftigt und wurde freundlicher. Ungeachtet der späten Stunde entwickelte sich ein Gespräch über Kunst, das sich bedeutend in die Länge zog und damit endigte, daß der reiche van der Werff dem jungen Maler mehre Aufträge zu Gemälden gab.

Mieris erklärte sich zu Allem bereit. Das Bild aber, welches Werff begehrte, sollte das Thor des alten Leydener Rathhauses darstellen, wie der alte Bürgermeister van der Werff sich erschöpft niederwirft, seinen einen entblößten Fuß zeigt und spricht: — Von meinem Stiefel habe ich heute Mittag Suppe gekocht; jetzt habe ich nichts mehr als meinen Leichnam; schlachtet und verzehrt mich; aber nur laßt mir keinen Spanier in das ehrwürdige Leyden!

Van der Werff war so gütig, Franz van Mieris die Broncestatue des Gladiators auf der Stelle mitzugeben.

Hiermit entfernte sich der Maler, durchaus nicht erbaut von seinem Abenteuer. Johann Veen, der ihn, von dem Weinhause kommend, aufgriff, lachte unmäßig, indeß Mieris sich nach seinem Atelier begab.

Bald ward Mieris im Hause van der Werffs ein täglicher Gast. Er kam mit Julia zusammen, überzeugte sich aber bald, daß auch er, gleich dem ehrwürdigen Handelsherrn, nicht im Stande war, die Richtung dieses ascetischen, ernsten Gemüthes zu verändern. Franz van Mieris gab seufzend seinen Traum von Liebe auf, schloß sich aber dafür innig an den höchst gebildeten Alten, welcher ihm väterlich zugethan ward.

Van der Werff empfing das bestellte Gemälde mit Entzücken. An dem Morgen, als van der Werff das fertige Bild im Atelier des Malers sah, schenkte er demselben außer der Bezahlung die Gladiator-Statue. In eben dem Augenblicke, als van der Werff in dem gewölbten Zimmer Mieris' war, bestürmten diesen zwei seiner erbittertsten Gläubiger.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

The Gamesters *The Spider*

Digitized by Google

Digitized by Google

— Schert Euch fort! rief der Holländer erbittert. Ich werde Euch bezahlen. Mieris, Ihr malt mir noch ein Bild ...

— Aber welches? Was verlangt Ihr, edler Herr? fragte Franz gerührt.

— Malt uns Beide und dies Euer Atelier mit Allem, was darin ist, und selbst mit diesem Bilde auf der Staffelei. Ich gebe Euch vergängliches Metall, werde aber in Eurem Gemälde einen Schatz erhalten, den man so lange bewundern wird, als der Name Franz Mieris in der Kunstwelt nicht vergessen ist. Und das wird nimmer geschehen!

Sechs Wochen darauf war das vorliegende ausgezeichnete Bild des Malers und Cornelius' van der Werff vollendet.

Die Nähterin.

Von Netscher.

Kaspar Netscher, einer der ausgezeichnetsten Maler des 17. Jahrhunderts, 1639 zu Heidelberg geboren und 1684 im Haag gestorben, gehört, da er in Holland unter Terbourg und Dow seine Ausbildung vollendete, der niederländischen Schule an. Er lieferte Gesellschafts- und kleinere historische Stücke und sehr viele Portraits. Netschers Gemälde stehen den Arbeiten Terbourgs, was die Zeichnung betrifft, wenigstens gleich. Hinsichtlich der Ausführung aber übertreffen sie dieselben. Seine täuschende Nachahmung der Stoffe, des Atlasses, des Sammets ist einzig, der Faltenwurf seiner Gewandung ebenso naturgetreu als gefällig. Seine anmuthigen Figuren, sein verschmolzenes, kräftiges Colorit, wenn auch eben nicht seine meist einfache Erfindung, trägt das Gepräge der Vollendung. Er benutzte gewöhnlich edlere Situationen und Scenen, als viele der damaligen niederländischen Maler zu seinen Darstellungen.

Netscher hatte, obwohl er ein bedeutendes Vermögen hinterließ, in seiner Jugend mit bitterer Armuth zu kämpfen. Sein Vater, ein Bildhauer, starb früh und der Knabe ward von einem Arzte in Arnheim, Tullekens, an Kindesstatt angenommen, welcher ihn zum Chirurg machen wollte. Seine Neigung aber zur Malerei drang durch und er ward bei einem Glasmaler in die Lehre gegeben, dem de Koster, ein Vogel- und Stillleben-Maler, als Meister des Jünglings folgte. Dann begab er sich nach dem Haag.

In seinem deutschen Gemüthe ungeachtet der Meisterstücke der dortigen Maler immer noch ein Höheres als die Richtung der niederländischen Malerschulen ahnend und empfindend, beschloß Netscher, sich nach Italien zu begeben, um sich die idealere, das Innere des Menschen darstellende, Kunst vertraut zu machen.

Obgleich sehr arm, trat er, ungeachtet seine Freunde versuchten, ihm sein Vorhaben auszureden, etwa fünfundzwanzig Jahre alt, voll großer Hoffnungen und mit Begeisterung seine Reise an. Sie nahm jedoch ein sehr kurzes und eigenthümliches Ende, und zwar ein solches, welches geeignet war, bei den kalten, besonnenen Holländern ein Lächeln zu erregen. Netscher kam nur bis Bordeaux und kehrte hier glücklich um. Als er wieder im Haag erschien, gab Gerard Dow gutmüthig

Digitized by Google

ein Witzwort zum Besten, welches Kaspar Netscher bis an seinen Tod als die schrecklichste Beleidigung ansah, während seine schöne Frau jedesmal selig lächelte, so oft auf dies Thema hingedeutet wurde.

Das Schlagwort hieß aber: Kaspar ist in Italien gewesen! Und was mehr sagen will, er hat sein ganzes Italien nach Holland mitgebracht.

Wir theilen hier die Geschichte mit, welcher dieses Wort seine Entstehung verdankte. Sie steht zugleich in nächster Beziehung zu Netschers Bilde, die Nähterin, ein Gemälde, von welchem sich Netscher lange Zeit nicht trennen mochte und welches heute der königlichen Gemäldegallerie zu Dresden angehört.

Etwa fünfundzwanzig Jahre alt, kam Kaspar Netscher an einem sehr kühlen Herbstabende durch das Seethor des alten Bordeaux und durchschnitt, durchaus rathlos, die gewundenen finstern Straßen. Mancher der Franzmänner, manches der schönen Mädchen blickte den fremdgekleideten jungen Mann mit nicht geringem Interesse an, denn der Maler war hoch und stolz gewachsen, hatte ein sanftes, echtes Künstlergesicht, langes, prachtvolles, blondes Haar und einen weichen, krausen, spanischen Bart. Ein mächtiger mit Federn geschmückter Krämpenhut bedeckte seinen Kopf; ein niederländisches Wamms mit rothen, seidnen Puffen und weiten Pluderhosen hoben noch die Stattlichkeit seines Wuchses. Uebrigens waren diese Kleider, wie man selbst in der Dämmerung des Abends sah, sehr abgetragen und der Aufzug des jungen Mannes ließ vermuthen, daß er in dem Ranzen, welchen er auf dem Rücken trug, seine ganze fahrende Habe barg. Dennoch wäre es nach dem trotzigen Blicke des Wanderers nicht gerathen gewesen, ihn mit einem Lächeln zu betrachten; und was diesem herausfordernden Blicke einen besondern Nachdruck gab, das war ein quer über das Ränzchen geschnallter Raufdegen zu Hieb und Stich mit schön verzierter Lederscheide und mit einem kunstvoll gearbeiteten, vergoldeten Handkorbe.

Kaspar Netscher kam aus den Niederlanden, um sich nach Rom zu begeben. Aber seine bei seinem Ausmarsche vom Haag nur leichtbeschwerte Geldbörse war schon drei Tagemärsche vor Bordeaux bis auf den letzten Sol geleert. Ermüdet, hungrig, einsam wie ein Schiffbrüchiger auf dem Meere, ohne Hoffnung ein bekanntes Menschengesicht zu erblicken, welchem er seine Noth hätte klagen können, marschirte der arme Maler durch die Straßen, um eine Herberge aufzufinden. Schon an verschiedenen Thüren hatte er angepocht, den Wirth herausgerufen und ihn gefragt:

— Beherbergt Ihr hier einen fahrenden Künstler, wenn er Euch oder einen von Euren Angehörigen nach der Kunst abconterfeit?

— Dieu m'en préserve! war die Antwort gewesen.

Netscher verließ, das Haupt immer tiefer und betrübter senkend, die breiten Hauptstraßen, um ärmere und barmherzigere Schenkwirthe aufzusuchen. In einem dieser Gäßchen waren die Thüren eines Gasthauses weit geöffnet. Es war helles Licht in den Zimmern, heitere, lärmende Gesellschaften von Seeleuten trieben da ihr Wesen und einladend stand ein dicker Mann mit weißer Schürze, sehr selbstgefällig lächelnd, in der Thür unter der großen Laterne und rief, wenn etwa ein Zug taumelnder Matrosen die Straße passirte, mit der einschmeichelndsten Stimme von der Welt die Leute an, um an den Freuden seines Paradieses Theil zu nehmen.

— Wir haben kein Geld mehr! erwiderten drei Seemänner, welche dicht vor Kaspar Netscher gingen, den Anruf des Gastgebers. Wir sind rein ausgepocht, haben auch keinen Durst mehr, und da sind wir, Sang de Dieu! heute Abend für Dich wettermäßig überflüssige Maate.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Cornelius Bega pinx.t

A Village Inn Eine Dorfschenke

Digitized by Google

Digitized by Google

— Schämt Euch! rief der Wirth, mit beiden Händen winkend. Seit wann ist Papa Bonnet dafür bekannt, daß er einem ehrlichen Seehunde keinen Korb Rothwein mehr creditirt, wenn er sein letztes Pulver verschossen hat? Immer herein! Trinkt, Burschen, trinkt — das Uebrige wird sich dann auch wohl finden!

Die Matrosen legten um und segelten glücklich in den Hafen zur weißen Taube ein. Netscher aber glaubte in der quäkenden Stimme des Wirthes mindestens diejenige eines Engels zu hören. Rasch trat er an den Dicken heran und wiederholte seine Frage. Der Wirth war durchaus nicht gefügig, eben wie die Andern; er sagte aber auch nicht: Nein!

Papa Bonnet musterte den Maler von oben bis unten und nahm hiernach eine sehr zufriedene Miene an.

— Schade, daß Ihr kein Kriegsmann seid! murmelte er, und mit dem Degen da zu spielen wißt, den Ihr ohne Zweifel zum Staat traget. Ich behielte Euch doppelt so gern ... Doch mag's drum sein! Mögt ihr mich nun malen oder nicht, so werde ich Euren Durst in meinem Keller nicht eben zu sehr spüren. Tretet näher, Herr Maler, und erquickt Euch und laßt's Euch wohl sein aus Herzensgrund.

Netscher drückte dem Braven die Hand, ging in die Gaststube und warf Ranzen und Hut neben sich. Bonnet ließ auftischen, Weinflaschen paradirten neben seinem Abendessen, und bald saß Bonnet neben ihm und hatte den aus den Niederlanden Kommenden in ein angelegentliches Gespräch verflochten, an welchem bald ein ganzer Kreis von Seeleuten Theil nahm. Netscher mußte Neuigkeiten aus Holland erzählen. Hierbei bildete sich eine kleine Spielgesellschaft, die sich gegen Mitternacht allmälig in eine Zechgenossenschaft bester Qualität verwandelte.

Kaspar wachte am andern Tage mit einer sehr unangenehmen Empfindung auf. Erst jetzt kam ihm die Idee, daß ihm die Erinnerung an das Ende jenes Gelages fehlte; er versuchte, sich zu orientiren, wo er sich befinde, und seine höchst unbequeme Lage zu verbessern. Vergebens! Er war mit beiden Händen dicht an die Mauer gebunden und lag auf Steinen, die dürftig mit Stroh bedeckt waren. Sein Gemach war stockfinster. Hoch oben war eine kleine Luftklappe, durch deren Risse sich schmale, blendendhelle Sonnenstrahlen drängten. Bald merkte der Maler, daß er sich nicht allein befinde. Als sich sein Auge an die Dunkelheit gewöhnt hatte, unterschied er mehre elend aussehende Gestalten, von denen er bald einen erschreckenden Aufschluß über sein Schicksal empfing. Er war in die Hände eines Seelenverkäufers gerathen, eben eines solchen Unholdes, deren Treiben in Rotterdam und Amsterdam er am vorigen Abende der Gesellschaft so getreulich beschrieben hatte.

Von jetzt an begannen acht lange Leidenstage für den Deutschen, den der Wirth und ein königlich französischer Seeoffizier mit Gewalt dazu zwingen wollten, eine Bescheinigung zu unterzeichnen, welche ihn, Netscher, zum Militairdienste in den Colonien verpflichtete. Der Maler widerstand lange; am Ende thaten Hunger und körperliche Züchtigungen das Ihrige: Netscher, müde bis in den Tod, willigte in Alles und unterschrieb. Jetzt ward er besser gehalten und man kündigte ihm an, daß er in den nächsten Tagen zur See gehen werde. Die Verzweiflung des Künstlers ist nicht zu beschreiben. Es war, als werde er zum Richtplatze geführt, als man ihn gegen Abend seiner Fesseln vollständig entledigte, um ihn aus dem Hause hinaus und zur See

Digitized by Google

zu bringen. Sein Muth ward plötzlich wieder lebendig, als er draußen vor der Thür ein Commando Soldaten erblickte, welche ihn escortiren sollten. Er riß sich los, lief durch den Gasthof in die Binnenhöfe und rannte aufs Geradewohl eine Treppe hinan, bis er vor einen verschlossenen Boden kam, so daß ihm, da er seine Verfolger hörte, keine Wahl blieb, als aus einem Fenster hinaus auf das Dach zu klettern. Hier hoch in Gottes freier Luft, zwischen Schornsteinen aller Art, sprang und voltigirte der unglückliche Künstler gleich einem Gaukler oder einer Gemse von einem Dache auf das andere, so daß er, als er endlich sich umzusehen und Athem zu schöpfen wagte, das Dach des Wirthshauses zur weißen Taube mit der ungeheuren Wetterfahne drauf nicht mehr aufzufinden vermochte. Aber hier wie eine Katze konnte er doch nicht auf den Dächern die Nacht zubringen.

Er erblickte fern ein helles Fensterchen, und eine weibliche Gestalt in dem Stübchen und beschloß, das Mitleid derselben anzuflehen. Als Netscher vor das Fenster kam, blieb er, ungeachtet seiner schrecklichen Lage, gefesselt und entzückt unbeweglich sitzen.

Sein Künstlerauge ward durch den Anblick einer Nähterin zauberisch berührt. Sie war ein junges Mädchen in vollster Blüthe der Schönheit und Gesundheit, mit einem Engelsgesichte, welche, ganz allein sitzend, ihre Feuer-Kieke vor sich, den größten Nähkorb mit der Scheere drauf neben sich, ämsig nähte. Das Mädchen war einfach, aber geschmackvoll gekleidet und hielt ein schönes Atlas-Nähkissen auf den Knien, von welchem sich ihre halb entblößten Arme schön abhoben.

Netscher zauderte nicht länger und pochte ans Fenster. Die Schöne, obwohl erschrocken, war muthiger als er glaubte; sie kam und öffnete. Jetzt brachte der Maler seine Bitte um Schutz an. Fanchonette sagte ihm denselben mit Thränen zu und half ihm beim Einsteigen in ihr jungfräuliches Gemach. Hier wurde der Maler gewahr, daß die ganzen Häuser an den Straßen in der Nachbarschaft des Wirthshauses nach einem Deserteur, einem Soldaten des Königs, durchsucht waren. Dennoch beharrte Fanchonette bei ihrem Entschlusse, den schönen, jungen Mann seiner Kunst und einem glücklichen Leben zu retten.

Das schöne Mädchen, jeden Augenblick mehr von dem Flüchtlinge angezogen, gestand, daß sie, eine Dienerin eines der ersten Edelleute von Bordeaux, eines Hauptmanns von den Musketenschützen, gar keinen Ausweg wisse, ihn zu verbergen, als dadurch, daß sie ihn auf ihrem Zimmer behalte. Dies geschah wirklich. Der Maler, um sich den Blicken der jede Minute bei Fanchonetten kommenden und gehenden Mägde und sonstigen Dienerinnen zu verbergen, mußte sich bequemen, drei Tage lang unter dem Bette der Französin zuzubringen, von welcher schrecklichen Lage er nur erst spät Abends befreit werden konnte.

Inzwischen war Fanchonette zu dem Consul, dem Handelsbevollmächtigten Hollands, gelaufen. Die Behörden nahmen sich des Malers an und riethen, die Niederländer nicht durch einen Gewaltstreich gegen einen ihrer nicht unbedeutenden Landsleute zu erbittern, und endlich gelang's: der Gouverneur von Bordeaux erklärte den Maler für frei und ledig, erlaubte ihm sogar, sich, so lange er wolle, in dieser Stadt zu verweilen und jederzeit seines Schutzes gewärtig zu sein.

Drei Wochen später verheirathete sich Kaspar Netscher zu Bordeaux mit seiner Retterin.

Digitized by Google

Jetzt mußte er auf seinen und seiner Gattin Unterhalt denken und eine Reise nach Italien war vorläufig unmöglich. Netscher kam nie dorthin.

Wie schon gesagt, kehrte er bald mit seiner Frau nach dem Haag zurück, wo er seine eigentliche Wirksamkeit erst eröffnete. Von jetzt an hieß es: Kaspar Netscher ist in Italien gewesen!

Die Spieler.

Von Caravaggio

Wo die Italiener aus ihrer durchschnittlich idealen Richtung in der Malerei heraustreten und sich als Naturalisten und Individualistiker zeigen, da sind sie dennoch in der Wahl ihrer Stoffe, Form und Ausdrücke weit von der Naturalistik der Niederländer entfernt. Beide schreiben das Leben aufs Genaueste ab. Der Niederländer aber schildert, selbst stets unerschütterlich ruhig, vorzugsweise die äußerliche Erscheinung; der Italiener, seine südliche Natur keinen Augenblick verleugnend, kehrt die innerliche, psychologische Seite heraus. —

Als einen dieser italienischen Maler, und zwar als einen solchen, welcher der ergreifendsten Wahrheit, eines fast tragischen Pathos mächtig ist, nennen wir Michel Angelo Amerighi, oder Merighi, genannt Michel Angelo da Caravaggio. Er war zu Caravaggio im Mailändischen 1569 geboren und war anfangs Maurergeselle. Als er es erlangt hatte, seiner Neigung für die Malerei zu folgen, bildete er sich nach den großen Venetianern und trat in Rom mit seinen naturwahren Schöpfungen der kraftlosen, gehaltenbehrenden, idealen Richtung in der Malerei energisch entgegen. Seine Darstellung erfaßte die leidenschaftlichen, düstern Erregungen der Menschenbrust in meist schroffer, ungemilderter Form. Um sie so gewaltsam und ergreifend als möglich zu schildern, wie es seinem eigenen ungestümen Innern angemessen war, bediente er sich nur der niedern, rohen Natur. Wo die Sujets mit seiner eigenthümlichen Darstellungsweise zusammentreffen, da liefert Cavavaggio das ausgezeichnet Vollendete. Sein Colorit, seine Beleuchtung sind mächtig, schlagend. Erhabene Compositionen zieht er ins Niedrige, zeigt aber auch hier immer seine Vorzüge.

Caravaggio's Leben steht in genauem Zusammenhange mit seinen Bildern, es ist wie diese leidenschaftlich düster, verworren. Der Maler war ein Raufbold, ein Spieler, der seines Ungestümes wegen nirgend lange geduldet wurde. In Malta schlug ihn der Großmeister der Johanniter zum Ritter. Aber auch dort, für dieses kriegerische Leben war Caravaggio zu wild. Auf seiner Rückreise nach Rom ward er, aus Anlaß früherer Abenteuer, überfallen und tödtlich verwundet. Er starb 1609.

Das vorliegende Bild „Die Spieler" schließt sich genau an das Leben des Meisters an. Es ist düster und ergreifend, wie dasjenige, was den Caravaggio flüchtig aus Rom trieb. — Dies war ein in einem verdächtigen Hause nach einer bachantischen Nacht und einer unglücklichen Spielpartie verübter Mord.

Digitized by Google

Der Inhalt dieses Stücks kann unmöglich vollständiger getroffen und bezeichnet werden, als eben durch diese Skizze aus dem Leben des Malers.

Caravaggio war noch jung, als er, von Mailand und Venedig kommend, in Rom eintraf. Hier herrschte damals schon in der Malerwelt Giuseppe Cesari, genannt Josepin il Cavaliere d'Arpino, ein Römer von Geburt; die bedeutendste Erscheinung unter den sogenannten Manieristen. Sein blühendes Colorit, seine ungewöhnliche Handfertigkeit machten ihn zum ersten damaligen Maler der römischen Schule, zum Lieblinge des Papstes Clemens VIII. und des Cardinals Bischof Ottoboni von Palestrina. Caravaggio suchte die Bekanntschaft des Meisters, und ungeachtet ihrer geradewegs sich entgegenlaufenden Richtungen entstand zwischen Beiden ein Freundschaftsverhältniß. Dies wurde noch enger geschürzt, als der heißblütige Caravaggio für die einzige schöne Schwester Cesari's, Teresina, eine der Heftigkeit seines Charakters entsprechende Neigung faßte. — Aber der launische, Ungestüme zerriß die Bande der Liebe sehr bald, noch [illegible]her, als er sie angeknüpft hatte. Er verließ Teresina, und schloß sich einer Gesellschaft [illegible]slustiger Künstler und Cavaliere an, und es währte nicht lange, da war Caravaggio das [illegible]erbild der Wüstlinge Roms. — Aber eben aus diesen Zweikämpfen, diesen Zechgelagen und [illegible]führungsgeschichten junger Mädchen und Männer, aus diesem ganzen bachantischen Treiben, [illegible]welchem jeder Andere zu Grunde gegangen wäre, nahm unser Künstler seine beste Kraft und die Stoffe zu seinen, durch ihr Pathos unwiderstehlich ergreifenden Kunstschöpfungen.

Es waren die ersten Schritte, die der junge Mann, nachdem er die Schule hinter sich hatte, auf seiner eigenen Bahn machte, und dieser Anfang war für seine folgende Wirksamkeit entscheidend.

Seine die gluthherzigen Italiener mit voller Macht packenden Gemälde, die charakteristisch zur Erscheinung brachten, was in jener Zeit vor dem dreißigjährigen Kriege in allen Gemüthern gährte, ließen die oberflächlichen Arbeiten des idealisirenden Giuseppi Cesari und seines Anhanges zu bleichen Schatten und Nebelbildern herabsinken. In diesen, getreue Naturwahrheit und mächtiges Gefühl athmenden, psychologischen Nachtstücken war von Caravaggio dem früheren Freunde und seiner Schule ein Kampf auf Leben und Tod angekündigt. Und Caravaggio kämpfte als ein Mann. —

In eben der Zeit ward dem einzelnstehenden Michel Angelo eine mächtige Hülfe. Von der, von Ludovico Caracci zu Bologna gestifteten Accademia degli incamminati (aus incamminare, in den Gang bringen), von dieser Malerschule, welche eine vollständige Reform italienischer Kunst anstrebte, kamen Agostino und Annibale Caracci nach Rom, um die Arbeiten an der farnesischen Gallerie zu übernehmen. Agostino Caracci, der Meister der verführerischen in Kupfer gestochenen Compositionen, nicht weniger ausschweifend als Caravaggio, ward augenblicklich der genaueste Freund desselben, und alle drei Künstler mit ihrem Anhange warfen sich jetzt auf Cesari's Schule, um sie zu vernichten.

Es ist unmöglich, den Todeshaß zu beschreiben, den Giuseppe Cesari von dieser Zeit an auf Caravaggio warf. Noch immer hatte er den Gedanken festgehalten, Michel Angelo werde bald von seinem liederlichen Leben zurückkehren, er werde bald ausgetobt haben, und von den Raufbolden und Spielern zu ihm, dem Cesari, von den feilen Dirnen aber zur trauernden Teresina reuig zurückkehren.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Fr. v. Morris pinx.t

The Fortunetellor — Die Wahrsagerin

[illegible]

Digitized by Google

Digitized by Google

Und war dies geschehen, dann konnte er leicht zu der Einsicht gebracht werden, die Ueberkraft in seinen Gemälden müsse gemäßigt, und zu dem Niveau der Manieristen herabgedrückt werden.

Jetzt aber in den Händen der Caracci's, der rigorosen Reformatoren, war Caravaggio für Cesari wie für Teresina verloren.

Die Rache erwachte in dem Herzen des Meisters. Giuseppe besaß einen Bruder, Balsamo d'Arpino, welcher Capitano in der päpstlichen Leibwache war. Er übernahm es, den treulosen, undankbaren Caravaggio zu bestrafen. Aber der feige Römer getraute sich's nicht, dem Gladiator Aug' in Aug' gegenüberzutreten. Er wandte sich an einen Officier der Sbirren, Hans Haßli, einen Schweizer von Geburt, von dem es bekannt war, daß er das eisernste Handgelenk in ganz Rom besaß. Haßli, gut bezahlt, versprach den Maler noch an demselben Tage zu einem Duell zu veranlassen, und ihn mit einem Degenstoße für immer stumm zu machen. Die Cesari's bezeichneten dem Schweizer den Ort, wo Caravaggio mit seinen Genossen die Nächte zu durchschwärmen pflegte, und Haßli ging, am Arme eines seiner Soldaten, gemüthlich nach dem bezeichneten Häuschen.

Hier war's noch leer: aber Caravaggio, der getreueste Gast der dicken sicilianischen Wirthin, war schon hier. Einige vollbusige, nachtäugige Mädchen standen neben ihm, während der Maler in heiterster Laune seine Taschen umkehrte und einige Hundert — soeben für ein Gemälde empfangene — Goldstücke auf den Tisch warf.

Beim Anblicke dieses Goldes blieb Haßli, welcher eben im Begriff war, ohne weitere Umstände die Feindseligkeiten dadurch zu eröffnen, daß er dem Maler eine Ohrfeige applicirte, nachdenklich stehen, und schob sein Federbaret auf ein Ohr. Er konnte Caravaggio niederstrecken, aber damit erbte er dies Geld nicht. Der Künstler mußte gerupft, und dann erst erstochen werden.

Haßli knüpfte mit Caravaggio ein Gespräch an und nach einer Minute saßen sie Beide an einem Tischchen, die Karten in der Hand, Jeder einen Goldhaufen vor sich, sich gegenüber, indeß der in seinen Mantel gehüllte Sbirre gleichmüthig das Spiel betrachtete.

Die beiden Spieler waren Spieler, aber Haßli, welcher mit dem Golde spielte, wofür er den Maler ermorden sollte, war außerdem ein Schurke. So kam's, daß der Schweizer mit Hülfe seiner Kartenkünste ein Zehend der Zechinen nach dem andern gewann und seinen starken Arm drüber legte.

Dem jungen Maler stand der Verstand still; aber wiederum begann er eine neue Taille, obgleich er nicht mehr recht deutlich wußte, was mit ihm geschah. — Seine Goldstücke waren bis auf ein Dutzend zusammengeschmolzen; da warf Caravaggio wild die Karte auf den Tisch.

Jetzt erst sah er den Sbirren hinter sich, an welchen er gar nicht mehr gedacht, und entdeckte, daß dieser dem Schweizer durch Zeichen mit den Fingern von seinen Hauptkarten Zeichen gab. Im Nu hatte Caravaggio den Degen gezogen und Hans Haßli lag die Secunde drauf todt am Boden. — Caravaggio floh und entkam glücklich. Giuseppe Cesari aber erlag, seiner Anstrengung ungeachtet, seinen Feinden. Während Caravaggio's gute Stücke ewig neu bleiben, hatte Cesari sich in seinen besten Gemälden schon lange vor seinem Tode überlebt. Wahrscheinlich war er's, welcher den Caravaggio überfallen ließ, um seine ein Mal vereitelte Rache dennoch endlich zu befriedigen.

Digitized by Google

Die Dorfschenke.

Von Cornelius Bega.

Cornelius Bega wurde 1620 in Haarlem geboren und starb daselbst an der Pest im Jahre 1664. Sein Vater war Bildhauer und nannte sich Peter Begyr. Von ihm empfing Bega vermuthlich den ersten Unterricht in der Kunst, bis er später ein Schüler von Adrian Ostade und zwar einer seiner besten wurde. Seine Stoffe sind ländliche Festlichkeiten, Wirthshausscenen, Laboratorien von Adepten und Alchymisten u. s. w. Seine Kupferstiche sind sehr geschätzt und seine Werke, jetzt meist in festen Händen, wurden sonst sehr gesucht und mit gewaltigen Summen bezahlt.

Das unstäte und unordentliche Leben dieses Künstlers muß dem Umstande zugeschrieben werden, daß er sehr früh aus dem Vaterhause weichen mußte. Daher rührt wohl auch der Name Bega, unter welchem allein er später gekannt wurde.

Das vorliegende Werk zeigt das Charakteristische des Malers in ausgezeichneter Weise. Während wir die meisterhafte Technik und Naturwahrheit bewundern, können wir nicht umhin, die niedrigen rohen Stoffe, welche er darstellte, unschön und abstoßend zu finden.

Bärenjagd.

Von Franz Snyders.

Im Herbste des Jahres 1606 sah derjenige Theil des castilischen Scheidegebirges, welcher, nördlich von Madrid gelegen, den Namen Sierra de Guadarama führt, ein Schauspiel, welches ebenso eigenthümlich als glänzend auf diesen wilden Plateaus, in diesen düstern Schluchten wohl nimmer wieder gesehen ward.

Etwa in einer Höhe von fünftausend Fuß über dem Meere hatte König Philipp der Dritte von Spanien sein prächtiges Hoflager aufgeschlagen. Der Hof-Marschall Don Jose de Ximanez hatte einen rings von Abgründen und von Wasserstürzen romantisch umgebenen, von Pinien, Cypressen und mächtigen Korkeichen umkränzten, weiten, ebenen Platz für das Lager ausgewählt. Hier erhob sich das von Goldstickereien prangende Zelt des Königs, von Alt-Castiliens schwerem Seidenbanner überweht, und an diese herrliche, luftige Wohnung schlossen sich in langen, schnurgeraden Reihen die grün und weißgestreiften Zelte des allmächtigen Günstlings und Ministers, Grafen Lerma, sammt denen der Grandezza und der Caballeros del Rey. Ferner hin waren die leichten Wohnungen der Königin und ihres von Schönheit strahlenden Gefolges. Diese Zelte waren in der ebenso reichen als bizarren maurischen Form ausgeführt, und ungeachtet Alt-Castilien sammt dem ganzen christlichen Spanien den unglücklichen Moriscos Verderben und Tod geschworen hatte, sah man doch hier den Halbmond über den Standarten blitzen, welche

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

die Embleme der Omajaden und Abaſſiden, der Abencerragen und der Zegris zeigten. Faſt am Rande einer tiefen Schlucht waren Baracken für die Diener und für die niedere Ritterſchaft, ſo wie für die Jäger errichtet, neben welchen die feurigen Hengſte Andaluſiens und die ſichern Saumthiere von Aragon an eiſernen Pfählen feſtgebunden waren. Ungeduldig und feurig, nach dem Blute der wilden Bewohner des rauhen Gebirgs dürſtend, erblickte man in einiger Entfernung vom Lager den Platz, wo Hunderte von Wolfs- und Bären-Hunden grimmig ſich zeigten, die kaum durch die ſchweren Peitſchen der Jagdknechte in Ruhe gehalten werden konnten.

Das rührigſte Leben herrſchte in dieſer extemporirten Stadt. Stattliche Herren, geſchmückt wie in Aranjuez, durchſchritten die Zeltgaſſen; Gruppen der edelſten Damen Spaniens, reich mit Peru's Edelſteinen geſchmückt, zeigten ſich zwiſchen den wallenden Federbüſchen der Caballeros; ſie konnten hier ſcherzen, ſie konnten lachen, und ein natürliches Wort ſprechen, das ſonſt nur ihre Liebhaber in verſchwiegener Nacht hörten; — denn die mörderiſch-ſteife Etiquette des ſpaniſchen Königshofes war auf den ausdrücklichen Befehl Philipps III. diesmal im Schloſſe zu Madrid und in Aranjuez zurückgeblieben.

Ueberhaupt hatte Philipp, der ſonſt gar nicht mehr befehlen konnte, ſondern ſich gehorſam unter den Willen des Grafen Lerma ſchmiegte, der, anſtatt König zu ſein, zu einer kraftloſen bedauernswerthen Puppe herabgeſunken war, ſeit einiger Zeit ein beſonderes Leben entfaltet. Dies Leben, dieſe Wirkſamkeit richteten ſich, wie zu erwarten, jedoch durchaus nicht auf den beklagenswerthen Zuſtand des ſchon durch Philipp II. tief entwürdigten und dazu ausgeſogenen Spaniens, ſondern lediglich auf die Art ſeiner Unterhaltung. Dies war von Philipp ſchon ſehr viel; denn bisher hatte er auch gar nichts wollen können.

Es war ein eigenthümlicher Umſtand nöthig geweſen, um den Herrſcher zweier Welten aus ſeiner unwürdigen Lethargie in etwas zu erwecken. Philipp III., wie mehre beſſere Regenten Spaniens vor ihm und nach ihm, war ein beſonderer Freund der Künſte. Eigenthümlicherweiſe aber beſaß dieſer Monarch gegen die Schöpfungen der Spanier eine große Abneigung, obgleich damals ſchon, namentlich zu Sevilla unter Juan de Caſtillo, dem Lehrer des großen Murillos, ſich ein Sproſſen ſpaniſcher Kunſt entfaltete, das ſpäterhin zur ſchönſten Blüthe gedieh. Philipp II. war der finſtere, kalt-grauſame Feind ſeiner braven Niederländer; unter ihm fanden nur wenige Werke niederländiſcher Maler den Weg nach Spanien. Der dritte Philipp aber ſchätzte Niederland und ſeine Künſtler um ſo mehr, als ſich die Bande löſeten, welche dieſe Nation an das damalige Mutterland knüpften; ſie ſchien erſt Werth für ihn zu erhalten, ſeit er jeden Augenblick befürchtete, ſie vollends zu verlieren.

In jener Zeit eben eröffnete eine Reihe ausgezeichneter Maler die glänzendſte Epoche niederländiſcher Kunſt.

Schwach und üppig aber, wie der König von Spanien war, gingen die Schöpfungen des Rubens, der Teniers, des Kaspar de Crayer, des Peter Neefs und Jodocus Momper, ohne Eindruck zu machen, an ihm vorüber. Sein Liebling, ſein erklärtes Genie im Malerfache war dagegen Franz Snyders. Die Thierſtücke dieſes jungen Meiſters athmeten die ganze Wildheit, den ganzen entfeſſelten Naturalismus, deſſen der König bedurfte, um ſich aufzuregen. Dieſe blutigen, wilden Thierkämpfe Snyders, wo die Thiere, in ihrer lebendigſten Eigenthümlichkeit aufgefaßt, alle Zuſtände der thieriſchen Seele, Muth, Furcht, den bis zur Wuth gereizten Zorn,

Digitized by Google

Liſt und Grauſamkeit in den in der höchſten Mannigfaltigkeit glänzenden Gemälden darlegen, feſſelten den König ſo ſehr, daß er den Meiſter von Antwerpen nach Madrid berief.

Franz Snyders war kurz vor der Zeit, die wir vorhin ſchilderten, in Aranjuez angekommen und von dem Könige mit großer Freude empfangen. Von dieſem Augenblicke an phantaſirte der König, um Situationen zu Wolfs- und Keiler-Kämpfen zu erfinden; Snyders mußte demgemäß arbeiten. Alles dies genügte jedoch dem Herrſcher nicht: „Ein Wolf iſt kein edles Thier, der Eber ebenſo wenig; Bären, die Könige der Wälder, muß ich auf Snyders Gemälden ſehen!“

Graf Lerma widerſprach nicht, als Philipp III. erklärte, in der Sierra Guadarama Bärenjagden anſtellen zu wollen, um dem Maler aus den Niederlanden Gelegenheit zu geben, das gefürchtete Raubthier in wildem Zuſtande, in der unbeſchränkteſten Darlegung ſeines Naturells zu beobachten. Lerma hatte das Stillſchweigen und die Unthätigkeit des Königs auf anderen Gebieten zu nothwendig, als daß er demſelben ſeinen Einfall auszureden verſucht hätte. Demgemäß erfolgte die Reiſe des Hofes in die Sierra Guadarama.

Der Meiſter ſelbſt, eigentlich die Hauptperſon bei dem Unternehmen, nahm ſich gegen ſeine glänzende Umgebung fremdartig genug aus. Snyders war ein mittelgroßer, ſtarkgebauter junger Mann, ernſten, faſt ſchwermüthigen Anſehens, mit untadelhaftem, weißem Teint und hellen Locken. Seine Kleidung war reich, aber dunkelfarbig, wie diejenige ſeiner Landsleute. Er ſah zwiſchen den grellfarbig geputzten, gelben Spaniern etwa wie Prinz Hamlet neben ſeiner Umgebung aus.

Eben ſein ſchwermüthiges, poetiſches Weſen aber wandte dem Niederländer die Gunſt der ſpaniſchen Damen zu. Wie manches blitzende ſchöne Auge ruhte auf Snyders Geſtalt mit ſüßem Wohlgefallen, und ſuchte dem Schüchternen durch zarte Lockungen zu einer Liebeswerbung Muth einzuflößen. Aber der Meiſter wandte ſich von dieſen mutherweckenden, herausfordernden, liebebegehrenden Blicken ab ... Sein Herz war bereits von dem Strahle eines Auges berührt und tief im Innern getroffen, das, beſcheidener und züchtiger als ſelbſt das ſeinige, dennoch an Schönheit und jungfräulicher Blüthenfriſche jedes andere der Damen des Königshofes übertraf. Dies war das Auge von Donna Mencia d'Albucalde. Sie war ein Mädchen von höchſtens neunzehn Jahren, ſchlank, zierlich, faſt zu zart gebaut, aber von einer Anmuth, von einem ſo feſſelnden Weſen, daß neben der Jungfrau die gefeiertſten Schönheiten des ſpaniſchen Hofes, Donna Iſabella Valdellos, Donna Bianca de Spinola, eine Verwandte des berühmten Feldherrn Spinola, der in dieſer Zeit eben mit Erfolg gegen Moritz von Oranien in den Niederlanden kämpfte, in Nichts verſchwanden.

Faſt alle Damen des Königshofes waren von ächt ſpaniſchem Adel, das heißt, ſie hatten gothiſches Blut in ihren Adern. Donna Mencia d'Albucalde, aus Cordova gebürtig, gehörte jedoch von mütterlicher Seite den unglücklichen Moriscos an, deren letzte Reſte Philipp III. und Comte de Lerma mit ſchonungsloſer Gewalt von Spaniens Boden zu vertreiben ſtrebten. Donna Mencia beſaß die biegſame Taille, das geheimnißvolle glühende Auge der Mauren, und barg in ihrem Buſen die volle Gluth des Orientes. Sie war Diejenige, welche der Maler Franz Snyders in verſchwiegener Leidenſchaft anbetete. Wohl aber hatte Donna Mencia den geheimen Sinn der Blicke des ſchönen Niederländers zu deuten gewußt. Durch einen unwiderſtehlichen Zug des Herzens zu ihm hingezogen, hatte ſie auf eben ſo zarte als innige Weiſe

Digitized by Google

eine Annäherung bewirkt, und zwei Tage vor der Abreise des Hofes zum Gebirge hatte Snyders ihr seine Liebe — der Glückliche der Glücklichen — gestehen können.

Zugleich aber erfuhr er, welche Hindernisse sich entgegen stellten, wenn er es versuchen würde, Donna Mencia's Besitz zu erringen. Niemand anders als Graf Lerma war ihr Vormund; dieser hatte bisher das der Donna Mencia gebührende Vermögen sammt den reichen Lehen der Albucalde's verwaltet, und unermeßlich habsüchtig und geizig, wie der allmächtige Minister es war, hatte er bereits versucht, die Hand darnach auszustrecken, und Donna Mencia zu bewegen, den Schleier zu nehmen.

Mencia d'Albucalde sah in dem geliebten Maler, dem Günstlinge des Königs, ein Werkzeug des Himmels, um sich, abgesehen von ihrer Herzensneigung, gegen die Ungerechtigkeit Lerma's zu schützen. Snyders hatte nicht sobald diese Verhältnisse erkundet, als er offen von Mencia's Knechtung durch Lerma bei dem Könige redete. Philipp versprach Abstellung aller Beschwerden der schönen Dame; eine Viertelstunde später aber erzählte er dem Grafen Lerma buchstäblich was zwischen ihm und Franzesko Snyders abgeredet war. Der Graf war wüthend; dennoch traute er seinem wankelmüthigen, nicht selten lügnerischen Gebieter nicht, sondern beschloß, vorerst den Maler auszuforschen.

Die Reise nach Guadarama bot dazu die beste Gelegenheit. Lerma schloß sich an Snyders an, und zog ihn über Ostende's weltberühmte Belagerung durch Spinola, über Moritz von Oranien, wie über die niederländischen Angelegenheiten in ein Gespräch, wobei er zugleich den Maler in Bezug auf seine Neigung zu Donna Mencia ausholen wollte. Aber der vorhin Arglose war, nachdem ihn die Geliebte angstvoll gewarnt, klug genug ihm auszuweichen, und verstand es zugleich, seine unbesonnene Unterredung mit Philipp III. von einer ziemlich unverdächtigen Seite darzustellen.

Graf Lerma wußte nicht, was er denken sollte. Soviel war ihm indeß als ausgemacht, daß Donna Mencia nicht von seiner Gewalt frei werden und nicht zum Besitz ihrer Güter gelangen sollte, in welchen sie bei ihrer Verheirathung eintreten mußte. Der Spanier beschloß zu beobachten, um Donna Mencia's Neigung zu ergründen, und dann erst zu handeln.

Die Liebe des schönen Mädchens sollte ihm bald enthüllt werden. Am zweiten Morgen, nachdem das Lager im Gebirge aufgeschlagen war, machte sich der Gallego, ein scharfer Nordwind, auf und strich mit ungewohnter, fast winterlicher Kälte über die Felsen des Gebirges. Die Jäger bezeichneten diesen Tag als einen solchen, an welchem der Bär, der die Wärme scheut, das Lager am liebsten verläßt, um auf Streifereien auszugehen. Demgemäß ward die Meute in Bereitschaft gesetzt, die Rosse wurden gesattelt, die ganze hohe Gesellschaft, den König, den Grafen Lerma und den Maler Franz Snyders an der Spitze, schwang sich auf die Thiere und drang, von den Jägern geführt, muthig und gut mit langen Bärenspießen bewaffnet, durch Schluchten und escarpirte Wege aufwärts in die Sierra vor. Die Damen beschlossen den Zug und unter ihnen strahlte, wie der Mond unter den Sternen, Donna Mencia, welche, die Augen unverwandt auf den Niederländer gerichtet, heute wie von einer trüben Ahnung befangen schien.

Die Jagdgesellschaft war auf einem von Bäumen entblößten Plateau in der Nähe eines Wäldchens angekommen, in welchem ein gewaltiges Bärenpaar nach den Aussagen der Jäger sein Lager hatte. Die Ritter und Jäger schlossen einen Halbkreis, hinter welchem sich die Da-

Digitized by Google

men aufstellten, und die Jäger voran, rückte die Truppe nicht ohne ängstliche Spannung vor, um das Gehölz abzutreiben und die Ungethüme aufzujagen. Die Meute war etwa 50 Schritt hinter dem Halbkreise aufgestellt, um sofort hervorzubrechen, wenn sich der Bär zeigen würde.

Unter dem Schmettern der großen Hifthörner wollte die Gesellschaft eben in den Wald dringen, da erhob hinter ihrem Rücken die Rüdenschaar ein furchtbares, wildes Geheul. Betroffen wandten sich Aller Blicke rückwärts – da sahen sie, wie ein furchtbar großer Bär, der, vermuthlich von dem Lärm eingeschüchtert, sich so lange verkrochen gehalten hatte, aus einer bisher unbeachteten Felsenschlucht hervorstürzte, und die blitzenden Augen um sich werfend, die Stelle suchte, wo er sich retten konnte.

Philipp sprengte vor und gab Befehl; da wurden die Hunde losgekoppelt und etwa sechs der stärksten und grimmigsten packten in der nächsten Secunde den zottigen Pelz des Bären. Er erhob sich wild auf die Hinterfüße, und streckte mit jedem Schlage seiner mächtigen Tatzen einen der blutlechzenden Feinde nieder. Dann machte er sich durch eine Gewaltanstrengung los und rannte blind vor Zorn und ängstlicher Wuth geradewegs auf die Jagdgesellschaft an. Da die Damen sich jetzt in der Vorderreihe befanden, so waren sie seinem Anlaufe zuerst ausgesetzt; sie suchten die von dem wilden Schauspiele scheu gewordenen Rosse zu wenden, indeß die Herren vorzudringen strebten; die Folge war eine allgemeine Verwirrung, noch durch das Angstgeschrei der Damen vergrößert.

Jetzt kam der Bär heran; vier Hunde, die sich in seinem Nacken und seinen Flanken festgebissen hatten, mit sich schleppend. Er stürzte mitten unter die Pferde. Indeß die Rosse entsetzt auseinanderstoben, scheute sich Donna Mencia's feuriger andalusischer Zelter, bäumte sich und schlug über. Die Dame selbst befand sich keine fünf Schritte von dem Bären. Sie hob die Hände empor und gab sich verloren.

Als sie jedoch die Augen wieder öffnete, stand Franz Snyders zwischen ihr und dem Ungethüm.

Das gezückte Schwert in der Rechten, sprang er, ein wahrer Matador, vorwärts und bohrte die zweischneidige flamändische Klinge dem Raubthier durch das Genick. Sterbend brach dasselbe zusammen. Dies war so schnell geschehen, daß sich die Herren mit ihren Speeren kaum noch von der Ueberraschung erholt hatten, worein sie das plötzliche Vordringen des Thieres versetzte.

Während jetzt ein lautes Halali erscholl, von dem Schmettern der Jagdhörner übertönt, beugte sich Snyders, von dem Augenblicke hingerissen und in seiner Aufregung Alles außer seiner Liebe vergessend, nieder, hob Donna Mencia zu sich empor und schloß die Gerettete, die sich leidenschaftlich an ihn anschmiegte, inbrünstig in seine Arme.

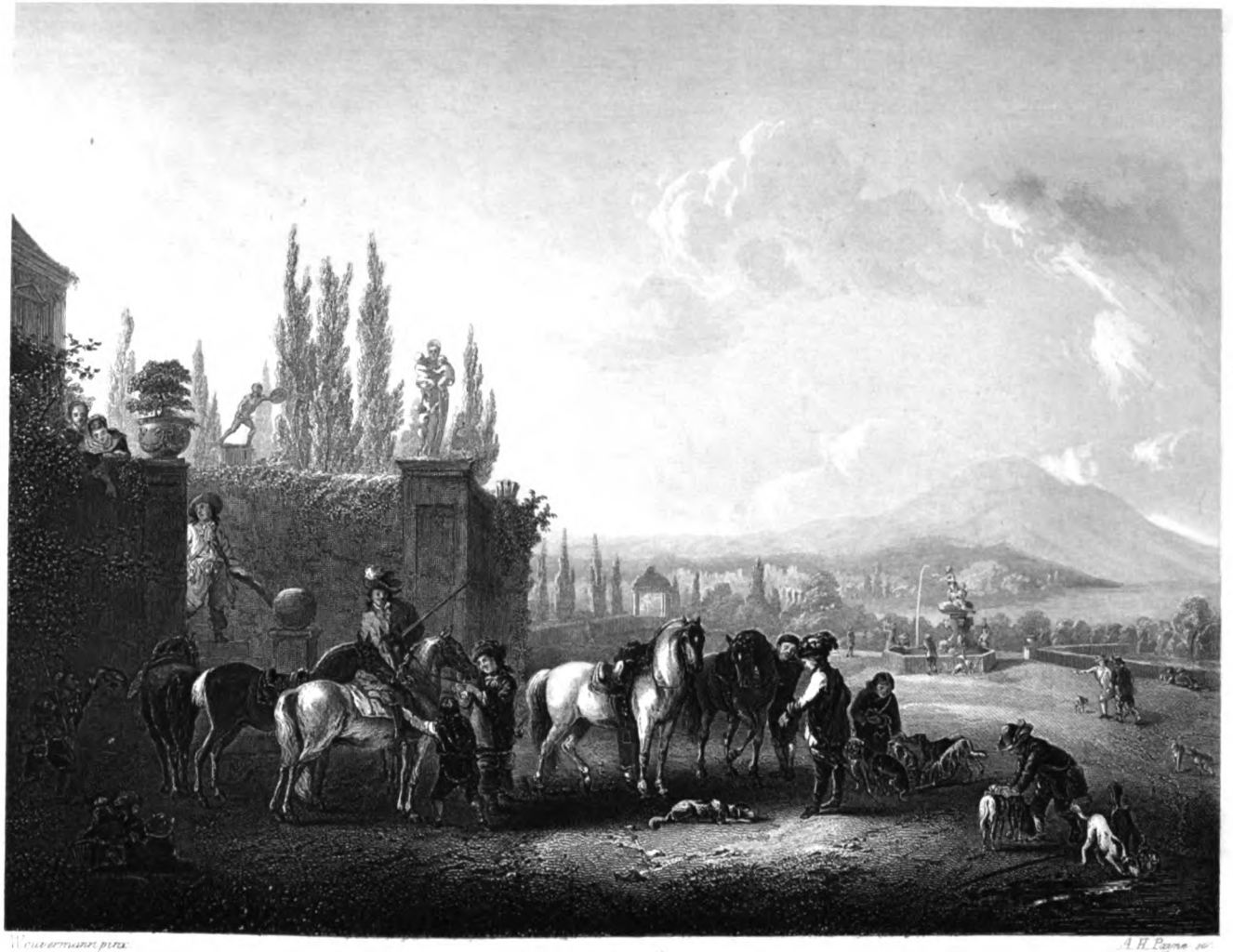
Philipp III. stieg vom Pferde und begrüßte den tapfern Niederländer mit lebhaftester Freude. Auch der finsterblickende Graf Lerma trat herzu und gab ihm seinen Glückwunsch. Im Triumphe, reich mit Baumzweigen bedeckt, ward das edle Wild nach dem Lager getragen; ein Fest ward hier veranstaltet, auf welchem Snyders bereits die Skizze des Thierkampfes dem entzückten Könige vorlegen konnte. — Als Jeder den Entwurf bewunderte, sagte Lerma mit Betonung:

„Schade, Sennor Snyders, daß Ihr nicht auch das Talent besitzt, Figuren auf Eure Ge-

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Wouwermann pinx. A.H. Payne sc.

Départ pour la Chasse — Aufbruch zur Jagd

Wyjazd na łowy.

Digitized by Google

Digitized by Google

mälde zu bringen, welche der Vortrefflichkeit Eurer Thierzeichnungen gleichkommen. Ihr hättet sonst in der Scene von gestern mit der Donna Mencia einen unübertrefflich schönen Stoff, der Euch um so mehr begeistern müßte, als Euer Herz dabei ins Spiel gekommen ist.

Snyders erröthete tief: das Geheimniß seiner Liebe war verrathen, und mehr bedurfte es bei dem mächtigen, finstern Grafen Lerma nicht, um die kaum geknüpften Bande zweier liebenden Herzen mit unerbittlicher Faust zu zerreißen ...

Gleich nach der Rückkehr des Hofes nach Aranjuez setzte er es bei dem schwachen Philipp durch, daß Donna Mencia d'Albucalde in das Kloster zum Herzen Unsrer lieben Frau der Rettung in Sevilla geführt wurde, wobei der Habsüchtige sich zugleich des größten Theils der Besitzungen seiner unglücklichen Mündel bemächtigte.

Franz Snyders malte außer dem Bärenkampfe nur noch einige Stücke für Philipp III. Dann kehrte er traurig in die Heimath zurück. Es litt ihn, seit Donna Mencia ihm verloren ging, nicht mehr in Spanien.

Die Wahrsagerin.

Gemälde von Franz van Mieris.

Im Jahre 1667 war „Whitehall", London, glänzender, als vielleicht jemals später.

König Carl II., oder richtiger seine Freundin, die schöne Herzogin von Portsmouth, berüchtigten Andenkens, hielt in Whitehall Hof und hier war's, wo die ungeheuren Summen verschwelgt wurden, die Carl dem Parliamente abpreßte.

England war in Gefahr, aber in Whitehall lachte man darüber. Frankreichs Flotte unter D'Etrées, Hollands stolze Segler unter de Ruyter und Cornelius de Witt herrschten auf den Meeren. Der britische Stolz empörte sich gegen die Demüthigungen, welche England, nicht etwa durch seine Schwäche, sondern durch das Verschulden seines Monarchen erlitt.

Carl II. dagegen ließ sich darüber durch die frivolen Witze seiner ausschweifenden Gesellschafter so gut als möglich trösten. Dennoch war er nicht ganz und gar so unverschämt, um nicht immer noch etwas thun zu wollen. Er verlangte, als die Friedensunterhandlungen zu Breda zwischen England und den Niederlanden einen zweifelhaften Erfolg in Aussicht stellten, vom Parliamente außerordentliche Credite, um die fast bedeutungslos gewordene englische Flotte gegen die Generalstaaten in wehrhaften Stand zu setzen. Das Parliament, schon hundert Mal durch Carl's Vorgeben getäuscht, bewilligte abermals die Summe, welche der König verlangte, obgleich voraus zu sehen war, daß diese Gelder der Flotte nicht zugewandt, sondern in größter Geschwindigkeit verschwendet werden würden. Dieser letzte Umstand ließ wirklich nicht lange auf sich warten.

Ein prächtiges Fest der Herzogin von Portsmouth war zu Ende. Die Geladenen entfernten sich; denn es war fünf Uhr Morgens. Die Königin dieser Nacht verschwand. Man

Digitized by Google

sah in den Sälen nur noch Carl II. mit seinen vornehmsten Günstlingen wie Leute auf- und abwandeln, die durchaus nicht wissen, was sie anfangen sollen.

Der König, schwarz gekleidet — eine elegante Figur mit einem unschönen, von Leidenschaften durchfurchten, blassen Gesichte — hatte den schwarzseidenen Hut mit der schneeweißen Feder tief ins Gesicht gezogen. Er sagte kein Wort und sah, ungeachtet der frivolen Witze des Cavaliers, welchem er seinen Arm gegeben, sehr schwermüthig aus.

Dieser Mann war John Wilmot, der durch seine Satyren, seinen Atheismus, sein ausschweifendes Leben, durch seine Verführungskünste, Frauenzimmern gegenüber, und vielleicht auch durch seine Bekehrung berühmt und berüchtigt gewordene Graf von Rochester. Rochester war noch jung und besaß ein einnehmendes Gesicht, das durch den gänzlichen Mangel an Bart etwas Weibisches erhielt. Er war ganz in weiße, schwer mit Gold gestickte Seide gekleidet und augenscheinlich etwas berauscht.

Neben John Wilmot ging Blood, „dieser vollkommene Bösewicht in Priesterkleidung", wie ihn Rochester in seiner großen Satyre nennt, salbungsvoll blickend und zweideutige Witze mit großer Fertigkeit reißend. Blood hatte Antony Ashley Cooper, Grafen von Shaftesbury, dieser den Herzog von Buckingham am Arm. Letzterer war ein vollendeter Hofcavalier, der würdige Freund Lord Rochesters.

Nie waren diese Herren ernst, als wenn die Guineen anfingen zur Neige zu gehen. Da sie jetzt ungeheuer ernst waren, so mußte in ihren Börsen oder vielmehr in der Börse des Königs totale Geldebbe eingetreten sein.

— Alles ist zu Ende! sagte Carl II. zu John Wilmot, welchen stets das Geschäft traf, den weiten Schlund von Zeit zu Zeit zu füllen, welcher die Chatouille des Königs hieß. Wir haben nichts, als Unsern Brillantring hier am Finger, und doch müssen Wir Geld haben ...

— Die goldene, mit Diamanten verzierte Kapsel, in welcher das Bürgerdiplom von London für Eure Majestät eingeschlossen war, hilft über einige Schwierigkeiten hinweg, sagte Rochester.

— Ach, diese phantastische Idee des Lordmayours war zu komisch, flüsterte der König. Wir haben die Kapsel daher ihr gegeben ...

— Der Herzogin von Portsmouth? rief John.

Carl nickte und Rochester summte das Lied: „Go away my Wealth and fortune etc."

— Wißt Ihr verwünschten Vampyre, fragte Carl jetzt sehr finster, wieviel Ihr mir binnen acht Tagen verschlungen habt?

— König Carl, sagte der Bischof Blood, welcher ihn am unverschämtesten bestahl, ich habe seit vier Wochen gefastet.

— Dafür hast Du gestern auch eine Mahlzeit von sechstausend Pfunden gethan! erwiderte Carl ... Deine Schulden, Mylord John, habe ich bezahlt und, Christi Blut! welche Schulden! ... Shaftesbury, Gott wolle Dir gedenken, was Du mir für Deine vier römischen Feste in Ashley-House abgepreßt hast. Ich glaube, Cooper, Du bist der schändlichste, leichtfertigste Patron in Unserm Königreiche.

— Mit Eurer Majestät Erlaubniß, antwortete der witzige Shaftesbury, wenn Sie von

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Ihren Unterthanen reden, glaube ich selbst, daß ich es bin, ohne jedoch Lord John damit zu nahe zu treten.

— Und du, Buckingham, fuhr Carl fort, Du hast mir Geld geliehen, aber Du hast mich im Spiel betrogen, hast, als ich Dir meine Karte übergab, auf dieselbe, auf meine Rechnung, fünfzehnhundert Guineen an Blood verspielt, um nachher die Beute mit ihm zu theilen ... Was kann ein König, von solchen Haifischen umlagert, thun? Verdient Ihr nicht, daß ich Euch in den Tower sperren, oder besser, auf offenem Markte henken lasse? Schafft mir jetzt mein Geld wieder: ich rathe es Euch! Alles, was das Parliament zur Ausrüstung meiner Flotte bezahlte, habt Ihr verschlungen ...

— Der keusche, fromme, kluge Carl ist zu bescheiden! erwiderte Rochester hämisch*).

— England ist wehrlos ... Wenn van Gent, Ruyter und de Witt mit ihren siebzig Kriegsschiffen kommen: soll ich Euch Schurken hinstellen, um diese Niederländer von der Themse zurückzutreiben? Schafft mir Geld, oder die Holländer vom Halse, sonst geht's Euch übel!

Blood und Shaftesbury hatten sich still fortgeschlichen.

— Wir werden Geld haben, Sire, und diese Holländer werden nicht kommen! sagte John Rochester endlich. Gieb mir Vollmacht, König Carl, und unsere Engländer sollen keine holländische Flagge, wohl aber gute holländische Dukaten sehen.

— Willst Du nach Breda, um an den Friedensunterhandlungen Theil zu nehmen? fragte Carl.

— Segne mich Gott, daß ich mich nicht in diese ehrwürdige Gesellschaft mische! rief John. Ich gehe in vertraulicher Sendung zum Rathspensionair Cornelius de Witt zum Haag, verspreche ihm, was Du willst, und borge von ihm so viel Geld, als Du bedarfst. Es kommt England ja, beim Kreuz! auf einige schlechte Inseln und so weiter nicht an!

Carl schämte sich anfangs, willigte aber dennoch, leichtfertig wie er war, in Rochesters abenteuerlichen Plan ein. Lord John, dem das Extravagante desselben im Herzen kitzelte, erklärte, keine Minute säumen zu wollen, sondern sich, und wenn es in dem seidenen Ballkleide sei, sofort zu dem holländischen Rathspensionair zu begeben. Carl gab ihm ein Handbillet und carte blanche, und John bog das Knie, um sich feierlich zu beurlauben.

Bereits aber hatte Rochesters Ernst dem bleichen Könige zu lange gedauert. Er ward unruhig, dann sagte er in seinem leichtfertigen Tone: Aber Du wirst doch, bist Du in Holland, an Unsere petits plaisirs denken, John?

— Ohne Zweifel, Majestät! Ich werde nämlich nicht zurückkehren, ohne Euch die schönste Dame Hollands vorzustellen.

— Du bist bekanntlich mein Fanfaron! rief Carl aufgeweckt. Aber hältst Du Wort, so wollen Wir Dich königlich belohnen. Machst Du den Frieden und bringst Du Uns Geld und führst Du die Schönste Hollands nach Whitehall: so sollst Du zum ersten Herzoge Englands nach dem Kronprinzen ernannt sein.

— Die Sache interessirt mich! bemerkte Buckingham. John ist der Mann, sie anzugreifen; aber ich wette tausend, nein, zweitausend Pfund Sterling, daß er nichts, gar nichts ausrichtet, sondern gegentheils Alles verdirbt, was zu verderben ist ...

---

*) Worte der berüchtigten Satyre Wilmots: „Die Geschichte der Albernen".

Digitized by Google

— Well! rief Rocheſter im Abgehen. Wir werden ja ſehen! Dieu et mon bonheur, pas mon droit! Buckingham, auf die Verſprechung des geizigen Königs Carl rechne ich nicht; aber Deine zweitauſend Pfund, Bothwell, ſind, wie die Seele eines Juden, verloren! Fare well!

Einige Tage ſpäter landete John Wilmot im Haag und begab ſich ſofort zum Palaſte des Rathspenſionairs.

Cornelius de Witt, ein hagerer, eiskalter Holländer, wußte zuerſt nicht recht, was er aus dem beweglichen, zierlichen John Wilmot machen ſollte. Er ſchien nicht zu begreifen, daß man einem ſolchen Haſenfuße eine höchſt wichtige, vertrauliche Miſſion hatte übertragen können, die dem Unterhändler durchaus freie Hand ließ. Rocheſter indeß wußte den Seemann dennoch mit bekannter Kunſt einzunehmen, und obwohl de Witt vorſichtig nur einen Schritt nach dem andern in der Unterhandlung weiter ging, ſo geſtand ſich John Rocheſter dennoch entzückt, daß dieſe Viertelſtunde mehr Reſultate als die dreimonatlichen Berathungen der zu Breda ſtreitenden Diplomatie aufzuweiſen habe. Rocheſter, der feilſte Höfling, war dennoch, dem geſunden Kern ſeines Weſens nach, ein durchaus republikaniſcher Geiſt, wie die meiſten ſeiner Gedichte bezeugen. Wie hätte de Witt dem intereſſanten, geiſtreichen Taugenichts*) widerſtehen können, als derſelbe declamirte: „So lebe denn wohl, geheiligte Majeſtät! Alle Tyrannen werden in den Staub zu Füßen des Thrones geſtürzt werden! Wo Menſchen frei geboren ſind und noch frei leben, da iſt jedes Haupt ein gekröntes!**)“

— König Carl will Geld! war der Refrain des Lords.

— Holland will Land und Leute in Bengalen, Bahar und Crixa, ſammt Aufhebung der Monopole, und dann fordere König Carl II. was er will; wir bezahlen! erwiderte de Witt. Wir ſind alſo der Hauptſache nach einig.

Einige Minuten ſpäter waren die beiden Männer jedoch aufs Heftigſte entzweit. Rocheſter nämlich konnte ſich immer nur eine Zeit lang vernünftig benehmen, dann brach ſein Leichtſinn, ſeine Leidenſchaftlichkeit, ſein liederliches Weſen nur deſto ſtärker hervor. Lord John war nur allzulange vernünftig geweſen; der Vulkan bedurfte einer Eruption. Es fehlte blos noch eine Gelegenheit, damit die verderbliche Seite des Lords ſich in ihrer vollen Ausdehnung geltend machte. Unglücklich genug zeigte ſich dieſe, als John Wilmot die Gemächer des Rathspenſionairs verließ, eben in dem Augenblicke, als der Cavalier ſich mit großer Selbſtzufriedenheit, mit wahrem Vergnügen geſtand, daß er gegen den ehrwürdigen Holländer ſich excellent und als ein ganzer Mann benommen habe.

Rocheſter ging die mit prächtigen Gemälden gezierte Gallerie hinab, da öffnete ſich eine Thür zu ſeiner Seite; ſchwere Seide rauſchte, und die Secunde darauf ſtand unmittelbar vor dem Engländer eine Dame von ſolcher bezaubernden Schönheit, daß Rocheſter, unfähig, einen Schritt vorwärts zu machen, wie eine Bildſäule ſtehen blieb. Hoch und ſchlank von Wuchs war dieſe Niederländerin ein vollendetes Weib von etwa zweiundzwanzig Jahren, mit ſtrahlenden, ſehnſuchtsvollen, blauen Augen, mit dem reizendſten, zum Herzen ſprechendſten, von prächtigem, krauſem Blondhaar umgebenen Antlitze von der Welt. Sie betrachtete den ſchönen Engländer

*) Rocheſter hatte wirklich den corrumpirt-italieniſchen Spitznamen: Tunnicotto! Thunichtgut!

**) Schlußſtrophe der Satyre: „Die Wiedereinſetzung.“

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

L'Orbetto pinx. A. H. Payne sc.

David

with the head of Goliath [illegible]

[illegible]

Digitized by Google

Digitized by Google

einen Augenblick, wie es schien, nicht ohne Wohlgefallen, dann grüßte sie ihn mit offenem Lächeln. Dieses Lächeln hatte aber noch gefehlt, um Lord John um den Verstand zu bringen. Der Eindruck, welchen die Dame auf den leidenschaftlichen, wüsten Hofmann machte, ward so stark, daß sich Rochesters Gesichtsfarbe veränderte; sie ward bleich, während seine braunen Augen zu blitzen begannen. Er trat rasch auf die junge Dame zu, ergriff ihre schöne Hand, stammelte einige Worte und preßte einen langen Kuß auf ihre Finger. Rochester bemerkte gar nicht, welche Anstrengungen die Schöne machte, um sich ihm zu entziehen; er besann sich erst, als die Bestürzte mit lauter Stimme nach ihren Dienern rief, um sich von dem Ungestümen zu befreien. — In der Minute darauf stand Cornelius de Witt vor dem Engländer, welcher inzwischen auf die Kniee niedergesunken war, der Rathspensionair ergriff die Dame am Arme, befreite sie von dem Lord und stand, heftigen Zorn in jeder Miene zeigend, dem Unbesonnenen gegenüber.

— Ihr seid kein Cavalier! rief de Witt außer sich. Ihr seid ein Elender! Entfernt Euch auf der Stelle und verlaßt das Land, dem Burschen Eures Gelichters nur Schande und Schmach bringen können! Verweilt Ihr, der Ihr Euch Graf Rochester nennt, auf holländischem Gebiete noch vierundzwanzig Stunden, so lasse ich Euch aufknüpfen!

John hatte inzwischen seine Fassung wiedergewonnen. Er warf noch einen Blick auf die eben am Ende der Gallerie verschwindende Dame, sandte ihr Kußfinger hinüber, hing sein Schwert nachlässig zurecht und verbeugte sich vor dem Niederländer mit höhnischem Lächeln.

— Ich bitte um Verzeihung, guter Freund, sagte er abgehend; ich hatte vergessen, daß ich mich im Lande der Wallrosse und Seehunde befinde, die natürlich noch keine Galanterie studirten. Uebrigens versichere ich Euch, mein ehrenwerther Mynheer, daß mich weder Eure Stricke noch Eure Schwerter abhalten sollen, mich hier so gut als möglich zu unterhalten ...

John reisete nicht ab, indeß hielt er es für gut, sich zu verbergen. Er war fest entschlossen, nicht von dannen zu gehen, ohne sich der königlichen, schönen Dame im Palaste de Witts bemächtigt zu haben. Er unterhielt sich mit seiner dicken Wirthin und erfuhr, daß diese keine andere, als Minna de Witt, die Tochter des alten Helden selbst gewesen sei. Wie aber sich ihr nähern? Rochester, der Vielgewandte, brachte durch seine Fragen heraus, daß sich in dem Fischerdörfchen am Strande, jetzt das reizende Scheveningen, eine Frau befinde, welche die ausgezeichnetste Geschicklichkeit besitze, heimliche Liebschaften und Rendezvous zu vermitteln. An demselben Abende stand Rochester vor der niedrigen Hütte des Weibes und trat bei ihr ein. Er fand eine alte, ungewöhnlich schlau blickende Sibille, Mara mit Namen, eine Jüdin, die außer sonstigen mystischen Künsten sich vortrefflich auf das Kartenschlagen und auf das Wahrsagen aus der Hand verstand.

— Wen willst Du sehen und sprechen? fragte die alte Hexe.

— Minna de Witt!

Mara schlug die Hände über die Brust und schwieg unverbrüchlich. Rochester hielt es für nothwendig, ihr durch eine Banknote die Sprache wiederzugeben.

— Gut, sagte sie. Du bist ein Edelmann und zwar ein englischer; nimmer noch habe ich so viel Geld auf einmal in der Hand gehabt, als heute Abend. Zur Gehenna denn mit dem armen Capitain Brakel, der mir kaum noch für ein Glas Tafia bezahlt hat.

Digitized by Google

Jetzt folgte ein Geständniß der Jüdin.

Minna de Witt unterhielt schon seit längerer Zeit ein zartes Verhältniß mit dem Seecapitain Brakel, einem tapfern, kenntnißreichen Offizier, dem aber der alte Cornelius de Witt, eben seiner niedern Herkunft und seiner Armuth wegen, von ganzem Herzen abgeneigt war. Diese Abneigung hatte sich in tödtlichen Haß verwandelt, seit der Seemann seine Augen auf die Tochter des Rathspensionairs zu werfen gewagt hatte. Mara war die Zwischenträgerin, der Postillon d'amour gewesen; hier in dieser Hütte sah die liebliche Niederländerin oft den Geliebten, ebenso oft schlich sich die Jüdin nach dem Palaste, um der schönen Minna de Witt Nachrichten zu bringen, oder um ihr die Karte zu schlagen, wo sich der von den Wogen geschaukelte Freund ihres Herzens befinde und wann endlich das Glück die Thränen dieser Liebe verwischen werde.

John Wilmot konnte sich bei dieser Nachricht kaum enthalten, die Alte zu umarmen. Sie mußte sich neben ihn setzen und Beide fingen einen Plan zu besprechen an, welcher darauf hinaus lief, daß Rochester Minna de Witt noch in dieser Nacht entführen, auf sein Rennschiff bringen und mit ihr nach England unter Segel gehen wollte. Der Don Juan schrieb, als ihm Mara die Handschrift Brakels zeigte, einen Brief an die Schöne, in welcher er möglichst genau des Holländers Schriftzüge nachbildete, und worin er dieselbe um eine Zusammenkunft beschwor.

Mit diesem Briefe machte sich die Jüdin, einen weiten schwarzen Ueberwurf umschlagend und ihren Krückenstock in die Hand nehmend, auf den Weg nach de Witts Palaste.

Rochester, seinen Mantel hoch hinaufschlagend, folgte ihr und blieb an den Blumengärten vor einer Seitenpforte, harrend des Ausganges, stehen. Die Jüdin schlüpfte mit großer Gewandtheit an der Mauer fort und kam in den weiten Corridor, auf welchen Minna's Zimmer mündeten. Lautenklänge tönten aus der geöffneten Thür; hinter einem aufgeschürzten Vorhange, mit dem Rücken nach dem prächtigen Kamine gewandt, an welchem eine liebeathmende Devise des alten Horaz sich zeigte, saß Minna, halb über einen Tisch gelehnt, und sang eines der sanften Liebeslieder Italiens. Minna war reizender als je. Das Haar war mit Perlen durchflochten, eine Robe von weißem Atlas und ein kurzes Oberkleid, welches oben nachlässig verschoben war und den schwanengleichen Busen zeigte, ließen ihre Schönheit, den reinen Glanz ihres Nackens und ihrer halbnackten Arme strahlender als je erscheinen.

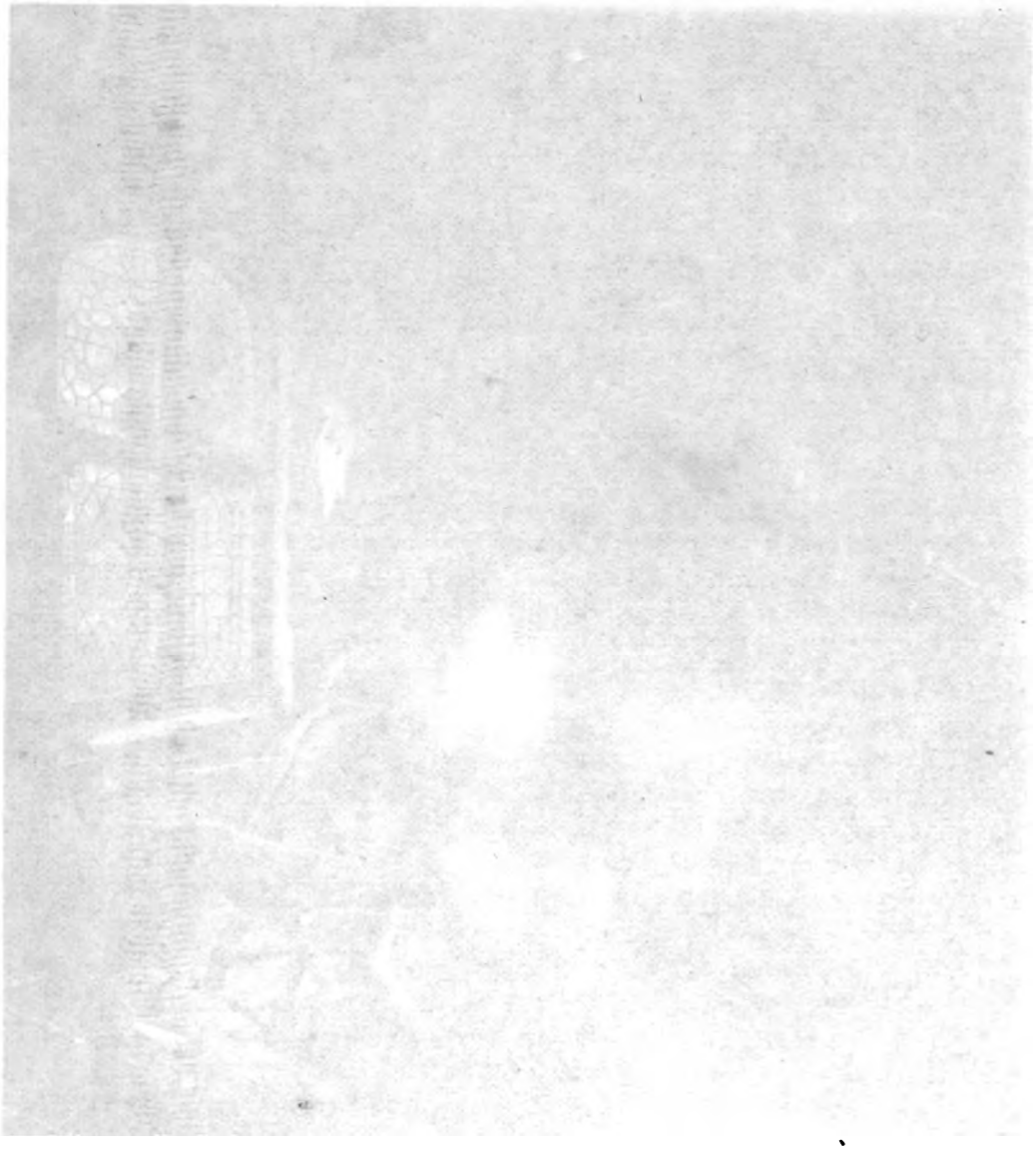
Als Mara erschien, legte sie rasch das Notenbuch und die Laute auf den Tisch und streckte nach dem Brief beide Hände aus. Sie zitterte, sie legte die Hand auf die Augen; sie war so bewegt, daß die Alte heimlich über ihre Besorgniß lächelte: Minna möge entdecken, daß Niemand weniger als Capitain Brakel der Schreiber dieser Zeilen sei.

— Ich soll ihn also sehen! flüsterte Minna, die Hand auf das pochende Herz legend. Und dennoch, warum bin ich heute Abend so beklommen, so unruhig? Welches Unheil droht mir oder dem Geliebten? Meine Zukunft ist finster; ich lebe wie in einem Gefängnisse, und bange vor der nächsten Stunde.

— Zeige mir doch Deine Hand, schönes, stolzes und doch so furchtsames Mädchen! bat Mara schmeichelnd, indeß sie sich der Linken Minna's bemächtigte.

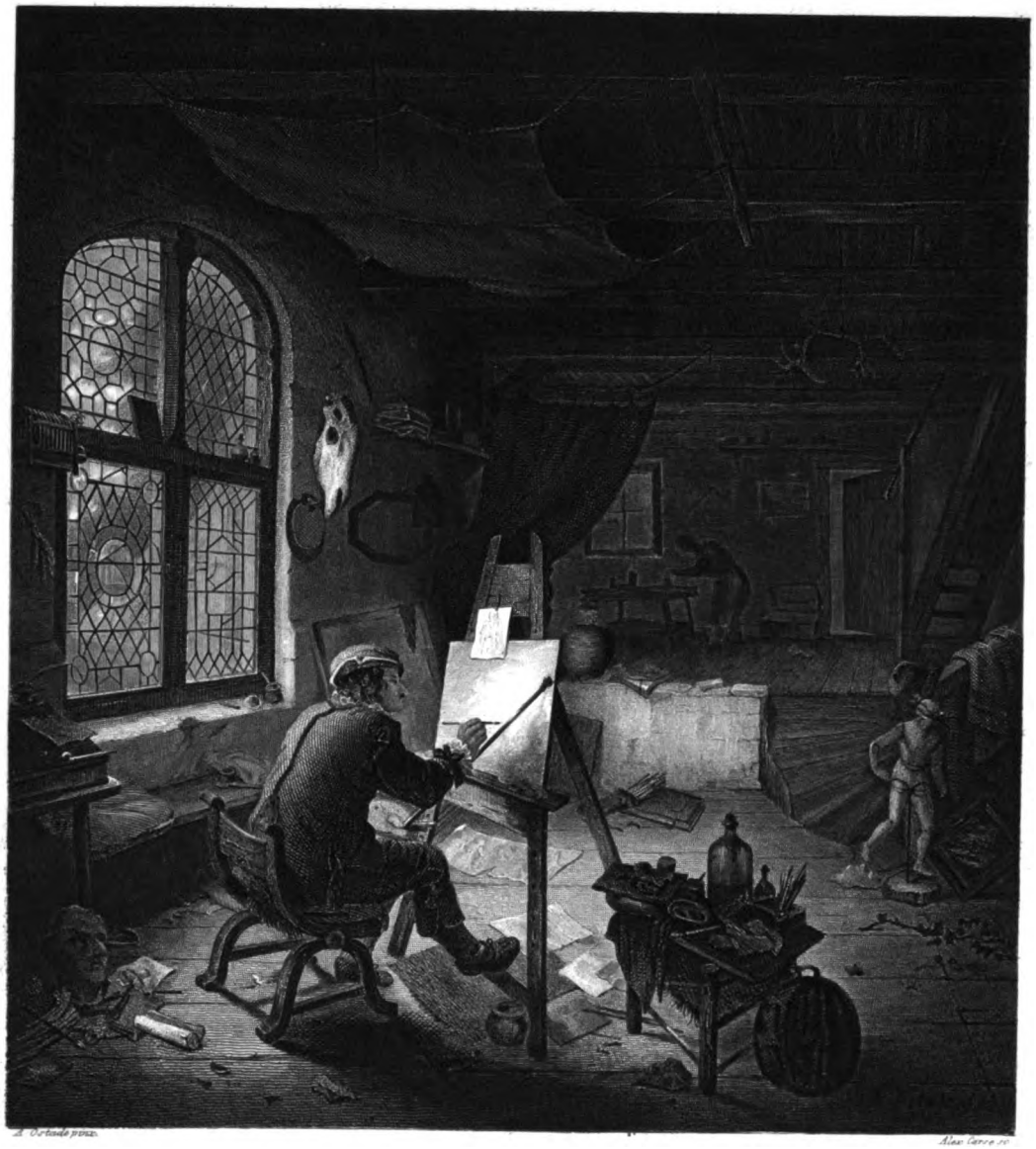
Nachdem sie dieselbe aufmerksam geprüft, sagte sie, einen Schritt zurück und hinter den Tisch tretend, indeß Minna, den Kopf mit der Hand stützend, sie träumerisch anblickte:

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google



A. Ostade pinx. Alex. Carse sc.

Adrian v. Ostade

(in his Study) (in seiner Werkstatt)

Digitized by Google

Digitized by Google

— Merk' Dir's, Schönste, Dein Zagen und Zaudern muß aufhören. Bist Du nicht des kühnen Cornelius de Witt Tochter? Und Du wolltest keinen, der Kühnheit Deines Vaters würdigen Entschluß fassen können? Hier in Deiner Hand steht klar geschrieben: Du wirst nimmer glücklich, bevor Du nicht entführt wirst. Laß Dich entführen, Minna, heute Nacht noch, und Deine Sehnsucht nach Liebe und Heirath ist erfüllt! Folge mir; der Capitain erwartet Dich!

— O, nie werde ich dies eingehen! flüsterte Minna. Aber obgleich sie zauderte, so schlug sie doch den Mantel um und ging, zwar bebend aber doch entschlossen, der verschmitzten Wahrsagerin nach. Vor der Pforte empfing sie Rochester.

— Ruhig! murmelte dieser, vor innerer Erregung noch heftiger als Minna zitternd. Capitain Brakel und ich sind Kameraden. Nur muthig voran!

Minna preßte den Brief in ihrer Hand; sie bekam dadurch wieder Muth: — Er erwartet mich! sagte sie leise.

Am Strande von Scheveningen aber erwartete sie nicht der Geliebte, sondern acht kräftige Matrosen von London, deren Boot auf den kurzen Wellen am Gestade tanzte. Auf Johns Befehl ergriffen diese die junge Dame und trugen sie in das Boot, während Rochester die alte, ziemlich erstarrte Mara mit einem Faustschlage betäubt zu Boden streckte, damit sie nicht etwa zu frühzeitig Lärm mache. Dann lief John bis an den Gürtel ins Wasser, stieg ins Boot, befahl zwei straffen Burschen, die schöne Beute rücksichtslos festzuhalten, und nahm das Steuer. Einige Minuten später lag das Boot neben dem schlanken Jachtschiffe König Carls II.; die Mannschaft brachte die Niederländerin an Bord und führte sie unter Rochesters Beistande in die Cajüte. Dann ward der Anker gelichtet und der Abenteurer stach, außer sich vor Entzücken, in See. Noch aber war der Morgen nicht angebrochen, da segelte eine niederländische Fregatte heran und sandte über die Mastspitze des englischen Schiffes eine Kanonenkugel. John Wilmot befahl dem Capitain beizulegen. Die Holländer kamen heran; auf dem Verdecke der Fregatte zeigte sich ein stolzer, bärtiger Seemann, welcher die Engländer zu examiniren begann. Minna war bis jetzt in die Ruhe der Verzweiflung versunken gewesen. Sie hatte sich eines Hirschfängers bemächtigt und dem Grafen geschworen, sich damit zu durchbohren, wenn er wagen würde, sich ihr zu nähern. Jetzt aber, bei der Stimme des holländischen Capitains gerieth sie außer sich. Sie schleuderte Rochestern, der ihr den Weg versperrte, zur Seite, blickte aus der Stückpfortenluke und rief:

— Moritz! Moritz! Rette mich; ich sterbe!

Der Capitain schien sie zu erkennen; er rief; er drohte; er befahl den Engländern beizulegen; aber das Examen war beendigt, das Rennschiff war wieder unter Segel und Rochester lief zu Deck, damit alles Leinen ausgespannt werde, um der Fregatte zu entkommen. Die Yacht erhielt einige von den vielen auf sie abgefeuerten Kanonenschüssen, gewann aber bei Wind und Wasser Raum und ließ die Fregatte hinter sich. Capitain Brakel signalisirte zur Rhede hin und setzte seine Lantsche aus, um van Gent Rapport zu geben, dann machte er Jagd auf den Engländer.

Cornelius de Witt aber ging bei der furchtbaren Nachricht vom Verschwinden seiner Tochter sofort unter Segel, zog Ruyter an sich und erschien dicht hinter dem Capitain Brakel, welcher Rochestern vergeblich verfolgt hatte, vor Koningsdier, dann in der Mündung der Themse

Digitized by Google

und zwar mit sechs Kriegsschiffen. Brakel erreichte Rochesters Yacht vor Sheerneß; der Graf kam schwimmend ans Land, während der Holländer das Schiff und seine stolze, kühne Geliebte nahm. An ihrem Arme betrat Moritz Brakel das Verdeck des Cornelius de Witt, welcher dem Braven um den Hals fiel und in der Freude seines Herzens rief:

— Du hast sie zu guter Prise gemacht, Du hast sie den Händen dieses Bösewichts entrissen: Minna de Witt sei die Deine ...

König Carl und Buckingham und Shaftesbury waren zu Sheerneß, als der Graf Rochester, triefend wie eine Meerkatze, aufs Schloß kam. Das Bombardement begann soeben und Carl II., kein Freund von dergleichen Spielen, war im Begriff, sich mit seinen Begleitern und Dienern in die bereitstehenden Kutschen zu werfen.

John erschien.

— Wo ist der Friede? rief ihm Carl wüthend entgegen, auf eine über den Schloßhof in weitem Bogen hinsausende Bombe zeigend.

— Ah, Devil! rief Rochester.

— Wo hast Du die Dukaten der Holländer, Bajazzo?

— König Carl, höre mich doch! rief Rochester, während Buckingham unmäßig lachte.

— Wo ist die Schönste der Schönen Niederlands? rief Carl abermals.

— Das war's eben! erwiderte Rochester. Und hätte ich nur gesiegt in dem einen Punkte, so wollte ich ruhig sterben ...

— Fahr zu, Kutscher! rief der König, und die Wagen rollten fort, indeß der triefende Rochester allein stehen blieb.

Hierauf machte John die furchtbare Satyre: „Die Wiedereinsetzung, oder die Geschichte der Albernen" gegen König Carl, weshalb er auch lange Zeit in Ungnade fiel.

Die Holländer aber kamen bekanntlich bis Upnore hinauf. Brakel war derjenige, welcher über die bei Medway über den Fluß gespannte Kette segelte und eine Fregatte eroberte.

Nach der Heimkehr der Flotte in den Texel verheirathete sich der Capitain mit der Geliebten. Minna de Witt aber ließ sich zum Andenken an den von der Wahrsagerin herbeigeführten Umschwung ihres Lebens sammt der Jüdin, die dennoch richtig prophezeihte, in eben der Situation malen, welche dem Augenblicke ihres Scheidens aus dem väterlichen Palaste vorherging.

Die Madonna mit dem Kinde.

Von Murillos.

Die an Poesie und Romantik reiche iberische Halbinsel nimmt in dem glänzenden Reigen der Malerei eine nicht unwichtige Stellung ein.

Der hellleuchtendste Stern unter den Heroen der spanischen Malerschule ist zweifelsohne derjenige des Bartolomeo Esteban Murillos. Dieser Fürst der spanischen Maler ward

Digitized by Google

im Jahre 1618 zu Sevilla geboren. Er erhielt die erste Anweisung zum Zeichnen von einem Verwandten, Juan del Castillo, und suchte sich, nur unvollkommen vorbereitet, selbst weiter auszubilden. Schon hierdurch legte er, obgleich er im Style der Florentiner, welcher damals in Spanien herrschte, arbeitete, den Grund zu der naturwahren Originalität, die uns vor seinen Werken fesselt. Murillos beabsichtigte, hingerissen von der Kunst Anton van Dyk's, welcher damals in London wirkte, eine Reise nach England, um sich unter der Aegide dieses Meisters in Zeichnung und Colorit auszubilden; es traf jedoch die Nachricht von dem frühzeitigen Tode des großen Niederländers ein und Murillos begab sich nun im Jahre 1643 nach Madrid, um hier die Werke Van Dyk's und diejenigen des Rubens, Tizian's und Anderer zu studiren. Er copirte unter der Leitung seines berühmten Landsmannes und Freundes Velasquez viele Gemälde derselben, schloß sich aber in seinem Wirken an die breite, große Manier des Velasquez und des Ribera an. Aus dieser Periode stammen viele seiner Heiligenbilder, wodurch er sich bei seinen Studien Unterhalt verschaffte. Viele dieser Stücke gingen nach Amerika und auch sie verrathen schon die große Meisterschaft des Malers. Nach zwei Jahren kehrte Murillos nach Sevilla zurück, wo er nach vielen Anstrengungen 1660 eine Maler-Akademie gründete, welche sich sehr bald in Spanien und auch im Auslande Achtung verschaffte und von dem bedeutendsten Einflusse für den Aufschwung der spanischen Kunst wurde.

Von 1670—80 malte Murillos die acht großen Bilder der Werke der Barmherzigkeit. Sie waren für die Kirche des Hospitals San Jorge de la Caridad bestimmt. Die Aufträge des Klosters der Capuziner und der Kirche de los Venerables begeisterten Murillos zu ferneren großartigen Schöpfungen. Es sind diejenigen Gemälde, welche er in dieser Zeit schuf, seine ausgezeichnetsten: fast alle sechsundvierzig Bilder, welche die königliche Gallerie in Madrid von Murillos besitzt, entstanden während dieser Glanzperiode des Meisters.

Ebenfalls wurde damals das wunderbar schöne Gemälde welches eine der Hauptzierden der königlichen Gallerie zu Dresden ist, eine Madonna mit dem Kinde, von Murillos vollendet.

In dieser Madonna zeigt sich der Charakter des Genies des Murillos in seinem edelsten, reinsten Glanze. Zwar ist Murillos in seinen dem vollen, ächt nationellen Leben angehörenden Genrebildern, wie in dem berühmten Gemälde der beiden Betteljungen in der Münchner Pinakothek, von eigenthümlicher Poesie und er erreicht dadurch eine Wirkung, die, den Italienern unerreichbar, über das Genre eigentlich weit hinausgeht. Dennoch ist der durchweg edle Naturalismus Murillos' selbst in Gemälden, wie das genannte, noch nicht auf die höchste Stufe gestellt, welche der Maler erreichen konnte. Diese Stufe ist in seiner Madonna wirklich erstiegen: es ist diejenige, wo der Naturalismus, die Charakteristik, zur Schönheit im wahren Sinne durchgedrungen ist. Bewirkt Murillos durch die edelste Klarheit seiner Formen das reinste Wohlgefallen, so fesselt er dagegen unwiderstehlich durch sein Colorit, durch die Harmonie seiner Tinten in welcher Kunst er die meisten Meister der italienischen Schule hinter sich zurückläßt. Durch diese Technik, welche, stets originell, den Beschauer fesselt, schleudert er in die Seele desselben dieselbe romantische Glut, die seine Werke fast ohne Ausnahme athmen. Diese Empfindung ergreift das Gemüth im hohen Grade vor seiner Madonna mit dem Jesuskinde ... Sie ist irdisch wahr! aber dies irdische, der festen, lebenglühenden Erde angehörende Gefühl ist so edel menschlich, es entzückt uns so sehr, daß Menschen von vollendeter Bildung, sofern sie die heiße, ergreifende

Digitized by Google

Romantik nicht kalt verneinen, sicherlich in Zweifel sein werden, ob sie der poesiereichen Madonna Murillos', dieser göttlichen Tochter der Erde, oder den klar-idealistischen Himmelskönigginnen des Rafael den Preis zuerkennen sollen.

Es ist bekannt, daß die Hauptstadt Aragons, das berühmte Zaragoza, in der Kirche der „Nuestra Sennora del Pilar" (Unser lieben Frau zum Pfeiler) ein wunderthätiges Marienbild besaß, das auf einer Säule von feinem Jaspis stand. Der unsterbliche Verfasser des Don Quixote, Cervantes, soll hier seine so ausgezeichnete Hymne auf die heilige Madonna componirt haben. Aus dieser Hymne, welche ein herrliches Zeugniß für den gläubigen Sinn und die begeisterte Andacht des Dichters sowohl, als des ganzen spanischen Volkes ablegt, waren drei Strophen unter dem Bilde unserer Madonna mit dem Kinde angebracht, so lange dasselbe im Besitze Ludovico Haro de Guzman's, Grafen von Olivarez, Neffen des großen Ministers, war.

Diese drei Strophen, in der Ursprache von wundervoller Schönheit, theilen wir hier mit; denn sie bilden eine herrliche dichterische Folie zu dem Gemälde Murillos' und sind zu gleicher Zeit ein getreuer Spiegel der Ideen, welche das „allerchristliche" Spanien bewegten.

„Gerechtigkeit und Gnade sind verbündet
In dir, o reinste Jungfrau, und sie haben
Durch ihren süßen Friedenskuß verkündet
Den nahen Herbst, das Füllhorn aller Gaben.
Des Aufgangs, der die heil'ge Sonn' entzündet,
Aurora, kommst Du, jeden Blick zu laben:
Des Frommen Jubel und des Sünders Hoffen,
Zeigst Du nach Sturm und Nacht den Himmel offen.

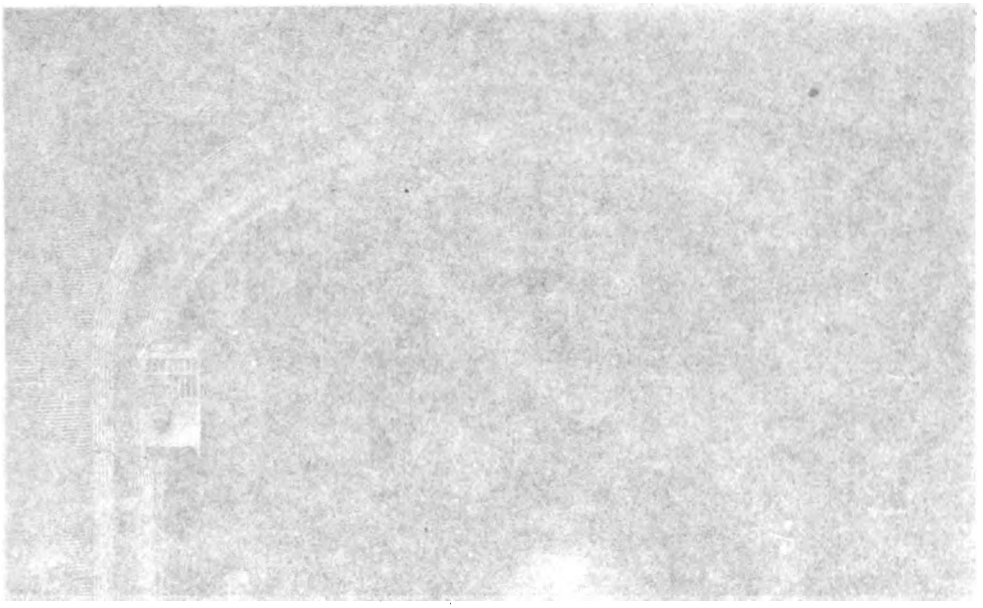
„Du bist die Taube, droben hergesendet
Vom Anbeginn, bist die als Braut geschmückte,
Die reines Fleisch dem ew'gen Wort gespendet,
Die uns mit Heil und Segen stets beglückte.
Du bist der Arm des Herrn, der abgewendet
Das strenge Messer, welches Abram zückte,
Und uns zu des wahrhaften Opfers Flamme
Begabet hast mit dem unschuld'gen Lamme.

„Gedeih und bringe zeitig, schöne Pflanze,
Die Frucht, die das Gemüth mit Hoffnung weidet,
Zu tauschen jene Trau'r mit Feierglanze,
Die seit dem großen Fall es gleich umkleidet.
Der unermeßliche Tribut für's Ganze,
Der, dessen Lösung einzig ächt, entscheidet,
Wird ausgeprägt in dir; ja, göttlich Wesen,
Du bist zur Weltherstellerin erlesen!"

Diese Madonna ist keine Moresken-Schönheit. Alt-Spanien, das edle, christliche, mit dem kastanienbraunen Haar und den gothischen Blauaugen, ist hier individualisirt.

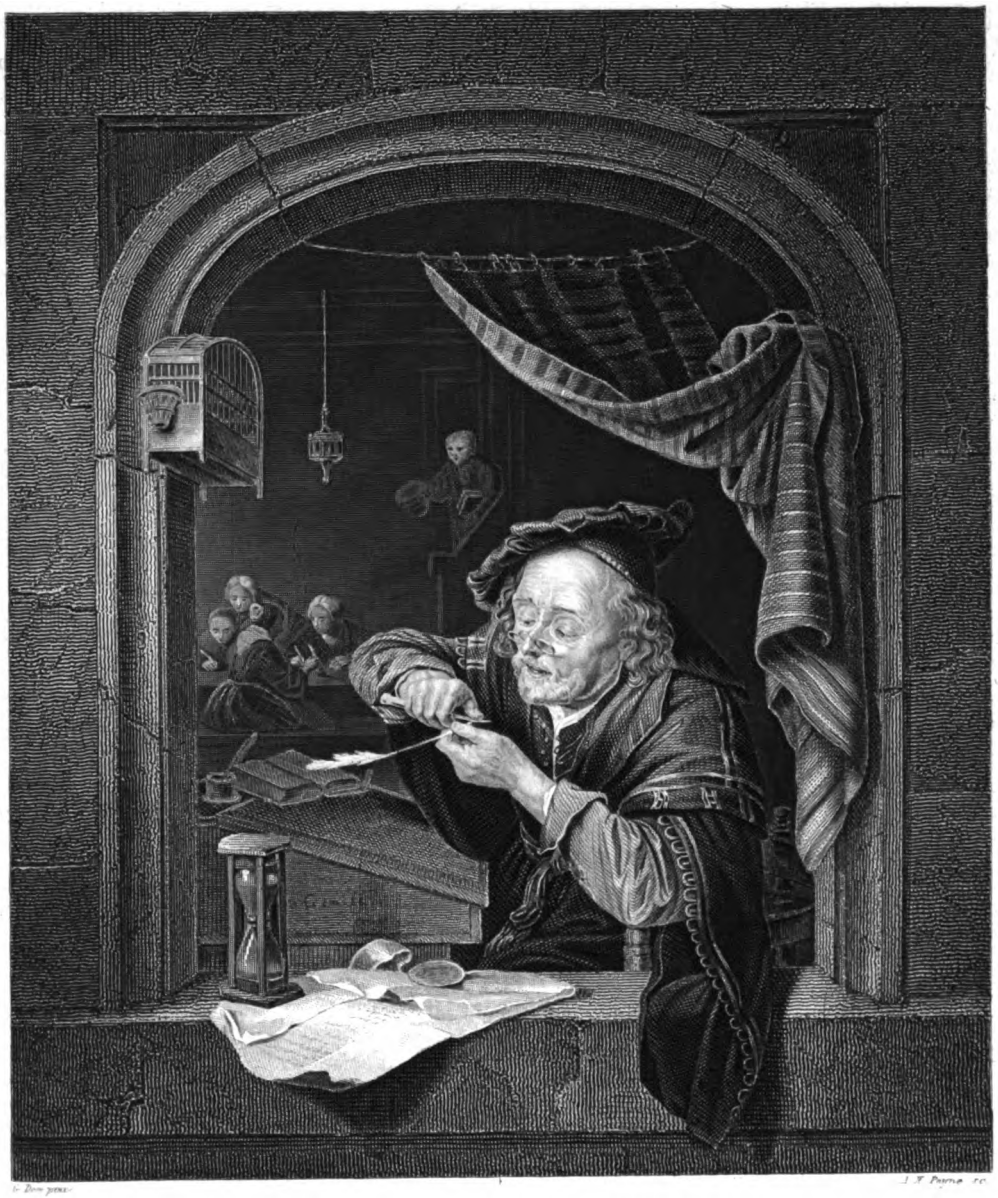
Gesessen soll dem Künstler zu diesem Bilde Donna Maria Legañez, eine Verwandtin des Conquistadors von Tarragona, haben, und daß dieser, Graf Vasco Nunnez de Legañez, das unvermischteste germanische blaue Blut von ganz Castilien in den Adern trug, ist bekannt genug.

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google



G. Dow pinx. J. H. Payne sc.

The Writing Master Der Schreibmeister

Bezaleel:

Digitized by Google

Digitized by Google

Behandlung und Colorit sind durchaus an dieser Madonna südlicher, feuriger Natur. Mit einem Worte, dies Gemälde Murillos' ist eine von jenen Schöpfungen des Genies, welche, nimmer erklärbar, oder jeder Kritik ein neues, großes Feld der Betrachtung und der Phantasie eine unerschöpfliche Fundgrube darbietend, ewig neu bleiben und durch den Zauber ihres Schönheitsadels wie ein lichter Stern verklärend in das Leben mit seinen vielfältigen, nicht selten dunkeln und trüben Gestaltungen blicken.

Um die Skizze über den spanischen Meister zu vollenden, bemerken wir, daß außer der königlichen Gallerie zu Madrid auch die Vaterstadt Murillos' viele ausgezeichnete Werke von ihm besitzt, so den heiligen Antonius von Padua in der herrlichen Kathedrale; daß ferner Marschall Soult in Paris von seinen Feldzügen in Spanien her manches kostbare Bild heimbrachte, wie auch das Louvre gegen 40 Werke von seiner Hand besitzt. In England trifft man ebenfalls eine nicht geringe Anzahl Murillos'scher Stücke, sie sind aber verstreut. Fürst Esterhazy bewahrt eben so wie die Gemäldesammlung in Wien einige Gemälde, meist aus des Meisters früheren Perioden.

Murillos starb zu Sevilla im Jahre 1682. Es geht in Sevilla eine Sage, der Maler sei im Hospital daselbst sterbenskrank in den dürftigsten Umständen angekommen und habe einige Tage Pflege genossen, ohne seinen Namen zu offenbaren.

In der Beichte, kurz vor seinem Tode, habe er sich jedoch genannt.

— Ich bin Murillos! hatte er dem Pater und den Aerzten zugerufen.

Als man daran gezweifelt, soll Murillos eine Kohle von dem Rauchfasse des kotholischen Ministranten genommen und mit fester Hand die Umrisse eines sterbenden Christus-Kopfes an die Mauer gezeichnet haben. Hiernach sei der Maler gestorben.

Soviel ist indeß gewiß, dieser Christuskopf, mag er gezeichnet sein von wem er will, war so vorzüglich, daß man über denselben einen Glasschrank machte und ihn lange als eine seltene Reliquie zeigte.

Adrian von Ostade in seiner Werkstatt.

Gemalt von ihm selbst.

Wie durch einen freundlichen Zauberschlag sind wir durch das Anschauen dieses Bildes um lange Jahre zurück versetzt und die alte Zeit der Blüthe niederländischer Malerei weht uns wie mit dem Athem des Lebens seltsam ergreifend entgegen.

Mit einer ähnlichen Empfindung, wie dieses Gemälde hervorruft, vermochte uns noch keines der zahlreichen Stücke, auf denen die Maler sich selbst darstellten, zu erfüllen. Der alte Rembrandt, welcher etwa fünfundzwanzig Mal seinen charakteristischen Kopf malte, kann uns namentlich durch das Bild, auf welchem er, seine Frau umschlingend, das blitzende Weinglas emporhebt, hinreißen. Metzu läßt sich in seinem Eigenbilde mit wahrer Gemüthlichkeit beschauen, und Mieris in seinem Atelier rückt uns die Außenseite dessen, woraus die strahlenden Blüthen der Kunst emporschossen, schon ziemlich nahe. Dennoch bleiben uns diese und viele

Digitized by Google

anderer Maler noch fern; es liegt noch etwas Fremdes zwischen ihnen und uns; das bedeutungsvolle: Actum est! steigt bei uns aus dem Hintergrunde auf, und die Empfindung, welche wir erproben, hat einen größeren oder geringeren Beisatz von historischem Interesse.

Nichts von dem Allen vor Ostade's Bilde. Dies ist Leben, volles, ganzes, und wir stehen durch das Gemälde mitten drin, und glauben den Pulsschlag desselben zu fühlen. Wir sind dem schaffenden Künstler so nahe gerückt, als möglich. Mit bewundernswerthester Meisterschaft hat sich Ostade so dargestellt, daß wir dicht an ihn hintreten können, um ihn aufs Vollkommenste zu belauschen. Unsere geschäftige Phantasie läßt eins der berühmten Bilder des Meisters nach dem andern unter dem Pinsel hervorschlüpfen; wir sehen uns um, gehen hinter dem Schemel des Künstlers hin, treten zu dem Fenster, wenden uns dann und mustern Alles; denn hier, in der Nähe eines Unsterblichen, ist Alles bedeutend. Fast vergißt man, daß man ein Bild sieht, so fesselnd wirkt das an die Heimath des Malers erinnernde deutsch Seelenvolle, in Verbindung mit der vollendeten Kunst des Meisters in der Ausführung. Bei aller Genauigkeit zeigt Ostade auch hier eine freie, kräftige Pinselführung, eine Perspective, welche nicht wahrer sein kann, vorzüglich aber eine höchst glückliche Beleuchtung. Was hier durch das herrliche Fenster fällt, ist wirklich Licht, und kaum mag man sich wegwenden und aufhören, die Partie vom Fenster bis zum rechten Fuße der Staffelei zu bewundern.

Aufbruch zur Jagd und Rückkehr von der Jagd.

Von Philipp Wouwermann.

Eben hatte es vier Uhr geschlagen. Die herbstliche Sonne zögerte, sich zu zeigen. Chateau La Tour mit seinen stolzen Gebäuden, seinem paradiesischen Boccage und seiner ganzen reizenden Umgebung lag wie eine Perle im Grunde des Thales, von wallenden Nebelschleiern umschlungen. Ueber dem weitern Thale des provençalischen Adour lag in der Tiefe noch blaugraue Dämmerung; dicht über den Gruppen der Gehölze hin aber zogen schon flüchtig wie ein Gedanke schmale Streifen von matter Silberfärbung. Der Fuß des Gebirgszuges im Hintergrunde war von Nebelwolken verborgen; höher hinauf färbten sich die Berge mit sanfter, kirschrother Farbe, und oben um die reizenden Curven hüpfte und huschte schon ein morgenröthliches Flimmern, — der Vorbote des jungen Tages.

Die tiefe Stille, welche über der Landschaft lagerte, ward plötzlich unterbrochen. Hoch oben von der Gallerie von Chateau La Tour, wo das Banner Heinrichs von Navarra, schwer vom Morgenthau, sich hob und kräuselte, schmetterten laute und krause Töne des Hifthornes über das Thal und den Strom und die Fluren.

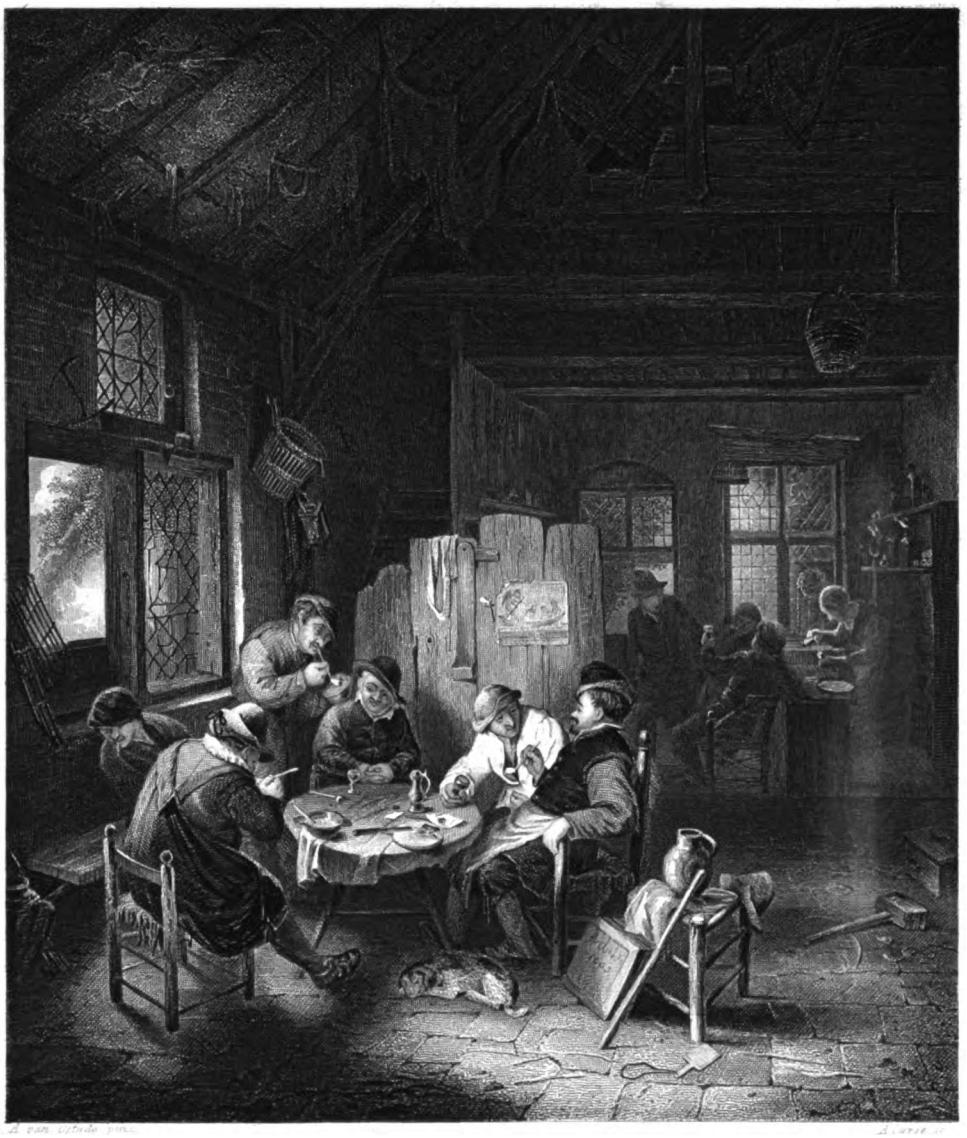
— Réveillez-vous, preux Chevaliers!
Réveillez-vous, Demoiselles!

So tönte der Ruf des „Trompette" in der Melodie der alten Fabliaux der Provence.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Ihm gehorchend ward's auf La Tour lebendig. Zuerst stürzten die Garçons, die Pagen schlaftrunken hervor, liefen über den weiten Schloßplatz an der Parkmauer hin und eilten in die Pferdeställe oder in die eleganten Häuschen, wo die jetzt schon aus Leibeskräften kläffende Meute logirte. Die Thüren wurden aufgestoßen und die Rüden kamen, bösartig gähnend, zum Vorschein und fingen an langsam hin und her zu traben.

Jetzt wurden die Rosse herausgeführt. Sie schüttelten sich heftig und wieherten hell auf, während sie zum Striegeln und Putzen angebunden wurden.

Eines dieser Thiere war ein andalusisches; schöner war selbst der Lieblings-Schimmel des Béarners nicht. Es wollte sich von dem einen der Stalljungen durchaus nicht führen lassen.

Ein schlanker, entschlossen aussehender Mann von etwa 30 Jahren, der Stallmeister, trat rasch herbei.

— Was soll das Pferd hier? fragte er sehr übellaunig.

— Putzen will ich's, Maître Le Clou! sagte der Bursche.

— Das hieß Dir Niemand, Coquin! Will dieser Sang de dieu, dieser spanische chien, sein Pferd blank haben, so putz' er's selbst! Weg damit!

— Tant mieux! Meine Arme machen Euch ihr ergebenstes Compliment, Monsieur Le Clou! erwiderte der Reitknecht.

— Daß Dir meine geballten Hände nicht ein fühlbares Gegencompliment machen! war die Antwort.

Die Stallknechte sahen sich bedeutend an: der Stallmeister war heute höchst „quer" aufgestanden. Er ging mit einiger Heftigkeit, immer noch für sich brummend, über den grünen Platz und stieg die breite, rings mit Epheu umhangene Treppe hinan, die von hier aus in's Innere des Schlosses führte.

Auf der Mitte der Treppe blieb er plötzlich stehen. Die Kräfte schienen ihm zu mangeln, — Ein reizendes Mädchen, augenscheinlich eine Zofe, kam ihm entgegen. Sie drückte sich halb ängstlich, halb widerwillig an das steinerne Treppengeländer, um vor dem Manne vorbeizukommen. Dieser aber erhob seine Hand und legte sie ihr auf den Arm. Das Mädchen stand sehr befangen still. Dann aber schien sie unwillig zu werden.

— Le Clou, Ihr werdet mir doch den Weg nicht versperren?

Le Clou sah ziemlich feierlich aus.

— Mademoiselle Jeanneton! sagte er, tief aufseufzend.

— Eh bien!

— Ah! vous, si vous m'aimas un pau...

— Plaignis m'un pau, preccaire . . . murmelte Le Clou.

Jeanneton schien gerührt zu werden.

— Was habt Ihr an diesem Spanier, Mädchen? fragte Le Clou aufgebracht. Er liebt Dich nicht, wird Dich nicht lieben; denn dieses finstere Gemüth kann nur hassen. Warum findet die Stimme meines Herzens in dem Deinigen kein Echo mehr? Warum, Leichtsinnige, Verblendete, bist Du mir, Deinem aufrichtigsten Freunde, fremd geworden?

— Ah! Monsieur Le Clou, Ihr seid sehr gebieterischer Laune! Indeß gehöre ich, Gottlob! nicht zu den Leuten, denen Ihr etwas zu befehlen hättet. Adieu!

Digitized by Google

Le Clou kämpfte einen Augenblick mit sich. Er schien geneigt zu sein, die schlanke Taille der braunäugigen Zofe zu umfassen und mit ihren frischen Lippen in interessante Beziehung zu treten. Dann aber schob er den Hut aus den Augen und sah sehr impertinent, ja drohend aus.

— Demoiselle! sagte er sehr maliziös. Hütet Euch; ich sage es. Ihr habt Eure Neigung einem erzkatholischen, perfiden Schufte zugewandt, der nur anfangen darf, durch die That seinen Herzensgedanken Luft zu machen, um sofort das Viertheilen ehrlich verdient zu haben. Versteht Ihr mich? Ich warne Euch! Laßt Euch zu keinem Werkzeuge der Italiener und der Guisen gebrauchen, mordious! Ihr wäret einfältig genug, um auf Anstiften Eures spanischen Schurken, oder — ich kümmere mich nichts um das Wort — auf Anstiften Seiner Hochwürdigkeit, des edlen Herrn Erzbischofs von Luçon — Sang de dieu! — den König sammt der gnädigen Frau wie Ratten zu vergiften.

Jeannette schlug die Hände zusammen und ward vor Bestürzung schneebleich.

— Ah! Le Clou, Ihr sprecht mit einer Hugenottin ... konnte sie blos stammeln.

— Einer Hugenottin mit einem katholischen Liebhaber, das heißt, mit einem katholischen Herzen . . .

— Das ist keine Sünde; auch der König ist katholisch geworden . . .

— Aber er hat la belle France dafür erhalten, armes Mädchen . . .

— Und wenn ich nun ein Herz erhielte, welches für mich denselben Werth hätte? fragte Jeanneton, an ihrer Schürze zupfend.

— Ah bah! macht Le Clou und geht brusque an dem Mädchen vorüber.

Sie wartet einen Augenblick; sie will augenscheinlich den schönen Picardier zurückrufen; dann aber erwacht ihr Stolz. Sie wirft das Trotzköpfchen stolz zurück; ihre Oberlippe kräuselt sich und sie geht festen Schrittes die Treppen hinunter, indeß der Stallmeister wie der Blitz nach oben eilt.

Oben auf der ersten Gallerie oder besser Terrasse, denn sie lehnt sich an den Wall und ist sehr breit, kommt dem Stallmeister ein dicker Priester entgegen. Er trägt die Kleidung eines Erzbischofs. Um sich zwischen den vielen Ketzern möglichst wichtig zu machen, hat er sich bereits in Ornat geworfen; es fehlen diesem, mit dem weißen Meßrock Prangenden, nur noch einige Stücke, und die „grande Tenue“ ist complet.

— Pax vobiscum! näselt der Priester.

— Geh zum Diantre! murmelte Le Clou.

Aber heute hat sich gegen ihn Alles verschworen. Einige Schritte weiter kommt sein eigentlicher Busenfreund, Don Diego Lascara, der Spanier. Er ist schlank, klein; muß aber dennoch ein gefährlicher Nebenbuhler genannt werden; denn sein gelbbräunliches Gesicht ist regelmäßig und schön geformt; seine Augen, tief, düster, blitzen wie Fackeln in der Nacht; sein schmerzlich gezogener Mund ist geradezu zum Lächeln und Küssen eingerichtet. Le Clou wartet nur auf einen Gruß, um dem Spanier eine Grobheit durch „den Magen zu bohren“, wie die cavaliere Phrase damals lautete; aber Lascara sieht seinem Freund starr an, als wäre er ein Sandsteinpfeiler, und geht weiter. Indeß Le Clou zum Könige läuft, erreicht Lascara den Bischof.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

G. Metzu pinx.

Metzu and his Wife — Metzu and seine Frau

Digitized by Google

Digitized by Google

— So früh schon, mein Sohn? fragt der Priester mit einem eigenthümlich lauernden Blicke. Ich dachte, nur wir mieden schlaflos und zeitig das weiche Lager.

— Por la Santa Madonna! Willst Du spotten? fragte Lascara mit zornigem Blicke. Freust Du Dich über das Ding, was Du aus mir gemacht hast? Keine Ruhe, weder Tag noch Nacht; die Hölle . . . Weißt Du, Priester, daß Eure berühmte Hölle Marionettenspiel gegen das ist was ich empfinde . . .

— O, der Brausekopf! sagte der Erzbischof, seine fatale Miene zu einem Lächeln verwandelnd. Aber so, . . . ja, aber so ist die Jugend . . .

— Was hat das mit mir zu thun? So bin ich, Don Jose Diego de Lascara; aber sicherlich werde ich keinen Tag länger so sein. Hört Ihr, würdigster Herr Erzbischof? Menschenkräfte sind gemessen! Die meinigen gehen schon bei dieser ewigen Spannung zu Ende. Es sind jetzt 11 Tage, und immer hieß es: Morgen! Morgen! Ich sage Euch, meine Kraft reicht vollkommen für meinen Zweck und Euern Wunsch und Plan; das ist's aber all. Diese Kraft brauche ich sämmtlich; ich habe nicht etwa hundert Mal mehr aufzuwenden, als nöthig . . .

— Aber was heißt das? fragte der Prälat.

— Vamos! Sennor! Das wißt Ihr sehr wohl. Klar aber: was geschehen soll, geschieht heute, oder durch meine Hand nimmer! Sehr einfach deshalb: weil ich morgen, da ich durch die zehnmalige Vollbringung der That in der Einbildung auf's Aeußerste abgespannt bin, weder Muth, Sicherheit noch Willen mehr haben werde.

Der Bischof ward sehr unruhig. Dann zog er den Spanier dicht zu sich und flüsterte mit ihm.

— Du gehst also, Vater? fragte der junge Mann.

Der Bischof nickte.

— Und bringst mir Deinen Befehl und Segen?

— Quien sabe? murmelte Luçon achselzuckend und ging.

Dicht neben den beiden Menschen hatte Jeanneton unter dem Epheu gekauert. Ihr Herz hatte sie getrieben, dem alten Geliebten nachzueilen, um ihm ein Wort des Trostes zu sagen. Noch wußte sie nicht, ob Le Clou oder Lascara der Gebieter ihres Herzens werden würde, aber so viel wußte sie, daß es ihr unerträglich war, Le Clou zu verlieren.

Als der Spanier jetzt die Treppe hinabgegangen und der Bischof in's Innere des an die Terrasse stoßenden Schloßflügels getreten war, erhob sie sich bleich und zitternd und flog dann dem Stallmeister nach. Sie erreichte ihn dicht vor den Zimmern des Königs.

— Jacques! flüsterte sie, ohne Umstände seinen Arm und zwar sehr entschieden ergreifend.

Le Clou sah sie sehr überrascht an.

— Ich habe Lascara gesehen . . .

— Und? fragte der Stallmeister sehr finster.

— Den Bischof auch . . . Wie sage ich's . . . Ach, ich hörte nichts und wollte schwören, ich hätte Alles gehört . . . Jacques, wißt Ihr? Erinnert Euch, ich habe nichts gehört, aber ich sage Dir, mein Freund, reitet der König heute zur Jagd, so ist er verloren . . .

Le Clou schien bei der Bestätigung seiner eignen frühern Worte sehr außer Fassung zu kommen.

Digitized by Google

— Was denn war's?

— Nichts und doch Alles! Ihre Augen redeten eine zu deutliche Sprache: Mord hieß sie! Tod dem Béarner!

— Sehr gut! Sehr gut! murmelte Le Clou. Ich würde Dich für Deine Nachricht umarmen, hättest Du mir nicht Feindschaft geschworen . . .

— Ach, Jacques, das würde ich nie über mich vermögen . . .

— Nun denn . . . Ici le don d'amoureux merci . . .

Jeanneton eilte fort, indeß sie die schneeweiße Schürze an die Lippen hielt, welche von dem Kusse des Picarden noch viel röther geworden waren, als vorhin.

Le Clou aber trat zu dem Könige ein. Heinrich, noch in seiner schönsten Blüthe, lief im Negligé auf und ab. Er war heute Morgen ausgezeichnet gelaunt. Als der Stallmeister klirrend eintrat, sah er eben noch den rechten Arm und das fliegende weiße Kleid der gnädigen Frau. Gabriele d'Etrées oder d'Estrées flüchtete vor dem Würdenträger.

— Eh bien! rief Heinrich von Navarra. Neuigkeiten seh' ich Dir im Aug'! Ist mein „Omar" krank?

— Der edle Schimmel ist federkräftiger als je . . . Er ist für heute gewartet und Eure Majestät dürfen heute jede Anforderung machen — seine Schenkel werden sie lösen . . .

— Aber, Le Clou! rief Heinrich sehr aufgeräumt, was ist's mit Euch? Ventre-saint-gris! Ihr habt ja förmlich Styl in Eurer Rede, und eine Feierlichkeit in Euren Déhors, die zu liebenswürdig ist.

Der Stallmeister besann sich einige Augenblicke. Dann sagte er:

— Gnädiger Herr, ich melde, daß Alles fertig und bereit ist zur Jagd. Auf mich falle es, wenn Ihr irgend etwas vermißt.

— Gut, Le Clou! Nun noch die Pointe.

— Wie?

— Die Hauptsache, das Aber, was Dir im Halse steckt . . . rief Heinrich ziemlich ungeduldig.

— Das ist ja gerade die Schwierigkeit, diese Teufelsgeschichte vorzubringen.

Und nun fing er, da er es nicht wagte, weder Lascara noch den Bischof geradezu anzuklagen, an zu winden und zu drehen, bis daß er glücklich mit seinem Verdachte und mit der unfehlbaren Meinung und Ahnung der Demoiselle Jeanneton herausgekommen war.

Heinrich hatte, die Hände auf den Rücken gelegt und das schöne Haupt vorgebogen, zuerst sehr aufmerksam zugehört. Jetzt aber wandte er sich mit seinem Ventre-saint-gris auf dem rothen, hohen Absatze seiner Pantoffeln und sagte ziemlich gelangweilt:

— Du meinst also?

— Ja, Eure Majestät . . .

— Und Lascara, sagst Du?

— Ja, Eure Majestät; wiederholte Le Clou, der ungeachtet der frühen Stunde schon bedeutend schwitzte.

— Im Ernst, und auf diesen Grund hin soll ich zu Hause bleiben?

Der König fragte sehr ehrlich und sanftmüthig, und dennoch war in seinem Tone

Digitized by Google

eine so reizende, fast komische Ironie. Le Clou ärgerte sich; er meinte jetzt selbst, vor einigen Minuten durch ungeheure Vergrößerungsgläser gesehen zu haben. Er ward ziemlich ernüchtert, und der Hauptgrund seines Verdachtes schien ihm jetzt selbst in seiner Leidenschaft, in seiner Eifersucht gegen Lascara zu liegen. Le Clou schwieg also, indeß er sich das Ansehen eines Piquirten gab, um wenigstens einigermaßen seine Würde zu behaupten.

— Geh, geh, mein Kind! sagte der Béarner höchst gutmüthig; und sei sicher, daß ich Dir selbst Deine übertriebene Besorgniß um mich als Liebe und Ergebenheit anrechne.

Der Stallmeister ging an seine Geschäfte. Der König ließ sich ankleiden. Gleich darauf ward der Erzbischof angemeldet.

Heinrich IV. empfing den Ehrwürdigsten nicht gar zu verbindlich.

— Aber, mein theuerster Luçon, rief er ihm entgegen, sollte ich mich geirrt haben?

— Wie befiehlt der König? sagte der dicke Priester, sich verbeugend.

— Ich meinte, Chateau la Tour wäre unser Jagdschloß pour nos menus plaisirs und da ist mir das Ding wahrlich zum Staats- und Rathssaale geworden. Ventre-saint-gris, und wie seht Ihr aus? Glaubt Ihr, wir vergäßen, das es eine Messe giebt? Thut mir den Gefallen, ich leide an den Augen ... Grün, versteht Ihr ... Sehr heilsam ... Grün des Waldes und der schönen Wiesen ... Schön, wißt Ihr, sehr schön! Grün unsere Hoffnung und grün unsere Kleider, das heißt, alle die, welche ich sehen will ...

Der Erzbischof ließ sich durch diesen unheiligen, ketzerischen Ausfall gegen seinen Ornat durchaus nicht aus der Fassung bringen.

— Eure Majestät — sagte er sehr langsam — ist dieses geistlichen Kleides noch nicht zu sehr gewohnt ...

Heinrich biß in die Lippe. Der Hieb traf Helm und Kragen; denn der König war erst vor 14 Tagen katholisch geworden.

— Möchtet Ihr Euch ganz mit diesem Rocke versöhnen. Ich kann nicht anders, sondern muß meine Bitte nochmals anbringen. Gebt den Ketzern ganz Frankreich, aber säubert Paris von ihnen.

— Das heißt, nehmt den Hugenotten Paris und sie werden keine Handbreit Land außerhalb desselben behaupten ...

— Das haben Eure Majestät durch die That wiederlegt ...

Die Schmeichelei war fein, aber die Wahrheit ging noch darüber. Heinrich sagte sie in einigen Worten.

— Das war auch der Béarner, mein Pater!

— Das katholische Frankreich erwartet einen Beweis, wobei sich Eurer Majestät Rechtgläubigkeit durch die That manifestirt.

— Nicht nöthig, Herr de Luçon. Mir würde doch Niemand glauben. Frankreich weiß so gut als ich, daß ich in diesem Leben nicht katholisch werde ... Ventre-saint-gris, da ist die Sonne und ich stehe hier und unterhalte mich mit Eurer geistlichen Hochwürdigkeit, während ich arbeiten sollte.

— Mein König, bat jetzt der Erzbischof mit dringendem, fast flehendem Tone; Ihr habt's bisher nicht hören wollen; aber ich sage Euch hier ist eine Bittschrift, von dritthalbhun-

Digitized by Google

dert der besten Edelleute Frankreichs unterzeichnet, durch welche Ihr gebeten werdet, zur Beruhigung der Gemüther gegen die Protestanten einige immerhin unwesentliche Beschränkungen eintreten zu lassen. Aber nothwendig sind diese Beschränkungen. Es sind 15 Millionen Franzosen, welche sie fordern. An ihre Spitze diese Namen ...

Der Bischof schlug einige große Bogen Pergament auseinander.

— Keinen Laut! sagte Heinrich, gebieterisch die Hand ausstreckend, als der Prälat Anstalt machte, die Unterschriften abzulesen. Ich will die Namen meiner Feinde nicht wissen, Messire; denn das sind diese Herren; Ventre-saint-gris, und geschworne dazu. Ihr seid entlassen!

Der Erzbischof von Luçon nahm eine eiskalte, unzugängliche Miene an und ging rasch ab. Er suchte draußen den Spanier auf und nahm ihn mit auf sein Zimmer, in welchem nur eine Art von kleinem Altar darauf hindeutete, daß sein Bewohner ein Mann der Kirche sei.

— Heute, Lascara! sagte Luçon mit blitzenden Augen.

— Ich wollte, Ihr hättet das gestern gesagt! murmelte der junge Mann, indeß er sich auf die Kniee ließ, worauf der Bischof segnend seine Hand nach ihm ausstreckte.

— Und warum?

— Ich mag heute nicht mehr sterben; ich liebe, mein Vater. Gestern Morgen noch hätte ich Heinrich inmitten seines ganzen Hofstaates niederstechen können; aber seit dieser Zeit hat ein einziger weicher Händedruck mir gezeigt, daß mein Leben einen Preis besitzt, den ich nicht mehr in die Schanze schlagen will. Jetzt ist meine Sicherheit, die Möglichkeit meiner Flucht allererste Bedingung der Ausführung meines Werkes geworden, statt daß ich sie vielleicht gestern noch, sicher aber vorgestern, stolz verschmäht haben würde.

Der Bischof rieb sich rathlos die Hände.

— Aber welche unerhörte Phantasterei! murmelte er. Wo sind Deine feierlichen Entschlüsse, Deine Selbstverleugnung gleich derjenigen eines heiligen Märtyrers? Wo Deine erhabene Begeisterung, der Held der niedergetretenen Kirche zu werden? Alles verweht und verstoben vor ... ich mag das Wort nicht wiederholen!

— Ihr habt mich zum Phantasten gemacht; erwiederte Lascara. Was wollt ihr? Warum scheltet Ihr den Nachtwandler, welcher seinen eignen Weg geht? Noch heute, ja, fühle ich Haß in meiner Brust ...

— Dieu merci! flüsterte Luçon.

— Haß gegen diesen doppelzüngigen, verrätherischen Béarner, dieses zerbrochene Rohr Aegyptens, das Jedem, der sich darauf lehnet, durch die Hand fährt. Ich gab mein Wort und, por la Madonna! ich werd's lösen, das heißt, wenn ich Hoffnung habe mich zu retten.

Der Bischof zuckte die Achseln. Er gab seinen Mann fast auf. Wild und wüthend blickte der Geistliche auf die beiden schmalen, und obgleich gelben, dennoch sehr schönen Hände des Pfaffenzöglings, welche durch eine Bewegung das Schicksal eines der mächtigsten Reiche der Erde umgestalten konnten. Er versuchte nochmals sein Letztes; er stellte ihm die Würden der Erde und des Himmels vor, die er zu erwerben vermöge; er malte ihm die Schlösser und Villas in Italiens bezaubernster Gegend, die ihm zur Belohnung der finstern That übergeben werden sollten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Lascara schwieg und bat nur um Absolution und den Segen. Dann erhob er sich und ging auf die Terasse, um sich auf den Schloßplatz zu begeben.

Jeanneton und eine ihrer Freundinnen lehnten über die Mauer. Die reizende Angebetete des Spaniers bog sich weit hinab, um einem armen Gebrechlichen eine Gabe in den dargereichten Hut zu werfen. Lascara wollte seinen Entschluß nicht durch ein Gespräch mit dem Mädchen erschüttern und eilte die Stiegen hinab. Aber Zeugniß von der blitzschnell in ihm erwachten Leidenschaft gab der Blick, womit er aufwärts zur Seite blickte.

Sein Freund Le Clou saß schon, die lange Flinte über den Arm gelegt, zu Roß. Lascara's Andalusier war ebenfalls fertig; einer der Jägerburschen, welcher mehrere Pferde hielt, machte sich ein Vergnügen daraus, das edle Thier mit einem Rohre zu reizen und in die Nasenlöcher zu stoßen.

Heinrich stand vor seinem Schimmel im Mittelpunkte der Gruppe und scherzte mit einem seiner ältesten Diener, welcher das Pferd hielt. Dennoch sah man ihm an, daß er in Folge seiner Unterredung mit dem Bischof ernst geworden war. Er warf einen, von dem Spanier aber dennoch bemerkten, rapiden Seitenblick auf den Verdächtigen und in diesem einen Blick malte sich die unergründliche Schlauheit, die instinktmäßige Verschlagenheit des großen Gascogners.

— Couchez! sagte er zu einem herrlichen gefleckten Spaniol, welcher ihn umsprang, indeß die vierbeinigen Cameraden zusammengekoppelt wurden, oder sich wedelnd niederlegten, oder am Rande des Springbrunnens sich mit den Vorderbeinen festhielten, um einige Tropfen des silberhellen Wassers zu lecken.

— Couchez!

Der alte David, der Lehrmeister der zierlichen Diana, schaute schmunzelnd, wie das Thier gleich einem vorzüglich geschulten Mousquetaire gehorchte. Diana hatte die Vorderfüße ausgestreckt, die feine Schnauze dazwischen gelegt; die Hinterfüße angezogen. Sein Blick zeigte die unbeschreibliche Liebe zu seinem Gebieter, die er, da er jetzt wichtigen Dienst hatte, kaum durch ein leises Wedeln mit dem Schwanze näher zu bezeugen wagte.

— Das ist ein wahres Herz von einem Hunde! sagte der alte Gascogner vom Pic du Midi.

— Oh, David, Du kennst noch lange nicht seine ganze Vortrefflichkeit; sagte Heinrich so laut, das Lascara, welcher an dem Gurte seines Pferdes schnallte, unwillkührlich aufschaute. Er besitzt eine Eigenschaft, die ihn für jeden meiner Herren Vettern, z. B. für den König von England, auch für Seine katholische Majestät in Madrid höchst unschätzbar machen würde.

— Das wäre?

— Der Hund bellt Niemand an, als einen Meuchelmörder! sagte Heinrich langsamer sprechend.

Dann drehte sich der König auf dem Absatze, gab der Diana ein Zeichen und ließ ihn nachspringen.

— Caballero! rief der König mit frischem Ausdrucke. Ich sehe, Ihr begleitet uns.

— Ich glaubte, da ich vorgestern ein schmeichelhaftes Lob von Eurer Majestät erhielt ...

— Verdient! Dieser Schuß auf den Keiler war in Wahrheit meisterhaft.

Digitized by Google

— Und die königliche Erlaubniß bei jeder folgenden Jagd mich dem Gefolge anschließen zu dürfen ... daß ich ...

— Point de façons, Chevalier Lascara ... Ihr seid von der Partei — car tel est Notre plaisir! Aber führt Ihr keine Schußwaffe? Wir werden mit flüchtigen Damen heute Bekanntschaft machen, Ventre-saint-gris!

— Erlaubt der König, so sage ich nach heimathlicher Weise; erwiderte der Spanier.

— Hindinnen? fragte Heinrich scharf.

— Ihr sagt's mein König.

— Und diese manière singulière ... Darf man neugierig sein oder soll man sich überraschen lassen?

— Es wird den König mehr interessiren, wenn die Jagd vor seinen Augen ausgeführt wird, ohne daß derselbe vorher instruirt wurde.

Heinrich machte eine sprechende Bewegung und sah ungeduldig aus.

— Ich verstehe, Majestät! sagte der gewandte Lascara, welcher eben zwei von seinem Pagen herbeigebrachte lange, mit Bärenfell verkoppelte Halfter vorn an den Sattelknopf geschnallt hatte. In den Biscaischen Gebirgen jagt man das Thier par force; man reitet dicht an dasselbe hinan und schießt's nieder.

— Womit?

— Hier! sagte der Spanier und schlug die obere Klappe der Halftern zurück, worauf die blitzenden Kolben von zwei herrlichen Fauströhren sichtbar wurden.

Diese Bewegung des spanischen Edelmanns war so rasch gewesen, daß Diana, welche neben dem Könige stand, erschreckt zurücksprang und jetzt laut zu bellen anfing.

— Tranquille! Diesmal fällst Du aus der Rolle, sagte der König; bedenke, das Du einen der bravsten Ritter des ganzen, stolzen Spaniens vor Dir hast.

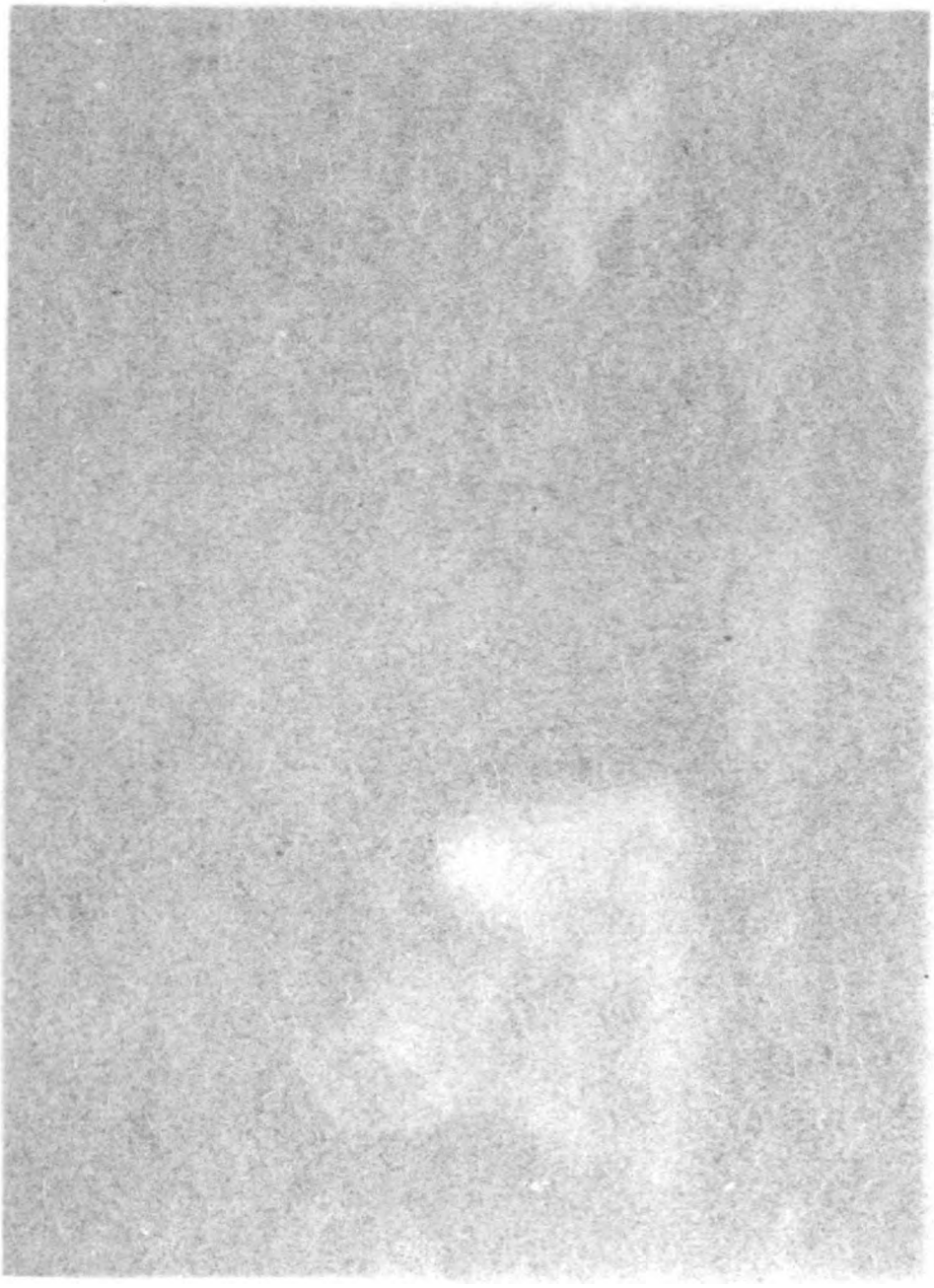
Lascara zog seinen Hut und verneigte sich tief. Dann machte er sich an dem Sattelgeschirr zu schaffen und saß auf, um seine ungeheure Verwirrung zu verbergen.

Von David als Stallmeister bedient — es war ein Ehrenamt desselben, den Steigbügel zu halten, und wir glauben, er hätte sich zu Tode gegrämt, wenn ihm dies entzogen worden wäre — stieg der König mit leichter, unnachahmlicher Grazie in den Sattel. Jetzt erst war er ein vollkommener Mann; schöner war der Béarner nie, als zu Pferde. Der Zug setzte sich in Bewegung, voran die Piqueurs mit der kostbaren Meute, hinter dem Könige einige seiner Lieblinge, unter diesen Lascara, und dann folgten die Saumthiere und Maulesel; die ersteren mit Wasser und Proviant bepackt, die letzteren mit ihren Blenden an den Augen und den schön verzierten Packsätteln auf den Rücken, um die zu erwartende reiche Beute aufzunehmen und zum Schlosse zu schaffen.

Am Flusse, an denselben paradiesischen Ufern, die so viel tausend Mal von den Troubadours besungen wurden, ging der Zug fort, bis ein herrlicher Kastanienwald erreicht war, in welchem sich der hier mit Schnellsprüngen weiter schießende Adour verlor.

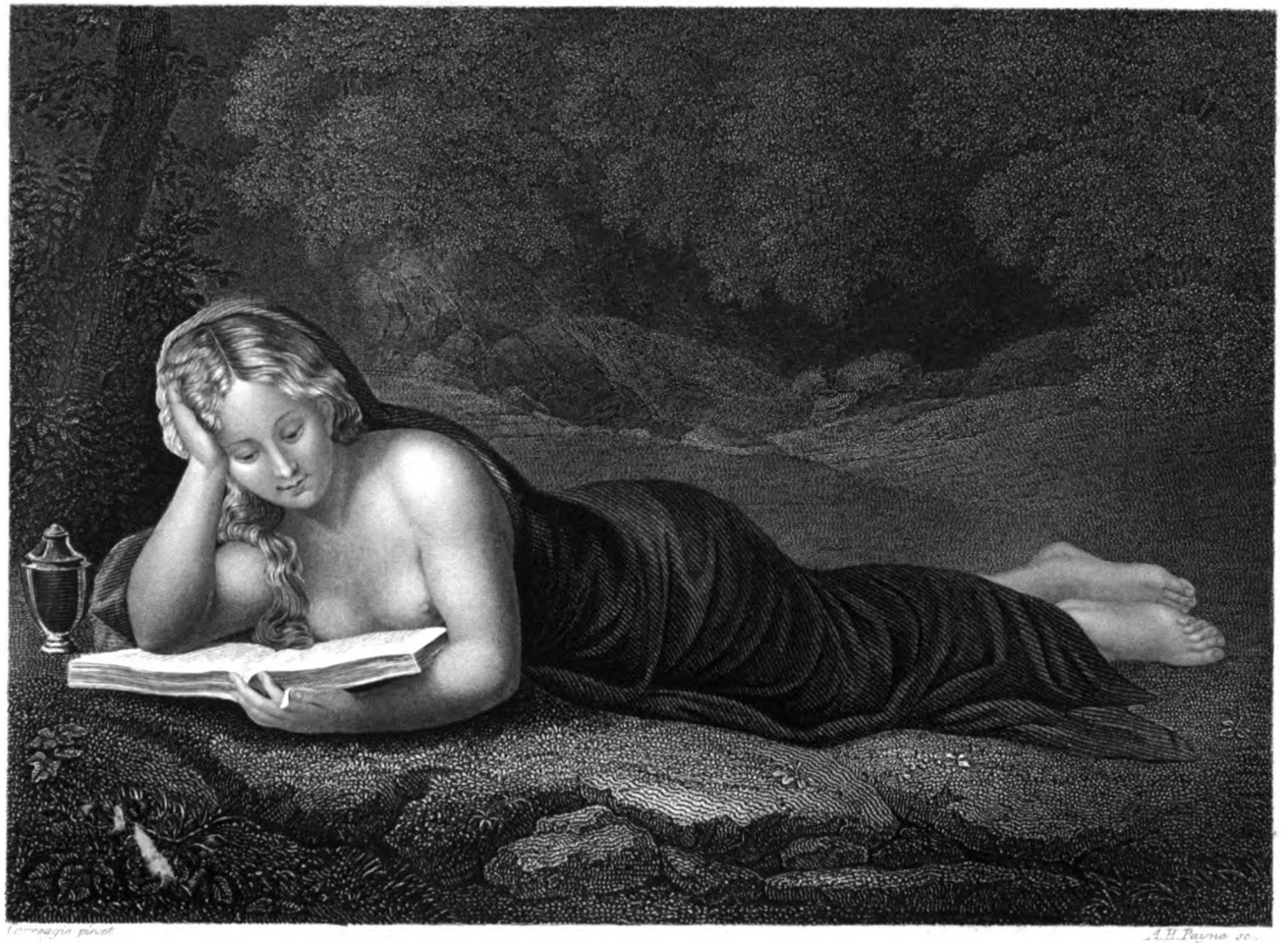
Hier ging sehr bald die Jagd auf. Der König fehlte im Schuß einen herrlichen Rehbock, ward, seiner Gewohnheit nach, hitzig, warf die Waffe fort, ergriff die Peitsche und dahin flog

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google



Correggio pinxt. A.H. Payne sc.

Digitized by Google

Digitized by Google

der prachtvolle Schimmel, um seinen Herrn zu einer wahren Jagd, en Chevalier, zum Parforceritte zu tragen.

Le Clou, welcher mit argusähnlicher Aufmerksamkeit heute Alles, namentlich den König und seinen Freund Lascara beobachtete, hatte sein Roß augenblicklich in Galopp gesetzt, um dem Könige zu folgen; bald aber zeigte sich, daß der königliche Schimmel Schenkel von Damascenerstahl und statt des Blutes etwa Quecksilber in den Adern haben müsse. Le Clou ritt sein Pferd in Zeit von zehn Minuten fast in Grund und mußte es aufgeben, den Herrn einzuholen.

Es war übrigens noch ein Thier im Jagdzuge, welches den „Omar" nicht nur nichts nachgab, sondern ihn ungeachtet seines zarten Baues noch übertraf. Das war der Andalusier des Spaniers. Lascara sah dieses Durchgehen des Béarners für eine Art Fingerzeig an, daß die Stunde für sein Werk, das hieß die letzte des Königs, geschlagen habe. Seitab stahl er sich, dann aber ließ er seinen Renner streichen. Er verleugnete nicht das edle, von den Rossen des Propheten und der Khalifen von Bagdad herstammende Blut. Nach einem Ritte von fünfundzwanzig Minuten sah er das milchweiße Roß Heinrichs wie einen Pfeil durch die Baumreihen schießen.

Lascara horchte. Fern ab zog sich die Jagd hin; die Hifthörner klangen gedämpft und verhallend; hier war er dem Hugenotten Mann gegen Mann gegenüber. Ein nochmaliger Entschluß, ein Stoßgebet zum Herzen der „Virgen santissima" und zu allen Nothhelfern — dann brach Lascara aus der Dickung hervor, die ihn bis jetzt dem König verbarg.

Heinrich befand sich auf einer Waldlichtung, einem weiten grünen Plane, vor ihm lag das Thier, von der Rüdenschaar umgeben; er selbst richtete sich, hochaufathmend und nach dem Hifthorne greifend, in den Bügeln auf, um zu erspähen, welchen Weg die übrige Jagd genommen habe.

Lascara kannte jetzt keine Scheu, keine Scham, kein Zaudern mehr. Er trieb seinen Renner vorwärts und sprengte in gerader Richtung auf Heinrich zu, indeß er die Bedeckung von seinen Pistolen zurückschlug.

Ein Blick aber dieses Adlerauges des Navarresen, welches so viele Schlachten regirte, und seine Handlung, die bestmögliche in der entscheidenden Secunde, erfolgte mit diesem Blicke. Im Galopp, die Peitsche, wie in heller Lust, hochgeschwungen, sprengte der König dem Spanier entgegen und umritt ihn mit Blitzesschnelle.

— Mordiour! rief er in seinem gascognischen Dialecte und knallte mit der Peitsche, daß das flüchtige Thier Lascara's heftig aufprallte und sich hintenaufsetzte. Welch ein Roß, Chevalier! Ihr habt mir folgen können? Das Thier glänzt kaum, während meines vom Schweiß trieft. Herab, Chevalier, und ist's nur Passade und Traverse, so muß ich — Ventre-saint-gris — auf der Stelle diesen Andalusier in der Schule bewundern.

Im Augenblick war Heinrich auf der Erde und stand neben dem Meuchler. Lascara war jetzt in seiner Gewalt, denn Heinrich hielt das Roß desselben am Zügel und hatte freundschaftlichst seine Hand auf die weiten Stiefeletten des Ritters gelegt. Lascara, durch diesen in fünf Secunden sich machenden Vorgang außer Fassung gebracht, betäubt, stieg ab. Heinrich nahm seinen Sitz ein, ließ das Pferd einigemal courbettiren, dann parirte er's dicht vor dem Ritter.

Digitized by Google

Er zog jetzt das eine Pistol und feuerte es in die Luft; das zweite ebenfalls. Dann stieg er mit majestätischer, aber keinen Hauch von Zorn zeigender Miene ab und präsentirte Lascara das Pferd.

— Sitzen Sie auf! Und Gott segne und stärke die Schnelligkeit Ihres Thieres; Sie dürften dieselbe nothwendig haben. Sagen Sie aber Ihren Freunden, daß sie bei Christi Kreuz den Béarner Bären finden sollen, wenn sie noch einmal eine ähnliche Jagd auf Hindinnen anstellen lassen!

Lascara sagte kein Wort. Er setzte sich auf, gab seinem Rosse einen wüthenden Spornhieb und verschwand diesmal und für immer.

Bald kam Le Clou. Er nahm das Pistol auf und besah es mit ängstlicher Miene.

— Die Jagd ist aus. Wir werden ins nächste Dorf reiten und eine Messe oder etwas dergleichen hören ... Wie viel Thiere sind gefallen?

— Mit diesem hier drei!

— Genug für unsere schönen Damen, und, denk' ich, für die Saumthiere ebenfalls. Allons Messires! rangirt Euch, wenn's beliebt.

Statt der Messe wurde jedoch in dem nahen provençalischen Dorfe ein Banket aufgeführt, welches erst spät unterbrochen wurde, als von Gabrielen d'Estrées der Lieblingspage ankam, und staubbedeckt und schweißtriefend, in nicht geringer Bewegung dem Könige zu Füßen fiel.

— Ihr lebt, mein Herr und König! ... rief der Knabe.

— Ja doch ...

Es zeigte sich, daß Jeanneton in der Abwesenheit der Herren, von Seelenangst gefoltert, der Herrin gebeichtet hatte, was sie von dem Anschlage des Bischofs und seines spanischen Freundes wußte, daß das ganze Chateau La Tour in Aufregung und Allarm gesetzt und Luçon zu Fuße durch den Park entflohen sei.

Einer der Piquers ging sofort als Estafette ab, um die Damen zu beruhigen.

Dann folgte der Jagdzug langsam nach. Heinrich konnte jetzt schon über diese „Brigands" herzhaft scherzen, während seine Begleiter wüthend knirschten. In heiterster Laune erreichte er das Schloß und ritt auf dem von dem mittelsten Schloßhofe linksab gelegenen Eingange ein; denn hier war der Flügel, wo Gabriele wohnte.

Sie erschien, sobald Heinrich den Fuß zur Erde gesetzt hatte. Er stand neben seinem müden Schimmel; die Pagen der Herrin fielen über ihn her, schnallten ihm das Seitengewehr ab und knöpften ihm die Stiefeletten und Stiefelmanschetten los.

— Unsere Dame hat uns Unserer Dame heute erhalten! rief er heiter, indeß er der schönen unter dem Portale herannahenden Geliebten einen unaussprechlichen Blick zuwarf, dann aber sich in ihre Arme stürzte.

Maître Le Clou aber auf seinem Rappen ritt dicht vor die gewaltigen Sandsteinpfeiler, denn hinter der Herrin zeigte sich Jeanneton, ihm liebend entgegenblickend. Le Clou zog ehrerbietig den Hut.

— Gnädige Frau, sagte er zu Gabrielen, wollt Ihr, da wir des spanischen Schurken

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

P. v. Slingelandt pinx.
A. F. Sigrist sc.

Digitized by Google

ledig sind, bei dieser Flatterhaften ein Wort für mich einlegen ... Oder, so gewiß ich lebe, ich werde verschwinden wie mein Nebenbuhler ...

— Frag' doch nicht, Jacques ... flüsterte die Zofe.

Die Maulthiere kamen heran; die Beute zeigte sich; die Rüden kamen auf den Platz.

— Es wird ein Mahl für die Armen, Heinrich! flüsterte Gabriele, in den Armen des Königs lehnend.

— Du bist ein Engel!

Und sofort ward, ohne Rücksicht auf den delicaten Rasen, von der Dienerschaft ein großes Feuer angefacht, die Thiere waidgerecht zerlegt; Bratenspieße fingen an sich zu drehen und eine Art von Hochzeit des Camacho begann. Rings umher kamen die Leute aus den Dörfern auf das bekannte Signal des Thürmers herbeigeeilt — und fanden ein Paradies vollkommen fertig.

Die Sonne war lange untergegangen, als das fröhliche Fest, von Liedern und Romanzen verschönert, noch immer fortdauerte.

Heinrich und Gabriele blickten von der Terrasse in das eben so heitere als malerische Gewühl hinab.

Zu eben dieser Zeit warf der dicke Priester, glücklich durch Beihülfe eines guten katholischen Fährmannes über den Strom gekommen, und nun auf einem stöckischen Maulthiere mit Mühe sich vorwärts arbeitend, auf Chateau La Tour einen letzten Blick. Er glaubte das Schmettern der Hifthörner des Jagdpersonals noch hier zu hören und starrte gedankenschwer auf den irrlichtartigen Glanz, welcher aus der Gegend des Schlosses durch die Nacht leuchtete.

— Es ist alles mißlungen! murmelte er. Dieser Schwachkopf! Aber, Béarner, hier schwöre ich Dir, Namens der ewigen Mutterkirche, daß sie Dich, als ein unnützes Glied, dennoch abhaut und in's Feuer wirft!

Die Welt weiß, wie mit Ravaillac dieser Schwur eines Priesters sich erfüllte.

David mit dem Haupte Goliath's.

Gemalt von **L'Orbetto** (genannt **Turchi**).

Das Buch der Bücher, die Bibel, war von jeher eine Fundgrube von Stoffen für die Künstler aller christlichen Völker. Man kann sie als eine unerschöpfliche bezeichnen. Während einer langen Periode entlehnte die im hehren Dienste des christlichen Cultus befindliche Kunst, namentlich die Malerei, aus dem heiligen Texte ihre erhabensten Gedanken. Die Vorlagen, welche die Bibel gab, durchdrang später der freie Gedanke poetischer Auffassung und Schönheit, durch das Studium der Antike geläutert. Es wurden Gemälde biblischen Stoffes, sowohl alten als neuen Testaments, geschaffen, es wurden die Personen, welche uns in der Schrift vorgeführt werden, durch die Kunst auf eine solche Weise dargestellt, daß man in unserer Zeit oft zu dem

Digitized by Google

Urtheile gekommen ist: die Bibel sei so ziemlich ausgebeutet; man könne nur noch Wiederholungen und zwar ungenügende liefern, zumal da die religiöse Bedeutung der Kunst vor der Bildung der modernen Gegenwart, ungeachtet der einseitigen Richtung einzelner bedeutender Künstler, verloren und der reine Glaube verschwunden sei, der zur Schöpfung eines biblischen Gemäldes reinsten und höchsten Styles als unerläßlich bezeichnet wird.

So viel steht fest, was ein Rafael, ein da Vinci, ein Michel Angelo, Tizian u. s. w. an biblischen Stoffen unter den Pinsel genommen und in unerreichbarer Weise auf die Leinwand oder die Fresco-Mauer fesselte, das ist gemalt.

Aber die Bibel besitzt einen unsäglichen Reichthum, wie bemerkt. Das alte Testament rollt in seiner erhabenen, monumentalen Sprache Hunderte und aber Hunderte von Jahren der Geschichte eines Volkes auf, um welche der ganze Glanz, die ganze Glut des fernen Orientes weht. Diese Zeilen sind eine wahre Kabbala, nur dem Dichter lösbar und verständlich, möge die Form des Ausdruckes seines Innern das Wort oder die in Lebensfrische und Farbe vor uns tretende Zeichnung sein.

Bendemann hat es neuerlich bewiesen, daß es nur der genialen Auffassung bedarf, um aus einer Zeile des heiligen Textes das längst erloschene damalige Leben in seiner ganzen inhaltreichen Breite uns vor Augen zu stellen. „An den Gewässern zu Babylon saßen wir und weinten; Unsere Harfen hingen wir auf an den Weiden" u. s. w. Das klingt fast gewöhnlich. Aber die Geschichte, die furchtbaren Leiden eines als Sklaven gefesselten, stolzen, gotterwählten Volkes, aus grauestem mythenhaften Alterthume seinen Ursprung herleitend, diese Geschichte erscheint ernst und geheimnißvoll und hebt auf ihren Riesenschultern die einfachen Worte zu einer Höhe der Bedeutung, daß uns, während wir sie sprechen, ein heiliger Schauer durchläuft. So las sie Bendemann und seine „trauernden Juden von Babylon" wurden geschaffen. Sein „Jeremias" ist von noch intensiverer Wirkung; in dem Prophetenantlitze mußte man individuell verkörpert die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft dieses ganzen Volkes erblicken und lesen. Das geöffnete, sehende Auge des Künstlers schlage die Seiten des ehrwürdigen Buches auf, und schwerlich wird er lange blättern, und eine inhaltreiche Composition wird vor ihm aufgehen.

Ein Lieblingsstoff für Bildhauer und Künstler war von je die Geschichte Davids, des Königs der Juden. Voller, lebendiger ist wohl selten, außer im Homer, ein Unsterblicher der ältesten Vorzeit geschildert worden, als dies in der Bibel beim David geschieht. Alle Fälle wechselnder Romantik im Leben eines an den Anfängen der Cultur stehenden, orientalischen Volkes ist glänzend auf seinem Haupte concentrirt. David ist nicht nur der wiedererstandene jüdische Herkules, der Samson mit seiner rohen Kraft; er ist zugleich Träger der Intelligenz einer zu staatlichem und Cultur-Leben erwachenden Nation. Dieser „Knabe", dieser „Jüngling, bräunlich und schön", läßt an unwiderstehlichem Reize, an wahrhafter Löwenkraft, an Ritterlichkeit, Tapferkeit und unergründlicher List, an Größe des Genies, als Dichter und Feldherr sich nur mit sich selbst vergleichen. Die Poesie, welche den späteren Psalmisten, den Meister auf der Harfe, durch alle Höhen des Himmels trug, zeigt sich, naturwüchsig und romantisch, mit kühnsten Zügen gezeichnet, in dem Jugendleben des siebenten Sohnes vom Isai. Ist es hiernach zu verwundern, daß das Mittelalter bis in's achtzehnte Jahrhundert herab in Gemälden, in zahllosen steinernen Basreliefs und anderen Sculpturen, wie sie heute noch die aus jener Zeit stammenden

Digitized by Google

Gebäude zieren, die Thaten Davids und seine Geschichte darstellte, daß namentlich der Kampf dieses Lieblings der Künstler mit dem Coloß Goliath von Gath sehr selten in der Reihe biblischer Darstellungen fehlt?

L'Orbetto hat durch Pinsel und Farbenpracht den David nach diesem Zweikampf, einem der berühmtesten, den die Geschichte überhaupt aufweisen kann, in einer Weise uns vorgezaubert, daß man urtheilen darf: diese ganze gigantische Erzählung tritt lebend, verkörpert vor uns. Der Moment des Bildes faßt genial das Vorher und Nachher der Handlung höchst in die Augen springend zusammen. Auf dem reizenden, halb knabenhaften Antlitze Desjenigen, welcher mit nervigem Arme einen Löwen und einen Bären erschlagen konnte, malt sich die mehr geistige als körperliche Abspannung nach dem Kampfe. Er überwältigte das Ungeheuer, dessen Kopf als Trophäe in seiner Hand ruht, durch die Schleuder an seiner Hüfte; betrachten wir aber den Heldenkörper des jüdischen Kämpen: so sind wir mit einem Blicke überführt, daß David, mit nackter Brust sich dem Riesenschwerte entgegenwerfend, den Zweikampf Mann gegen Mann nicht zu scheuen gehabt hätte. Unwillkürlich vergleichen wir diesen David L'Orbetto's mit demjenigen, welcher in unbestimmter Form in unserer Phantasie lebte. Wir finden, da die Schöpfung eines großen Talentes vor uns tritt, etwas Neues, Originales; aber nicht sobald vertiefen wir uns in den Anblick des Gemäldes, so empfinden wir auch seine Kraft: das Bild Davids steht jetzt nach des Malers Darstellung in uns fest, es ist ein Typus dieser Gestalt für uns geworden Das Costüme, obwohl nur halb orientalisch, ist dennoch sehr glücklich gewählt; eben so charakteristisch als malerisch. Das ganze Bild des nur wenig bekannten Meisters wird stets in der Reihe der aus der Bibel entlehnten Kunstschöpfungen eine vorzügliche Stellung einnehmen.

Der Schreibmeister.

Von **Gerard Dow.**

Einen ungemein lieblichen, reizenden Eindruck macht es, wenn man unter den holländischen Meisterwerken der Kunst den Bildern des Gerard Dow begegnet.

Während die Bilder seiner Kunstgenossen, das niedere, nicht selten rohe Leben mit fast absichtlicher Verschmähung jeder Veredlung der Figuren darstellend, sich drängen, ist bei Dow Alles voll zartester Harmonie. Sanft und wohlthuend angesprochen, bewundern wir in seinen Gemälden einen idyllisch milden, wahrhaft poetischen Hauch.

Auch Dow band sich genau an die Wirklichkeit, genauer, als vielleicht irgend ein anderer Maler. Die geringsten Einzelnheiten sind bei ihm mit undenkbarster Sorgfalt gearbeitet; er ist derjenige Holländer, welcher drei volle Tage nöthig hatte, um einen gewöhnlichen Besenstiel darzustellen. Aber eben durch diese minutiose Sorgfalt, durch diese vollkommenste Wiedergabe der unbedeutendsten Dinge erreichte Dow die bewunderungswürdige Höhe in dem ihm eigenthümlichen Streben. Er stellt das unendliche Behagen der heimischen Existenz, den vollen Frieden, die gesättigte Ruhe der Häuslichkeit dar.

Hier am heimischen Herde gewinnt das Geringfügigste Bedeutung. Alle Geräthe und

Digitized by Google

Kleidungsstücke — deren Stoffe Dow täuschend malte — spielen ihre Rolle in der Lebensgeschichte der dargestellten Person. Durch den Anblick des bekannten, alltäglichen Beiwerks wird der Beschauer im Bilde heimisch; er fühlt sich gefesselt und gerührt. Die ganze Existenz harmloser Menschen rollt sich vor ihm auf, die Poesie wird lebendig und der Meister feiert seine Triumphe.

Gerard Dow ist unstreitig nach seiner durchaus richtigen Zeichnung, nach seiner herrlichen Färbung und seiner genauen Beleuchtung einer der ersten holländischen Genremaler. Er wird auch Dou oder Douw genannt und ist der 1613 zu Leyden geborne Sohn eines Glasmalers. Sein Tod erfolgte im Jahre 1680. Rembrandt war sein Lehrer; gleich ihm besaß Dow das Geheimniß der malerischen Harmonie im hohen Grade. Seine meist räumlich kleinen Gemälde sind sehr hoch geschätzt; die „wassersüchtige Frau" ward mit 30,000 Gulden bezahlt; ebenfalls wurde unser Bild, der „Schreibmeister", von der königlichen Gallerie zu Dresden zu einem ungemeinen Preise erstanden.

Wirklich ist dieser „Schreibmeister" eine vollendet reine Perle Dow'scher Kunst. Jeder Zug, jede Linie im Bilde ist lebendig, und wenn jemals, so ist hier die gemüthlichste Ruhe, die heiterste Selbstzufriedenheit mit dichterischer Meisterschaft gemalt. Es ist vorzugsweise ein Bild, welches keine kritische Beschreibung erträgt, sondern empfunden sein will. Könnten wir daher auf den Inhalt des Gemäldes mit liebevollerer Genauigkeit eingehen, als dadurch, daß wir, während der Beschauung desselben, ein Stück poetischen Stilllebens hervorrufen? — Wir sind gewiß, daß wir damit zugleich die eigenthümliche Disposition in Dow's Werken bezeichnen.

Gerard Dow konnte nicht wie die Teniers, Ostade's, Brouwers und Bega's die Vorbilder seiner Schöpfungen, den realen Grund seiner künstlerischen Phantasie und Conception, in jeder Dorf- oder Matrosenschenke finden. Er bedurfte eben so eigenthümlicher als anspruchsloser Charaktere und Situationen, welche sich zu Trägern der in dem häuslichen Leben sich spiegelnden Innerlichkeit eigneten. Ein wahres Pracht-Original dieser Gattung fand Dow's sechzehnjährige Tochter Duyveke in einem alten, zu einer Armenschule eingerichteten Franciscanerkloster. Es befand sich hier ein kleines Gäßchen, daß Judengäßchen genannt, obgleich Amsterdam bekanntlich lange Zeit gar keine der Kinder des gelobten Landes innerhalb seines Weichbildes duldete. Auf dies dunkle Gäßchen sahe einige der gewölbten Fenster des Klosters, und vor demjenigen, welches am meisten durch einige Strahlen der Sonne begünstigt war, saß vom frühen Morgen bis zum späten Abende Rafael Huelst, der Schreibmeister für die Armenschüler. Der siebzigjährige, silberlockige Junggesell nahm aber noch einen wichtigeren Platz ein; er schrieb mit der damals fast zu Grabe gegangenen Kunst der alten Zeit Urkunden und Documente für die Kanzleien der Generalstaaten. Duyveke flog zu ihrem Vater und beschrieb den alten Rafael Huelst mit seinem Barett, seiner Klemmbrille und seinem, die glücklichste Selbstzufriedenheit ausdrückenden, charakteristischen Gesichte, nicht minder mit dem noch aus Kaiser Karls V. Zeiten stammenden halb-spanischen Oberkleide so hinreißend, daß Gerard Dow von seiner Staffelei bedächtig aufstand, höchst sorgfältig das in Arbeit befindliche Gemälde durch ein seidenes Tuch vor etwaigem Staube schützte und, die Mappe unterm Arme, seine die bewunderungswürdigste Sauberkeit zeigende Werkstatt verließ.

Dow konnte den Eingang zu der alten Schule nicht finden. Er trat daher, indeß er seinen

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

großen Federhut nachlässig lüftete, dicht vor die graue Mauer von Rafael Huelst's Fenster. Dow war entzückt, als er den Kopf des Schönschreibers prüfend betrachtete; als er den runden Sessel desselben, eine Sanduhr und das alte Pult mit vergilbten, zerrissenen Pergamenten erblickte, und oben an dem gewölbten Gestein einen Vogelbauer mit einem Gimpel darin und in der Schlafstube eine runde Laterne von eigenthümlicher, fast antiker Form entdeckte.

Huelst grüßte den blassen Meister mit großer Freundlichkeit, setzte aber, ohne sich stören zu lassen, seine Arbeit fort. Der Maler war durchaus kein Freund von Complimenten; er sagte heute aber dem Alten einige Artigkeiten, weil er, seinen Mann mit richtigem Blicke taxirend, neben der heitern Gutmüthigkeit desselben eine ziemliche Störrigkeit in seinen Zügen zu lesen glaubte. Huelst hörte mit bescheidenem aber würdig-mildem Lächeln das Lob, welches Dow dem mit unendlicher Mühe gemalten großen „F", dem Anfangsbuchstaben einer, mit „Frederik van Nassauen" beginnenden Urkunde spendete. Der Schreibmeister wurde heiter, er lud den Maler, obgleich seine Schüler versammelt waren, ein, in sein Zimmer zu kommen.

— Mynheer, ich werde Euch einige Pergamente zeigen, sprach Rafael Huelst stolz, auf welchen Ihr in jedem großen Buchstaben Malereien bewundern sollt, vor denen die Leistungen unserer Miniaturmaler in Nichts verschwinden. Ich halte mein Urtheil zurück, aber Ihr, der Ihr die Sache zu verstehen scheint, werdet offen gestehen müssen, daß unsere hochgepriesenen Maler, daß Dow, Mieris und Metzu gegen die Feinheit meiner Arbeit ihre Leistungen als Sudelei ansehen müssen!

— Dow thut's ganz gewiß, lieber Meister Huelst! sagte der Maler still lächelnd. Ich bin's selbst, deswegen kann ich dafür einstehen. Erlaubt, Mynheer, daß ich von Euch lerne; mein Wille ist der beste, den es geben kann. Besonders aber vergönnt, daß ich Euch male; ich möchte das Bild eines so ausgezeichneten Mannes täglich und stündlich vor Augen haben.

Der Schreibmeister starrte den Maler sprachlos an; dann stand er, bestürzt und aufgebracht zu gleicher Zeit, auf und ließ rasch den zur Seite geschlagenen bunten Vorhang herab, um sich mit seinem gedrückten Stolze, seiner beschämten Prahlerei zu verbergen. Mynheer Huelst, sonst ein sehr gottesfürchtiger Mann, fluchte vernehmlich; der Gimpel im Bauer, durch die Finsterniß erzürnt, schrie erbärmlich und fiel vor Aerger todt auf den Boden des Käfigs nieder. Beim Anblicke dieses Unglücks fing der alte Junggeselle auf's Herzbrechendste zu klagen an.

— Oh, Monbijou! rief er, seinen todten Liebling, große Thränen weinend, an die Lippen drückend. Stirb nicht, verlaß mich nicht! Du aßest aus meiner Hand und schliefst in meinem Busen! Du, mit der kleinen Kehle voll sanfter Lieder, mein Freund, mein Trost... da halt' ich dich, deine arme Leiche, in meiner Hand und weine vergebens, um dich zu erwecken, den die Laune eines schändlichen, herzlosen, eingebildeten Malers hinopferte!

Dow sah ein, daß hier kein Trost nützen könne. Er schlich sich tiefbetrübt fort; aber eben diese Scene mit dem alten, armen Schönschreiber und seinem Dompfaffen zeigte ihm, daß nimmer ein Anderer als Rafael Huelst vollständiger für sein zartes, poetisches Darstellungstalent geschaffen sei. Er machte Anstrengungen, sich mit dem Schreiblehrer auszusöhnen, um ihn zu bewegen, daß er ihm sitzen möge; aber Huelst war unerbittlich. Und anders konnte Gerard Dow sich seiner nicht bemächtigen, denn er hatte sicherlich acht Tage nöthig, um den Alten zu zeichnen.

Digitized by Google

Die schöne Duyveke fand wiederum das Auskunftmittel. Sie ruhte nicht eher, bis sie, als sie bemerkte, der Bauer des Schreibmeisters sei noch immer leer, einen Gimpel auftrieb, der das Nationallied:

„Wilhelm von Nassauen
Bin ick van Duytschen Bloed" u. s. w.

vom Anfange bis zum Ende mit seltener Virtuosität pfiff. In einem prächtigen Käfig brachte das reizende Kind den neuen Montbijou nach dem Judengäßchen, trat in die Stube des Schreibmeisters und das Dompfäffchen schmetterte dem Alten die schwungreiche Melodie unter unzähligen Verbeugungen glücklich entgegen. Rafael Huelst faltete, indeß ihm Thränen in die Augen traten, andächtig die Hände.

— Montbijou! flüsterte er. Und ich armer Mann habe nicht Geld, um mir dies himmlische Vöglein zu kaufen ...

Die Duyveke, selbst tiefer gerührt, als sie sich merken ließ, fing für ihren Vater Dow zu unterhandeln an. Der Schreibmeister widerstand nicht länger.

— Mit nichten, Meister Huelst, lächelte der eintretende berühmte Meister; ich will Euch auf keine Weise beschwerlich sein: der Staat und der Bratenrock ist überflüssig; ich möchte Mynheer Huelst gern so haben, wie ich ihn zum ersten Male sah ... Und da trugt Ihr diese ewig unbezahlbare spanische Kapuze ...

Dow hatte die Arbeit an einem seiner lieblichsten Bilder begonnen.

Gabriel Metzu und seine Frau.

Von ihm selbst.

Dieses Bild dieses geistreichen holländischen Genremalers ist im höchsten Grade anziehend durch seine Ungezwungenheit und edle Simplicität. Diese beiden Eigenschaften zeichnen durchgehends Metzu's Werke aus; hierzu gesellt sich die höchste bis auf's Unbedeutende sich erstreckende Vollendung in der Ausführung, sowie das sauberste, klarste Colorit. Fein und gemüthlich, wie der Maler selbst, sind seine Stoffe; seine Auffassung zeigt uns immer den geistreichen Künstler, und mehre Gemälde von ihm, so sein „Laboratorium", seine „Kranke mit dem Arzte" stehen in erster Linie des Vorzüglichsten, was die niederländische Genremalerei überhaupt aufzuweisen hat. Metzu arbeitete, wie die sorgfältige Vollendung seiner Bilder schon schließen läßt, äußerst langsam. Dieses Umstandes und seines frühen Todes wegen ist die Zahl seiner Werke nicht groß. Sie haben daher, abgesehen von ihrer Vortrefflichkeit, sich zu einem ungeheuern Preise erhoben. Die vorzüglichsten Schüler dieses Malers, J. van Geel und van der Neer, bleiben weit hinter der geistreichen Zartheit ihres Meisters zurück.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

B. Strozzi pinx. A. Duncan sc

Esther and Ahasuerus

Digitized by Google

Digitized by Google

Gabriel Metzu, oder wie der Name auch geschrieben wird, Metsu, ward in Leiden 1615 geboren, lebte zu Amsterdam und starb hier im Jahre 1658. Daß er ein Schüler von Dow war, dürfte schon bekannt sein.

Die Dorfschenke.

Von A. Ostade.

Adrian von Ostade, obgleich ein Deutscher (er wurde zu Lübeck 1610 geboren), gehört dennoch, da er sich in Holland bildete und alle charakteristische Merkmale der Holländer in seinen Werken zeigt, der niederländischen Malerschule an. Er nimmt in dieser einen hervorragenden Rang ein. Franz Hals und Rembrandt waren seine Lehrer. In genauer Bekanntschaft mit dem talentreichen Brouwer lebte er zuerst in Haarlem, dann in Amsterdam. Hier starb er 1685.

Ostade malt das Landleben, das Innere von Bauerhütten und Schenken; seine Personen sind größtentheils derbe Bauern, Betrunkene, Tabaksraucher, Bettelmusiker, Bäuerinnen bei der Arbeit. Er hatte mit Teniers viele verwandte Züge; aber dieser ist origineller, humoristischer als Ostade. Teniers' Composition hat mehr Einheit als die, welche die zuweilen ganz willkürlich zusammengestellten Personen Ostade's verbindet. Sodann wiederholt sich Ostade nicht selten und kommt Teniers in der Zeichnung nicht gleich. Seine Ausführung aber übertrifft diejenige des Holländers.

Ostade erfand wenig; aber wo er die Komik im wirklichen Leben erfassen und in seine Gemälde übertragen konnte, da ist sie schlagend. Neben einem kleinen Gemälde, worin sich der Künstler neben seiner Frau und mit acht Kindern darstellte, welches das Pariser Museum besitzt, ist unser Bild eine seiner reizendsten Schöpfungen.

Es zeigt auf interessante Weise, wie Adrian von Ostade zu componiren pflegte. Adrian besaß einen 1612 geborenen Bruder, Isaak van Ostade. Dieser war sein Schüler und stand ihm in Zeichnung und Colorit weit nach, weswegen Adrian in der Regel der „gute Ostade" genannt wird. Isaak machte unter der Aegide seines Bruders seine Naturstudien an den Orten, welche Adrian gewöhnlich darzustellen pflegte.

— Aber das ist ja noch immer kein Bild! klagte dann Isaak, wenn Adrian begeistert zu dem Stift griff, um die Scenen vor sich fest zu halten.

Eines Nachmittags, als die beiden Künstler zu einem Dorfe am Haarlemer Meer wallfahrteten, wurden sie von ihrem Nachbar begleitet, der Mappen und Zeichnengeräth trug. Dieser Nachbar war ein Schuster und dazu ein Franzose von Geburt. Damals war's eben in der Zeit, daß König Ludwig XIV. von Frankreich die Niederlande mit seinen Heeren bedrohete. Der Schuster, welcher früher, sobald er Miene gemacht, als prtriotischer Franzmann zu glänzen, von den Holländern regelmäßig mit Schlägen zur Ruhe gebracht war, faßte bei dieser Nachricht frischen Muth. Gleich als sei er König Ludwigs außerordentlicher Abgesandter, ging er Haus

Digitized by Google

bei Haus in seiner Nachbarschaft, machte sich wichtig, drohte in Frankreichs Namen, legte vorläufig Brandschatzungen auf, und hatte die Genugthuung, daß die erschreckten Holländer ihm erstaunt zuhörten, ohne ihn zu züchtigen.

Als der französische Fußbekleidungskünstler, die Mappen und Feldstühle schleppend und dazu heftig aus seiner Thonpfeife rauchend, hinter den beiden Malern herkeuchte, trieb er seinen Patriotismus so weit als möglich, indeß Adrian dem seufzenden Isaak die Geheimnisse der Kunst zu enthüllen bemüht war.

— Aber da habe ich immer noch kein Gemälde! bemerkte Isaak unverbesserlich.

— Ei, Gewitter! rief Adrian, in seiner Aufgeregtheit plötzlich deutsch fluchend und sprechend. Was giebt, was macht denn ein Bild? Alles, Alles — Schwachkopf — vom Blitze an aus dem hohen Himmel heraus, bis zu dem kleinsten Käfer und Wurm im Grase — Alles sind Bilder! Leben, Bruder, mags heißen wie's will, erscheinen wie's mag, Leben, nur Leben, und Du hast die Bilder, die Du nirgend finden kannst!

— O, raisonniren kann ich auch über dergleichen, theurer Adrian! sagte der sanfte Isaak, noch lange nicht überzeugt.

Adrian sah ihn einen Augenblick fest an. Dann wandte er sich zu dem Schuster, der noch nicht zu bramarbasiren aufgehört hatte, und sagte befehlend zu ihm:

— He! Sans-Regret! Siehst Du da das Wirthshaus? Hier nimm diesen Gülden, laß Dir Wein geben, setze Dich an irgend einen Tisch und erzähle Jedem, der es hören will, was Du uns vornäseltest. Verkündige den Mynheers da drinnen die Nachricht, daß König Louis quatorze auf Deine Veranlassung die Niederlande in ein Sodom und Gomorrha verwandeln wird ...

— Aber das wird eine Bataille ... bemerkte der Franzose.

— Marsch doch, Sans-Regret! Ich bezahle Dir Deine Prügel.

Der Schuster strich seinen schwarzen Bart, rückte die Pelzmütze und ging in die Dorfschenke. Adrian und Isaak nahmen draußen am Fenster Platz. Der „gute Ostade" hielt, indeß seine Augen blitzten, den Bleistift auf dem glatten Papier.

— Jetzt sieh, Du ungläubiger Thomas! murmelte Adrian, die Zeichnung beginnend, wie in einer prachtvoll perspectivischen Hütte im Vordergrunde der Schuster mit unwiderstehlich ergreifender komischer Würde fünf Holländern, die um einen Tisch saßen, ihr verderbliches Schicksal ankündigte, während sich einige Männer im Hintergrunde durch rasches Trinken begeisterten, dem übermüthigen Gliede der „großen Nation" mit ihren geballten Händen den Mund zu stopfen.

— Herrlich! Herrlich! rief Isaak, jetzt ebenfalls warm werdend. Diese verschiedenen Physiognomien der Mynheers sind zu unübertrefflich. Und Sans-Regret ist heute ein ganzer Mann! Das wäre freilich ein Bild!

— Und kein schlechtes! schloß Adrian. Des Künstlers Auge hat aber sicherlich in ihm noch sein letztes nicht gefunden!

Er schloß die Mappe zu, eben als dem Schuster von den übrigen Gästen der Lohn seines Patriotismus' in fühlbarer Weise ausbezahlt wurde.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

N. Berchem pinx.t A.H. Payne sc.

A. Dennemarke. Eine Landschaft.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Eierprobe.

Von Gottfried Schalken.

Schon mehre Male traten wir in den heitern Kreis der Maler Hollands, von denen Gerard Dow den Mittelpunkt bildet. Wir kennen den Meister selbst, seinen wilden und genialen Mieris und den stillen und feinen, durchbildeten Metzu. Der dritte seiner besten Schüler ist nicht weniger bedeutend, als diese beiden; steht in der Art seiner Auffassung unabhängig von ihnen, die viele Aehnlichkeiten bieten, da, und übertrifft an effektreicher Darstellung und Beleuchtung diese Miniaturisten, die mit Aengstlichkeit die kühnere Pinselführung zu vermeiden strebten.

Es ist dieser dritte Gottfried Schalken, von Dortrecht, welchen Zusatz sein Name in der Regel führt. Wenn Mieris unter den Freunden das überkräftige Leben, den Humor und die Ausgelassenheit, Metzu dagegen die geistreiche Gemüthlichkeit vertrat: so paßte Schalken ganz vortrefflich, um dem Kleeblatte durch seinen melancholischen Ernst das Element zu geben, welches ihm noch fehlte, um ein Ganzes zu sein. Mieris konnte raisonniren, Metzu sich fein unterhalten und sprechen; Schalken verstand das Betrachten und Grübeln aus dem Grunde.

Der Letztere hatte indeß eine Eigenschaft, die, obwohl sie mit seinem ernsten Wesen, welches er gewöhnlich zeigte, im geradesten Widerspruche stand, gar nicht selten, obgleich lange nicht so oft hervorbrach, wie es etwa Mieris wünschte. Schalken hatte die herrlichste Anlage, die komischsten Vorfälle anzuzetteln. Er lachte selten, war aber im Stande mit einer wahren Leichenbitter-Miene so lange die witzigsten, possenhaftesten Sachen von der Welt vorzubringen, bis seine Freunde ihn unter dem unauslöschlichsten Gelächter um Schonung ihres Zwerchfells und um die Gnade baten, sich wieder in menschenfeindlichen Betrachtungen zu ergehen.

Mieris war die Seele der Gesellschaft Aber wenn seine Hülfsquellen der Unterhaltung versiegt waren, dann konnte man drauf rechnen, daß Schalken sich in seiner Glorie erhob. Er machte Kartenkunststücke, in deren Geheimniß noch Niemand seiner Freunde hatte einzudringen vermocht. Schalken besaß eine ganze Reihe von Bildern, die er durch die einfachste Vorrichtung so zu beleuchten verstand, daß die frappantesten, grausigsten und lächerlichsten Scenen in Lebensgröße mit herrlichster Wahrheit sich frei im Zimmer schwebend darstellten. Metzu war namentlich ein Freund dieser in einem halbdunklen Gemache stattfindenden Unterhaltungen; er war es, welcher Gottfried Schalken am meisten qäulte, wieder einmal zu „hexen". Diese Bilder selbst hatten die Freunde noch nie gesehen. Mieris wollte endlich den gordischen Knoten mit dem Schwerte, oder vielmehr der Brechstange durchhauen: er sprengte einst in Abwesenheit des Dortrechters dessen Schlafkammer auf, wo sich die magischen Gemälde befanden, während ein halbes Dutzend Maler neugierig vor der Thür harrten. Als sie hervorgebracht wurden, diese Bilder, waren nichts als wüste Striche und bunte Kleckse zu sehen, aus denen selbst die Maler nichts als ein Chaos heraus zu finden vermochten, Zeichen genug, daß sie die Lichteffecte bei weitem nicht so genau kannten, als ihr schwermüthiger Freund.

Digitized by Google

Als Schalken diese „Kirchenräuberei" erfuhr, konnte er kaum abgehalten werden, mit Mieris den langen Stoßdegen zu kreuzen. Glücklicherweise ließ sich indeß der Dortrechter mit einem Eierpunsch, dessen Grundstoff echter Schiedamer war, sicher besänftigen; denn er gab, was die Liebe zum Becher betraf, dem Mynheer van Mieris, welcher in diesem Punkte groß war, wenig nach.

Die Punschbereitung, die Anfertigung des Ei-Schiedamers blieb stets Mieris überlassen. Bei einem solchen Anlasse war's, daß Schalken eins seiner Kunststücke producirte. Die Gesellschaft war eines Abends beim Mieris in seinem Atelier versammelt. Die Freunde saßen um den Tisch und warfen ihre Geldstücke zusammen.

Dann schrie Franz: — Jantje!

Die Dienstmagd der Wirthin, der Liebling der Maler, erschien. Statt aber wie sonst selig zu lächeln, war das achtzehnjährige Mädchen heute wo möglich noch melancholischer als Schalken, welcher schon seit einer Viertelstunde unverwandt eine Laokoon-Statue auf einem Nebentische anstarrte, ohne ein Wort zu sprechen. Sogar die Rosenwangen Jantje's schienen verblaßt; ihr krauses Haar hing unordentlich, aber noch immer schön um ihre Stirne.

— Was machst Du heut Abend für Gesichter, Mädchen? rief Mieris aufblickend. Ist Dir Dein Liebhaber etwa ungetreu geworden? Statt der Antwort machte das Mädchen Anstalt zu weinen. Jetzt standen die Maler auf und stellten sich um sie und bestürmten sie so lange, bis sie gestand: ihr Geliebter sei ein Fischer, der nothwendig ein Boot heirathen müsse.

— Ein Boot? riefen die Jünglinge.

— Ja, ein Mädchen, das ein Boot besitzt, sonst giebt's der Vater Pieter's nicht zu, und mein Freund muß eine Andere, Reiche freien.... Und ich bin so arm...

— Ah bah! Heule nicht! sagte Schalken barsch. Hol' die Eier für unsern Schiedamer und dann wollen wir gelegentlich 'mal weiter sehen.

Jantje nahm sehr bestürzt das Geld und ging. Als sie wieder erschien, hatte sie noch dieselbe schüchterne Miene; sie schien nur mit Gewalt ihre Thränen zurückzuhalten. Kaum wagte sie es, den geflochtenen Weidenkorb, fast schier mit den schneeweißesten Eiern gefüllt, den Jünglingen, von denen sie Trost in ihrem Schmerze erwartet haben mochte, auf den Tisch zu setzen.

— Die Eier sehen ja verdächtig aus! rief Schalken abermals und mit höchst finsterer Miene. Zeigt doch eben; wenn die nicht faul sind, so heiße ich nicht Gottfried.

Und er nahm ein Ei und warf's ohne Umstände auf den Fußboden. Wortlos sah Jantje zu. Plötzlich aber stieß sie einen hellen Ausruf aus und bückte sich rasch, indeß sie die Hand ausstreckte und dennoch nicht wagte zuzugreifen. — Mitten in dem zerfließenden Dotter lag nämlich ein glänzendes Goldstück.

— Ei! sagte Schalken sehr ernst. Das ist zu seltsam, um das Ding nicht noch einmal zu versuchen. Geht das so fort, so werden die Goldstücke hierlandes sehr wohlfeil werden.

Und abermals zerwarf er ein Ei — wieder zeigte sich das Gold drin; noch eins — dasselbe Resultat.

Jetzt starrte Jantje die Freunde mit einem großen Blicke an, besann sich rasch und stürzte auf den Korb mit Eiern los, den sie fest an sich drückte.

Digitized by Google

— Ich habe die Eier gekauft; mir gehören sie! Ich hole den Herren einen Gulden, den ich dafür bezahlte, und mögen sie dann andere kaufen! O guter Gott! Welches Glück! Welches Wunder! Mir so das Geld zu bescheren, damit Pieter der Meinige wird.

Und das Mädchen rannte zur Stube hinaus. Die Maler sahen sich an und brachen wie auf's Signal in ein langes Gelächter aus. Auch Schalken wurde heiter.

— Wollen doch sehen, was sie beginnt; murmelte er, indeß er ihr nacheilte.

In der Küche war Licht. Die Maler blickten neugierig durch's Fenster.

Da saß die schöne Jantje vor ihrem mit einem großen Bunde Zwiebeln prangenden Tische, auf welchem die Thranlampe stand, den Korb noch fest auf dem Schooße haltend und mit glücklichem Lächeln ein Ei vor die Flamme haltend, in welchem sie schon jetzt das Goldstück zu erblicken meinte.

— Seht doch, Jungen! flüsterte Schalken mit seiner Baßstimme. Ist das nicht ein superbes Bild? Heda! sagte er, in die Küche tretend, komm, gutes Kind; bemühe Dich nicht, die Goldstücke sind ausgeflogen; aber, meiner Seel', Dir sollen sie dennoch nicht fehlen.

Jantje aber wollte sich nicht von den Eiern trennen. Sie schlug sie eigenhändig mit zitternden Fingern und erwartungsvollem Blicke in die Schiedamer-Schale und brach, als selbst das letzte kein Gold zeigte, in helle Thränen aus.

— Ruhig! Setz Dich später noch einmal hin, wie eben! Ich male Dich und dann warteſt Du acht Tage. Du wirst Dein Geld schon erhalten, dessen Du bedarfst. Hast Du, Mopskopf, vergessen, daß wir, wie Mieris sagt, Leute sind, deren Stunden jede drei Ducaten werth sind?

Schalken malte Jantje und gab ihr das Honorar für das Bild als Aussteuer, während der verschuldete Mieris ihr den Hochzeitsstaat und der sparsame Metzu ein Boot am Tage der Trauung schenkte.

Die büßende Magdalene.

Von Correggio.

Der Name Antonio Allegri's, von seiner Vaterstadt Correggio genannt, bildet allein einen bedeutenden Abschnitt in der Geschichte der Kunst in ihrer höchsten Vollendung. Correggio ist eines der Genie's, welche mit selbstständiger Schöpferkraft eine eigenthümliche Region in der Kunstwelt eröffneten und in ihren Werken ein weites Feld für das Studium des Kenners und Künstlers darbieten. Bei einem seiner folgenden Werke werden genauere Charakteristiken dieses glänzenden Meisters gegeben werden.

Seine büßende Magdalene erfüllt uns mit dem Gefühl der ungeheuren Mittel, worüber dieser Maler zu gebieten hat. Dies Bild ist der Inbegriff des Graziösen. Die Grazie, der unbeschreibliche Reiz, welchen Correggio's Bilder durch die Stellungen und Bewegungen der Figuren, durch die meist immer unabsichtlich erscheinende Lieblichkeit des Ausdrucks derselben ausübt, ist die hervorragendste Eigenschaft dieses Künstlers. Eine größere Harmonie der Farben als sie

Digitized by Google

Correggio uns zeigt, ist nicht denkbar. Licht und Schatten von höchster Höhe bis zu tiefster Tiefe stufen sich bei ihm ab, verschmelzen in einander, wechseln und geben den Figuren die täuschendste Rundung, gleichsam als habe dem Pinsel des Malers eine Zauberkraft inne gewohnt. Seine Auffassung, sein Geschmack ist stets ideal; die Behandlung im großen glänzenden Style und dabei von der eigenthümlichsten Leichtigkeit und Zartheit. Um jede Härte zu vermeiden, stand ihm die vollendete Kunst der Verkürzungen zu Gebote. Hieran schließt sich seine meisterhafte Perspektive, wodurch er mit vollkommenster Klarheit seine Gegenstände auseinanderhält und die Abstände durch die stufenweise Verfärbung seiner Licht- und Schattenmassen auf's Genaueste bezeichnet. Im Nackten ist er wahrhaft einzig.

Das sind die Grundzüge, welche diesen Meister, „der den Sinn und das Gemüth des Betrachters ergötzen will", auszeichnen.

Ueber sein Leben selbst fehlen, außer daß er, wie bemerkt, zu Correggio, einer Stadt in Modena, 1494 geboren und im Jahre 1534 gestorben ist, geradezu alle Nachrichten. Parma bewahrt seine meisten Werke, die später aufgezählt werden sollen.

Die Spitzenklöpplerin.

Von Slingeland.

Pieter von Slingeland, zu Leyden 1640 geboren, war einer von Dow's Schülern. Was den Fleiß, die unermüdlichste Ausdauer bei der Ausführung seiner Gemälde betrifft, so kommt ihm darin keiner seiner Genossen und selbst der Lehrer nicht gleich. Weniger dagegen ist geistreiche Auffassung und Leichtigkeit der Behandlung, die bei aller minutiösen Genauigkeit den Dow, sammt Metzu und Mieris auszeichnen, eine Eigenschaft Slingelands; ja nicht selten erscheint sein Colorit, bei übrigens vortrefflicher Zeichnung, schwer und ohne Lustre und verräth die Arbeit, die Mühe des Malers. In seinen besten Stücken ist Slingeland jedoch bewundernswürdig, nicht allein durch die beispiellos genaue Ausführung, sondern auch durch vollkommenste Beleuchtung und eigenthümliche Klarheit der Färbung. Das berühmteste Werk Slingelands befindet sich im Louvre zu Paris; es ist das Meermannsche Familienbild, an welchem der Maler über drei Jahre unausgesetzt arbeitete. Wie bei allen Gemälden Slingelands, so ist auch hier die Anordnung höchst gemessen, die Haltung des Ganzen mehr verständig als warm, die Ausführung aber scheint fast wunderbar. Die Familie ist übrigens in einem reichgeschmückten Zimmer versammelt, indeß der Mohr eintritt und einen Brief überreicht.

Das zweite Hauptwerk des Malers ist diese junge Spitzenklöpplerin. Es ist von vollendeter Reinheit, sowohl was Zeichnung als Färbung betrifft. Dies Bild hat der Maler offenbar mit großer Liebe gemalt. Der ungezwungene Adel in der Figur des jungen Mädchens, das Weiche in ihrer Erscheinung erreicht Slingeland in der Regel nicht in solchem Grade. Die meisterhaft wiedergegebene Ausführung bis in die letzte Ecke des Bildes hinein, kommt derjenigen des Meer-

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Eine Dame im Atlas-Kleid *A Lady in a Satin Dress*

Dama w atłasowej sukni

Digitized by Google

Digitized by Google

mannschen Stückes nahe. Die Beleuchtung, ohne den geringsten Anspruch auf Effect zu machen, ist durch ihre Klarheit und Richtigkeit von ungewöhnlichster Wirkung. Der Hahn giebt den Werken der besten Vogelmaler nichts nach und die Wahrheit in dem Kopfe der Alten ist so frappant, daß sie ein unwillkürliches Lächeln des Beifalls erregt. — Ein drittes Bild Slingelands, eine junge Frau mit einem Hündchen, das von einem Herrn geneckt wird, ist freier gezeichnet, als die Spitzenklöpplerin, steht diesem aber sonst bei weitem nach. Viel Aehnlichkeit ist zwischen Jakob van der Sluys und diesem Maler. Slingeland starb 1691.

Der Trompeter.

Von Franz van Mieris.

Es ist ein ziemlich unansehnliches Gebäude, welches wir betreten. Dasselbe stand auf dem Grund und Boden und unweit der alten Collegiengebäude der „ehrwürdigen" Gesellschaft Jesu in Brüssel, deren Glieder, von Ath, Lille und Valenciennes nach und nach eingewandert, sich in Brabant festzunisten strebten.

Wir schlüpfen durch die im Innern fest verschlossenen Thüren des Häuschens und gelangen in ein reich ausmeublirtes langes, schmales Gemach, mit vielen Seitenthüren versehen. Es befinden sich hier zwei Männer, ein alter und ein junger. Beide sind Geistliche.

Der ältere Mann hat ein sehr weites, pelzgefüttertes Priestergewand um die im Lehnstuhl schlaff zusammengesunkenen Glieder geschlagen. Er hat beide dürren Hände auf die Lehnenknöpfe des Sitzes gelegt, um seinen vorgebeugten Oberkörper zu unterstützen. Ein merkwürdiger Kopf. Die von einem Käppchen überragte Stirn zeigt höchste Intelligenz. Das wachsfarbene, blutlose Antlitz hat schöne, feine, fast verdächtige Züge. Das schwarze Auge ist klar und rein und von eigenthümlicher Schärfe im Blicke. Wenn der Priester sich bewegte, so daß sich sein schwarzseidener Pelz verschob, so sah man unter demselben etwas Violettes; der Greis war einer der höchsten Würdenträger der Kirche.

Das war seinem Namen gegenüber jedoch nur etwas ungemein Unbedeutendes. Dieser Name hieß Mazarini. Ja, dies war der fuchsgleiche Löwe, welcher aller seiner Feinde mächtig, der Herrscher Frankreichs, der Gemahl Anna's von Oesterreich und einer der Männer war, welche, wie etwa Oliver Cromwell jenseit des Canals, die Geschichte des 17. Jahrhunderts machten.

Die Macht des Geistes dieses Italieners grenzte wahrlich ans Wunderbare. Mehrfach verbannt, feierlichst geächtet, kehrte er, obgleich wie bei Admiral Coligny unter Karl IX. das Parlament in Paris einen Preis von funfzigtausend Thalern auf seinen Kopf setzte, von Cöln am Rhein unangefochten als Sieger zurück und kam nur wo möglich zu noch größerem Ansehen. — Gegenwärtig, man schreibt 1659, bot der Cardinal Alles auf, um seine und Richelieu's Schöpfung, ein großes Frankreich und die absolute Macht der Krone, auch nach seinem Tode hinaus für die kindliche Hand Louis XIV. zu sichern. Hatte dieser Mann damals bei seinem Aufenthalte in Belgien und Deutschland erkannt, daß das Niederland, durch Religion wie durch Sitten und Cha-

Digitized by Google

rakter seiner Bewohner Frankreich näher liege, als den protestantischen Generalstaaten Hollands? Legte er damals schon den Grund zu dieser nie erkalteten Opposition auf Tod und Leben, von der katholischen Geistlichkeit den Holländern entgegengestellt, zu diesem Haß, welcher zwar spät, aber doch endlich Niederland in zwei Hälften riß? Sicherlich aber wollte er sich der Rheinlande und des Niederlands zur Unterstützung Frankreichs gegen Englands und des deutschen Kaisers Macht versichern. Mazarin war gewohnt, wenn er vom Elsaß und Lothringen, wenn er vom linken Rheinufer und Belgien sprach, zu sagen: „Des Königs zukünftige Krongüter" und wahrlich hat sich Louis XIV. bestrebt, dies Wort, so weit möglich, wahr zu machen.

Mazarin war diesmal in größter Stille von Vincennes hier angelangt und bei den Vätern Jesu abgestiegen. Derjenige, welcher vor ihm stand, ein Mann von höchstens dreißig Jahren, hatte schon vor eilf Jahren, als Secretair des Gesandten Frankreichs in Osnabrück und Münster ausgezeichnete Dienste geleistet. Jetzt war er Rector des Collegiums.

Pater Drucy stand vor dem Cardinal in zwangloser Haltung. Er sah, während Mazarins Gesicht fast schmerzlich bewegt schien, so durchaus ruhig aus, wie ein Erzbild.

— Darf ich weiter hören, Eure Eminenz? fragte er mit klarster, kalter Stimme, die Hände in seine weiten Aermel schiebend.

— Ja, mein Sohn! Dies England darf sich nicht erheben; ich sag's Dir! sagte der Cardinal mit weicher, sanfter Stimme. Die alte Politik des großen Richelieu, diejenige, welche ich mit schwachen Kräften zu verfolgen mich bemühte, diese Politik der feinen Welt, sie wird bald zu Ende sein. Die Interessen der Regierungen werden offener hervortreten; die Kunst des unterhandelnden Staatsmannes wird vor den offenbaren Forderungen, vor der unversteckten Verfolgung der Interessen der mächtigen Fürstenhäuser Europas erbleichen... Es ist betrübt, Drucy, sehr betrübt. Wir werden überflüssig. — Er lächelte ironisch. — Corpo de Gésu, wir werden bald unser Creditiv dort oben überreichen, aber Frankreich und sein königliches Kind sollen erfahren, daß ein schwacher, unbedeutender Mann der alten Schule dennoch Einiges vorauszusehen gelernt hat, obwohl er — Gott behüte uns vor Lästerung — nicht die Ehre hat, ein Prophet zu sein.

Der Jesuit verbeugte sich leicht und zuckte fast unmerklich die Achsel. Es war auch einer von der alten, sehr alten Schule, deren erste bekannte Lehrerin die Schlange war, welche Eva im Paradiese verführte. Er schien längst begriffen zu haben.

— England! England! murmelte Mazarin. Wie wirst Du dereinst mein schönes Frankreich beugen und demüthigen, wenn Frankreich Dich nicht zeitig niederhält. Cromwell ist fort, Englands Richelieu gestorben und die kaum fünf Jahr gebändigte Anarchie erhebt wieder wüthend ihr Haupt. Die Stuarts sollen zurückgerufen werden; Karl II., Prätendent, schickt sich an, den Fuß auf Englands Boden zu setzen. Die Parteien werden sich einigen, um zuerst diesem Charakterlosen gegenüber die Macht der neuen Krone zu brechen. Das Volk, diese klarberechnende, tüchtige Nation wird herrschen, sie wird stark, unerhört stark werden und Frankreich wird die Gesetze seiner Politik einst von jenseit des Canals empfangen.

— Ich verstehe! sagte der Jesuit. Karl Stuart ist hier in Brüssel, sammt seinem Miniatur-Hofe.

Die beiden furchtbaren Priester sahen sich eine ganze Weile starr und schweigend an.

Digitized by Google

Digitized by Google

M. Hondekoeter pinx. A. H. Dayne sc.

Poultry attacked by a Hawk — Die Hühner und der Raubvogel

Kury i Jastrząb

Digitized by Google

Digitized by Google

— Ist's so? flüsterte Mazarin und reichte Drucy die Hand.

Drucy ward unruhig.

— Eure Eminenz, sagte er sehr langsam; ich bin weder ein Franzose noch ein Engländer; bin ein Wallone. National-Interessen berühren mich nicht. Der heilige Stuhl in Rom und mein Orden, das sind die einzigen Leitsterne meines Thuns. Und da sage ich Euch, Eminenz, wir und alle Anhänger Roms werden in England wie in Schottland auf immer verloren sein, wenn diese Covenanters, wenn die Puritaner wieder, von keinem katholischen Könige gezügelt, die Schwerter erheben. Ich bitte Euch, wenn das Wort eines armen Mönchs etwas bei Euch gilt, daß Eure Eminenz zuerst Katholik und dann erst Franzose sein wollen. Ihr wollt, Karl Stuart soll nicht nach England; dies Land soll sich in Bürgerkriegen abschwächen und aufreiben. Ihr könnt ihn leicht sterben lassen. Aber wenn ich je für einen Menschen gebeten habe, so bitte ich für ihn; er ist ein treuer Sohn der Kirche und die Gesellschaft Jesu hofft nur von ihm Alles.

Mazarin hörte aufmerksam zu; seine Miene blieb unverändert. Er schien tief die Worte des Jesuiten zu erwägen.

— Mein Sohn, sagte er endlich mit höchster Milde; Dein Wort habe ich längst bedacht, aber es erscheint mir jetzt so wichtig, daß ich morgen mit Dir mich weiter unterhalten will...

Der Cardinal bewegte die Vorderfinger zum Kreuzzeichen. Pater Drucy verbeugte sich tief und ging.

Mazarin zog ein häßliches Gesicht.

— Es gilt rasch sein! sagte er zu sich selbst. O Geschmeiß vom heiligen Jesu; ich kenne Euch; Dich, Drucy, insbesondere.

Der Cardinal klopfte leise an eine Thür. Ein junger Mensch von zwanzig Jahren, schwarz gekleidet und im höchsten Grade häßlich, erschien lautlos.

— Cosmo, hast Du den Mann gesehen? fragte der Cardinal in italienischer Sprache.

Der Secretair verbeugte sich.

— Und er ist bereit?

— Zuerst Geld, Monsignore.

Mazarin zog unwillkürlich eine Grimasse, denn er war sehr geizig.

— Gut! aber weiter keine Bedenken?

— Keine.

— Und der Mann ist ein Irländer, sagst Du?

— Ja, Eminenz, und sehr zuverlässig. Dazu ein wahrer Athlet, welcher sicherlich allein es mit drei Bewaffneten aufnimmt.

Der Cardinal ward nachdenklich.

— Aber keine Wahl zu haben? Cosmo, ich glaube, Du wirst seit einiger Zeit bedeutend einfältig. Warum hast Du nicht mehr Wege, als daß wir uns dieses Kehlabschneiders bedienen müssen?

Cosmo zuckte die Achseln.

— Das Leben Karls, murmelte er, hat gegenwärtig für seine Umgebung eine solche Bedeutung erlangt, daß es wie der unermeßlichste Schatz behütet wird. Und begleitete Karl II. nicht seinen Freund, Lord Durham, am Abend zu der Geliebten Seiner Herrlichkeit, zu Signora Grévy,

Digitized by Google

so würde ihm gar nicht beizukommen sein. Das wäre dennoch der Fall, Eminenz, denn wer kennt diese Cavaliere, wenn sie wohl verkleidet durch die Straßen schlüpfen? Aber Signora Sophie ist zufällig ebenfalls die Geliebte des irischen Trompeters und ich versichere, Daniel O'Rayle ist schön genug, um ein verliebtes Mädchen zu Allem zu bewegen.

— Ich will ihn sehen! sagte Mazarin entschlossen.

— Die Küraſſiere seiner Schwadron haben heute die Wache! antwortete Cosmo.

— So gehe ich mit Dir nach der Wache.

Mazarin verstand es durch lange Praxis ausgezeichnet, sich zu maskiren. Einige Minuten und der Allmächtige stand nebst Cosmo im anspruchlosesten Bürgerwamms da; einer Art von ehrbarem Familienvater, der Gewürze verkauft, ähnlich.

Beide gingen sehr behutsam aus dem Hause hinaus und kamen auf die Straße. Sie gingen geradewegs nach der Wache der Harnischreiter.

Unterdeß trat Pater Drucy wie ein Geist hinter einer Tapetenthür hervor. Er lächelte auf eine Weise, die liebenswürdig gewesen wäre, hätte sie nicht etwas fein Diabolisches gezeigt.

— Buckingham fiel auf Frankreichs Betrieb, sagte er; Karl wird Euch nicht erliegen.

Er zog sich rasch an, dressirte seinen schönen Bart und sein Haar und eilte ebenfalls fort. Es war gegen Abend. Drucy ging nach einem kleinen, eleganten Hause der westlichen Vorstadt, zog die Klingel und ward von einer schönen Dienerin nicht ohne große Verwunderung eingelassen.

— Mademoiselle Sophie Grévy? sagte der Jesuit mit so galantem Tone, wie ein pariser Damenheld.

Im nächsten Augenblicke fand er sich in einem der schönsten Cabinets und vor einer der schönsten Damen von Brüssel. Die Geliebte des Lord Durham war so reizend, daß selbst der nur für ehrgeizige Pläne Sinn habende Pater Joseph sie überrascht betrachtete. Bald aber besann er sich, daß er der Liebenswürdigen gegenüber wenig Umstände zu machen habe. Er griff in den Busen und zog eine Schachtel hervor.

Ohne ein Wort zu sagen, mit ruhigster Miene legte er Eins nach dem Andern, Ringe, Halsbänder und Perlenschnüre auf den Tisch.

Sophie's große, braune Augen funkelten; ihre Wangen rötheten sich, und tief aufseufzend und sich im Sopha zurücklehnend, den Pater fest anblickend, fragte sie:

— Aber was bedeutet Das? Habt Ihr im Sinne, mir Eure Liebeserklärung zu machen? Dann habe ich sie wahrlich nie sonderbarer empfangen! So sprecht doch! Was wollt Ihr mit dem Schmucke sagen? denn verhandeln werdet Ihr ihn mir doch nicht wollen!

— Allerdings, meine Dame! Ich verlange eine ganze Bagatelle dafür. Ihr sollt nur einige Worte dafür sprechen...

Und rasch enthüllte er dem erstarrten Mädchen, welches Schicksal dem Karl Stuart durch die Hand ihres zweiten Freundes, Daniel O'Rayle, bereitet werden solle.

— Nimmermehr! Ich kenne Daniel! rief Sophie aufspringend. Er ist leichtsinnig, er liebt das Geld, weil er für Karten und Wein ungeheure Summen nöthig hat, mehr als selbst ich ihm geben kann, und doch verschlingt er Alles, was ich besitze. Aber ein Mörder, ein feiger

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Verbrecher? Es müssen Höllenkünste gebraucht sein, um ihm ein Versprechen zu solchem Greuel zu entreißen!

— Nein, Theuerste! sagte der Jesuit, freudig die Hände reibend; blos ein verteufelt schwerer Geldsack! Macht mir aber das Vergnügen und laßt Euren Freund, den Trompeter, sich wo möglich von jenen finstern Strolchen die bedungene Summe ausbezahlen; sie verdienen diese Züchtigung und bei ihrem Geize ist sie eine sehr empfindliche. Dann aber nennt König Karl'n meinen Namen und sagt ihm: Herr, gedenke der armen Väter Jesu, wenn Du in Dein Reich kommst!

Das Mädchen versprach Alles. Der Pater beugte sich nieder, um ihre wundervolle Hand zu küssen.

— Nicht so! Ihr habt mehr verdient! sagte sie freimüthig und bot ihm die blühenden Lippen dar.

Pater Joseph besann sich eine Secunde, dann drückte er einen Kuß darauf und empfahl sich, indeß er seufzte:

— O, Daniel O'Rayle! O, englische Lordschaft Durham! Welch ein kläglicher Narr ist doch ein weltenlenkender Jesuit in seiner heiligen Zelle!

Mazarin und Cosmo aber kamen vor die Wachtstube. Die Reiter saßen draußen. Nur der Trompeter befand sich im Innern derselben. Seine Gedanken litten keine Gesellschaft. Mazarin, sonst selbst ein feiner Cavalier, ein vollendet schöner Mann, betrachtete den Irländer mit Ueberraschung.

— Corpo de Bacco! murmelte er, Welch ein Mensch!

Daniel saß an dem Feldtische. Unberührt stand der Bierkrug und das hohl geschliffene Glas vor ihm. Die Karten, sonst sein Leben, waren zur Seite geworfen oder lagen an der Erde. Den rechten Arm auf den Tisch gestemmt, rauchte der Trompeter, in ernstes Sinnen verloren, aus seiner kleinen Thonpfeife. Wahrlich, Daniel war es werth, der Nebenbuhler nicht allein eines Lords, sondern eines Königs zu sein. Ein großes Lagerbarett bedeckte einen Theil seiner langen, dichten, blonden Locken. Sein Schnurrbart war aufwärts gestrichen, sein Gesicht war eben so regelmäßig als kühn und ausdrucksvoll. Er trug noch seinen stählernen Halskragen; sonst war er im Wamms mit reichen, langgeschlitzten Aermeln; sein Küraß lag neben der langen, großen Trompete auf der Erde. Wallonische Oberhosen, weit, bis aufs Knie reichend, und lederne Reitbeinkleider sammt Stiefeln mit Lederklappen vollendeten seinen Anzug. Das riesige Reiterschwert, welches den Stuart durchbohren sollte, lehnte an einem Stuhle.

Mazarin faßte Zutrauen zu diesem Kämpen. Die Unterhandlung begann. Der Ire war jedoch lange nicht so gefügig, als Cosmo berichtet hatte.

— Ich will mit meiner Geliebten noch einmal reden! sagte der Trompeter nach jedem neuen Angriffe. Und dann gebt mir das Geld...

— Zur Hälfte! bemerkte der Cardinal.

— Bei St. Patrick! Kein Schilling soll mir fehlen, oder der ganze Handel ist nichts.

— Gut! Aber wann folgt Euer Entschluß?

— Heute Abend!

Digitized by Google

— Auf Dein Wort!

— Auf mein Wort! Ich heiße O'Rayle!

Cosmo ließ als einen Vorschmack einige Rollen mit Ducaten in die unergründlichen Taschen des Soldaten gleiten; dann empfahlen sich die Pfaffen. Der Trompeter aber ging spät Abends zu der Geliebten. Sie hatte nicht zu viel behauptet, als sie sich ihres Einflusses über ihn rühmte. Durch ihre Beredtsamkeit, durch ihre Liebkosungen brachte sie ihn so weit, daß er schwor, die beiden Verführer niederzustoßen, wenn sie wagen sollten, wieder zu kommen.

Seltsamerweise kamen sie nicht. Mazarin war zu gut bedient, als daß er nicht richtig hätte wittern sollen. In derselben Nacht noch reisete er auf Jemappes nach Paris.

Daniel O'Rayle aber ward von Stuart in Dienst genommen; er war einer der Herolde, welche den Antritt des neuen Königs Karl's II. später in London verkündigten. Er hatte sich mit Sophia Grévy verheirathet.

Esther und Ahasverus.

Schönheit scheint kein seltenes Erbtheil der Töchter Israels gewesen zu sein; denn die jüdische Geschichte ist reich an Frauen, deren Reize hochgepriesen worden.

Sara, die Stammmutter, war so schön, daß Abraham sie, als er zum König Abi Melech zog, für seine Schwester ausgab, weil er der schönen Frau wegen ermordet zu werden fürchtete. Isaaks Gattin, Rebecca; Jacobs Rahel, die Mutter des Joseph; Davids Bathseba, die Mutter des Königs Salomo, und viele Andere werden wegen ihrer Schönheit gefeiert. Besonders ist dies bei der Judith, der Mörderin des Holofernes, und bei der durch Daniel von ihren Verfolgern erretteten Susanna der Fall.

Alle aber müssen, wie Sterne vor der Sonne, vor der „schönen Esther" erbleichen. Sie ist die schönste Jüdin, von welcher erzählt wird; sie besaß alles Das in Wirklichkeit, was der Dichter des Hohenliedes von der Suleimith nur singt. Esther ist die wahre Blume von Saron, die Rose im Thale. Die Schönheitsprobe, welche sie bestehen mußte, ist wahrhaft großartig. Als König Ahasverus von Persien und Medien seine eigensinnige Königin Vasthi verstieß, wurden aus dem ganzen ungeheuern Reiche von districtweise angestellten „Schauern" die schönsten Mädchen ausgewählt, damit der Perser-Sultan die Schönste der Schönen als Herrscherin neben sich auf den Thron setze. Es war ein verwaisetes Kind der Gefangenen aus Jerusalem, ein armes Judenmädchen, welches den Preis über alle ihre Mitbewerberinnen davon trug. Ihre Schönheit allein hatte das Herz des Gewaltigen zu rühren vermocht.

Wahrhaft berauschend, einen feenhaften Blick auf den Glanz des alten Orients, des dichterischen Persiens, eröffnend, erscheint die Vorbereitung der Jungfrauen, um vor dem Könige zu erscheinen. Monate lang wurden sie geschmückt, in Wohlgerüchen und Specereien und Balsamen gebadet, um dem Herrscher eine Nacht nahen zu dürfen. Die Schilderung, wie Esther endlich vor Ahasverus erscheint, ist fast harmlos geschrieben, aber unwiderstehlich hinreißend.

Digitized by Google

Das Kind der Gefangenen aus Juda ward Königin der Perser. Als solche war es ihr beschieden, den Untergang der sämmtlichen in Persien und Medien befindlichen Ebräer abzuwenden. Haman, der Vezier, empfing von dem Pflegevater der Königin Esther nicht die geforderten Ehrenbezeigungen, wurde dadurch auf die gefangenen Juden erbittert und ließ ihnen ihre gottesdienstlichen Uebungen untersagen. Als sie dieselben dennoch fortsetzten, hatte er Grund genug, über dies Volk mit besonderen Gebräuchen und eigener Religion beim Könige ein Todesurtheil auszuwirken. Dies sollte an einem bestimmten Tage durch das ganze Reich vollstreckt werden.

Die Königin Esther hatte es bisher sorgfältig verheimlicht, daß sie diesem verachteten jüdischen Sclaven-Volke angehöre. Jetzt aber erhob sie sich, schmückte sich und trat, bei dem unwiderruflichen Befehle des Herrschers selbst ihres Lebens nicht sicher, vor den auf dem Throne Sitzenden. Kaum behielt sie Kraft, sich dem Mächtigen zu nahen. Ahasverus aber neigte sein Scepter zum Zeichen der Gnade und hieß die Niedergesunkene aufstehen. Die Macht, welche die schöne Esther über den König gewonnen hatte, bewährte sich auch in diesem inhaltsschweren Momente. Das Auge des Herrn lächelte ihr entgegen.

Jetzt folgt die Scene, welche Strazzi so meisterhaft darstellte. Esther bekennt sich als Jüdin und bittet für ihr Volk, indeß sie den Vezier mit unendlicher Kunst verdächtigt und anklagt.

„Er gedenkt die Königin neben mir auf dem Throne zu ermorden!“ rief der Fürst und der Vezier war verloren. In derselben Minute ward er hingerichtet. Die Juden waren gerettet und durften die Söldner des gehenkten Veziers verjagen und vernichten. Mit der eisernen Beharrlichkeit, welche die Juden auszeichnet, wird der Gedächtnißtag dieser, wie ein verschwimmendes Märchen aus urgrauer Zeit herüber klingenden, Begebenheit noch heute gefeiert.

Denselben eigenthümlichen poetischen Eindruck, den diese Geschichte aus dem glanzvollen Alt-Persien in uns weckt, ruft auch Strazzi's Bild hervor. Das Gesicht der Esther ist unvergleichlich; durchaus weibliche, aber entschiedene Züge bietend. Die Nase ist von großem Adel, „wie der Thurm auf Libanon, der gen Damascus sieht!“ singt der König Salomon. Neben dieser Hoheit der Königin contrastirt auf's Lieblichste die blos anmuthige Gestalt der Schönen, welche dem Könige den goldenen Becher kredenzt. Ahasverus selbst ist eine majestätische Erscheinung. Höchst glücklich hat der Meister es dargestellt, wie das „Herz des Herrschers der Königin entgegenfliegt“, wie der Gebieter vor dem elektrischen Strahle aus diesen Augen sich entzückt als Gehorchender neigt.

Winterlandschaft.

Von A. v. Ostade.

Nicht minder ausgezeichnet wie im Genre erscheint Ostade in der Landschaftsmalerei. Die Landschaften der holländischen Meister berühren den Beschauer jedesmal höchst eigenthümlich. Macht die große Naturwahrheit, welche sie anstreben, sehr oft in den Genrestücken, namentlich

Digitized by Google

wenn der Inhalt derselben zu unbedeutend ist, ein gewissermaßen ängstliches Gefühl rege; so entzückt sie bei den Landschaften dafür um so mehr. Wir sehen die Natur selbst und über dem Eindruck, den diese vollendete Auffassung der Gegenden in ihren verschiedenen Erscheinungen hervorbringt, übersehen wir gern die bei Manchem höchst einfache Composition.

In der Kunst der Composition treffen wir indeß an Ostade einen Meister. Seine Landschaften zeigen einen großen Reichthum der Scenerie, und sind, obgleich weniger kühn als lieblich, durch ihr reges Leben, durch ihre vortreffliche Abrundung zu einem Ganzen, wie durch die geistreiche Behandlung im hohen Grade fesselnd. Ostade's Landschaften sind keine Dichtungen wie die von Ruisdael; er idealisirt nicht, aber die harmonische Zusammenstellung seiner Gegenstände, das ausgeprägt Charakteristische, welches in dieser Anordnung stets vorherrschend bleibt, so wie die wundervolle Zeichnung und Technik selbst, verfehlt dennoch nicht in unserm Gemüth die Wirkung hervorzubringen, welche der Meister hervorrufen wollte. Klarheit und kräftiger Pinsel zeigen sich bei jeder Ostade'schen Landschaft. Die Luftperspective ist von täuschender Wahrheit. Die Staffage des Genremalers würdig. Eine seiner Winterlandschaften, unter denen die vorliegende einen bedeutenden Rang behauptet, zu betrachten, ist ein hoher Genuß. Hier kann der Maler seine ganze krystallene Reinheit und zugleich das Markige, welches ihm eigen ist, zur Anschauung bringen, während die, die Landschaft belebenden Figuren, mit gefälligster Correctheit gezeichnet, nicht selten Träger des Humors sind, welchen die meisten seiner Genrestücke athmen.

Eine Dame am Putztisch.

Von Kaspar Netscher.

Es war eines Abends, eben beim Beginne der Dämmerung, daß der Maler Kaspar Netscher, welcher seine übrigen Schüler bereits entlassen hatte, sich mit dem talentvollsten derselben, Aart de Sluyner, in dem Atelier allein befand. Augenscheinlich hatte der Meister, auf dessen blondem Scheitel schon ein Anflug von Weiß sich zeigte, nach seiner bekümmerten Miene dem Schüler etwas Wichtiges zu sagen.

Der junge Maler schien dies zu ahnen. Er wäre sicherlich gern dieser Unterredung überhoben gewesen; er war hier im Atelier nur mit Widerstreben. Absichtlich trug er eine solche Störrigkeit zur Schau, daß Kaspar Netscher wirklich einen Augenblick schwankte, ob er das, was er beabsichtigte, ausführen, oder den unzugänglich aussehenden, halsstarrigen Schüler sich selbst und seiner eignen Leitung überlassen wolle. Die Gutmüthigkeit, das liberale Temperament Netschers trug jedoch den Sieg davon.

Der Maler näherte sich langsam dem jungen Aart de Sluyner, legte die magere, aber fast durchsichtig weiße Hand auf die Schulter desselben und sprach mit sehr sanfter Stimme:

— Aart, mein Sohn, vernimm, was ich Dir ans Herz zu legen habe. Du wandelst über den Abgründen des Verbrechens und des Todes!

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

F. van Mieris pinx.t A. H. Payne sculp.t

The Lute Player. Die Lautenspielerin

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Schüler hatte bisher vor seiner Staffelei gesessen und ohne zu malen, ohne selbst nur etwas sehen zu können, mit zusammengezogenen Augenbrauen starr auf das, auf derselben ausgespannte halbvollendete Gemälde geblickt.

Bei diesen Worten Netschers aber wandte er sich unwillkürlich um, erhob sich sehr betroffen und schaute dem sonst so geliebten Meister mit einem großen Blicke in's Auge.

Mynheer ... sagte er stammelnd.

— Es ist gut, Aart; fuhr Netscher fort. Ich sehe, Dich trifft die Wahrheit meiner Worte. Vergiß Alles, mein Sohn, außer Deiner Kunst und etwa mir, Deinem Meister und Freunde. Das Gemüth eines Jünglings, der gleich Dir berufen ist, die glänzendste Höhe der Kunst zu erklimmen, muß stark genug sein, um den Gedanken an ein Mädchen, dafern er ihm irgend hemmend in den Weg treten will, als der Verfolgung unwürdig, unter die Füße zu treten.

— Ach ja, Mynheer Netscher, sagte Aart mit bebender Stimme, die Kraft fehlte mir nicht; das Alles würde ich spielend vermögen, wenn nur Eines geschehen könnte ...

— Und was ist dieses?

— Gebt der Jakobäa andere Augen, gebt ihr einen anderen Mund, der nicht so zaubergleich zu lächeln und zu flüstern versteht; nehmt ihr die unvergleichliche Blüthe der Erscheinung und diese Grazie, welche noch nie vor der Phantasie eines Malers geschwebt ... Thut das, Mynheer, und ich betheure Euch: dann wird mein Traum aus und mein Wahnsinn zu Ende sein!

Netscher blickte auf den Schüler, welcher mit hinreißendem Pathos gesprochen, und schüttelte mitleidig das Haupt.

— Du hast also noch immer Hoffnung? fragte er.

— Die unglücklichste Liebe ist am hoffnungsreichsten; flüsterte der Schüler.

— Aart! sprach Netscher mit stärkerem Tone; Floribert van Möllern ist Jakobäa's de Thouens proclamirter Bräutigam.

— Unmöglich! rief Aart. Beweiset mir das!

— Floribert ist heute hier gewesen und hat mich aufgefordert, seine Braut zu malen.

— O, aber sie wird's nicht wollen ...

— Sie hing ja an seinem Arm, Verblendeter ...

— Und was sagte denn sie ... sie ...? stammelte der junge Maler.

— Sie sagte: Mynheer, Ihr werdet mich also morgen malen, und ich werde mich bemühen, möglichst schön zu sein. Mynheer van Möllern hat mir gestern mein Brautkleid und meinen Hochzeitsschmuck geschenkt und da soll ich mich im vollen Staate malen lassen ...

— Das ist ein Wunsch, wie er für diesen bäurischen Möllern eben sich schickt! murmelte Aart grimmig. Und weiter? fragte er fast abwesend.

— Ich bemerkte, fuhr Netscher fort, daß in dem Bilde besser eine Art von Situation anzubringen sei und da habe ich mit diesem kunstsinnigen Paare gestritten, bis es festgestellt wurde: Jakobäa solle vor dem Putztische sitzend gemalt werden; denn sie bestand darauf, daß die Schmucksachen, welche ihr geschenkt, nothwendig mit auf dem Bilde sein müßten ... Bist Du jetzt überzeugt, daß der arme, obgleich kunstreiche Aart de Sluyner jeder Hoffnung auf die Hand dieser reichen Jakobäa entsagen muß:

Digitized by Google

Aart schwieg lange Zeit. Dann aber sagte er mit zwar tiefer, aber fester Stimme:

— Meister, noch hat Niemand in der Welt das Herz eines Weibes ergründet. Wißt Ihr, ob die tiefste Falte von Jakobäa's Herzen nicht dennoch mein Glück birgt? Mynheer, sie hat mich zuerst geliebt; Jakobäa's erste Liebe bin ich und nimmermehr hat ein Mädchen eine bessere und tiefere und unauslöschlichere zu vergeben.

— Du willst also ...?

— Ja, ich werde versuchen, was ich thun kann, um diese Tigerin dennoch zu bewegen.

Netscher zuckte die Achseln und wurde ziemlich finster.

— Gute Nacht, Mynheer! sagte er, nach der Thür greifend.

Aart ging fort.

— Wenn die Menschen Narren sind, brummte der Alte für sich hin, so pflegen sie's in den Köpfen zu haben.

Der Malerschüler aber ging rasch die Straßen vom Haag durch, bis er fast athemlos ein langgestrecktes, mächtiges Gebäude erreicht hatte, dessen herrliche Gärten sich bis zu dem damals noch näher an das „Dorf" reichenden Busch van Haag erstreckten. Hier wohnte Mynheer de Thouens, hier weilte Jakobäa; über diese prachtvollen Schwellen war Aart de Sluyner unzählige Mal geschlüpft, als der alte de Thouens den Sohn seines armen Vetters noch für eine unverdächtige Bekanntschaft seiner geldschweren Tochter hielt.

Mit pochenden Pulsen trat der jetzt von hier feierlich Verwiesene in de Thouens' Haus ein. Auf dem Flur umfing ihn Lichterglanz; zahlreiche Diener standen hier; man erwartete augenscheinlich Gesellschaft. Die Diener blickten den Maler mit seinem alten Barett, mit den prächtigschwarzen Locken und den noch schwärzeren großen Augensternen halb mitleidig, halb spöttisch an. Er selbst verlor fast völlig die Fassung, als er auf sein nichthochzeitliches Kleid, auf seinen farbenbeklecksten, defecten Sammetmantel blickte.

— Ich bin einmal hier und ich werde sie sehen! rief er sich jedoch energisch zu und rannte die Treppen zu Jakobäa's Zimmer hinan.

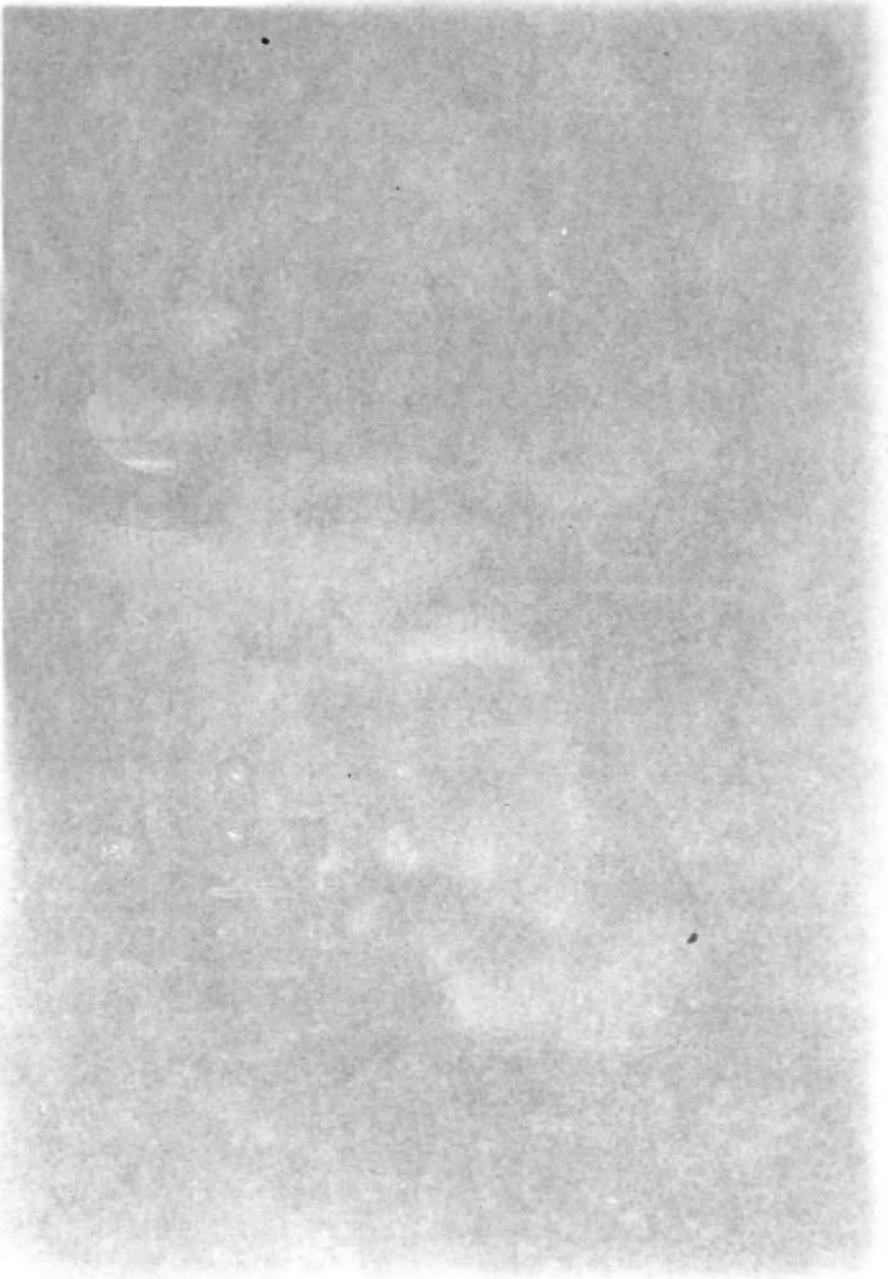
Oben traf er die Angebetete. Jakobäa war wirklich von großer, aber ziemlich kalter Schönheit; es war eine „sittige, genügendreiche, ehrsame Jungfrau Niederlands", für Aart jedoch das Ideal aller vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Frauenschönheit.

— Du, Aart? rief Jakobäa, sich vom Sitze erhebend, mit ziemlicher Ruhe. Und wie siehst Du aus? Ich dachte mir's, daß Du unklug genug wärest, um dennoch hier wieder zu erscheinen ...

Aart athmete seit langen Tagen zum ersten Mal frei auf. Dieser Empfang? War dies nicht noch immer Liebe? Leider war hier durchaus von keiner Liebe die Rede. Die reiche Jakobäa, das körperlich auf der höchsten Blüthenstufe stehende Weib, behandelte diesen armen Aart, der ein Jahr jünger als sie selbst war, gleich einem Kinde und führte ihm in sehr ruhiger Weise seinen Unverstand zu Gemüthe, sich mit Gewalt zu ihrem Geliebten oder gar Bräutigam machen zu wollen. Aart war zerschmettert. Er hätte Alles ertragen, Zorn, wilde Beleidigungen, aber diese zermalmende Ruhe? Er hörte nur wie im Traume, als ihm Jakobäa Vorstellungen machte.

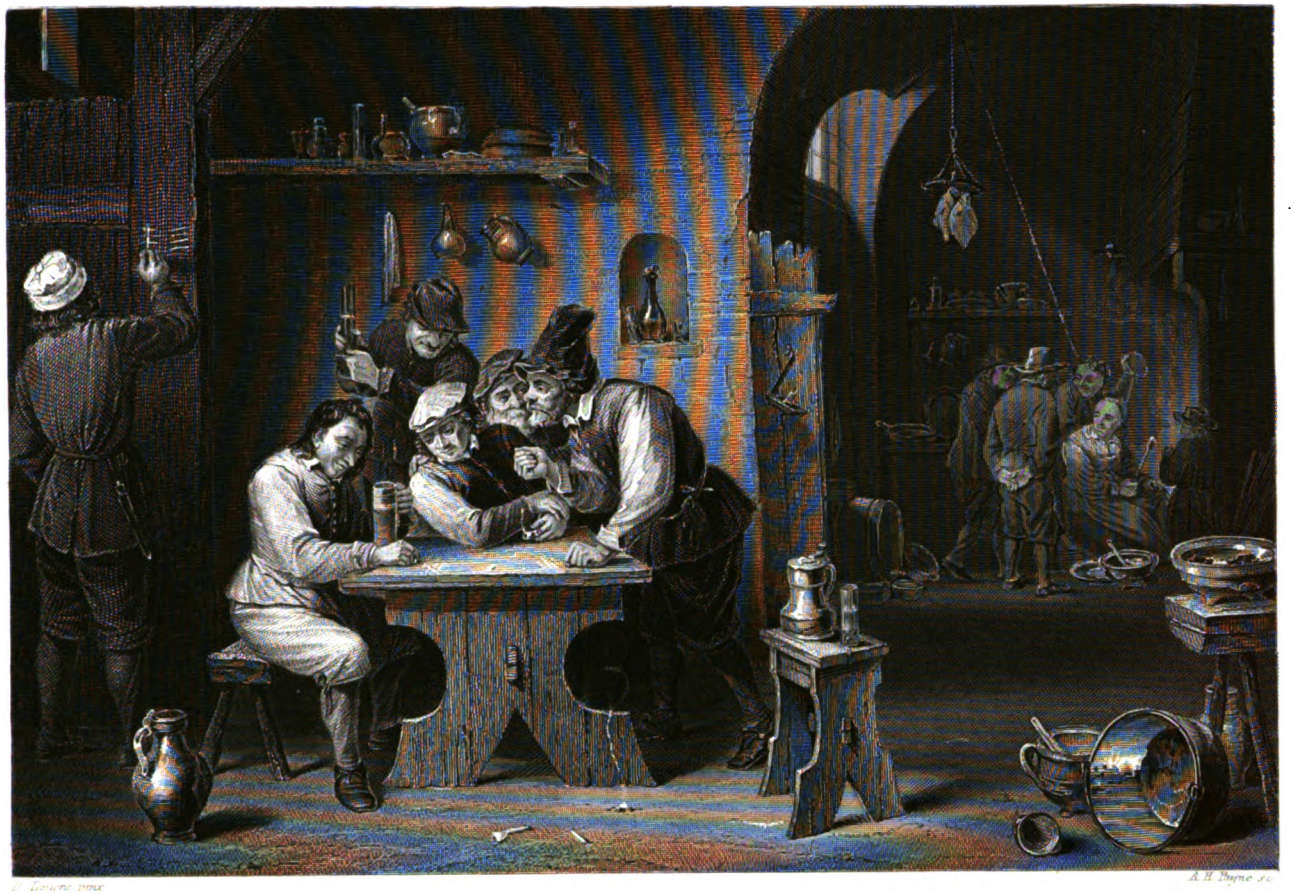
— Ich will Dich zu meinem Hochzeittage neu einkleiden lassen! sagte sie mitleidig. Du kannst ja kaum mit Anstand Dich vor den Leuten zeigen. Einen Mantel geb' ich Dir und mein

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google



H. Tissier pinx. A. H. Payne sc.

The Village Ale-house Niederländische Dorfschenke

Dorfschenke Niederländisch

Digitized by Google

Digitized by Google

Floribert wird auch noch einen dergleichen übrig haben, den er jetzt nicht mehr benutzt; dann hast Du zwei. Und dann arbeitest Du, und wirst ein großer Meister und wirst reich, wie Rembrandt und Rubens und Dow. Sieh', Aart, und dann, wenn Du Deiner dereinstigen Geliebten einen Hochzeitsschmuck schenken können wirst, gleich dem, welchen ich von Floribert van Möllern erhielt, dann, mein armer Freund, heiratheſt Du auch! Sieh' hier; ſo etwas verlangen heut zu Tage die Bräute von ihrem Anbeter...

Aart van Sluyner ſtarrte die ſchöne Sprecherin an. Sie hielt ihren Schmuck ſammt Perlen und Ohrgehänge in der Hand und ließ die Koſtbarkeiten in dem Strahle der Lampe ſpielen, ſo daß der Maler kaum ſeine Augen drauf heften konnte. Nach einer kurzen Pauſe verließ er, ohne ein Wort zu ſagen, das Gemach und lief, gleich einem Irrſinnigen, zum Hauſe hinaus.

Am andern Tage ſprach Aart im Atelier kein Wort. Er ſann und ſann... Rache war's, die er im Herzen trug. Etwas Düſteres ahnend, ging Kaspar Netſcher und begab ſich zu Jakobäa, die er mit ſeiner vollendeten Sorgfalt und bewunderungswürdigen Treue zu malen begann, wie ſie vor ihrem reichen Putztiſche ſaß. Während dieſer und der folgenden Sitzungen lenkte Jakobäa oft das Geſpräch auf Aart von Sluyner; der Meiſter vermied, ihr zu antworten. Das Mädchen lobte den Maler wegen ſeiner unbeſchreiblichen Sanftmuth und der unermüdlichſten Bereitwilligkeit, womit er ſich in alle ihre Launen gefügt habe.

— Faſt ſcheint es, ſagte endlich der arbeitende Meiſter, einen Augenblick innehaltend, als hättet Ihr an Mynheer van Möllern dergleichen Eigenſchaften nicht zu rühmen...

— Doch wohl; aber Floribert tiranniſirt mich, er quält mich... Er hat mir dieſe Perlen nur geſchenkt, um mich wieder zu beſänftigen... Wißt Ihr, Floribert iſt noch eiferſüchtiger, als es ſelbſt der Großſultan der Heiden ſein kann... Und gedenke ich daran, ſo graut mir's und ich erinnere mich, daß Aart von Sluyner ſicherlich einer ſolchen unſinnigen Eiferſucht nicht fähig ſein würde. Wartet nur; Floribert kommt bald; ich werde das Geſpräch auf Eiferſucht bringen und da werdet Ihr meine Partei nehmen und ihm ſagen, daß eine Braut nicht geplagt werden dürfe, denn Mynheer de Thouens ſteht mir gegen Floribert gar nicht bei...

Als Kaspar Netſcher wieder zu ſeiner Werkſtatt zurückkehrte, war's wieder Abend geworden. Die Schüler waren lange fort. Aart aber harrte noch. Er hatte ſich mit dem Kopfe auf die Tiſchplatte gelegt und dem Alten ſchien es, als habe der Jüngling, der Heftigkeit ſeiner Empfindungen nachgebend, geweint.

Aart wollte, bevor er nach Hauſe ging, erſt hören, was während der Anweſenheit des Meiſters in de Thouens' Hauſe vorgegangen ſei. Er beſchwor Netſcher, ihm kein Wort zu verbergen, was Jakobäa geſagt hatte. Der Meiſter glaubte aber guten Grund zu haben, ihm zu verſchweigen, daß das Mädchen ihn mehrfach gelobt hatte. Dagegen berichtete er Floriberts eiferſüchtiges Temperament und knüpfte die ernſte Ermahnung daran, jeden unvorſichtigen Schritt zu unterlaſſen, weil derſelbe unter dieſen Umſtänden nur zu leicht zu Unglück führen könne.

Sluyner ging tiefſinnig ab. Er hatte den Punkt gefunden, um ſich an dieſer Jakobäa, ſo wie an Floribert zu rächen und den tödtlichen Schimpf abzuwaſchen, womit ihn das übermüthige Mädchen überhäuft hatte. Von jetzt an kam er ſelten zu Netſcher. Er ſchützte Krank-

Digitized by Google

heit vor und er war wirklich im Herzen todtkrank. Noch einen Versuch machte er, Jakobäa zu gewinnen. Diesmal aber trafen ihn auf der Treppe de Thouens selbst und van Möllern, welche ihn ohne Umstände durch die Bedienten aus dem Hause werfen ließen.

Jakobäa's, der Ungetreuen, Verderben war unwiderruflich bei Aart beschlossen. Er wußte sich in de Thouens' Hause genau zu finden und schlich sich noch an demselben Abende zur Thür hinein. Mit vollkommener Kaltblütigkeit verfolgte er sein Vorhaben. Er kam in Jakobä'as Vorzimmer und durfte nicht lange suchen, was er zu besitzen strebte. Der Schmuck, die Perlen, das Geschenk Floriberts, lag noch auf dem Tische, so wie Jakobäa die Kostbarkeiten zurückgelassen hatte, als sie von ihrer Sitzung bei Netscher aufstand. Aart bemächtigte sich hastig des Schmuckes, ging auf den Corridor und sprang zum Fenster hinaus in den Garten.

Am andern Morgen früh erhielt Floribert ein Briefchen und Päckchen. In dem Briefe stand dies:

„Mynheer!

Höret auf, die Geliebte eines Andern zu lieben. Jakobäa wird nur durch den grausamen Zwang ihres Vaters bewogen, Euch die Wahrheit zu verschweigen. Ich aber sage Euch: Jakobäa, die mir Alles opferte, ist die Meinige. Ich habe noch heute Nacht ihren Schwur empfangen, daß sie lieber mit mir stirbt, als die Eurige wird. Und zum Zeichen der Wahrheit nehmt Eure miserablen Geschenke zurück, womit Ihr ein Menschenherz zu erkaufen gedachtet.

Aart von Sluyner."

Floribert blieb bis zum Abende in seiner Wohnung. In seinem Gehirne schienen die Buchstaben des Briefes zu brennen. Er schrieb mehrere Briefe und legte sie auf den Tisch. Dann ging er zu de Thouens. In Jakobäa's Zimmer angekommen, zog er schweigend ein Pistol, feuerte ab und schoß das Mädchen niedet. Sie starb ohne noch einmal zu seufzen. Floribert schien die Absicht gehabt zu haben, sich ebenfalls zu erschießen, denn er ergriff ein zweites Pistol. Als er jedoch Jakobäa fallen sah, verlor er die Fassung und entfloh.

Es hieß, er habe in Malta Ordensdienste gefunden. Der geniale Schüler Netschers, van Sluyner, blieb jedoch verschollen. Man hat ihn in einigen italienischen Malern wiederfinden wollen.

Die Hühner und der Raubvogel.

Von Melchior Hondekoeter.

Meister Melchior Hondekoeter, zu Utrecht 1636 geboren, war im Jahre 1662 in der schönsten Blüthe seines Alters; dazu war er ein in seinem Genre hochberühmter Maler, dessen Arbeiten sehr theuer bezahlt wurden: endlich besaß Hondekoeter eine sehr schöne Frau von kaum

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

CHARLES JAMES HENRIETTA.

Digitized by Google

Digitized by Google

einundzwanzig Jahren. Dennoch war der früher so joviale Künstler tief melancholisch und im Herzen unglücklich. Auf ihn lastete das Mißgeschick, welches ein Sokrates, ein Albrecht Dürer und so viele andere große Männer tragen mußten. Melchior Hondekoeter besaß nämlich eine böse Frau, die mit raffinirter Kunst ihn seines Lebens überdrüssig machen zu wollen schien. Vergebens suchte Hondekoeter die Zerstreuungen, welche später in Ausschweifungen ausarteten, in denen er unterging. Der Gedanke an sein häusliches Elend verfolgte ihn unablässig und verbitterte ihm jede Stunde seines Lebens.

Melchior Hondekoeters einzige Freude war seine Menagerie. Er besaß nämlich eine ganze Sammlung von Pfauen, Hähnen, Hühnern, Gänsen, Enten und Tauben, die seltensten, schönsten Exemplare ihrer Art, welche ihm bei der Vogelmalerei als Modelle dienten.

In diesem Kreise der Malerei war und ist Hondekoeter wahrhaft einzig. Niemand hat so genau als er die Charakteristik des Federviehs studirt und kein Maler war glücklicher, dieselbe aufs frappanteste wiederzugeben. Noch mehr, seine Vögel wußte er, gleich als wären es Menschen auf einem historischen oder Genre-Bilde, in Situationen zu bringen, wo sie „Gemüthsbewegungen", Zorn, Furcht, Haß, Muth, Liebe, Trauer u. s. w. zeigten. Diese Ausdrücke sind schlagend, ohne daß das Eigenthümliche, welches die Thiere in Natur besitzen, deswegen aufgeopfert oder verkürzt worden wäre.

Indeß Hondekoeter wegen seines ebenso eigenthümlichen als eminenten Talentes von aller Welt gerühmt wurde, machte ihm seine Frau die demüthigendsten Vorwürfe über die niedere Richtung seiner Kunst. Der arme Melchior sollte große Altarbilder, Kreuzigungen und Himmelfahrten malen, namentlich aber seine gefiederte Armee abschaffen.

Hondekoeter, ein zartgebauter, sanftmüthiger Mensch, mit blauen Augen und blonden Locken, seufzte, malte seine Hühnerhöfe und beschäftigte in den Musestunden sich damit, einem prächtigen Hahne von spanischer Abkunft zu der Menge der Kunststücke, welche derselbe bereits ausführen konnte, noch einige neue beizubringen. Fast hatte Hondekoeter selbst die Ueberzeugung, daß er sammt seiner ganzen Kunst ein „unnützer Knecht" sei, denn die Leute wiederholten, was seine Frau Jedem sagte, der es hören wollte: die Leute, welche ihrem Manne die Bilder so theuer bezahlten, wären närrisch: denn für den fünften Theil dieses weggeworfenen Geldes könne man sich das allerschönste lebendige Federvieh kaufen.

Der Maler ward durch solche Urtheile förmlich niedergeschmettert. Eines Tages aber sollte ihm eine glänzende Revanche werden.

Die Thür seiner Wohnung öffnete sich und herein trat ein corpulenter Herr in englischem Costume, welcher sich als Master Thomas Watts ankündigte.

— Sie sind Mynheer Hondekoeter? fragte er, augenscheinlich entzückt, daß er den blassen Maler vor sich sah.

— Ja! flüsterte dieser leise, sich verstohlen nach seiner Tyrannin umsehend.

— Master Melchior Hondekoeter, es freut mich, Sie zu sehen. Ich bin expreß über den Canal gekommen, um dies Vergnügen zu haben. Sie sind der größte Maler der „Poultry". Niemand stellt Hähne so gut dar, wie Sie. Das, Master Hondekoeter, sagt Ihnen ein Mann, dessen Lieblingsbeschäftigung die Trainage der Kämpfer für den Cockpit, den Hahnenkampf, Zeit seines Lebens gewesen ist. Ich stelle Sie hoch über Rembrandt, Rubens, Cor-

Digitized by Google

reggio, Angelo und Rafael und das, — Sir — dürfen sie annehmen, denn ich weiß was ich sage!

Hondekoeter stand auf und verbeugte sich zwar verlegen, aber im Innern entzückt. Also eine Anerkennung, eine begeisterte, leidenschaftliche. Melchior fühlte, daß er Künstler sei, obgleich er nur ein Blatt in dem reichen Album der Kunst zu füllen beschäftigt gewesen.

— Und jetzt malen Sie mir Hähne, aber Fechthähne! rief Sir Thomas Watts.

Der Maler gestand, daß er noch im Leben keinen dergleichen Hahn gesehen habe.

— All one! sagte der Engländer. Ein Hahn, gleich Ihrem gewöhnlichen Prachthahne: — blitzendes Auge; schmaler, gekrümmter Schnabel; nicht zu viel Kamm — die Teufel mit dicken Kämmen haben keinen Muth —; breite Brust; sehnige Schenkel; lange Sporen; eine förmlich-rekommistische Bewegung beim Gange — endlich Stahlsporen von feinster Qualität, gerade, nicht aufgebogen — der Hieb hat sonst keine Kraft —; abgeschnittene Flügel, damit der Kämpfer hauen kann, und gestutzte Schwanzfedern, der leichtern Rührigkeit wegen! — Ach, Sir! Dieser Hahn! Von Ihnen gemalt? Es wird nichts Aehnliches auf der Erde existiren.

Hondekoeter ließ das Haupt sinken. — Ach, Herr Thomas Watts, murmelte er, Sie verlangen ein verstümmeltes Thier; nie habe ich ein solches gemalt; nie werde ich's malen können.

Jetzt begann eine lebhafte Verhandlung. Der Maler ließ sich nicht irren, selbst als der Engländer 200 Guinee's für ein Hahnengefecht bot, noch mehr, als die reizende Katharine Hondekoeter mit Wuth im Blicke ihren Ehemann befehligte, den Auftrag zu dem Gemälde anzunehmen.

— Kommen Sie, Sir; kommen Sie, um mich zu verstehen! rief Hondekoeter entschlossener, als es seine Gewohnheit war. Und dann will ich sehen, ob Sie noch ein verstümmeltes Thier im Bilde zu besitzen wünschen.

— Ein verstümmeltes Thier? rief Watts. Ich wüßte Nichts, was vollkommener als ein Kampfhahn wäre. Die Natur ist in ihm zu ihrer höchstmöglichen Vollendung gebracht.

Hondekoeter zog den Kunstfreund in seinen Hühnerhof. Mit Recht erwartete er, daß Thomas Watts erstaunte. Eine solche Pracht in dieser Hinsicht war dem Insulaner noch nicht vorgekommen.

— Und ich sollte meine Lieblinge anders malen? rief Hondekoeter begeistert.

— Yes! Seltsam in der That! Aber diese Thiere sind schön, sehr schön! Schöner fast, als Kampfhähne!

— Sehen Sie mein Hänschen! fuhr Melchior fort, einen prächtigen Hahn ergreifend und auf die Hand nehmend. Der Hahn ist wenigstens so klug, wie ich selbst bin... Keine Uebertreibung, Sir, versichere ich. Dieser Hans nimmt auf mein Kommando jede ökonomische Stellung an verharrt regungslos in derselben, so lange ich will.

— Impossible! Und darauf eine Wette wie hoch Sie wollen, Sir.

— Topp! Hans, mach Dich schön! rief der Maler, und der Hahn stand im stolzen Ausschreiten dar, gleich als wäre er aus Erz gegossen.

— Ah; ich werde Ihren Hahn aber scheu machen und erschrecken! rief Mr. Thomas Watts.

Digitized by Google

— Thut nichts! Er rührt sich nicht. Etwa zehn Minuten betrachtete der Engländer dies Wunder der Zähmung. Dann sagte er:

— Zeichnen Sie mir diesen Hans und die zweihundert Guinee's sind die Ihrigen. Dies ist neu und beispiellos.

In eben dem Augenblicke aber ward eine herrliche Gluckhenne unruhig, ein wälsches Huhn schrie jämmerlich, die Turteltauben auf dem Gesimse kreischten und „Hänschen" erzitterte, obwohl er seine unbewegliche Stellung behauptete. Zugleich schoß ein Taubenfalke bis fast dicht vor die Füße der Männer, krallte zwei junge Hähnchen und bemächtigte sich des einen, indeß der Kamerad des Räubers auf eine in der Entfernung weidende Truppe von Küken niederstieß. „Hänschen" sprang wüthend vorwärts, um den Blutdürstigen zu bekämpfen.

Hondekoeter lehnte sich auf seinen Sitz zurück. Er hatte nie geglaubt, daß sein Genre der Kunst einer solchen Dramatik fähig sei. Der Engländer war tief ergriffen. Als der Raubvogel sich nicht ohne seine Beute entfernt hatte, sagte Watts:

— Das war ein Gefecht! Könnt Ihr's malen?

— Ja! Das wenigstens wird ein Gemälde! flüsterte Hondekoeter.

— Aber wie theuer? Ich denke 300 Guinee's! rief der Engländer.

Und er zahlte das Geld sofort aus. Als der Künstler sein berühmtestes Stück geendigt hatte und nach London schrieb, war der reiche Garçon verstorben, und Hondekoeter, der Ehrliche, konnte weder das Gemälde, noch das empfangene Geld wieder an einen Eigenthümer anbringen. Das Bild ward nach Deutschland verkauft, wo es gegenwärtig eines der merkwürdigsten Stücke der Gallerie in Dresden ist.

Die Lautenspielerin.

Von Eglon van der Neer.

Seit 1691 theilte Maria Anna Luisa von Medici, die Tochter Cosmo's III. von Florenz, mit Johann Wilhelm den kurfürstlichen Thron von der Pfalz-Neuburg. Kaum ein Jahr weilte die reizende Tochter Italiens in Düsseldorf und bereits erkannte man hier in lebhaftester Weise das Walten einer milden, freisinnigen, kunstliebenden Herrscherin.

So lange die erste Gemahlin des damaligen Prinzen Johann Wilhelm, Anna von Oesterreich, Kaiser Ferdinands III. Tochter, am Hofe ihren mächtigen Einfluß geltend machte und ihrem edlen Gemahle ihren düstern Katholicismus, ihre fast ascetische Strenge der Lebensordnung mitzutheilen wußte, lag es wie eine Art von Alp auf dem heitern Düsseldorf und den herrlichen pfälzischen Gauen am Rhein. Als aber Maria die Stelle der Verstorbenen einnahm, regte es sich aller Orten, wie der Hauch von einem milderen Himmel und einer lachenderen Sonne. Der Kurfürst liebte seine Gemahlin leidenschaftlich. Er, welcher Italien so genau kannte, ahnte nur zu wohl, was das Herz der Fürstin bewegte, wenn sie in unbewachten Augenblicken still,

Digitized by Google

träumerisch, in sich gekehrt, da saß. Die „bella Italia“ stand vor ihren inneren Blicken. Rastlos begann darauf der Kurfürst, durch seine Schöpfungen zu versuchen, ob er die Geliebte das Heimathland und ihr classisches „Fiorenze“, diese Vaterstadt der majestätischen und reizenden Kunstschönheit, vergessen machen könne. Auf Johann Wilhelms mächtigen Wink fing Düsseldorf an, sich gleich dem der dunklen Verpuppung entschlüpfenden Schmetterlinge zu verschönern. Die finstern Gassen der Altstadt verschwanden allmälig; luftige, freie, dem großartigen Rhein entsprechendere Straßen wurden geschaffen und in der entstehenden Neustadt reihte sich bald ein Palast an den andern. Maria lächelte wohl, wenn sie diese Thaten der Liebe musterte; aber noch immer war Düsseldorf, wie auch heute noch nicht, ein Florenz. Der Geist namentlich, welcher hier herrschte, war ein so dumpfer und starrer, daß er die Italienerin, welche gleich ihren Landsleuten die heitere Seite der Religion vorzugsweise auffaßte, erschreckte. Ein bleierner Druck des Clerus ruhte auf Düsseldorf und dem Lande. Längst hatten sich die Jesuiten angesiedelt und ihre herrliche Kirche, ihr mächtiges Collegium bezeugte die Macht, welche die „Schlangenklugen“ bereits errungen hatten. Johann Wilhelm war, ungeachtet er auf seine Selbstständigkeit, auf seinen festen Charakter im Stillen stolz war, bisher dennoch nicht mehr und nicht weniger, als das mit überlegener Kunst geleitete Werkzeug der Väter Jesu gewesen. Der geistliche Despotismus hatte sich Bahn gebrochen; ja weit auf weltliches Gebiet konnten die Jesuiten ihre Banner tragen, und was sie gewirkt, zeigten die aufs Neue zerworfenen Verhältnisse der Jülichschen Erbfolge zwischen Pfalz-Neuburg, Sachsen, Kur-Brandenburg und Salzburg, welche schon mehrfach ihrer Lösung nicht fern gewesen waren. 1666 waren die Wirren geschlichtet, so daß Sachsen vom Herzogthum Jülich den Titel, Pfalz-Neuburg den seit 1614 inne gehabten Besitz, Kur-Brandenburg Cleve, die Mark und Ravensberg erhalten hatte. Die Jesuiten aber hatten listig die weitere Erbfolge, die Verlassenschaftsangelegenheit im Falle des Aussterbens der pfalzneuburgischen Linie anzuregen und die ganzen alten Verhandlungen als vorgeblich unerledigt, in die Wirren wieder hereinzuziehen gewußt, um demzufolge Kur-Brandenburg nicht allein, wie bereits stillschweigend feststand, definitiv später auszuschließen, sondern ihm den Besitz der genannten Länderstrecken zu bestreiten, und diese, eine neue Domaine für die Jesuiten, dem protestantischen Brandenburger rechtlich abzusprechen und durch der katholischen Fürsten Vermittelung wieder abzujagen.

Johann Wilhelm war stolz. Mit seltenen Geistesgaben von der Natur begünstigt, glaubte er sich zu einer hervorragenderen Rolle in der Geschichte berufen, als er sie je hat verwirklichen können. Die Jesuiten faßten ihn daher mit ihren Projecten bei seiner unbeschützten Seite. Sie machten sich zu Lenkern der Cabinetsangelegenheiten und wußten für ihre Ordenszwecke nach Maßgabe, wie sie sich dem Fürsten immer unentbehrlicher zu machen wußten, auch umfassendere Vergünstigungen zu erlangen. Während die politischen Angelegenheiten einen sehr erfolglosen Gang gingen, hatten die Jesuiten für ihre Bemühungen täglich neue Vortheile aufzuweisen. Sie blühten, während Johann Wilhelm zusehends finsterer wurde und sich aus Uebellaune zu einem gewaltsam auftretenden Wesen gegen seine Unterthanen hinreißen ließ, das von Ursprung nicht in ihm gelegen hatte.

Maria Anna von Medici bewirkte durch die Macht ihrer körperlichen und geistigen Reize sehr bald die erfreulichsten Umwandlungen im Gemüthe ihres Gemahls. Johann Wilhelm ward

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

heiter; statt düsterer Religiosität machte die lebensvolle Kunst ihre Herrschaft bei ihm geltend; er fing an, die Geistlichen auffallend zu vernachlässigen und dafür in glänzenden, sinnigen Hoffesten, sowie in seinen architektonischen Unternehmungen frischen Lebensmuth und gehaltvolle Lebenslust zu finden. Das weltliche, ritterliche Element waltete im Lande; die Unterthanen athmeten fröhlich auf, indeß die Vampyre, die jesuitische Bande, nachdenklich sich auf ihre Ordenshäuser zurückzogen. Wie Falken beobachteten sie diese unerwartete Richtung des Kurfürsten, um die Zeit zu ersehen, wenn sie wieder mit Erfolg einzutreten vermochten; wie blutdürstige Luchse bewachten sie die edle Italienerin, welche nicht ohne ihr Zuthun den Weg nach Düsseldorf gefunden hatte, diese Fürstin mit überlegenem Verstande, weichem Herzen und vollendeter, humaner Bildung, um bei ihr einen Flecken zu finden, dessen Herauskehrung ihren Einfluß auf Johann Wilhelm für immer zu vernichten vermöchte.

Von jetzt an begann, von den Jesuiten ausgehend, eine Reihe der verdecktesten, aber boshaftesten Machinationen gegen die junge Fürstin. Nicht umsonst aber war Marie von Toscana unter den listigsten Höflingen der Welt erwachsen. Ihr taubenfrommes Auge war tief, räthselhaft und ohne ihr herzliches Lächeln, welches ihre Seele zeigte, unergründlich. Sie hatte längst ihre Feinde errathen. Italien war von allen katholischen Ländern von jeher das am wenigsten katholische; dasjenige, wo der Papst und die römische Priesterherrlichkeit am wenigsten sich eines Nimbus rühmen konnten; wo man, ohne „ketzerisch" zu sein, am genauesten von dem sehr bescheidenen Werthe der anmaßenden „Knechte Christi" überzeugt war. Die Kurfürstin war ganze Italienerin. Sie hatte dies Pfaffenwesen am Rhein vom ersten Augenblicke ihrer Ankunft an ohne den geringsten Schleier gesehen und sich mit fester, bewußter Energie demselben entgegengestellt. Sie zog durch den Kurfürsten namentlich die Grenzen der Jesuiten täglich enger und trieb es, die Macht des Witzes nur zu genau kennend, so weit, daß in den geistreichen Abendunterhaltungen auf dem Schlosse inmitten einer zahlreichen, glänzenden, einflußreichen Gesellschaft von Edelleuten, Gelehrten und Künstlern sammt ihren Damen die famösen, bis dahin verpönten „Lettres provinciales" von Pascal, dies auf die Jesuiten wie Rattengift wirkende Werk, vorgelesen und mit den heitersten Commentaren versehen wurden. Die Jesuiten wütheten deswegen gegen die Kurfürstin um so mehr, als Pater Balsamo Bondal — einige Zeit der Beichtvater des Kurfürsten — auf schlauen Anlaß der schönen Maria Anna Luisa selbst mehrere Abende vorgelesen hatte. — Widerlegt diesen Lästerer! hatte die Kurfürstin gesagt. Das heißt, wenn Ihr es mit Gründen vermögt. Wollt Ihr aber, wie Euer Orden, blos schmähen: so wollen wir selbst, als gute katholische Christen, versuchen, Euch, die Ihr Euch nicht vertheidigen könnt, zu rechtfertigen. So angegriffen, mußte Pater Balsamo, der Unfehlbare, Stand halten. Er verkündigte, bevor die Lecture begann, die durch ihn erfolgende Zermalmung des boshaften und witzigen Franzosen, erlitt aber, da der ganze Hof für Pascal gegen die Jesuiten Partei nahm, eine so schmähliche Niederlage, daß selbst die Kurfürstin, wie vielmehr Johann Wilhelm selbst, den Pater aufrichtig bedauerte. Der Krieg gegen die Italienerin und ihre weltmännischen, profan lebenden, italienischen Geistlichen war erklärt. Die Kurfürstin mußte fallen, todt oder lebendig. Vergebens aber suchten die Jesuiten lange Zeit eine Angel, um sich abermals des Kurfürsten zu bemächtigen. Endlich aber erschien sie doch.

Die Neustadt war anfangs auf alleinige Rechnung des Kurfürsten, welcher die errichteten

Digitized by Google

Gebäude sodann verkaufte, entstanden. Aber zu diesen, überdem zu bürgerlichem Betrieb wenig geeigneten, in einem damals noch öden Viertel der Stadt liegenden theuren Prachtbauten fanden sich die Käufer nur sehr spärlich. Der Bau gerieth in's Stocken und Johann Wilhelm, der sich nahezu dadurch entehrt glaubte, ward finsterer als je. Vergebens hatte die Kurfürstin ihre überflüssigen Kostbarkeiten dargebracht; die gewonnenen Summen deckten noch lange nicht das ungeheure Deficit; vielweniger war an Fortbauen zu denken. Bald warf Johann Wilhelm seiner Gemahlin ohne Rückhalt vor, daß sie ihm die Väter Jesu verfeindet habe, ebendieselben, welche namentlich durch ihren — verbotenen — indischen Handel über so ungeheure Summen zu gebieten hatten und in solchen Angelegenheiten nie geizten, wie sie den Kurfürsten bedrängten. Das war der erste Schritt Johann Wilhelms, um mit seinen Freunden wieder anzuknüpfen. Die Jesuiten ließen sich jedoch nicht direct bewegen.

Bald jedoch nach der eingetretenen Geldnoth des Kurfürsten erschien ein italienischer Abbate, ein Toscaner von Geburt, um sich seiner erlauchten Landsmännin, der Kurfürstin, demüthig vorzustellen. Abbate Santi oder Fra Giuseppe war ein Benedictiner, welcher lange in Florenz, Rom und Paris lebte. Er empfahl sich der Italienerin durch sein ehrliches, offenes Wesen noch mehr, als durch seine genaueste Kenntniß der versteckteften Angelegenheiten am Hofe von Cosmo Medici. Fra Giuseppe berichtete, daß er in Angelegenheiten des Trappistenordens reise, namentlich der Ueberbringer wichtiger Botschaften vom Trappistenkloster di Buona Solasso bei Florenz an dasjenige sei, welches damals in der unmittelbaren Nähe von Düsseldorf bestand.

Giuseppe erzählte höchst geistreich von diesem düstern Orden, welcher bereits nicht wenige Anfeindungen erfahren hatte. Maria hörte ihm mit großem Interesse zu, als er von einigen Mitgliedern von Buona Solasso sprach. Sie erzitterte aber, als dieser Geistliche ihr durch einen Namen eine Zeit heraufbeschwor, die sie längst vergessen zu haben wähnte, eine Zeit, welche urplötzlich mit aller Macht des Lebens aus der tiefsten Falte der Herzenserinnerung der Fürstin hervortrat.

— Es ist keine Caprice, Madame! sagte Fra Giuseppe. Es ist keine unnatürliche Erfindung, dies ewige Schweigen der Brüder von Latrappe! Menschen und Menschenherzen giebt es, Principessa, welche genug des Glückes, übergenug des gigantischen Unglückes des Herzens erduldeten, um ohne Zwang bis zum Tode stumm zu sein. Und geht mir dieser tragische Lebensnerv der Brüder von Latrappe auf, Altezza, so denke ich mit tiefster Wehmuth an den Bruder Gabriel, den schönsten und geistreichsten Mann Italiens, welcher aus der glänzendsten Region des Hoflebens freiwillig ohne Klage hinabstieg zu den düstern, nur durch das Memento mori! belebten Räumen der Trappisten von Buona Solasso.

In nachlässiger Stellung hatte die Kurfürstin den ausgezeichneten Redner bisher angehört, obwohl er sie, mehr durch seinen herrlichen Styl der Rede, als durch seinen Stoff interessirt hatte. Bei seiner letzten Wendung aber schien sie blitzähnlich berührt zu werden, während Fra Giuseppe seine sanfte, anscheinend durch nichts in der Welt zu erschütternde Ruhe behauptete.

— Gabriel! Gabriel! flüsterte sie, sich weit vorbeugend und Fra Giuseppe mit fast geistlos geöffneten Lippen, aber mit einem Funkeln der Augen anstarrend, das sicherlich, so lange sie in Düsseldorf war, noch Niemand an ihr bemerkt hatte.

— Gabriel! sagte Giuseppe eintönig. Oder richtiger, Nummer sechsunddreißig, welche

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

sonderbar genug, nach der Cabbala: „stumme Liebe" bedeutet. Wir sind fern von Italien, Altezza, daher sage ich Euch, daß ich in der Nummer sechsunddreißig von Buona Solasso den einzigen Sohn meines Freundes, des Marchese Luigi di Ricci beklage; beklage, obgleich ich Gesandter und Freund der Brüder von Latrappe bin.

Die Kurfürstin entließ den Italiener rasch, um sich einer ebenso ungewöhnlichen als heftigen Gemüthsbewegung hinzugeben. Ihre erste Jugend und — kaum wagte sie zu denken, was sie mit Allgewalt empfand — ihre erste jungfräuliche Liebe hatte sich hier, fern von der blühenden Heimath, ihrer bemächtigt in einem Augenblicke. Sie versank, dem Kurfürsten gegenüber, in tiefe Schwermuth. Gabriel Ricci! Der Name, der fast vergessene Name, brannte in ihrem Herzen mit Flammenschrift. Er, der schönste, tapferste Jüngling von Toscana, hatte einst den Glanz seines prächtigen Auges zu der Tochter seines Fürsten zu erheben gewagt und Anna Maria Luisa's Herz war ihm in Thränen des Entzückens der Liebe entgegengeflossen. „Da kam das Schicksal rauh und kalt" — wie Schiller tiefdüster singt. Es kam als der männliche, schöne, braungelockte Kurfürst von der Pfalz, und der schwarzäugige Italiener, der dreiundzwanzigjährige Geliebte mußte vor dem ebenbürtigen zweiunddreißigjährigen deutschen Freier auf ewig im Tode eines Trappisten verstummen.

Maria von Medici liebte ihren Gatten mit zärtlicher Neigung; aber er war ihr irdischer Gott. Das göttliche Ideal, welches gleichviel früh oder spät in der Brust des Menschen aufgeht, und zwar nur ein Mal, war aber emporgestiegen, Alles neben sich verdrängend, und diese Gestalt glich Gabriel di Ricci; — er war es selbst. Die alte Liebe wurde durch das schmerzliche Heimweh, an welchem die Florentinerin schon länger litt, so sehr verstärkt und in die Gegenwart gezogen, daß nach wenigen Tagen die Kurfürstin sich selbst nicht mehr erkannte. Der Fra Giuseppe hatte ein ganz neues Wesen aus ihr gemacht.

Eben in dieser Zeit hatte der Kurfürst, mit seinen eignen Verlegenheiten beschäftigt, wenig Zeit und Laune, seiner Gemahlin Aufmerksamkeiten zu erweisen. Er vernachlässigte sie bei seinem Verkehr mit Juden und Wechslern fast vollständig. Maria dankte dem Himmel dafür. Sie gab vor, Andachtsübungen obzuliegen und verschloß sich in ihre Zimmer. Damals ließ sie ihren silberfalben Zelter satteln und ritt zur Stadt hinaus. Was wollte sie? Sie fand sich unwillkürlich immer auf demselben Wege und endlich vor den finstern Pforten des Trappistenkloster s. Sie hatte eine Ahnung, es täuschte sie schmerzlich süß, wenn sie wähnte, dies sei Buona Solasso bei Florenze, eine Täuschung, welche die nächste Umgebung mitleidig unterstützte. Nie und nimmer wohl hätte sich dieser Zustand der Kurfürstin bemächtigen mögen, hätte sie den Gegenstand ihrer Leidenschaft in ihrer Nähe gewußt. So aber; es war ja kaum mehr als eine Todtenfeier für den zu Grabe gegangenen Frühling ihrer Gefühle. Eben aber, weil Maria von Medici sich in dieser Hinsicht sicher glaubte, ließ sie ihren Empfindungen, die sie unter anderen Umständen aufs strengste bewacht haben würde, widerstandslos den Zügel und verstrickte sich in die Regionen einer Phantasiewelt, welche zu reizend waren, als daß aus ihnen die liebende Träumerin zur nüchternen Wirklichkeit hätte zurückkehren mögen.

Bisher hatte sie nicht gewagt, den Fra Giuseppe, welcher im Jesuitencollegium gastliche Aufnahme gefunden, wieder zu sich zu bescheiden. Sein Blick war so eigenthümlich gewesen, als hätte er auf dem tiefsten Grunde ihrer Seele zu lesen vermocht. Er war inzwischen oft am

Digitized by Google

Hofe gewesen und Johann Wilhelm intereſſirte ſich für ihn im höchſten Grade. Giuſeppe ſollte, wie ein geheim geſagtes Gerücht ging, zu den Nachkömmlingen der Guérinets, dieſen phantaſtiſchen und gelehrten Geiſterſehern und Schwarzkünſtlern gehören, die ihrerſeits ihren Urſprung auf die Alambrados in Spanien, die Roſenkreuzer, die Templer, Aegypter und Magier, bis zu dem zweiten oder irdiſchen Hermes zurückführten; ein myſtiſcher Orden, der zum Theil im 18. Jahrhundert in den Illuminaten wieder erſtand. Fra Giuſeppe war, obgleich Verbrüdeter der Trappiſten, welche ſtumme Mitwiſſer ſo manches Geheimniſſes waren, flüchtig und verfolgt. Die Jeſuiten, die damals die Aufgeklärten, Vorurtheilsfreien ſpielten, hatten ſich ſeiner als eines tiefſinnigen Naturforſchers angenommen. Dieſer geheime Stand der Dinge kam bald zur Oeffentlichkeit. Man reclamirte von Rom aus den Ketzer und Zauberer und Gottesleugner, genannt Abbate Santi oder Fra Giuſeppe. Der Italiener rief den Kurfürſten um Beiſtand an, indeß das Jeſuitencollegium Muth genug hatte, durch den General des Ordens zu Rom die Auslieferung Giuſeppe's geradezu zu verweigern.

Johann Wilhelm verſprach dem Pater, ihn zu ſchützen, falls er offenes Geſtändniß ablege. Dies Geſtändniß ließ den Herrſcher faſt ſchwindeln. Giuſeppe bekannte ſich als einen der Guérinets. Er beichtete ſeine Eigenſchaft, Geiſter und unkörperliche Weſen ſehen und beherrſchen zu können, ſeine Kunſt, Gold zu machen und diejenige, durch Geiſter und Geſtirne die Gedanken und Geheimniſſe jedes Menſchenherzens klar ergründen zu können, ſofern er nur ein von der beſtimmten Perſon, wenn auch mit gleichgiltigen Sachen, beſchriebenes Blatt Papier beſitze, um ihre Schriftzüge zu charakteriſiren.

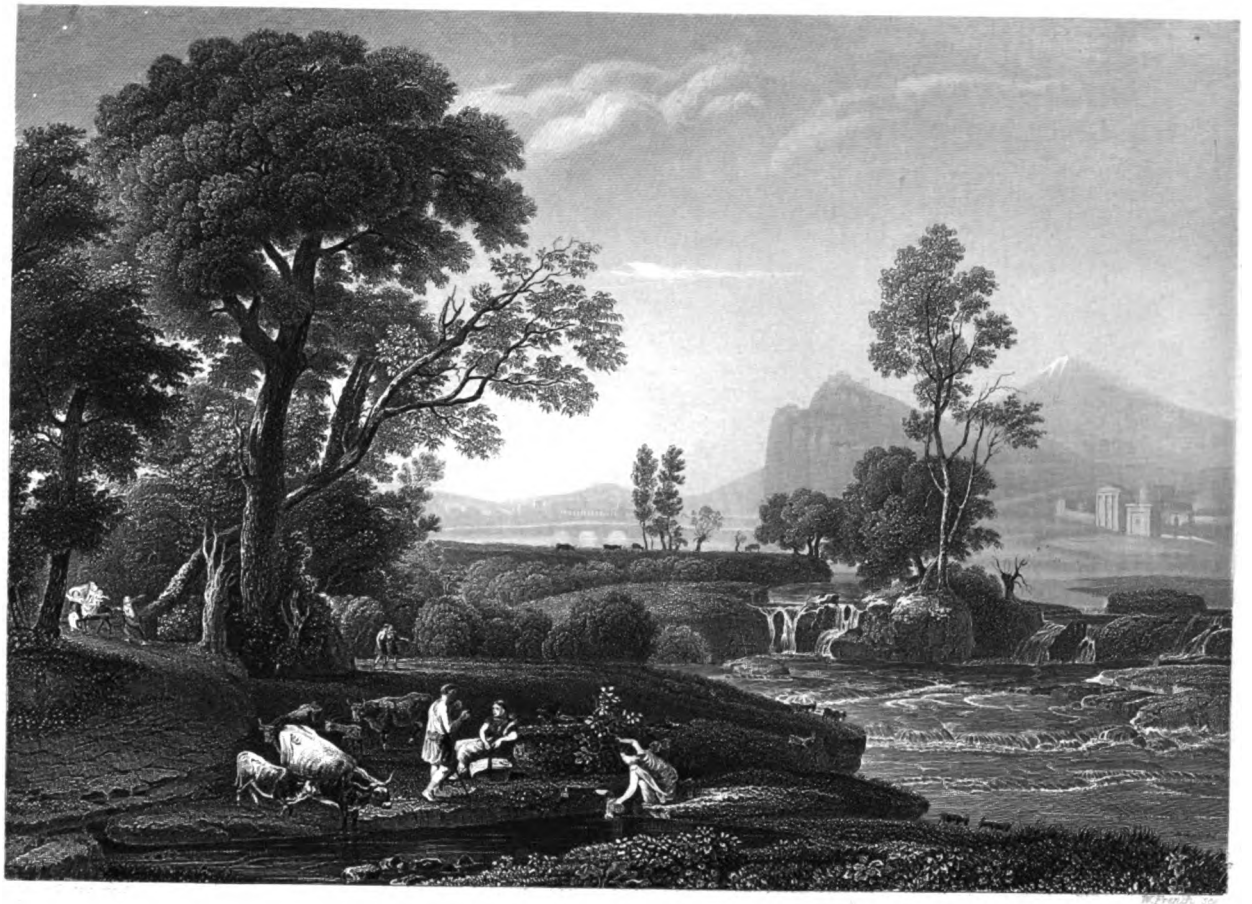
Dies letztere bot auf der Stelle einen ſichern Haltpunkt. Der höchſt betroffene Kurfürſt griff ſofort zur Seite, wo eine Menge Cabinetspapiere lag, und forderte dem Pater die Analyſe des Charakters des Schreibers eines Blattes ab. Giuſeppe ſtudirte nur wenige Minuten; dann ſchilderte er den Verfaſſer, einen alten Canzleibeamten, ſo genau und richtig, daß Johann Wilhelm ihm erſchüttert das Blatt aus der Hand nahm und ihn fortgehen hieß. Noch an demſelben Abende aber ließ er ihn wiederrufen, und von hier an begannen die geheimnißvollen Unterhaltungen dieſer beiden Männer, um unerhörte Reſultate der Wiſſenſchaften herbeizuführen. Fra Giuſeppe machte vor den Augen Johann Wilhelms wirklich ſo viel Gold, daß daſſelbe ausgeprägt über zwanzigtauſend Gulden rheiniſch betrug, was der Kurfürſt an ſich nahm, da der Geiſterſeher erklärte, er bedürfe im Augenblicke dergleichen nicht, könne ſich ja auch immer ſelbſt hinreichend verſorgen. Der Einfluß, den Giuſeppe erlangte, war ſo groß, daß der Kurfürſt ſich von ihm zum Neophyten annehmen und blind den Befehlen unterwerfen ließ, welche der Pater als zum Gelingen des Vorhabens nöthig, verhängte. Hierhin gehörte zum Beiſpiel die Forderung des Italieners, daß ſich der Herrſcher durchaus nicht mehr um kirchliche Angelegenheiten bekümmern dürfe, da die heilige Kirche, wie der Papſt richtig erklärt habe, in natürlicher Feindſchaft zu ſeiner Kunſt ſtehe, die er übrigens als eine durchaus nicht ſündliche oder gar dämoniſche zu rechtfertigen verſtand. Johann Wilhelm zog die Wiſſenſchaft des Guérinets den Gnadengaben der Kirche vor und übertrug dem Rector des Jeſuitercollegiums vorläufig die näheren Anordnungen in Kirchenſachen, um ſich mit deſto größerem Fleiße auf die Wiſſenſchaft der Rectoren, der Verwandlungen im Feuer und der Beſchwörungen zu werfen.

Maria, der er zum großen Theil ſeines Freundes Giuſeppe fabelhafte Macht erzählte,

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Maria war zwar sehr hellsehend in gewöhnlichen Dingen; dennoch war sie ein wenig abergläubisch und zwar, weil ihr Gemüth eine durch die Kunst genährte poetische Mährchenwelt, eine glühende Romantik in sich schloß, welche eben wieder durch das Erwachen ihrer Jugendliebe vollste Nahrung und Kraft empfangen hatte. Deshalb konnte sie, von ihrer Phantasie hingerissen, nicht zur Ungläubigkeit kommen; ja diesen Nachrichten gegenüber hatte sie, als der Kurfürst geschieden war, keinen andern Gedanken, als den: „Möchte ich doch nur drei Zeilen von Gabriels Hand besitzen, damit Fra Giuseppe mir sagen könnte, was der Unglückliche jetzt denkt und wie in seiner Heimath, im Grabe der Lebendigen, sein Herz für die Tochter Medicis empfindet!" Sie ruhte wirklich nicht eher, bis Giuseppe wieder bei ihr erschienen war.

Maria Anna, reizend gekleidet, den italienischen Schleier in den herrlichen, tiefbraunen Locken, das Auge flammend vor Erwartung und Glut, empfing dennoch den Pater sehr gemessen und kaltblütig. Um ihre Fassung bei dem Gespräch, welches sie beabsichtigte, nicht zu verlieren, nahm sie eine prachtvolle römische Laute, stimmte sie und schlug Accorde an, während der Pater sich neben ihr niederließ und mit der ruhigsten, sanftmüthigsten Miene von der Welt seine Erzählung von dem unglücklichen Gabriel begann. So wie Giuseppe indeß mit der Schilderung des Seelenzustandes seines jungen Freundes vorschritt, ward er wärmer und tröpfelte die den Rest des Friedens in Marias Brust vergiftende, ihr ganzes Innere in Aufruhr bringende Kunde mit solcher Kunst ihr ein, daß die Kurprinzessin mit einem verwirrten flehenden Blicke, ihre bisherige Haltung fast vollkommen verlierend, zurücksank.

— Gnade, mein Pater! flüsterte sie halb bewußtlos. Schweig; ich bin nicht im Stande, Eurer Erzählung weiter zu folgen ... Ewiger Gott... Lebe ich noch, nachdem ich diese Martern eines Jünglingsherzens vernommen, von denen ich die — ach nicht unschuldige — Ursache war? ... Seht mich an, Abbate Giuseppe, und sagt mir's, — verschweigt mir es nicht, ich bin eine Mörderin!

Giuseppe warf sich in höchster Aufregung vor der Prinzessin nieder.

— Gnade für mich, Altezza! brachte er hervor. Verzeihung für mein Wagniß... Was soll ich's verhehlen? Ihr hörtet Ricci's Geschichte! Bin ich zu verdammen, daß ich Mitleid mit Gabriel empfand? Daß ich den Armen von Buona Solasso unter Mühen und Gefahren hieher führte, in die Nähe des hehren Sternes, der allein ihm Licht und Leben giebt? Mit einem Worte, Gabriel ist dem Tode entronnen, er ist durch meine Hülfe dem Grabe des Trappistenklosters entflohen und harrt, bei unsern mitleidigen Freunden, den Jesuiten versteckt, auf ein einziges Wort von Euch, das ihm ferner Lebenshoffnung gäbe!

Die Kurfürstin war in Wahrheit niedergeschmettet; versteinert. Mit süßem Schmerze hatte sie dasjenige, was ihr ferne war, in ihrer Brust wach gerufen; sie hatte ein Recht, diese vorübergegangene Zeit in ihrer Erinnerung nicht sterben zu lassen; kein Gesetz und keine Pflicht mochten ihr das liebevolle Andenken an einen Todten verwehren. Mit der Eröffnung des Guérinets aber war Maria wie durch ein Blitzlicht über die Abgründe, welche sich auf ihrem Wege befanden, aufgeklärt. Heute war die Kurfürstin nicht im Stande, einen Beschluß zu fassen. Sie entließ den Italiener kurz, fast abstoßend. In ihre innersten Closets zog sich die edle Dame zurück, um den hinterlistig abgeschnellten Pfeil, welcher das Herz der Arglosen durch-

Digitized by Google

bohrte, aus ihrer Bruſt zu reißen. Maria war über ihre Pflicht keinen Augenblick im Zweifel, ebenſo wenig darüber, ob ſie dieſer folgen wolle.

Die Kurfürſtin begab ſich zu ihrem Gemahl. Er war in ſeinem Laboratorium. Johann Wilhelm empfing ſeine Gemahlin mit auffallend übler Laune. Es war etwas Beengendes, Gezwungenes in ſeinem Weſen, das Maria noch nicht an ihm bemerkt zu haben meinte. Sie kam, um offenes Vertrauen auszutauſchen, um ihr Herz vor dem Kurfürſten auszuſchütten. Heute war ſicherlich nicht die Zeit dazu und Maria beſchloß, zu ſchweigen und erſt dann zu reden, wenn ſie den ihr bevorſtehenden Kampf zu Ende geführt haben würde. Es fehlte nur wenig, und die Italienerin wäre den düſterſten Intriguen zum Opfer gefallen.

Pater Giuſeppe, welcher ſich, wie bemerkt, bald des vollſten Vertrauens des Kurfürſten bemächtigt hatte, war Schritt für Schritt dazu gelangt, ihm gegen ſeine Gemahlin ein Mißtrauen einzuflößen, das ſeiner offenen Seele fern lag. Mit tiefſter Erſchütterung vernahm es Johann Wilhelm, daß Maria ſchon geliebt, bevor ſie ihn geſehen, und als Santi von Gabriel Ricci's Schickſal erzählte, da bat er: daſſelbe möge der Kurfürſtin ewig verborgen bleiben. Wer beſchreibt jedoch die furchtbare Wirkung des Geſtändniſſes, welches Giuſeppe dem gehörig vorbereiteten Kurfürſten ablegte: Maria wiſſe, daß Gabriel in Buona Solaſſo eingetreten, noch mehr, ſie liebe ihn heute noch mit der alten Glut und ſie ſei es geweſen, die durch ihre Bitten den Trappiſten ſeinem Gelübde untreu gemacht und ihn bewogen habe, zu fliehen und in ihre unmittelbare Nähe zu kommen.

Johann Wilhelm hatte Gabriels Aufenthaltsort erfahren und Giuſeppe mußte ſeine ganze Beredtſamkeit aufwenden, um den Herrſcher davon abzuhalten, ſeine Rache, ſeine Eiferſucht im Blute des jungen Italieners zu kühlen, dazu die Jeſuiten für ihre, an demſelben bewieſene Gaſtfreundſchaft mit ſofortiger Verbannung aus dem Kurfürſtenthum zu beſtrafen. Der Pater wieß die Unſchuld, die Unwiſſenheit der Väter Jeſu unwiderſprechlich nach und vermochte den Kurfürſten zu dem Verſprechen: nicht eher gegen Gabriel, oder gegen ſeine Gemahlin etwas zu unternehmen, bis er Gewißheit über die Art des Verhältniſſes erlangt habe, welches gegenwärtig unter dieſen beiden, dem Verderben geweihten Perſonen beſtehe.

An dem Abende, welcher auf dieſe Unterhaltung des Italieners mit dem Kurfürſten folgte, ſaßen die vornehmſten Mitglieder des Jeſuitercollegiums ernſt und leiſe flüſternd in ihrem Refectorio. Pater Giuſeppe, heute in der Ordenstracht der ehrwürdigen Väter mit der Nachläſſigkeit eines Herrſchers den erſten Sitz über dem Pater Rector des Collegiums einnehmend, hatte die Erzählung über den erwarteten Erfolg der Intrigue mit mathematiſcher Genauigkeit auseinandergeſetzt.

— Und ferner, hochwürdigſter Pater General? wagte der Rector mit gedämpfter Stimme und ehrerbietigſter Verbeugung den Pſeudo-Abbate und Adepten zu fragen.

— Die Mediceerin wird dieſen überſpannten, ſchwärmeriſchen Burſchen ſehen; das iſt gewiß. Nicht weniger ſicher iſt es, daß ſie, wie einmal ihr Gemüthszuſtand beſchaffen iſt, ſich von Gabriel zu ihren alten Empfindungen hinreißen laſſen wird. Ihr Widerſtand gegen dieſen Zug ihres Herzens iſt jetzt faſt Null; hört ſie Gabriel reden, ſo iſt ſie der wunderbaren Macht ſeiner phantaſiereichen glühenden Worte gegenüber ſo ohnmächtig, wie es ein leidenſchaftliches Weib ihrem Geliebten gegenüber nur immer ſein kann.

Digitized by Google

— Und diese Unterredung ... fragte der Rector mit einem Blicke des Einverständnisses.

— Wird Johann Wilhelm mit eignen Ohren anhören; schloß der Pater Ordensgeneral mit eisiger Kaltblütigkeit. Das Weitere wird der durchlauchtigste Kurfürst dann sehr schnell selbst besorgen. Wir werden die Herren sein im Lande und nicht diese frivole, kirchenfeindliche Florentinerin!

Pater Giuseppe wartete geduldig, bis Maria ihn zu sich fordern ließ. Sie schien fast fieberhaft aufgeregt.

— Ich will Gabriel sehen, Signor! sagte sie mit heftigem Ausdrucke. Diese Qual ertrage ich nicht länger. Meine Kraft ist zu Ende. Erwerbt Euch das Verdienst um ein gemartertes Frauenherz und führt mir meinen unglücklichen Freund zu ... aber versteht, heute noch, heute!

Der verkappte Jesuit verbeugte sich tief. Kaum konnte er sein Entzücken verbergen. Er eilte fort, nachdem er den Ort und die Stunde des Stelldichein verabredet hatte, und überbrachte dem Kurfürsten die Unglücksbotschaft. Johann Wilhelm schien sehr gefaßt, aber das geübte Auge des Paters sah dennoch, was der Fürst tief im Herzen empfand, und jubelte heimlich.

— Signora Maria und Signor Gabriel, sagte er für sich, in diesen Augen da steht Euer Todesurtheil geschrieben!

— Im Garten also will sie ihn sehen? preßte Johann Wilhelm hervor.

— Ja.

— Um 11 Uhr!

— Wie der durchlauchtigste Kurfürst sagt.

— Gut. Ihr seid entlassen, Priester! und barsch wandte sich der Fürst ab.

Es ließ ihm keine Rast, er mußte seine Gemahlin aufsuchen. Sie klagte, daß sie krank sei und wollte sich in ihre Schlafzimmer begeben. Nie wohl war der Fürst zärtlicher, sanfter, milder, als an diesem Abende. Er schien ihr durch seine Liebkosungen das schlimme Geständniß entreißen zu wollen; aber Maria schwieg. Sie schien in ihren Gedanken, die meilenfern von dem Gatten an ihrer Seite schweiften, vollständig verloren. Die glänzende Hand Johann Wilhelms spielte mit dem kalten, goldenen Knaufe seines Schwertes, dem er in dieser Minute für heute Abend einen unheilvollen Dienst zudachte. Er entfernte sich einsilbig und finster, während Maria in Thränen zurückblieb.

Ihr Entschluß war gefaßt. Als die bestimmte Stunde schlug, hüllte sie sich in ihren Mantel und ging festen Schrittes zum kleinen Schloßgarten. Es war ein stürmischer, regnerischer Abend. Als sie zwischen den Gebüschen und unter den Bäumen, welche ihre schweren Regentropfen auf sie herab schüttelten, forteilte, wurden ihre Schritte durch einen leisen Ausruf gehemmt. Sie erbebte; ihr Herz hatte Gabriels Stimme auch nicht vergessen. Im nächsten Augenblicke lag eine dunkle Mannsgestalt, stumm und schluchzend auf dem nassen Rasen knieend, ihr zu Füßen. Maria streckte ihre Hand aus, die der Trappist mit Küssen bedeckte.

— Du bists, Unglücklicher; sagte sie mit fester Stimme. Ich habe Dich zu sehen verlangt, um Dich von dem Tode, dem Du Dich weihtest, und von der Verzweiflung, der Du auf dieser von Dir betretenen Bahn entgegengehst, zu retten. Täusche Dich nicht. Ich vergesse Dich nicht, aber die Liebe des Weibes zu ihrem Gatten hat die Empfindungen des Mädchens für Dich auf

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Digitized by Google

immer unwirksam gemacht. Und selbst, wäre ich frei, so würde ich nicht Dich, sondern meinen Herrn Johann Wilhelm erwählen. Das ist die Wahrheit. Eine Mediceerin ist zu stolz, um zu heucheln. Liebte ich Dich, ich würde es nicht verbergen; ich selbst würde, möchte geschehen was wollte, dem Kurfürsten die Wahrheit gestanden haben. So aber kommt es nur auf Dich an, mein Gabriel. Ist der italienische Pater in der Nähe?

Gabriel, eine schlanke Gestalt, mit blassem Gesicht, dessen Züge aber von einem andern Auge, als demjenigen der früheren Geliebten, kaum zu erkennen gewesen wären, stand vor ihr, gebeugt, vernichtet. Als Maria ihre Frage wiederholte, erwiderte er mit tonloser Stimme, daß Giuseppe im Schlosse geblieben sei.

— Dann höre! sagte die Kurfürstin energischer. Fliehe, fliehe noch in dieser Stunde aus den Händen derer, die sich Deiner bemächtigten. Ich ahne, sie werden Dich verderben. Bist Du hier aus eignem Antriebe?

— O, heilige Maria, murmelte der Jüngling abermals niedersinkend, wie sollte ich mich Dir verbergen? Ich, ja, ich hätte entsagt; keine Erinnerung an mich sollte Dein Inneres betrüben. Ich war gestorben im Satrappenkloster. Giuseppe war's, der wiederum den Brand in mein Herz schleuderte; der mich bewog, zu fliehen und hieher zu Dir zu eilen. Ich Wahnsinniger hatte, durch diesen Priester verführt, wieder zu hoffen begonnen und meine Liebe schien durch das Verbrechen, welches sie umhing, nur noch glühender geworden zu sein. Ja, ich weiß, mir droht Gefahr. Seit ich hier bin, ergründete ich, daß man mir nicht diente, sondern, daß ich diente. Dennoch war ich zu ohnmächtig, um von hier zu scheiden, ohne Dich zum letzten Mal gesehen zu haben. Es ist das letzte und ich trenne mich von Dir mit einem offenen Geständnisse. Bewahre es wohl, Maria, denn obwohl ich den Tod nicht scheue, will ich ihn dennoch nicht durch das Gift dieser Jesuiten finden. Pater Giuseppe ist der Ordensgeneral der Jesuiten ...

Bevor noch die Kürfürstin sich so weit erholt hatte, um zu antworten, ward dicht neben dem Paare im Gebüsche ein heftiger Ausruf laut. Die Stimme des Kurfürsten war's.

— Du Schurke! rief Johann Wilhelm, indeß die Gebüsche krachten und eine klägliche Stimme um Gnade bat. Die Fürstin eilte hinzu; bereits aber hatte der Kurfürst den Degen gezogen und den Jesuiten mit einem Stoße desselben niedergestreckt. Er umarmte jetzt seine Gemahlin mit Heftigkeit.

— Diese Brut! rief er fast außer sich. O, Maria, Maria, Du weißt nicht, was ich erlitten, durch diese Schlangen erlitten; Du siehst den Abgrund nicht, an welchem ich schwebte. Der Himmel selbst hat Dich, Reine, beschützt; denn verdamme mich, ich bin hieher gekommen mit dem Vorsatze, daß Dein Herzblut und dasjenige des Ritters de Ricci diesen Stahl in meiner Hand färben sollte. — — —

Die Jesuiten erholten sich unter Johann Wilhelm von diesem Schlage, welchen sie erlitten, nicht mehr. Sie wagten keinen Versuch, sich nochmals des Kurfürsten zu bemächtigen und den wohlthätigen Einfluß der edlen Fürstin, noch seine Entschließungen zu vernichten. Pater Giuseppe ward im Jesuitencollegium geheilt und reisete still nach Rom zurück. Gabriel Ricci ging nach Malta, um bis zum Comthur der Johanniter-Ritter unter Kämpfen gegen die Barbaresken und Türken sich aufzuschwingen. Die Regierung des kurfürstlichen Paares aber, von keinem widrigen

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

J. P. Rubens pinx.t A. H. Payne sc.

Satyrs and Nymphs. Satyre und Nymphen.

Satyry i Nimfy.

Digitized by Google

Digitized by Google

Zufalle mehr getrübt, rief von jetzt an den Aufſchwung der Reſidenz Düſſeldorf ſowohl wie des ganzen Landes hervor, und ward noch lange nachher vom Volke mit Segenswünſchen genannt.

Die Hochzeit zu Cana.

Von Paul Veroneſe (Cagliari).

Die Bilder dieſes großen Meiſters, welchem wir ſpäter wieder begegnen werden, zeichnen ſich durch eine ſo reiche, lebendige und zwangloſe Gruppirung aus, wie ſie nur wenige Maler zu ſchaffen verſtanden und verſtehen. Eins der Gemälde dieſes Italieners, das dieſe Kunſt deſſelben in ſchöner Vollendung zeigt, iſt das Gaſtmahl bei der, in der Bibel mit lieblicher, gläubiger Naivetät geſchilderten Hochzeit zu Cana in Galiläa. Mit gleicher Gläubigkeit und Anmuth gelang es dem Künſtler, die Scene des Weinwunders zu malen. Die Compoſition, in großem, umfaſſenden Stile und dennoch in vollkommen harmoniſcher Weiſe, ohne die geringſte Härte und Eckigkeit, entworfen, iſt in der Gruppirung der Figuren voll und reich, und doch klar und von jeder Verwirrung entfernt. Die charakteriſtiſche Mannigfaltigkeit der ideal gehaltenen Köpfe zeugt für den geiſtigen Reichthum des Künſtlers. Die Beſtimmung des Ausdrucks, des Zweifels, der erlangten Ueberzeugung, des Erſtaunens und Verwunderns, der Ehrfurcht und Achtung, womit die Hochzeitsgäſte das Wunder der Verwandlung des Waſſers in Wein aufnahmen, iſt dann ſo fein als ſchlagend, und überhebt uns eines weiteren Commentars zu der Scene. Ebenfalls beweiſt der Meiſter durch das mannigfache Coſtüm ſeiner Figuren ſeine blühende Phantaſie, obgleich daſſelbe bei der Mehrzahl der Perſonen keinen Anſpruch auf die hiſtoriſche Treue machen kann, welche etwa Leonardo da Vinci in ſeinem Abendmahlsbilde auf ſo unübertreffliche Weiſe mit den höchſten Anforderungen der Kunſt hinſichtlich der Gewandung zu vereinigen gewußt hat.

Niederländiſche Dorfſchenke.

Von David Teniers dem Jüngern.

Der Name Teniers iſt einer der ausgezeichnetſten in der Geſchichte niederländiſcher Kunſt. Es giebt zwei Maler dieſes Namens, Vater und Sohn. David Teniers der Aeltere wird gewöhnlich zum Unterſchiede von ſeinem, ihn weit überragenden Sohne, David Teniers dem Jüngeren, „il Bassano“ genannt. Er konnte nämlich den italieniſchen Meiſter Chiacmo Ponte, mit dem Beinamen: Baſſano, in Stil und Manier täuſchend nachahmen.

Digitized by Google

David Teniers d. J. ward 1610 zu Antwerpen geboren und starb als Director der Antwerpener Kunstacademie im Jahre 1690 zu Brüssel. Von seinem Vater vorgebildet, ward er später ein Schüler von Peter Paul Rubens und verfolgte eine Zeitlang die von diesem gewaltigen Meister als unterscheidendes Zeichen der neueren flamändischen Malerschule eingeschlagene historische und kirchliche Richtung. In mehren hieher gehörigen Stücken zeigte Teniers, daß seine Phantasie eines bedeutenden Aufschwunges fähig war; im Ganzen aber blieb er in idealen oder gar heiligen Gegenständen schwach; ebenso sind seine See- und Thierstücke mangelhaft, nicht selten mißlungen.

Im Genrebilde ist Teniers dagegen der größte flamändische Meister. Er wendet sich hier der vollen Wirklichkeit zu, die er fast portraitartig auffaßt. Er malt das Leben und Weben des Volks, Wirthshaus- und Wachtstuben-Scenen, Bauergesellschaften, Dorffeste. In seinen effectreichen Situationen und im leichten, natürlichen Colorit ausgezeichnet, steht er fast einzig da durch den köstlichen Humor und die unwiderstehliche, breite Komik, welche aus seinen Schöpfungen sprechen. Hier ist David Teniers auf seiner höchsten Höhe.

Der Erzherzog Leopold von Oesterreich, welcher den Meister zu seinem ersten Kammerdiener ernannte, wies ihn durch seine Aufträge ausschließlich auf diese Darstellungen aus dem Leben der niedern Classen hin. Teniers begann seine Studien, indeß er die Urbilder seiner Schöpfungen selbst aufsuchte, obwohl er, dem Cynismus Rembrandts fremd, an diesem Volksleben nicht persönlich sich betheiligte, sondern eben nur den Beobachter machte.

Auf einer solchen Wanderung belauschen wir den genialen Künstler. Er schlendert aus dem altehrwürdigen Antwerpen hinaus, einem Dorfe an der Schelde zu, und begiebt sich in die Stube der Schenke, die ihm schon manche originelle Gestalt geliefert hat. Auch heute fehlen dergleichen nicht.

Von dem alten, triefäugigen, zahnlosen Ohm (Onkel) vom Hause bedient, sitzen vorn in dem gewölbten Schenkzimmer vier Gäste an einem rohen Eichentische. Sie sind in eine so wichtige Angelegenheit vertieft, daß sie weder von dem Wirthe, der Wirthin, noch von einigen Gästen, die sich in der Küche im Hintergrunde des Zimmers zu schaffen machen, Notiz nehmen. Es bedarf nur einer Minute, um aus dem Gespräche dieser vier Menschen zu erfahren, wer sie sind, wie sie heißen, und was sie so eifrig mit einander verhandeln.

Rechts am Tische saß ein alter Scheldeschiffer, mit einem abgelebten, hohen Hute auf dem Kopfe; ein entschlossenes Gesicht von einem struppigen, ganzen Barte beschattet. Wie eine Kriegswaffe hatte er seine gebräunte Thonpfeife und den Tabaksbeutel am Gurt hängen. Diesen Mann nannten die Uebrigen Jan van Bierlieb. An der andern Seite des Tisches saß der Sohn des alten Schiffers, ein etwa zweiunddreißigjähriger kräftiger Mann mit offenen Zügen. Er trug die altniederländische Jacke ohne Aermel und eine, den alten Doctorbaretts ähnliche Kopfbedeckung. Dieser hieß Willem.

Vergebens sucht der Sohn dem Vater die Erlaubniß abzudringen, das schönste aber auch ärmste Mädchen im Dorfe zu heirathen.

Der Vater eben dieser Braut, Mynheer Taaks, hatte dem Schiffer gegenüber Platz genommen. Er war ein sanftmüthig blickender Mann mit langem, braunen Haar. Bald hätten wir den vierten Gast nicht erwähnt, welcher zwischen Vater und Sohn sichtbar wurde; Isak, ein

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

bärtiger Sohn Israels, war's, der Unterhändler bei der Werbung. Er hatte versprochen, der armen Katherina den Brautschatz vorzuschießen, wenn ihn Willem als seine Schuld anerkenne. — Alle Drei aber hatten es darauf abgesehen, den Schiffer zu ihrem Willen zu bewegen.

Ich gebe meiner Katherina zweitausend Goldgülden! rief Taaks. Je well! Ich habe Geld geerbt.

— Ich sage doch nicht: Ja! erwiderte Jan van Bierlieb.

— Was hast Du denn an dem Mädchen auszusetzen?

— Gar nichts! antwortete der Schiffer. Sie gefällt mir, wenn sie Geld besitzt. Aber Mynheer Taaks, Dich mag ich nicht, weil Du kein Bier trinken kannst. Glaubst Du, ich will einen Verwandten, über den ich mich Zeit meines Lebens ärgern muß, statt mit ihm zu zechen?

Isak winkte mit den Augen.

— O, sagte Taaks, ich kann sehr wohl trinken und mehr als Ihr, Mynheer...

— Das möcht' ich sehen! sprach der Schiffer staunend.

— Aber ich trinke nur auf besondre Veranlassung! Bekommt meine Tochter Euren Sohn, wenn ich zechen kann?

— Wer weiß, was Mynheer Taaks zechen nennt! rief Jan sehr aufgeregt. Aber Eins will ich mit Dir eingehen. Kannst Du nur einen Schoppen Bier mehr trinken, als ich, so bist Du ein braver Mann, der morgen schon Katherina in mein Haus bringen mag. Zu Isak flüsterte der Alte aber: Taaks wird unter den Tisch kommen; das ist allein hundert Gülden werth.

Der Wirth brachte Bier und Kreide. Die Zecher leerten eifrig die Gläser und merkten sich jedes geleerte Glas mit einem Kreidestrich auf dem Tische an. Endlich blickte der alte Schiffer den Mynheer Taaks, welcher höchst angenehm und selig lächelte, aber längst zu trinken aufgehört hatte, siegreich an.

— Der Kampf ist zu Ende! rief Jan. Ich kann nichts mehr trinken. Wir wollen die Gläser zählen.

— O, Mynheer, ich habe die meisten Striche! lallte Taaks.

Jan stand sehr beleidigt auf, beugte sich über den Tisch und verglich mühsam seine Kreidestriche mit denen des Gegners.

— Welche Hexerei ist das? sagte der Schiffer die Hand ballend. Du machtest keinen Strich zu viel, ich hab' genau aufgemerkt, und ich sicherlich keinen zu wenig, und doch hast Du zwei Gläser mehr getrunken als ich, dem's Niemand im Biertrinken gleich thut?

Willem, der Sohn, sah zum Scheine die Striche nach, während der, den Scherz errathende, alte Ohm höchst vergnügt über seine Schulter schaute. Der joviale, bärtige Isak aber, welcher seine rechte Hand auf Willems Schulter gelegt hatte, blickte den alten Schiffer in seinem komischen Zorne ironisch und überlegen an.

Isak hatte heimlich die Striche des Schiffers, so wie sie hingezeichnet waren, gewissenhaft weggewischt. Jan rief den Wirth zum Zeugen. Dieser nahm die Kreide, ging nach dem Thürpfosten und fing an zu rechnen. Aber der Schalk war in's Complot gezogen und band die Lüge, welche man dem alten, hartnäckigen Bootsmann aufgeheftet, durch seine Beredtsamkeit vollends auf seinem Rücken fest.

Jan van Bierlieb mußte, getreu seinem Wort, die Segel streichen.

Digitized by Google

— Fünf Minuten später waren Willem und die schöne Katherina verlobt und einige Augenblicke darauf wanderte David Teniers, in heiterster Stimmung, nach Antwerpen zurück. Der Meister trägt in seiner Mappe die Skizze eines seiner reizendsten Gemälde...

Das Original unsers Blattes ziert die königliche Gemäldegallerie in Dresden.

Die Kinder Karls I. in England.

Von van Dyk.

Van Dyk in London.

Anton van Dyk, der Fürst aller Portraitmaler, befand sich, vom Könige Karl I. berufen, in London und in der herrlichen Sommerwohnung, welche er der Munificenz seines erlauchten Gönners dankte.

Es war in den Abendstunden. Den Maler sehen wir in einem weiten, aufs prächtigste und geschmackvollste geschmückten Saale. Van Dyk, ein schlanker, schöner Mann, ist noch jung, noch nicht an der Mitte der dreißiger Jahre; dennoch besitzen seine Wangen keine Blüthenfrische mehr; sein ausdrucksvolles, großes Auge blickt heiß und matt und die Stirn ist düster gefaltet.

Van Dyks Anzug war bequem, reich, aber sehr nachlässig angelegt; sein schönes Haar war ungeordnet.

Der ganze Ausdruck dieses edlen Kopfes, dieser schönen Gestalt war melancholisch niedergeschlagen; der Meister schien mit sich und der Welt höchst unzufrieden, er hatte das Ansehen, als sei er mit seinem eignen Innern und mit seiner ganzen Umgebung vollständig zerfallen. Ihn schien das Leben, welches dem Auserwählten mit Tausenden von Reizen geschmückt, lockend anlächelte, mit Widerwillen zu erfüllen.

Das machte, Anton van Dyk, der leidenschaftliche Künstler mit dem glühenden, romantischen Innern, war übersättigt.

Unzufrieden, fast gramvoll streckte er sich auf den Kissen seines Ruhebettes aus und maß zwei Herren, welche neben demselben standen, mit finsteren Blicken.

Diese Männer waren Digby, der genaue Freund des Malers und sein Gönner, der Herzog von Buckingham. Digby war ein blasser, hoher, ernster Mann, nur wenig älter, als van Dyk, er war in dunkelfarbigem Kleide und erschien eben so einfach als edel. Der Herzog von Buckingham war so glänzend angezogen, als sollte er unmittelbar darauf das Parquet der königlichen Prachtzimmer betreten. Buckingham war ein ältlicher Herr von aristokratischer Haltung mit stolzen, fast herrischen Manieren.

— Ich lade Euch, Meister van Dyk, sagte der Herzog, fast heftig die Hand bewegend, in welcher er seinen, mit weißen Federn gezierten Hut hielt, feierlichst nach Whitehall zum König Karl ein. Er läßt Euch durch mich seines ausgezeichneten Wohlwollens versichern und bittet Euch, überzeugt zu sein, daß nichts diese gnädigen Gesinnungen ändern könne...

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

The Peasant's Wedding. Niederländische Bauernhochzeit

Wesele chłopskie.

Digitized by Google

Digitized by Google

— Sehr wohl! erwiderte van Dyk übellaunig. Ich kenne diese Gesinnungen der Engländer nur zu wohl. Ich hätte eigentlich nie vergessen sollen, wie man mich hier in London zum ersten Male empfing, dann würde ich neue Kränkungen nicht zu beklagen haben. Ich mag nichts sehen, nichts hören, edler Herzog, es ist mir Alles zuwider; England und die Engländer besonders, und König Karl und sein Hof am allermeisten. Ich werde nach Antwerpen reisen, um mich dort wenigstens ruhig zu Tode langweilen zu können.

— Aber was verlangt Ihr denn, Meister? rief Buckingham heftig. Worüber beklagt Ihr Euch? Karl I. hat Euch, wie Ihr es verdient, mit Ehren überhäuft, dort liegt sein diamantengefaßtes Bildniß, welches er Euch schenkte; Ihr seid Ritter unsers besten Ordens, des Ordens vom Bade; über englische Knauserigkeit dürft Ihr doch wahrhaftig auch nicht jammern, denk ich!

— Nur nicht so ruhmredig! rief van Dyk sich rasch aufrichtend. Ich habe England mit den Werken meiner Hand einen ewigen Schatz überliefert; die Gemälde, welche ich hier schuf, zählen nach Hunderten. Ich habe, um kein Geschenk, sondern verdiente Belohnung empfangen zu haben, mich überarbeitet, bin elend, erschöpft geworden, mein Herzog von Buckingham ... und doch konnte mich König Karl, als ich vor drei Wochen um Privat-Audienz ersuchte, mich unter nichtigem Vorwande abweisen, mir sagen lassen, mir, ich möge am andern Tage kommen, gleich als sei ich sein Diener und kein freier Künstler, der alle Könige der Welt entbehren kann ...

— Mein Freund, rief jetzt Digby, jetzt, wo die republikanischen Puritaner, diese Rundköpfe, an dem Throne des Königs rütteln, wo die Gährung der Gemüther die unausgesetzteste Wachsamkeit des Königs erheischt, wo die Schotten sich zum Aufstande fertig machen, da solltest Du wohl entschuldigen, wenn das Wohl eines ganzen Reichs Deinen Angelegenheiten vorausgestellt wurde.

— Der König war krank und leidend; versicherte Buckingham. Und in Wahrheit weiß Euer großer Freund, Digby, sehr wohl, daß er sich über Niemand in der Welt, als über sich selbst beklagen kann. Er ist die einzige Ursache seiner häßlichen Laune, die ihm All' und Jedes in den widerwärtigsten Farben zeigt ...

— Ja, flüsterte van Dyk, wieder seine matte Haltung annehmend, ich sehe nur contrastirende Tinten ... Grün und Hellroth, Hellblau und Grau, Schwarz und Braun ...

— Gut, van Dyk! rief Buckingham. Ich freue mich, Sir, daß wir, Digby und ich, Euch auf unsern Punkt gebracht haben. Wir wollen gestehen, daß wir nur kamen, um Euch beichten zu lassen.

Van Dyk schüttelte fast betrübt den Kopf.

— Ja, Anton; sagte Digby, fast zärtlich van Dyks zarte Künstler-Hand ergreifend und sie kräftig schüttelnd. Der Herr Herzog sagt die Wahrheit. Wir sehen Dich, wie Du nur noch matt mit dem Strudel ringst, in welchen Du Dich stürztest, in diesen Schwall von Vergnügungen und sinnlichen Genüssen, in welchem Du sicherlich untergehen wirst, wenn Du Dich nicht energisch und auf der Stelle aufrichtest.

— Ah, meine Freunde, rief van Dyk, dessen gewöhnliche weichmüthige Stimmung wiederkehrte, laßt mich, laßt mich doch. Ich hab' Alles satt, ich bin müde zu leben.

— Gott bewahre, Meister, lachte Buckingham, Ihr werdet erst zu leben beginnen, denn beim heiligen Kreuz, wir haben nichts Anderes im Sinne, als Euch zu — verheirathen. Euer

Digitized by Google

Harem, Eure Mädchen, die Euch Modell stehen, schafft vor allen Dingen ab, höret auf, ferner durch schwelgerische Feste Euch zu entnerven, und Euer Vermögen, Eure Kräfte und Eure Gesundheit und mit dieser Euer — Genie zu verschleudern und zu verschwenden ... und der erste Schritt ist auf der Bahn gethan, die wir Euch führen möchten.

— Du hast neuen Lebensmuth nöthig, Freund, fuhr Digby fort. Du fühlst selbst, daß es vergebens ist, Dich durch Prunk und Ausschweifungen zu betäuben. Noch lebt das heilige Feuer der Kunst ungeschwächt in Deinem Busen; der Beweis ist, daß Du Dich ungeachtet Deiner Genüsse elend fühlst, weil Du, — Gott weiß in wie langer Zeit — keine Palette und keinen Pinsel in die Hand nahmst.

Van Dyk ward wieder finster.

— Bin ich denn ein Knabe? fragte er. Wer sagt Euch, daß Ihr mir Etwas bieten könnt, was ich nicht allein finde? Wer macht Euch so sicher, daß Eure Schätze für mich Werth haben, daß sie wohl gar noch die meinigen an Werth übertreffen?

— Der Herzog von Buckingham griff in die Seitenbauschen seines Kleides und zog ein handgroßes, kostbar gefaßtes Medaillon aus dem Busen.

— Betrachtet dies Bildniß, Meister! sagte er sanft aber siegreich lächelnd. Dann reden wir weiter. Das Gemälde ist freilich von keinem van Dyk; aber eine Göttin hat zu große Schönheit, als daß selbst einem ungeübten Pinsel alle ihre Reize entschlüpfen könnten.

Der Maler bemächtigte sich des Medaillons und betrachtete dasselbe sehr aufmerksam. Bald aber glühte das vorhin fast erloschene Feuer in seinem Auge wieder auf; er faßte das Bildniß fester; seine Wangen rötheten sich und er fing an, unwillkürlich zwischen den Zähnen zu murmeln. Er war in die Betrachtung des Bildes so vertieft, daß er die Anwesenheit seiner Freunde völlig vergessen zu haben schien.

Digby berührte seine Schulter sanft mit der Hand.

— Wen, fragte der Maler, wie aus einem Traume erwachend, wen, meine Freunde, stellt dies Portrait dar? Ach, als ich einst das Fräulein van Malader*) erblickte, da glaubte auch ich an Schönheit in der Wirklichkeit; seitdem meinte ich, daß sie nur in den Köpfen träumerischer Maler lebte... Aber dies Portrait... Dies sagt mir mit überraschender Wahrheit, daß hier die Schönheit der Dame, welche dasselbe darstellt, noch lange nicht erreicht wurde... Wer ist dies?...

— Wollt Ihr nur ein wenig vernünftiger werden, Sir, erwiderte Buckingham; so ist diese Dame sicherlich das schönste Mädchen unserer drei Reiche, die Eurige ... ist Eure Gattin; dafür stehe ich. Diese Dame, Meister, liebt Euch, merkt es wohl, sie liebt Euch... Es ist Maria Ruthven, die Tochter des schottischen Grafen von Göre. Wollt Ihr der Einladung des Königs folgen und sofort mit uns zu Hofe fahren, so werdet Ihr „Schön-Mary" noch heute Abend sehen.

In einem Augenblick war van Dyk aus seiner Apathie erwacht; er sprang auf und rief nach seinen Dienern.

— Sachte, Sir! sprach Buckingham. Ihr werdet die Gräfin nicht im Hofsaale sehen, sondern Euch zu einem kleinen Kunstgriffe bequemen müssen. Sie ist nur in den Gemächern der

*) Eine von van Dyks Geliebten.

Digitized by Google

Königin zu finden; denn ich, Maria's Vormund, habe sie absichtlich von den Festen fern gehalten, habe ihr, um sie zu bewahren, jede ostentatiose, öffentliche Erscheinung untersagt. Die junge Gräfin Gore ist die Hofmeisterin des Prinzen Karl von Wales und seiner beiden Geschwister. Wollt Ihr Diejenige sehen, welche an dem glänzendsten Hofe der Welt das klösterliche Leben einer Nonne führt, so nehmt Euer Zeichnengeräth und begehrt, die königlichen Kinder abzubilden. Dann werdet Ihr die Schöne sicherlich ungestört sehen und sprechen können.

Van Dyk gehorchte. Er fuhr mit Buckingham und Digby nach Whitehall, stellte sich dem Könige vor, der ihn nach seiner halb schwermüthigen Weise lächelnd, freundlichst empfing, dann aber, auf einen Wink vom Herzoge, ihn an die Hand nahm und aus dem Saale führte.

— Erlaubt, Herr Ritter, sagte Karl I. mit seiner ganzen chevalerésken Grazie den Arm des Malers nehmend, wenn Wir Euch eine kleine Arbeit auftragen. Ihr werdet Unsere Kinder malen.

— Ach, Sire, Sie machen mich glücklich! stammelte van Dyk.

— Buckingham wird Euch diesen meinen Lieblingswunsch mitgetheilt haben. Die Kleinen sind zwar noch etwas unruhigen Wesens, Ihr werdet daher Mühe haben, sie genau aufzufassen, indeß die Gräfin Gore — Karl I. lächelte schelmisch — wird die Kinder schon zur Folgsamkeit bewegen.

Beide traten jetzt in die Zimmer der Königin. Hier befand sich Karl, später der Zweite genannt mit James und Henriette, und neben ihnen erblickte van Dyk ein Mädchen von so wunderbarer Schönheit, daß er, als ihn der König der Maria Ruthven vorstellte, unwillkürlich die Augen schloß. Als sich van Dyk gefaßt hatte, war Karl I. verschwunden.

Van Dyk fing an die Gruppe der königlichen Kinder sammt zwei edlen, schottischen Hunden zu zeichnen. Er ging am andern Tage, und abermals zum Vollenden der Zeichnung nach dem Schlosse; er schien das Bild nicht vollenden zu können.

Am vierten Tage, als er die Gemächer verließ, stammelte er, Maria's Hand ergreifend, das Geständniß seiner Liebe. Die junge Dame sank weinend vor Wonne in seine Arme.

Ein neues, edleres Leben begann jetzt für den Künstler. Denn bald darauf vermählte der Herzog von Buckingham seine Mündel mit dem Meister. Seine Lebenskraft war aber zu tief erschüttert.

Er machte mit seiner Gemahlin eine Reise nach seiner Vaterstadt Antwerpen, dann nach Paris, um die Gallerie des Louvre zu malen. Da aber Nicolaus Poussin diesen Auftrag schon erhalten hatte, kehrte er nach London zurück. Hier ereilte ihn, als er eben beschäftigt war, dem Könige eine der großartigsten Tapetenmalereien im Carton anzufertigen, in den Armen seiner holden Gattin 1641 der unerbittliche Tod.

Potiphars Weib.

Von Cignani.

In den Gemälden von Carlo Cignani leuchtet noch einmal der große Styl und die Reinheit der Zeichnung auf, welche in Bologna, der Vaterstadt dieses Meisters, durch die gewaltigen

Digitized by Google

Reformationen der Familie der Caracci gegenüber den Manieristen hervorgerufen wurde. Cignani, in der graziösen Anlage seiner Zeichnungen stets den Correggio als Vorbild vor Augen habend, verleugnet dennoch nicht das Merkmal der Schule, welcher er angehört, er ringt, gleich dem Annibale und Agosthino Caracci, gleich seinem Lehrer Albani, aber mit mehr Erfolg als der Letztere, nach einem Characteristischen seiner Gegenstände, und dies Charakteristische ist nicht etwa wie beim Correggio die Schöpfung einer übergewaltigen Phantasie, sondern diejenige des besonnenen Verstandes. Cignani wird daher seine Bewunderer wohl durch seine schönen Gestalten, durch sein klares und lebendiges Colorit sanft ergötzen; aber dieselben nicht, wie der Correggio es vermag, mit poetischer, idealer Gewalt in das Reich empfindungsreicher Phantasien fortreißen. Der Gegenstand dieses Gemäldes ist hinreichend bekannt, Cignani hat die Scene auf eine zarte Weise behandelt, die uns einen harmonischen, ruhigen Eindruck giebt. Hier ist kaum das Wesen einer leidenschaftlichen Gluth zu fühlen, wie dieselbe uns mit bezauberndem Athem aus den Werken Tizians entgegenströmt, und fast möchten wir dem bologneser Meister seiner rein ästhetischen Auffassung, seiner verständigen Charakteristik wegen für die Abwesenheit des heiß-sinnlichen Elementes Dank sagen. Von gleicher Schönheit, wie auf diesem Bilde, zeigen sich die Formen und die Gewänder bei seinen andern Arbeiten. Einige seiner vollendetsten Leistungen befinden sich als Frescogemälde im Palaste Farnese und zu St. Michael in Bologna; ferner zu St. Madonna del fuoco zu Forli. Die Himmelfahrt der Maria in diesem letzten Tempel ist nach Composition und Ausführung vielleicht Cignani's bestes Werk.

Der Meister, 1666 geboren, starb 1719 und zwar zu Forli, in der Mitte seiner Schüler. Cignani, obwohl mit Eifer als Director der Malerakademie zu Bologna wirkend, konnte dennoch den immer rascheren Verfall der Kunst nicht aufhalten.

Gang Christi nach Golgatha.

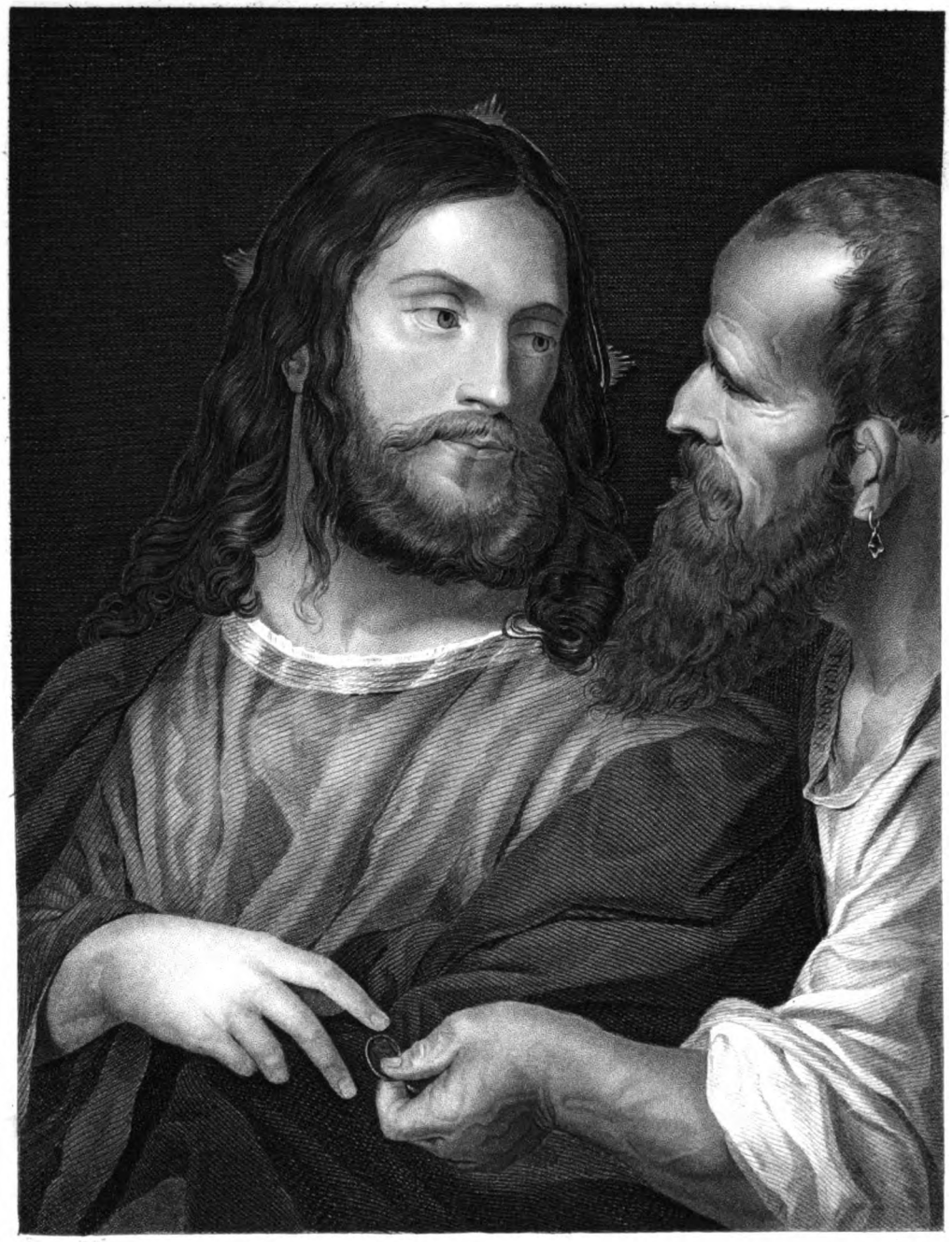
Von Paul Veronese.

Das Sanftrührende, welches Veronese mit einer so großen Kunst in die Erscheinung treten lassen kann, ist diesem Bilde in hohem Grade eigen. Die Art, wie Veronese den Christus aufgefaßt hat, entscheidet den Charakter dieses Gemäldes nicht allein, sondern ist auch für die Richtung des Meisters bezeichnend. Durch keine majestätische Größe wird der Beschauer von dem Dulder geschieden, welcher unter der Last des Kreuzes niedergesunken ist. Es ist nicht der Gottmensch, der hier kniet, dessen tiefste Erniedrigung — noch immer unendlich über unsre gebrechliche Erdennatur erhaben — uns ebensowohl geistig niederdrücken, als gewaltsam ergreifen und erschüttern würde. Das Lamm leidet hier, schwerlich aber dürften wir sagen: Veronese hat hier das Lamm gemalt, „welches der Welt Sünden trägt." Des Menschen Sohn blickt uns aus dem Bilde entgegen, der sanftmüthige und von Herzen demüthige Märtyrer für die

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

ewige Lehre von der ewigen Liebe, und was er leidet, der schon wie verklärt blickende Dulder, ist das Leiden des Menschen. Während der Gottmensch, dem sich der Beschauer nicht zu substituiren vermag, jedenfalls allein leidet, obgleich man ihn anbetet; so können wir diesen „Jesus" nicht sehen, ohne mit ihm zu leiden; denn er ist unser Bruder, ungeachtet des himmlischen Strahlenscheines um sein dornengekröntes Haupt.

Diese seine Auffassung hat Veronese mit ungemeiner Zartheit dargestellt, und seine Umstände zusammen beantworten die Frage nach der Ursache der sanften Wehmuth und des melancholischen Vergnügens, welche sein „Christus auf dem Wege nach Golgatha" hervorbringt.

Das Gemälde ist zwar in der Gruppirung bald etwas verwirrt componirt, besitzt aber dennoch große Schönheiten. So matt die heilige Veronika gerathen ist, welche Jesus das Schweißtuch vorhält, so ausgezeichnet ist der Mann in asiatischem Costüm, welcher sie abwehren will. In dem halbnackten Henker dürfte Veronese gezeigt haben, wie das Widerliche in der Kunst behandelt werden soll, um Recht zur Erscheinung zu erhalten. Eine Nebensache bemerken wir beiläufig: es ist der Kopf des gebundenen Missethäters im Hintergrunde links; Veronese hat nicht viele Köpfe von solcher charakteristischen Wahrheit aufzuweisen. Ein wieder ideal gehaltener Charakterkopf von unvergleichlichem Ausdrucke ist derjenige des Hohenpriesters, rechts neben dem eiskalten, Alles um sich her als überwundene Sclaven verachtenden Römers Pilatus. Die Mutter Jesu mit dem Johannes ist dagegen wieder vag-ideal aufgefaßt. Ueberhaupt bildet, wie gesagt, Jesus selbst das Moment, weshalb, neben der Pracht der Färbung, dies Gemälde ein sprechender Zeuge von Veronese's Meisterschaft ist und bleiben wird.

Die Flucht nach Aegypten.

Von **Claude Lorrain.**

Niemand vermöchte sich des Eindrucks zu erwehren, den Claude Gelée, oder unter seinem bekannteren Namen, Claude Lorrain, durch seine Landschaftsdichtungen hervorruft. Ruisdael ist ein Meister in der Kunst, durch ein Landschaftsbild in dem Beschauer eine bestimmte Empfindung zu erwecken; nicht minder aber versteht es Claude Lorrain, die Natur künstlerisch zu einer Harmonie zu vereinigen, die gleich einem lyrischen Gedichte das Herz bewegt, nachdem sie das Auge, wie dies letztere das Ohr, ergötzt hat. Es ist die Idealität, getragen von der genial aufgefaßten und wiedergegebenen Naturwahrheit, welche bei Claude Lorrain diesen unbeschreiblichen Zauber der Landschaft bewirkt. Mit der höchsten Anmuth bekleidet, tritt uns in ihrer ewigen Jugendschönheit die Natur bei Lorrain entgegen. Ihre Reize sind in zwangloseste Weise in einen Brennpunkt vereinigt, dessen Strahl sicher auf den Beschauer wirkt.

Die „Flucht nach Aegypten" ruft, gleich einem ebenso lieblichen als klaren und feierlichen Gedichte über den Gegenstand, alle die Träume jugendlicher Poesie wach, womit wir einst die

Digitized by Google

von Engeln geleitete Mutter des Himmelskönigs auf der lastbaren Eselin sitzend, vom treuen Joseph geführt, auf ihrer Reise nach dem Lande der wunderbaren Weisheit des Alterthums begleiteten. Den Schatten des herrlichen, dunklen Waldes, den Strom des lebendigen Wassers, den Felsen, welcher, der Ewigkeit trotzend, sich majestätisch, vom Sonnenlichte verklärt, erhebt, deuten zu wollen, würde eine Versündigung an dem Meister sein; denn das hieße nichts Anderes, als diese freie poetische Schöpfung in eine gebundene Symbolik zu übersetzen, wie wenn man aus den Wendungen und Uebergängen, aus dem Wechsel und der Zusammenstellung der Tonformen eines entzückenden Musikstückes den Gedanken herausfinden, die Wirkung zu erklären streben wollte, warum uns das Ganze eben so und nicht anders bewegt, wie es uns bewegt.

Wie aus dieser Auffassung von Lorrains Landschaften hervorgeht, so ist die Staffage in ihnen nebensächlich und dient meistens nur dazu, die eigentliche Seele des Bildes in einem bestimmt erkennbaren Zuge anzudeuten. Reizend, fast märchenhaft zeigt sich der Kern dieses Bildes, die Madonna mit dem Kinde, vom schirmenden Boten des Himmels geführt, im tiefen Dunkel des verschlungenen Waldpfades. Vor der Pracht der Landschaft könnte man diese heimliche Gruppe, die sich verbirgt, wie der Stern der Welt einst den bethlehemitischen Kindesmördern verborgen wurde, fast übersehen. Und doch wird die Landschaft erst vollständig, das Bewußtsein ihrer magischen Gewalt geht dem Beschauer erst dann völlig auf, wenn dieser Schlüssel, dieser Centralpunkt gefunden ist.

Die Mittel Lorrains sind ungeheuer groß. Lebenswarmer, kräftiger, duftiger als diese mit vollendeter Meisterschaft verschmolzenen und abgestuften Farbentöne Lorrains ist die Natur in den einzelnen Zügen, die der Maler harmonisch zusammenfaßt, selbst nicht. Eine transparente Leichtigkeit der Farbengebung dient dazu, Lorrains anmuthige Umrisse mit einer Eleganz zu umkleiden, die nicht weniger selten ist, als der dichterische Werth seiner landschaftlichen Schöpfungen.

Die Flucht nach Aegypten ist eine von Claude Lorrains Perlen. Nicht minder berühmt ist das Seestück mit Acis und Galathea, welches die Dresdener Gallerie bewahrt. Eine große Anzahl von Lorrains schönsten Bildern befinden sich in England theils im Besitze der Nation, theils von verschiedenen Großen. Seine größten Meisterwerke, die vier Tageszeiten, dem Kurfürsten von Hessen, dann der Kaiserin der Franzosen, Josephine, angehörend, befinden sich jetzt in der kaiserlichen Eremitage in Petersburg.

Satyre und Nymphen.

Von P. P. Rubens.

Die geschlossene Individualität der griechischen Götter und Halbgötter, sowie ihres Gefolges, des eigenthümlichen Mischgeschlechtes, welches zwischen Thier, Mensch und Halbgott spielt; oder die in der Form gesättigte, durch ihren vollkommensten Ausdruck zur Ruhe gelangte Idee

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

A Lady playing the Harpsichord. Die Clavierspielerin

Digitized by Google

Digitized by Google

hat seit uralten Zeiten die künstlerische, bildende Darstellung jener mythologischen Gestalten der Bildhauerei und nicht der Malerei überwiesen. Diese letztere Kunst vermag die classische Ruhe der Sculptur nicht fest zu halten, sondern tritt, wenn solche Ruhe als Gegensatz betrachtet wird, auf das Gebiet der Romantik. Die gemalten Götter Griechenlands werden aus ihrer olympischen Abgeschiedenheit befreit, sie werden lebendig und bloße Personen, statt individualisirte Träger eines Begriffs. Der Gott ist verschwunden, welcher nur aus der ihn erfüllenden Idee heraus handeln konnte, und ein mit den Attributen der Gottheit versehener Mensch ist geblieben, der neben seinem ihm ursprünglich eignen Charakter Gefühle und Leidenschaften besitzt, wie sie dem Sterblichen eigen sind, dessen Wesen alle die Ideen einschließt, welche in dem Reigen der mythologischen Götter einzeln aufgefaßt und durch die Sculptur zu unwandelbarer Erscheinung gebracht sind. Meistens verunglücken daher die Versuche, „die Götter Griechenlands" zu malen. Aber selbst diese in der Natur der Sache liegenden Hinderniſſe bei der malerischen Darstellung mythologischer Gestalten sind für den Genius keine Hinderniſſe. Rubens „Satyre und Nymphen" bezeugen, daß der Maler derartige Gegenstände seiner Kunst gemäß auffassen darf, um ein inhaltreiches und schönes Gemälde zu schaffen. Mit graziösem Kraftwurfe giebt er uns seine drei Satyre, eigentlich Halbpanisken, und die vier Nymphen der Diana lebendig, athmend, farbenglühend, statt sie zu versteinern, und rollt uns in den mythischen Gestalten eine dichterische, allegorische Darstellung von dem geheimnißvollen, reizenden Leben von Wäldern und Fluren auf. Er hat von der individuell gefesteten Darstellung durch die Sculptur nur einen Schritt rückwärts zur allegorischen gemacht, um Spielraum für seine eignen Gedanken und Empfindungen zu gewinnen, mit denen er dies Bild in seinem reichen, fast überquellenden Schöpfungstalente ausstattete.

In diesem Gemälde scheint das ganze Natur-Leben, Weben und Walten gefesselt und umschlungen zu sein. Die üppige Fruchtbarkeit eines paradiesischen Bodens, den das Blut der vor Fülle zerspringenden Traube netzt. Wild, zwar vom tödtenden Speer und Pfeil getroffen, aber darum nicht weniger an den dichten, rauschenden, flüsternden, dunklen Wald, die Heimath der Satyre, und an die rieselnden Bäche erinnernd, die, klar wie die Augen der Nymphen, über Wiesen und durch Blätterüberhänge dahineilen, — diese Fülle von Naturbildern zusammengefaßt in den herrlichen Figuren mag uns wohl mit der dichterisch traumesvollen Empfindung erfüllen, welche Wald und Feld, heller Morgen über Wiesengründen und halbdunkle Sommernacht über Waldeseinsamkeit in dem empfänglichen Innern erwecken.

St. Magdalena.

Von Franz Gesst.

Die lebenswarme, hinreißende Büßerin des Correggio, in poetischem Genusse im Waldesdunkel die Worte des himmlischen Friedens und der „ewigen" Liebe lesend, ist hier bei Gesst

Digitized by Google

zur Heiligen geworden, deren sanfte, wir möchten sagen, schmelzende Schönheit allein noch an die Ursache erinnert, weshalb die Schönheit sich einer rauhen Ascetik unterworfen hat. Gessis Magdalena verleugnet in ihrer Weise nicht die Grazie derjenigen des Correggio; sie läßt jedoch im Vergleiche zu dieser, ungeachtet ihre ganze Erscheinung unendlich zart, fast zierlich ist, kalt. Die Kunst des Meisters erkennt man, bei seiner dasmal allgemeinen Auffassung, nur in einzelnen Zügen, fast nur in einzelnen Pinselstrichen wieder. Dahin gehört der unübertreffliche Ausdruck des Mundes dieser Magdalena, welcher ihre Geschichte, ihre Bekehrung und ihr augenblickliches, aus dem innersten Herzen quellendes religiöses Gefühl auf frappante Weise malt; ein Gefühl, das, ungeachet seiner sittlichen Höhe, dennoch Sinnliches genug besitzt, um zu der Annahme hinzureißen: die Magdalene beuge sich nicht demüthig vor dem göttlichen Christus, sondern sie bete, an „himmlisch gewordener" Liebe sieh, den göttlichen „Mann" an in der Einsamkeit des felsigen Thales. Diesen eigenthümlichen, von dem idealisirten, nicht charakteristisch bestimmten Blicke der Magdalena unabhängigen Ausdruck hatten die Bologneser in dem weichen und schwärmerischen Verständniß für leidenschaftliche Gemüthszustände mit solcher Wärme aufgefaßt, daß sie diese Magdalena Gessi's weit über die besten Leistungen Guido Reni's, des Meisters von Gessi, stellten. Durchaus dem Charakteristischen dieses Bildes entsprechend ist die Zeichnung und Färbung desselben in ihrer weichen, verschwimmenden Manier, die sonst dem Geist nicht eben eigen ist. Die rechte Hand dieser Madonna gilt noch immer in der schweren Kunst der Händemalerei als ein Ideal von Schönheit, obwohl sie manierirt und mehr zierlich, als schön ist. Die Magdalena von Gessi rührt aus seiner zweiten Periode her. In der ersten zeigte Gessi ein strenges, geistvolles Studium, welches durch seine wissenschaftliche Bildung getragen und durch die Nachahmung der großen Meister, besonders des Guido, belebt wurde. Die zweite Periode hat nicht diese großartigen Schöpfungen, wie sie Guido in seinem heiligen Francisco in der Nunziata zu Bologna bethätigte, aufzuweisen; nur die glänzende Technik und einzelne gemalte Gedankenblitze, wie sie unsere Magdalena zeigt, belehren den Beschauer über das bedeutende Talent des Meisters.

Gessi, welcher den großen Styl verließ, bildete in seiner Malerschule zu Bologna, welche nach Reni's Tode die einzige von Bedeutung daselbst war, keine glänzenden Talente. Die Schüler faßten die Zierlichkeit ihres Meisters auf und verfielen dadurch, wie kaum anders zu erwarten, in eine kalte und trockene Manier, deren Grundzüge Gessi, vermöge seiner ausgezeichneten Technik, in seinen Gemälden so zu verdecken weiß, daß sie nur das Auge des Kenners bemerkt.

Dieser Meister, ein Bologneser, ward 1588 geboren und starb 1649. Die Zahl seiner Bilder von Ruf ist geringer, als man nach seinem unausgesetzten Fleiße glauben sollte; ein Beweis, daß seine Schnellmalerei nur auf Kosten seines besseren Könnens ausgeübt wurde.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Bauernhochzeit.

Von David Teniers.

Das Landvolk von Nordholland, ebenfalls von Friesland und die Bewohner der längs der Nordseeküsten liegenden Sandinseln, ist bekannt durch sein unverrücktes Festhalten an den Sitten der Vorzeit.

Die Bauart der Mehrzahl der Landhäuser in diesen von Alters her stammverwandten Ländern ist der Hauptsache nach seit Hunderten von Jahren dieselbe geblieben. Menschen und Pferde und Kühe, Schweine und Gänse und Hühner leben in patriarchalischer Eintracht unter demselben Dache der langgestreckten, einstöckigen Gebäude. Der Rauch von dem offen an dem weiten, festgestampften Flur liegenden Feuerheerde — um welchen sich die Familie schaart — wird selten durch Schornsteine abgeleitet, sondern sucht sich selbst nach Belieben durch das oben aufgestapelte Getreide u. s. w. einen Ausgang. Dieser Gast — sonst eine der Calamitäten des häuslichen Lebens — ist hier zu Lande gern gesehen. Er reift das Getreide nach und spielt bei der Herstellung der berühmten Schinken eine große Hauptrolle.

So wie ihre Wohnungen, so sind die Leute selbst fast ganz den Alten ähnlich. Am meisten zeigt sich dieses bei den Hauptereignissen ihres bescheidenen, harmlosen Daseins, bei Kindtaufen und Hochzeiten.

Für die letzteren ist das Festprogramm vielleicht schon vor fünfhundert Jahren festgesetzt, und wird eine sogenannte „große Hochzeit", das heißt, eine Hochzeit mit Musik, Tanz und Schmauserei gefeiert; so kann man darauf rechnen, daß diese alten Regeln, welche sogar jedes aufzutragende Gericht und die Folge der Schüsseln bestimmen, unabänderlich in Ausführung kommen.

Die Zurüstungen zu einer solchen Bauernhochzeit sind sehr oft bauernmäßig großartig, und stellen selbst dem Nichteingeweihten eine Hochzeit à la Camacho im Don Quixote in Aussicht. Es ist gar nichts Seltenes, weder in Nordholland, noch in Friesland oder in Westfalen, daß 300 bis 400 Paar, die Kinder ungerechnet, geladen werden. Die Hochzeit dauert regelmäßig vom Sonntag Nachmittag, wo das junge Paar getraut wird, bis zum Mittwoch Abende, wo sich der Troß wieder entfernt. Es ist also sehr natürlich, daß für die schlagfertigen Magen dieser Gesellschaft einige fette Ochsen, mehre Rinder, ein halbes Dutzend Schweine u. s. w. geschlachtet, und furchtbare Batterien von Schiedamer, von Genever, Rum und Bier aufgeführt werden.

Der sogenannte Braut-Bitter, welcher die Einladung der Gäste besorgt, lügt nicht, wenn er in seiner aus uralten Zeiten herstammenden, gereimten Einladungsrede, deren Vortrag etwa eine halbe Stunde erfordert, von „Geflügeln ohne Zahl" u. s. w. spricht, die zur Restauration der Gäste bereit stehen. Diese Brautrede, im Niederdeutschen und Holländischen gut gereimt, nimmt sich im Hochdeutschen zu sonderbar aus, als daß man sie, der Curiosität wegen, geben könnte. Sie athmet derben niederländischen oder besser niedersächsischen Bauernwitz, dessen Ab-

Digitized by Google

bild der gebildete Deutsche, der Städter, der Halbfranzösirte mit Schrecken im Eulenspiegel — unsterblichen Gedächtnisses — anstarrt.

Am Hochzeitstage selbst ist die geplagteste Person — der Bräutigam, oder vielmehr der junge Ehemann. Mit einer weißen Schürze angethan, muß er die oben am Tische im vollen Staate sitzende Braut und sämmtliche Gäste als Kellner bedienen. Er hat den Bräutigamsknecht zu seiner Verfügung, wird aber trotzdem so abgehetzt, daß er sich gegen Abend kaum noch auf den Beinen erhalten kann. Die Braut wartet am folgenden Tage mit ihren Mägden auf.

Die Tänze der Gäste am ersten Tage sind festgestellt. Die Ehrentänze machen den Anfang und das junge Paar ist genöthigt, mit allen Großvätern und Großmüttern u. s. w. der ganzen Hochzeitsgesellschaft bis gegen Abend nach einer Menuett-Melodie herumzugehen. Eine schnelle Beendigung eines solchen Tages würde sich der Betheiligte dem Brautpaar gegenüber als unauslöschlichen Schimpf zurechnen. Die Etikette hat hier gesorgt und bestimmt, wie lange das Brautpaar mit den Anverwandten der verschiedenen Grade Ehren halber wandeln soll.

Hier und da kommt in Nordholland und Friesland noch die uralte Sitte vor, daß am zweiten Tage der Hochzeit die sogenannte Brauttafel ausgestellt wird: eine große Schüssel, neben welcher sämmtliche Gäste vorbeidefiliren, um ihre Geschenke, natürlich in klingender Münze, dem neuen Paare darzubringen. Die Beiträge werden von dem Pfarrer, dem Domine oder dem Schulmeister des Orts registrirt. Da hier sich Niemand gegen die Uebrigen eine Blöße geben will, so sind die Gäste nicht selten in dem Falle, das auf der Hochzeit Verzehrte unverschämt theuer bezahlen zu müssen. Ist dieses Opfer gebracht, so pflegt sich der ganzen Gesellschaft plötzlich ein ganz anderer Ton zu bemächtigen. Sie dictirt jetzt, ob sie an großer Tafel warm oder kalt speisen will, oder nicht, und wann dies geschehen soll; sie giebt ihr Gutachten über den noch vorhandenen Vorrath an Eßwaaren und Getränken ab und befiehlt, daß so und so viel Stück Vieh noch nachträglich abgethan werden soll, „da man nicht gesonnen sei, zu hungern."

In ihrer Ausgelassenheit werden von den Gästen sehr oft die merkwürdigsten Belustigungen entrirt. Aber auch sie sind nicht etwa erst zu erfinden, sondern die Alten haben schon vorgesehen, wie man bei solchen Gelüsten zu verfahren habe. Berüchtigt ist in dieser Hinsicht der Tanz „die lange Reihe." Ein Mann und ein Frauenzimmer und so fort stellen sich sämmtliche Hochzeitsgäste, die sich auf ihre Beine noch hinreichend verlassen zu können glauben, in einer Gänsereihe hinter einander auf. Jeder und Jede faßt das Kamisol oder den Rock des Vorderen und hält ihn fest. Die Dorfmusikanten laufen nebenher und nun beginnt der Tanz, halb Hüpfen und Springen, halb Laufen durch die Dorfstraßen, über Hecken und Zäune, durch die Häuser, in die Thür hinein, zum Fenster wieder hinaus u. s. w., ja nicht selten werden von den bachantischen Tänzern den Nachbardörfern auf solche Weise Besuche abgestattet, welche indeß in der Regel mit einer furchtbaren Schlägerei endigen, wenn sich „die lange Reihe" die geringste Ungehörigkeit erlaubt.

Die Physiognomie solcher holländischen und niedersächsischen Bauernhochzeiten, deren genauere Schilderung wir des Raumes wegen aufgeben müssen, bleibt, obgleich sie der verschiedensten Variationen fähig, immer dieselbe, welche sie seit alter Zeit gewesen ist.

Digitized by Google

David Teniers höchſt humoriſtiſches, lebenathmendes Bild gilt daher dem Weſentlichen nach noch heute vollkommen. Charakteriſtiſcher wäre eine ſolche Bauernhochzeit mit allen Nüancen ſchwerlich aufzufaſſen. Das vortreffliche Blatt erklärt ſich ſelbſt; eine Idee, welcher Geiſt etwa bei ſolchen Gelegenheiten in der Geſellſchaft herrſcht, haben wir oben angedeutet.

Die Clavierſpielerin.

Von Kaspar Netſcher.

Die Teniers und Oſtades haben das Leben und Weben der untern Stände Niederland's nicht friſcher und wahrer aufgefaßt und mit geiſtvollerer Abwechſelung nüancirt dargeſtellt, als Netſcher dasjenige der höheren Geſellſchaft ſeiner Zeit. Bei dem, durch die bedeutendſten techniſchen Fähigkeiten getragenen, mannigfach abgeſtuften Kunſt-Naturalismus wird uns von Alt-Niederland ein Bild aufgerollt, wie wir es getreuer und reicher von keinem andern Lande beſitzen. Bei Netſcher kann man auf's Vollſtändigſte, außer dem Coſtüme, die Sitten und Manieren der ſchönen Welt während der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts ſtudiren. Dieſe „Clavierſpielerin" gilt nicht mit Unrecht für eines der gelungenſten Converſationsſtücke Netſchers. Es iſt mit einer Leichtigkeit entworfen, mit einer geſchmackvollen Anmuth vollendet, wie ſie die erſten Meiſter des feinen Genres nicht vollendeter aufzuweiſen haben. Nach dem phantaſtiſchen Hintergrunde, der Zimmerwand zu urtheilen, ſcheint die Spielerin dem Theater anzugehören und mit ihrem, ſie anbetenden Cavalier ein muſikaliſches Examen anzuſtellen. Unter dieſer Vorausſetzung beſitzt das Gemälde einen Humor, der kaum feiner und ergötzlicher ausgedrückt werden kann.

Das Kloſter.

Von J. Ruisdael.

Diesmal hatte Jakob Ruisdael eine Fußtour unternommen, die ſich bis über Ath hinaus ausdehnte. Hier beſchloß er Halt zu machen. Er packte die unſchätzbare Beute, welche er auf ſeinem Streifzuge erobert hatte, eine Folge der poeſiereichſten Landſchaftsbilder, ein und ſandte ſie nach ſeiner Vaterſtadt Harlem. Dann beſtieg er ſein Roß und gedachte ſeinem Geiſte einige Ruhe zu gönnen und heimkehrend mit vollſter Beſchaulichkeit das zu genießen, was er zum Entzücken der Welt auf die Leinwand zu ſchaffen verſtand: das tiefgeheimnißvolle Leben in der Natur.

Digitized by Google

Ruisdael war jedoch viel zu sehr Maler, als daß er in diesem Punkte consequent geblieben wäre. Er war noch keinen Tag unterweges und befand sich bereits mitten in den gedankenreichsten Studien über die Schönheiten der Landschaften an seinem Wege. Stundenlang mußte sein Roß stillstehen: der Reiter beobachtete den Effect, welchen ein einsamer, dunkler Paßweg hervorbrachte; oder er suchte die richtigste Weise, um einen vom herbstlichen Winde durchbrauseten Wald mit seiner melancholischen Bewegung aufzufassen.

Am Abende des zweiten Tages hatte Ruisdael, der große „Landschaftdichter", wie ihn Vater Goethe nennt, sich so sehr in seine Studien vertieft, daß er keinen Gedanken an die ferne Herberge übrig behielt, wohin sein stampfendes Roß so sehnlich verlangte.

Er befand sich mitten im Walde. Die Nacht war eingebrochen; es fing sanft an zu regnen. Vor ihm breitete sich ein mit Gebüsch und einigen riesigen Eichen versehenes, ringsum von starrenden Tannen umgebenes tiefes Thal aus; das Licht des vom Regen verschleierten Mondes schwamm um die triefenden Bäume . . . Allenthalben tiefste Ruhe; man hörte fast jeden Tropfen auf die Blätter der Bäume fallen.

Der Maler schien sich von dem Anblicke dieser Waldesstelle nicht losreißen zu können. Hier war fast nichts von den Eigenschaften, in welche man die Schönheit einer Landschaft gewöhnlich zu setzen pflegt. Wenig, fast nichts war hier zu sehen. Ruisdael schüttelte den Kopf.

— Wo liegt nur der maßlose Reiz, rief er endlich aus, den diese Landschaft auf mich ausübt? Könnte ich das Geheimniß ergründen, durch ein Bild einen Eindruck hervorzurufen, wie ihn diese regnerische Waldesnacht auf mich ausübt — wahrlich, kein Maler in der Welt käme Jacques Ruisdael, dem Landschafter, gleich . . .

Seine Betrachtung, sein Entzücken ward ziemlich rauh unterbrochen.

— Was schreit Ihr denn hier so spät? fragte eine rauhe Stimme, und Ruisdael sah mit einigem Erschrecken dicht neben seinem Pferde einen starken Mann stehen, welcher auf sehr bezeichnende Weise seine lange Flinte anlegte.

— Gebt Euer Geld! befahl der Fremde.

Ruisdael zog sein Faustrohr und feuerte es auf den Räuber ab; der Mann griff nach seinem Kopfe und sprang mit einem Fluche vorwärts. Der Maler fühlte sich am Beine ergriffen und vom Pferde geworfen.

— Du stirbst! rief der Fremde wild.

— Schone mich! Du erhältst fünfhundert, tausend, zweitausend Gulden! kreischte der Besiegte.

Der Waldbewohner stutzte, ließ aber seinen Feind nicht los.

— Bist Du denn ein Fürst oder ein Graf, daß Du solche Summen bieten kannst? fragte er endlich sinnend.

— Ich bin ein Maler; mein Fürstenthum liegt in dieser rechten Hand und bei Gott, zerbrichst Du sie mir, wie es gleich geschehen sein wird, wenn Du nicht losläßest: so bin ich arm wie Du.

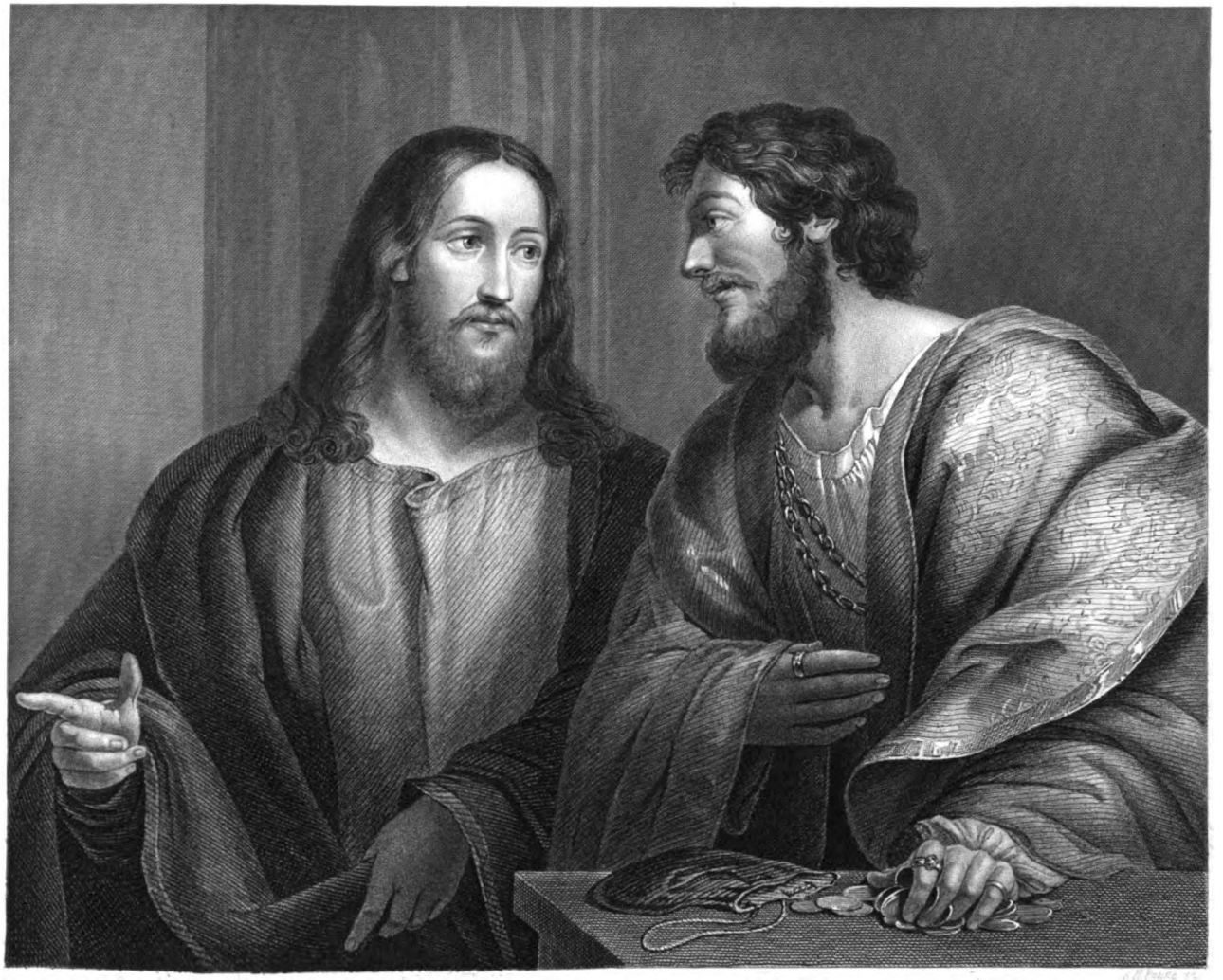
Der Mann ließ los und stellte sich dem Ruisdael mit dem Gewehr im Anschlage gegenüber.

— Du willst sagen, daß Du so viel für Deine Bilder erhältst?

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Christ and Matthew Christus und Matthäus.

Christus u. S. Matthäus.

Digitized by Google

Digitized by Google

— Ja.

— Wieviel denn für eines?

— Unter tausend Gulden setze ich den Pinsel nicht an.

Der Waldessohn schien tief nachzusinnen.

— Gieb mir die zweitausend Gulden, welche Du mir vorhin versprachst! sagte er. Dann zieh Deiner Wege.

— Heute Abend besitze ich nicht so viele Stüber! Aber ich schwöre Dir . . .

— Ah so! Es ist gut! unterbrach den Maler der Fremde. Dann wirst Du Dir einige Unbeqemlichkeiten gefallen lassen, bis Du mich bezahlt hast. Geh voran. Willst Du mir entrinnen: so schieße ich, und sei versichert, daß ich meiner Kugel sicherer bin, als Du der Deinigen. Marsch.

Ruisdael zum ersten Male in seinem Leben eine reizvolle Landschaft rechtschaffen verwünschend, gehorchte und kam, mit Mühe sein Pferd nach sich ziehend, endlich nach einem kleinen Hüttchen. Die Thür ward geöffnet und ein schönes, junges Weib mit entfesseltem Haar, einen brennenden Kienspahn in der Hand, trat auf die Schwelle und leuchtete die in einen Mantel gehüllte Gestalt des Malers, das dampfende, vom Regen triefende Roß und die wilde, aber höchst malerische Gestalt des Räubers an. Ruisdael stieß ungeachtet seiner Situation einen Ausruf der Ueberraschung über die Schönheit dieser Scene aus.

Der Mann brachte das Pferd in einen alten Holzschuppen und lud den Maler ein, näher zu treten. Hier herrschte die bitterste Armuth. Dies Zimmer, das einzige der Familie, zeigte kaum das Unentbehrlichste. Drei kleine Kinder waren fast nackend.

— Mein Gott, wo bin ich hier? fragte Ruisdael mitleidig.

— Bei einem Excommunizirten, Monsieur! sagte der Mann düster. Ich habe den Abt des nahen Klosters geschlagen, weil er mein Weib verführen wollte; der Bann traf mich; dann travail forcé auf ein Jahr. Vor acht Tagen bin ich zurück gekommen, nachdem man mir zum Abschied den Staupenschlag und ein gewisses Zeichen auf die Schulter gegeben hatte. Im Dorf nahm mich Niemand auf; ich habe diese verlassene Köhlerhütte zur Wohnung nehmen müssen. — Aber noch sind wir nicht verlassen. Du bist da! Ich werde Dir nichts thun; aber Du wirst mir ein Tausendguldenbild malen, ich verkauf's und gehe nach der neuen Welt.

Am andern Morgen mußte Ruisdael sein Geld hergeben, damit die Frau gehen und kaufen konnte, was zum Zeichnen u. s. w. nöthig war. Vergebens bat Ruisdael um seine Freiheit, indeß er betheuerte, er werde freiwillig die Wünsche seines Tyrannen erfüllen. Er verfiel darauf, durch List sich seines so unerwartet über ihn zur Herrschaft gelangten Peinigers zu entziehen, und diesem abscheulichen Aufenthaltsorte zu entrinnen.

— Ich male nur nach der Natur! sagte er. Ich muß mir hier eine passende Landschaft aufsuchen.

— Gut! Ich gehe mit Dir! sagte der Mann. Aber sprichst Du mit Jemand, verräthst Du Deine Lage: so schieße ich Dich nieder. Ich gebe für mein Leben keinen Deut. Die Hoffnung, welche mir durch Dich eröffnet ward, soll sich erfüllen, oder ich will sterben.

Ruisdael zuckte betreten die Achseln, nahm Papier und Stift und setzte sich mit seinem Begleiter in Marsch. Nach einigen Minuten kamen sie zum Walde hinaus — ein Thal eröffnete

Digitized by Google

ſich und mit demſelben eine Landſchaft, wie ſie Ruisdael ſelten ſchöner in ſeinen Phantaſien geſehen hatte.

Von dicken Bäumen an einem Ufer geziert rieſelte ein ſeichter Bach über ein kleines Wehr. Drüber hinaus zeigte ſich ein freier, ſonniger Platz, von einer herrlichen Baumgruppe verſchönert. Seitwärts an dieſem Platze ſtieg ein gewaltiger ruinenhafter Thurm ohne Dach hoch empor; neben ihm war eine zerbrochene, cyklopiſche Mauer, den Grundriß eines ehemaligen feſten Gebäudes andeutend. Hinter dem Thurme erhoben ſich die neuen Gebäude eines Kloſters mit ihrem ſchlanken Thürmchen, und dicht neben dem letzteren erhob ein waldumkränzter, ſtellenweiſe kahler Fels ſeine Mauern in die Lüfte und ſchloß das Bild. Zur Rechten, halb im Gehölz verſteckt war das Dorf, aus welchem man den Waldbewohner vertrieben hatte.

Und die Staffage war nicht minder ſchön. Vorn im Bache wateten vier fette Kloſterkühe und zwei Männer fiſchten mit kleinen Hamen für die Mönche herrliche Forellen. Weiter entfernt ritt der Hirtenjunge einen Eſel im Bache umher, und vor dem alten Kloſter ſtanden zwei Mönche, die Hände in die Aermel geſteckt und unterhielten ſich in faulſter Beſchaulichkeit, während neben der großen Pforte des Thurmes ein Dritter an der Mauer lehnte und ſich ſonnte.

— Beim Apollo! rief Ruisdael bezaubert. Ich bin dennoch glücklich und ich danke Dir Bärenbeißer, daß Du mich geſtern Abend anhalten mußteſt. Dies wird ein Bild, welches ſicherlich für tauſend Gulden nicht feil ſein wird.

Und raſch ließ er ſich am Rande des Baches nieder und begann zu zeichnen, indeß der Tyrann mit ſeiner Flinte ſich hinter einem Felſenſtücke verbarg. Es dauerte keine Minute, da kamen die Mönche an, hoben die Kutten auf und wateten durch's Waſſer und beſchauten die Arbeit des Zeichners.

— Das iſt Ruisdael! rief ein Kloſterbruder. Wir haben eines Deiner Bilder im Refectorio. Du biſt bei uns eingeladen.

— Dank! Ich nehme die Einladung an unter der Bedingung, daß Ihr mir auf der Stelle tauſend Gulden leiht.

— Zugeſchlagen! rief der herbeieilende Abt; wenn wir uns damit das Recht auf Euer Bild unſers Kloſters erkauft haben. Wir werden Euch gut bezahlen.

In zehn Minuten hatte ſich Ruisdael von ſeinem Manne losgekauft.

— Siehſt Du, daß ein Maler nicht lügt? rief er dem Elenden zu. Und daß es keiner Flinte bedarf, um Jakob Ruisdael zu einer barmherzigen Handlung zu bewegen?

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

The Lion Hunt. (Die Löwenjagd.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Christus mit dem Zinsgroschen.

Von Tizian,

und

Christus und Matthäus.

Von Giov. Ant. da Pordenone.

Noch immer war Alt-Venezia die über Inseln herrschende „Königin", obgleich sie die ersten verhängnißvollen Schritte gethan hatte, um von ihrer mächtigen Höhe für alle Zeiten herabzusteigen. Man schrieb das Jahr 1502.

Der Weg um's Cap der guten Hoffnung nach Ostindien war von den unerschrockenen Lusitaniern aufgefunden, und der Erbfeind Venedigs, der Muselmann, beugte unter Sultan Bajesid die Macht der Republik, und die Fahne mit dem Flügelbären waren namentlich im griechischen Archipel vor dem Halbmonde in den Staub gesunken.

Dennoch war Venedig Venedig. Segelte man hinaus auf die Rhede zwischen den unendlichen Mastenwald oder schoß auf der Gondel durch die Kanäle an den majestatischen Palästen hin, so bemerkte man keine Spur von den Staatsunfällen, welche die sorgenschweren Häupter der Rathsherren erfüllten. Reges, gewinnbringendes Leben zeigte sich allenthalben und die vornehmen Republikaner hatten von ihrem Reichthum, ihrer Pracht- und Kunstliebe, und das Volk von seinem Wohlstande und seiner unersättlichen Vergnügungssucht nichts eingebüßt.

Die letztere war vielleicht größer geworden als sonst, seit die Regierung — vielleicht in hochpolitischer Absicht — gewisse beschränkende Verbote in dieser Beziehung aufrecht zu erhalten unterließ. So durfte sonst, sobald die letzte Stunde vor Mitternacht eingetreten war, Niemand eine Serenade mehr bringen, und die Menge mußte noch eine Stunde früher die öffentlichen Plätze räumen. Masken durften sich nicht zeigen. Alles dies ward übersehen. Um Mitternacht noch klangen die Guitarren und klagten die maskirten Liebhaber, an den Schnabel der Gondel gelehnt, unter den Gitterfenstern der Angebeteten; und die Piazzetta, gegenüber dem Dogenpalaste, war bis zum lichten Morgen der Tummelplatz für alle Nachtschwärmer, die hier tranken, sangen und — was früher bei schwerster Strafe verpönt war — unter freiem Himmel Faro spielten. Es gab wieder häufige Dramen, die mit Dolchstichen, und nächtliche Unterredungen der jungen Herren, die mit Degenstößen endigten. Die Richter aber schienen zu schlafen, und die furchtbaren Löwenköpfe auf dem Corridor über der Riesentreppe des Dogenpalastes schienen seit einiger Zeit die heimlichen Anklagezettel, welche ihr Rachen aufnahm, zu zermalmen, so daß sie nicht den Rächern zu Gesicht kamen.

Neben diesem freieren äußerlichen Leben in der Lagunenstadt regte es sich nicht weniger in der Welt des Geistes. Die Meereskönigin hatte schon längst den Namen der Mutter der Gelehrsamkeit geführt; die Wissenschaften aber schienen vor dem Glanze zu erbleichen, mit welchem die Kunst sich aufschwang. Rasch hatten die Venezianer von Antonello von Messina an, in den

Digitized by Google

Schöpfungen Vittore Carpaccio's, Carlo Crivelli's, Giovanni da Udine's und Pellegrino's die Malerei emporblühen gesehen. Als der Meister Giovanni Bellini erstand, schien es nur noch eines letzten Aufschwunges zu bedürfen, damit in Venedig durch die Malerei die ewige Schönheit erreicht wurde, welche Rafael Santi in Rom, Michel Angelo in Rom und Leonardo da Vinci in Mailand offenbart hatten. Die Sterne Giorgione's, Tizian Vecellio's und Giovanni Antonio Lizinio Pordenone's waren in Venedig aufgegangen, und diese drei Künstler schienen berufen, eine bisher in den großen Schulen Italiens noch nicht vertretene Richtung, die Darstellung eines wonnigen, irdisch-seligen Seins, die reizende, schöne Wirklichkeit zur Vollendung zu erheben.

Die ausgezeichneten Kunstkenner Venedigs prophezeihten dem Tizian: er werde den Lorbeer nicht allein von Bellini, sondern auch von seinen Altersgenossen Giorgione und Pordenone davon tragen; ein Urtheil, welches die Ursache wurde, daß Giorgione alle Verbindung mit Tizian aufhob und sich ihm gegenüber in eisiges, finsteres Schweigen hüllte, während da Pordenone, um einige Jahre jünger als Tizian, diesen mit aller Leidenschaft eines Italieners anfeindete und ersichtlich eine Gelegenheit aufsuchte, um durch seinen Stoßdegen seinen bittern Empfindungen gegen den ehemaligen Freund Luft zu machen.

An der Eifersucht dieser drei Künstler nahm ganz Venedig Theil. Man drängte sich in den Palästen der Grimani, Foscari, der Vedramini-Calergi und wie die Namen der reichen, kunstsinnigen Nobili weiter hießen, sobald ein neues Bild der anstrebenden Jünglinge sich den in den ernsten Sälen bereits prangenden Kunstschätzen angeschlossen hatte, um zu urtheilen, welcher der Meister im Augenblicke die Oberhand über die Nebenbuhler gewonnen habe. Tizian Vecellio errang die meisten und zuletzt alle Siege. Dieser Maler, obgleich nicht in Venedig selbst, sondern auf der Terra ferma in Capo del Cadore, in den Alpen von Friaul geboren, war so durch und durch Venezianer, daß seine Gemälde, außer ihren anderen Vorzügen, wie noch nie ein Meister es zu malen verstanden, das Charakteristische dieser stolzen, sinnlichen, leidenschaftlichen und feingebildeten Insulaner wiederspiegelten. Selbst das niedere Volk verstand daher die Schönheiten der Gemälde Tizian's fast instinktmäßig. Dies zeigte sich höchst auffallend, als Tizian's erstes größeres Oelbild, die Himmelfahrt der Maria in der Kirche der Minoriten, ausgestellt wurde. Noch nie hatte eine Madonna die Herzen der Venetianer so zu rühren vermocht, als diese wahrhaft venetianische Gottesmutter in ihrer irdischen Schönheit.

Tizian, der ausgezeichnetste Maler in Venedig, war zugleich der bescheidenste und offenste. Er gestand ohne Rückhalt, wie von seinem Lehrer Bellini das Zeichnen, so habe er das eigentliche Malen erst von Giorgione nicht gelernt, sondern abgesehen. Pordenone dagegen schwur, er werde Tizian erstechen, als dieser vor einem Bilde Pordenone's arglos geäußert hatte: daß sein Nebenbuhler von ihm die Kunst, schöne, nicht manierirte Hände zu malen, entlehnen müsse, um tadellos zu sein. Seit dieser Zeit war Tizian dem Pordenone ausgewichen, eine Sanftmuth, die dieser als Feigheit zu bezeichnen sich nicht gescheut hatte. Pordenone sollte indeß bald in den Fall kommen, Tizian's Entschlossenheit zu prüfen.

In einer herrlichen Sommernacht schlenderte Tizian, eine seiner vielen schönen Freundinnen, Signora Giuditta Farsani, die Tochter eines verarmten Nobile am Arm, über den Marcusplatz zur Piazetta. Den Gürtel mit Goldstücken gefüllt, durch eine meisterhafte Diana

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

erworben, forderte er eine kurze Zeit das Glück an den Farotischen des liederlichen jungen Manfredi heraus, welcher beiläufig einer der ersten Familien Venedigs angehörte. Sie standen frei zwischen den colossalen Granitsäulen, welche das Bild des Marcuslöwen und des heiligen Theodor tragen. Dann nahm eine Gondel das jugendliche glückliche Paar auf, die seidenen Vorhänge an den Fenstern wurden gelüftet, die Mandoline des Gondoliers ertönte unter den kunstfertigen Fingern Tizian's und seine schöne Stimme trillerte einen Bolero, den er selbst gedichtet und componirt hatte, durch die Nacht. Der Gondolier trieb in raschem Fluge sein Fahrzeug den offenen Lagunen zu.

Plötzlich schrie dieser so laut, daß Tizian mit Singen innehielt und lauschend die Thür des Hüttchens öffnete.

— Bestia! schrie Beppo am Schnabel der Gondel, sein Ruder drohend hoch emporhebend. Nur eine Handbreit fehlte und Dein verrosteter Kasten hätte mein schönes Schiff in Grund gejagt. Die Pest über Dich und über alle Nicoletti's und mein Ruder auf Deinen Schädel, wenn Du nicht abhältst und mir Platz machst.

Der so schmeichelhaft Angeredete machte indeß keine Bewegung, um seine Gondel, welche sich quer vor diejenige Tizian's gelegt hatte, fortzuschieben, und aus dem Innern des fremden Fahrzeuges ertönte eine laute Stimme:

— Unterstehʼ Dir nicht, Anselmo, die Segel vor irgend Jemand, außer vor dem Dogen oder der Rathsgondel zu streichen, rathe ich Dir. Dieser ausgesuchte Esel drüben hat, denke ich, Platz hinreichend um Dir auszuweichen.

— Si, Signor Pordenone! rief Anselmo und setzte sein Ruder ein, um seine Gondel gegen die Beppo's zu treiben.

Tizian stand jetzt neben seinem Gondolier.

— Pordenone? fragte er mit erregtem Tone.

— Er selbst! antwortete dieser und trat vor die Hütte.

— Ah! Beppo, rief Tizian, laß Deine Aufmerksamkeiten gegen Deinen Kameraden da ruhen ... Eure Herren haben ein Wort mit einander zu reden. He! Pordenone! Hast Du die Absicht, hier in den Lagunen meinen Gesang zu kritisiren, wie Du meine Bilder kritisirst? Hüte Dich, daß Dein Grimm auf mich nicht lächerlich wird. Anlage dazu hat er bereits; denn er ist boshaft und ohnmächtig wie der eines Affen.

Pordenone, leicht gereizt, ließ seinen Feind nicht ausreden.

— Affe? schrie er fast. Affe? Ich habe nichts vom Affen, aber Du bist ein ganzer. Die ganze Welt hat's eingesehen, daß Du Rafael's Affe in Deinen heiligen Conversazioni bist, und Giorgione's Affe in allen Deinen Portraits, und ...

— Und? fragte Tizian, vor Zorn an allen Gliedern bebend.

— Corpo de Christo! Und mein Affe im Styl! schloß Pordenone.

— Nicht auch im Colorit? fragte Tizian schneidend, seine Ruhe der Wuth seines Gegners gegenüber wieder gewinnend. Du bist am Ende gar so gütig, zu behaupten, daß der Affe Tizian eigentlich nichts weniger verstehe als malen .. Versteht er's aber auch nicht, wie ich doch vermuthe: so versichere ich Dich, Bursch, daß er dafür desto besser fechten gelernt hat. Du wirst morgen früh an Deinem eigenen, genialen Körper die Probe davon machen.

Digitized by Google

— Ah! Endlich! murrte Pordenone. Ich danke Dir! Also bist Du doch ein Mann und kein Feiger! Gute Nacht! Morgen um fünf Uhr auf der Piazetta! Aber ohne daß Du etwa den Löwen im Dogenpalaste etwas zu fressen giebst.

— Du bist elend, wenn Du glaubst, ich könnte die Gerichte benachrichtigen . . . rief Tizian und wandte sich indignirt ab. Vorwärts, Beppo!

Die Gondel flog fort. Giuditta, die stumme Zeugin dieser Unterhaltung, warf sich weinend in Tizian's Arme und beschwor ihn, von dem Gedanken an den Zweikampf mit Pordenone abzustehen. Der Meister blieb unerschütterlich: sein erbitterter Feind sollte gezüchtigt werden, oder er wollte nicht leben. Er ließ sich nach seiner Wohnung fahren, und inmitten der leidenschaftlichen Klagen und Bitten seiner Geliebten schickte er sich ruhig an, seine Angelegenheiten für den Fall seines Todes zu ordnen. Er schrieb an seine alte Mutter in Friaul, gab Andreas di Foscari Nachricht von seiner Lage und verfiel dann in schweigsames Brüten.

Als Giuditta sah, daß Tizian unempfindlich gegen ihre Bitten blieb, zog sie ihre Halblarve hervor und nahm den Mantel mit aller Heftigkeit und Unzugänglichkeit eines beleidigten, liebenden Weibes um die Schultern.

— Du gehst? fragte Vecellio einigermaßen betroffen. Du verläßt mich in dem Augenblicke, wo ich Dir theurer als je sein sollte?

Signora Farsani schien einen Moment lang unentschlossen; dann aber faltete sie auf finstere Weise ihre prächtigen Augenbrauen und eilte mit einer solchen Geschwindigkeit die schmalen Treppen im Hause des Malers hinab, daß dieser schon unten die Thür schließen hörte, bevor er noch die Hälfte der Stufen hinabgestiegen war. Höchst unmuthig kehrte er in seine Zimmer zurück, um eine schlaflose Nacht zuzubringen und mit aller Heftigkeit es zu empfinden, daß der Mensch nie mehr das Bedürfniß fühlt, an einem liebenden Herzen zu ruhen, als wenn er im Begriffe steht, ernsten Gefahren sich entgegenzuwerfen und dem Tode zu trotzen.

Giuditta dagegen lief mit aller Schnelligkeit, deren sie fähig war, durch die krummen, gewundenen Gäßchen Venedigs. Oft wenn das einsame Mädchen in einen dieser finstern Schlupfgänge trat, wo zwischen den Granitmauern alter Paläste kaum drei Menschen neben einander gehen konnten, zauderte sie in einer Anwandlung von Grausen; denn wie oft war an diesen Orten der mörderische Stoß eines Bravo geführt, wie oft war an diesen, wie zu blutigen Abenteuern geschaffenen Plätzen von der Degenklinge eines beleidigten Nobili das Blut seines Feindes vergossen.

— Tiziano! flüsterte dann die bebende Giuditta, und dies eine Wort schien sie mit wunderbarer Kraft zu beleben. Es galt, ihn, den Geliebten nicht allein, sondern den ersten Künstler Venedigs zu retten, dessen Schöpfungen Niemand enthusiastischer bewunderte, als eben die Tochter der zwar armen, aber kunstsinnigen Farsani. Giuditta schien bei diesem tiefempfundenen Gedanken keine Furcht weiter zu kennen. Vor einer Maccaronibude angekommen, deren Inhaber hinter seiner traurig brennenden Lampe in süßen Schlaf versunken war, redete sie den Nudelnkünstler an und bat, sein Licht eine Minute benutzen zu dürfen.

— Kaufen? fragte der Mann schlaftrunken.

— Nein!

— Dann hab' ich auch kein Licht.

Digitized by Google

Giuditta legte ihm eine kleine Geldmünze zwischen seine Pfannen und Töpfe.

— Gràn spirito! murmelte der Händler vergnügt und fachte sein Licht heller an.

Giuditta sah sich forschend um, ob sie unbelauscht sei, riß ein Blättchen aus ihrer Schreibtafel und schrieb mit einem Stift rasch einige Zeilen darauf. Dann eilte sie dem Dogenpalaste zu. Schweigend und majestätisch lag die mächtige Treppe desselben vor ihr da. Sie zitterte so heftig und war so kraftlos, daß sie nur mit Anstrengung die weißblinkenden Stufen erstieg. Hier war Alles leer und still. Taktmäßig hörte man nur in den innern Vorhallen des Palastes den schweren Schritt der Wache haltenden Partisanenträger, vom Echo wiedergegeben, erschallen. Von weitem sah Giuditta die jeden Venezianer mit geheimer Furcht erfüllenden Löwenköpfe gähnen. Sie schloß fest die weißen Zähne aufeinander, näherte sich dann einem der bronzenen Ungeheuer und leise raschelnd sank der Zettel in die Tiefe hinab. War Giuditta mit Schneckenschritten die Treppe herauf gekommen, so machte sie den Rückweg dagegen mit einer Schnelligkeit, daß ihre zierlichen Fußspitzen kaum den Boden zu berühren schienen. Sie steigerte sich zu einem fieberhaften Rennen, als ein in seinen Mantel gehüllter, an einer Straßenecke lehnender Mann aus den untern Volksklassen, vielleicht ein Bravo, der auf eine Bestellung oder auf sein Opfer mit mürrischer Geduld wartete, in gleichgültigem Tone, aber mit starker Stimme, zu der Eilenden sagte:

— Signora, ich wäre neugierig zu wissen, wie viele Pfunde von Menschenfleisch Ihr den Löwen heute Nacht zugesteckt habt!

Die arme Giuditta kam fast ohnmächtig in ihrer einsamen, kleinen Behausung an, wo sie sich, in heftigster geistiger und körperlicher Aufregung, rückhaltlos ihren Empfindungen überließ.

Tizian dagegen erstarrte, als etwa anderthalb Stunden später seine Thür sich lautlos öffnete und zwei mit langen schwarzen Mänteln bekleidete Männer eintraten. Sie lüfteten weder ihre dunkeln Gesichtsmasken, noch zogen sie die Hüte. Der eine griff nur in den Busen und zog eine, an einer silbernen Kette hängende Medaille hervor, auf welcher die Insignien der Marcusstadt ausgeprägt waren. Tizian dachte weder an Giuditta noch an sein zukünftiges Duell mit da Pordenone; jeder andere Gedanke, als derjenige: du bist in der Gewalt der Diener des furchtbaren Raths der Zehnmänner, war aus seiner Seele gewichen.

Er, keines Vergehens sich bewußt, wollte fragen, weshalb man ihn zum Gefangenen mache. Die Antwort war feierliches Schweigen.

— Und ich muß mit Euch? schrie der Maler fast. Ich ein Unschuldiger, dessen Leben offen vor ganz Venedig daliegt, soll vor Eure abscheulichen Richter geführt werden, aus deren Händen man ebensowenig entrinnt, als aus der Hölle selbst . . .

— Schweig, Meister! sagte der eine Diener des gefürchteten Gerichts, und lerne zuvor die Gerechtigkeit von San Marco an Dir selbst erkennen, bevor Du Männer schmähst, die für ganz Europa die Muster eines weisen und glückverbreitenden Regiments sind. Uebrigens wirst Du wohl thun, wenn Du, während wir zum Dogenpalaste fahren, eine strenge Musterung über Deine jüngste Vergangenheit anstellst. Es könnte Dir nützlich werden.

— Die Musterung ist schon gemacht! sagte Tizian sich aufrichtend. Ich habe gestrebt, Venedig zu verherrlichen und ihr den stolzen Namen „Mutter der Künste" zu erhalten. Habe ich Unrecht gethan, so ist es das einzige, daß ich für eine undankbare Mutter meine Kräfte opferte.

Digitized by Google

— Wohl Dir, Meister, sagte der Schwarzmantel barsch, daß wir heute zwar Ohren, aber keine Zunge haben; Du könntest sonst unter den Piombi über Deine Unbesonnenheit nachdenken lernen.

Nach dieser Warnung sprachen die Fremden kein Wort mehr. Sie führten den Maler zu der Gondel mit rothem Schnabel, welcher die einsamen Gondoliere, denen sie etwa vorbeischoß, mit einer abergläubischen Furcht auswichen, und landeten vor der imposanten, säulengeschmückten Rückseite des Dogenpalastes. Tizian athmete etwas freier, als er statt zu den berüchtigten Verhörzimmern in das zweite Stockwerk geführt und in ein kleines Cabinet seitwärts von dem großen Saale geschoben wurde. Es war hier vollkommen finster. Sein einer Begleiter hielt ihn bei der Hand gefaßt, um sich seiner zu versichern.

— Ist der Maler Tizian Vecellio gegenwärtig? fragte eine laute Stimme in einem anstoßenden Zimmer.

— Ja! erwiderte der Diener des Gerichts.

Plötzlich öffneten sich in dem Cabinet zwei mächtige Thürflügel; blendende Helle strahlte auf und unfähig, im ersten Momente etwas zu sehen, fühlte sich Tizian vorwärts gezogen. Als sein Auge das Licht wieder ertrug, sah er sich vor drei vorsichtig maskirten, in schwarze Talare eingehüllten, dem Anscheine nach hochbejahrten Männern, und dicht neben sich erblickte er zu seiner höchsten Ueberraschung Niemand anders, als Giovanni Antonio da Pordenone.

Die feindlichen Künstler betrachteten sich mit bestürzter Miene, und wenn sie je geneigt waren, die Freundschaft ihrer ersten Schülerjahre wirklich aufrichtig zu erneuern, so war es in diesem Moment, wo die unheimlichen Augen der drei Todtenrichter auf ihnen ruheten. Die Blicke, welche die Jünglinge mit einander wechselten, bezeugten, daß sie entschlossen waren, sich einander aus allen Kräften gegen das unerbittliche Triumvirat beizustehen.

Pordenone, in reicher, jedoch sehr nachlässig angelegter Kleidung, nahm eine stolze Stellung an, die vortrefflich seinen athletischen Formen und dem entschiedenen Ausdruck seines Gesichts entsprach. Er warf sein fast überreiches, langes Schwarzhaar energisch zurück und schaute die mächtigen Kapuzenträger mit einem so zuversichtlichen Blicke seiner braunen Augen an, wie ihn diese sicherlich noch von keinem neunzehnjährigen Jüngling bei ähnlicher Gelegenheit gesehen hatten.

Tizian, zierlicher gebaut, kaum vierundzwanzig Jahre alt, nicht minder schön als Pordenone, eine unendlich feine und geistvolle Miene zeigend, stand da mit selbbewußter, aber anspruchsloser Würde. Er schien bereit, die offene Tapferkeit seines Nebenbuhlers durch seine Redegewandtheit und vermöge einer Schlauheit zu unterstützen, deren liebenswürdigen Zug um den Mund der glänzend schwarze, zarte Bart eben noch sehen ließ. Es war interessant, diese beiden noch so jugendlichen und doch schon so großen Meister mit einander zu vergleichen, und wer die drei Altrichter genau betrachtete, hätte in ihren Augen, in denen das Alter das göttliche Feuer gelöscht, ein nicht geringes Wohlgefallen an der Erscheinung der Künstler zu lesen vermocht.

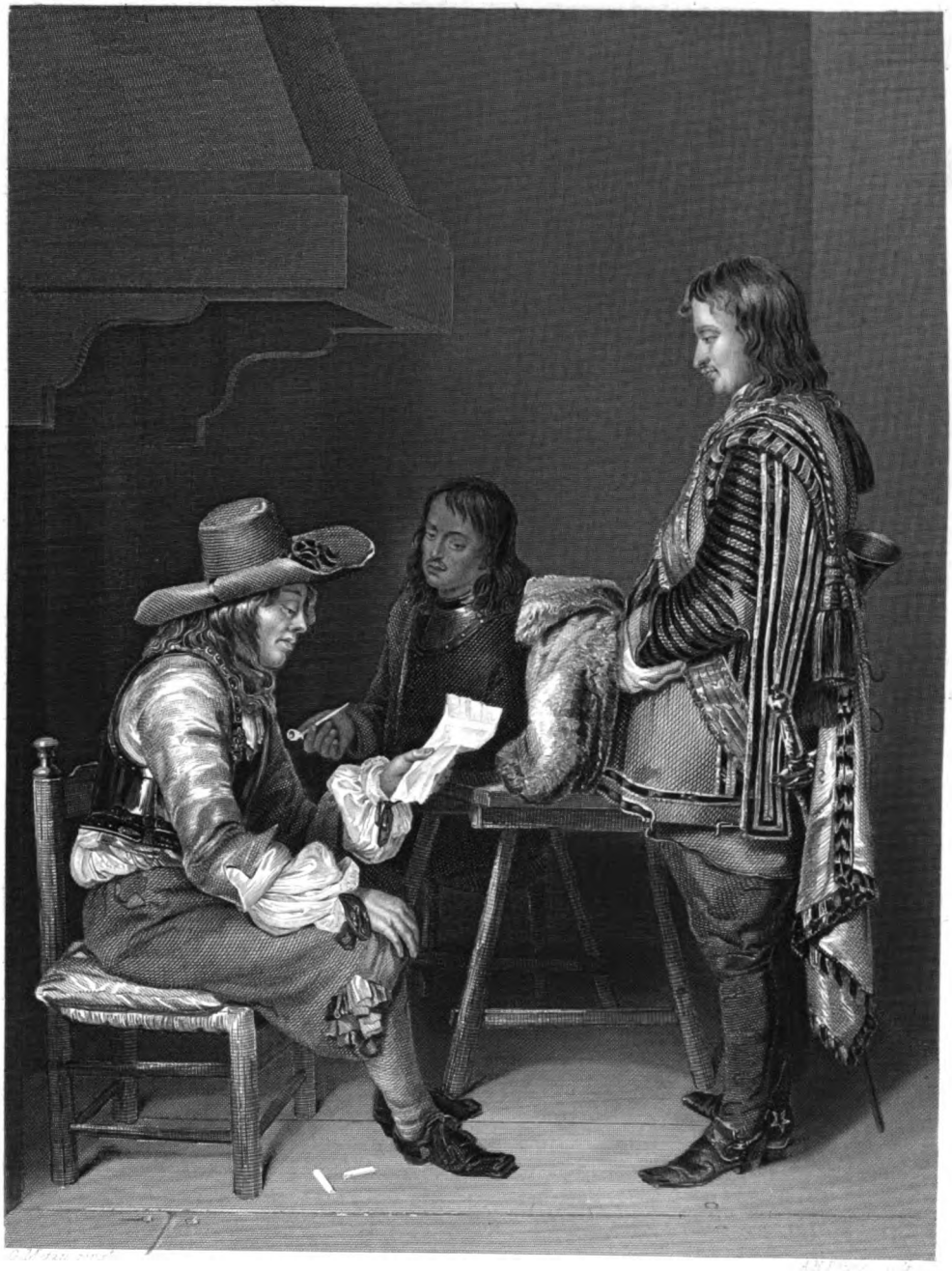
Die Stimme des die Mitte einnehmenden Richters war eiskalt und strenge, als er begann:

— Tiziano Vecellio und Giovanni Antonio Licinio, genannt Pordenone, die Ihr hier vor uns erschient, Ihr seid angeklagt. Angeklagt der Verabredung, mit tödtlichen Waffen Eure Zwistigkeiten ausmachen zu wollen. Zwistigkeiten, hervorgegangen aus Künstlereifersucht. Ist das die Wahrheit?

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Calyuans

Digitized by Google

Digitized by Google

Pordenone trat einen Schritt vor, und Tizian streckte anmuthig mit einer rednerischen Bewegung die Hand aus.

— Ihr wollt lügen! sagte der Richter rauh. Hütet Euch. Sollen Beppo und Anselmo, die Gondolieri, erscheinen?

Tizian ließ beschämt die Hand sinken, Pordenone das herausfordernd emporgehobene Haupt, und sah ziemlich ängstlich den Genossen an. Beide mußten beichten. Als dies aber geschehen war, gestanden sie, gewiß aus Herzensgrunde, daß diese nächtliche Reise zum Dogenpalaste auf immer ihrer Feindschaft ein Ende gemacht habe, und daß sie nie wieder in die Versuchung kommen würden, andere Waffen als ihre Pinsel und Paletten gegen einander zu gebrauchen; eine Versicherung, die sie durch feierlichen Handschlag bekräftigen mußten.

— Jünglinge! sagte dann der zweite Richter, welcher bis dahin geschwiegen hatte, mit hohem Tone und einer Stimme, die Tizian als diejenige des Dogen zu erkennen meinte. Ihr habt im Begriff gestanden, gegen die Republik ein schweres Verbrechen zu unternehmen. Ihr wolltet in Eurer Verblendung das Recht des Staats auf das Leben seiner Bürger nicht nur, sondern auf das Leben solcher Bürger zu Boden schleudern, die vor tausend Andern berufen sind, den Ruhm und die Bildung Venedigs aufrecht zu erhalten. Ein solches Beginnen muß gesühnt werden. Ich fordere daher von Dir, Vecellio, und von Dir, Pordenone, innerhalb eines Jahres ein Gemälde, in Bezug auf welches Ihr zu erklären habt, daß Ihr alle Euch zu Gebote stehenden Kräfte darauf verwandtet.

— Ah! rief Pordenone mit freudigem Ausdruck seiner offenen Züge; edler Herr, Ihr wollt uns strafen und macht uns glücklich. Die „Mutter", die große Republik verlangt von mir ein Meisterwerk? Und innerhalb eines Jahres? In einem Monate ist's beendet, oder meine Hand wird nie wieder den Pinsel berühren.

— Du bist zu schnell, Giovanni! bemerkte Tizian, ebenso entzückt als sein Nebenbuhler. Wie, wenn von uns Gemälde von bedeutenden Verhältnissen und reicher Composition gefordert würden?

— Ich verlange nur zwei Figuren und dazu nur Kniestücke! sagte der, welchen Tizian den Dogen glaubte.

— Befehlt Ihr, hoher Herr, auch einen besonderen Vorwurf? wagte Tizian zu fragen.

— Nein! aber die eine Figur muß Christus, den Hochgebenedeiten, darstellen.

Die Richter erhoben sich bei diesem Namen ehrerbietig, winkten dann den Jünglingen, näher an die lange Tafel zu treten, und reichten ihnen zum Zeichen der Entlassung die Hände, welche Pordenone kräftiger schüttelte, als die morschen Finger der Alten ertragen mochten.

Arm in Arm verließen die Maler den Palast, und setzten ihre beiderseitigen Freunde, welche sie ungeachtet der frühen Stunde in einem Weinhause versammelten, um die ausgestandene Angst durch Montefiasconer und Falerner vergessen zu machen, durch diese wahre Brüderlichkeit in nicht geringes Erstaunen. Schon am andern Tage begannen die Meister ihre Entwürfe und nach drei Wochen hatte Tizian, nach fünf Wochen Pordenone sein Gemälde vollendet. Bis dahin hatte keiner der Maler das Bild des andern gesehen. Es war ein feierlicher, für die jungen Meister höchst inhaltreicher Augenblick, als in Tizians Zimmer die Gemälde neben einander auf-

Digitized by Google

gestellt und enthüllt wurden. Mit glühenden Blicken schien Jeder das Bild des Andern verschlingen zu wollen.

Tizian hatte Christus und den Pharisäer gemalt, welcher spricht: Rabbi, ists Recht, daß wir Juden dem Kaiser in Rom die Steuer zahlen, oder nicht? Christus sagt: Zeigt mir Eure Zinsmünze! und der Pharisäer reicht ihm einen Groschen. Wessen ist das Bild und die Umschrift? ist die Frage Christi. — Des Kaisers selbst! lautet die Antwort. Mit dem Worte: So gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist und Gott, was Gottes ist! erfolgt die Abfertigung des Pharisäers.

Das Gemälde Pordenone's stellte dagegen Christus mit Matthäus dar. Der reiche Jünger bezeugt, daß er gern erstatten wolle, wo er Jemand bei seinem verachteten Geschäfte übervortheilt habe, worauf Christus ihm sagt: Gieb Alles, was Du besitzest, den Armen und folge mir nach! —

Nach dem ersten Blicke der beiden Meister war ihr Urtheil über ihre Werke entschieden. Pordenone ließ demüthig das Haupt sinken und sein Auge glänzte feuchter, als wolle es sich mit Thränen füllen. Der blitzende Adlerblick Tizians dagegen, die ewige Herrschaft im Reiche venezianischer Kunst bezeugend, war ebenso erhaben, als das Lächeln, womit er Pordenone in seine Arme schloß, Liebenswürdigkeit und Sanftmuth athmete.

— Ah, Tizian! murmelte Pordenone an der Brust seines Nebenbuhlers; ich bin besiegt, um mich Dir gegenüber nie wieder zu erheben.

— Nein! Giovanni! rief Tizian mit Lebhaftigkeit; nicht mein Bild, sondern meine Liebe zu Dir hat Deinen Trotzkopf besiegt. Dein Christus mit Matthäus ist, wie ich mit stolzer Freude es ausspreche, nicht weniger unsterblich als mein Christus della Moneta.

— Du schonst mich, Vecellio! sagte Pordenone, immer noch mit unersättlichen Blicken Tizian's Gemälde betrachtend. Du schonst mich und Du solltest wissen, daß Deine strengste Kritik gegen meine Pinselei erforderlich wäre, um aus mir einen Meister zu bilden, wie Du es bist. Liebst Du mich wirklich, so mache mich zu Deinem Schüler, statt mich Dir gleichzustellen.

Beide Maler hatten in ihren Urtheilen Recht. Pordenone war allerdings besiegt, aber die Kunst, welche er dem neuen Freunde entgegengestellt, verdiente darum nicht weniger in ihrer reizenden Schöpfung das höchste Lob. Pordenone's Christus war der orientalische, nach jenem berühmten Sarkophag aus dem fünften Jahrhundert geschaffene, mit dem Ausdruck der unerschöpflichen, sanftmüthigen Liebe in den büstenartig regelmäßigen Zügen. Der Blick des Christus, der genialste Zug auf Pordenone's Bilde, war ideal, aber darum nicht weniger menschlich, als derjenige des Jüngers, dessen volles Herz dem großen Lehrer entgegenzuströmen schien. Eine Art weniger geistige als seelenmäßige Wahlverwandtschaft trat an den beiden Köpfen heraus; ihre Stimmung war unendlich harmonisch und erregte dadurch bei dem Beschauer eine Ruhe des Wohlgefallens, die bei längerer Betrachtung immer noch an Tiefe und Innigkeit gewann. Die schmucklose Gewandung Christi war dürftig von dem Maler gedacht, sie machte fast den Eindruck des Steifen, dagegen war das Costüm des Zöllners, in freiem Wurfe und großem Style gezeichnet, von großer Wirkung. Es sollte diese contrastirende Costümirung, vielleicht selbst dem Künstler während des Schaffens unbewußt, die Größe des einfachen liebenden Gefühls dem blinkenden Golde gegenüber andeuten, welches die linke Hand des Matthäus gefaßt hält, um es von sich

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

A. Schultheiss sc.

[illegible]

Maria z Chrystusem

Digitized by Google

Digitized by Google

zu werfen. Durch diesen untergeordneten Contrast ward jedoch, wie Pordenone vor Tizians Gemälde selbst aussprach, der Gefühlseinklang gestört, der in den Köpfen der beiden Figuren das Merkziel des Malers gewesen war.

Tizians Gemälde stellte den künstlerischen Contrast in einer solchen blitzähnlich wirkenden Vollendung auf, wie er selten in der Malerei erreicht wurde. Der heuchlerische, perfide, seiner Schlauheit sich bewußte Pharisäer, in jeder Faser seiner Gestalt die Gemeinheit repräsentirend und dennoch nicht häßlich und ekelhaft, diente dem Tizianschen Christo als eine Art von düsterer Folie zur Entfaltung seiner vergeistigten, gedankenvollen Schönheit. Wie Tizian ein ganzer Italiener war, so war auch sein Christus ein italischer, den römischen Typus tragender. Die hervorstechenden Züge des rein italischen Volksstammes, allerdings der Wirklichkeit angehörend, waren aber mit solcher Zartheit gemildert, daß sie in solcher Vollendung sicherlich nie einem Sterblichen angehörten. Die unfehlbare Macht der ewigen Weisheit strahlte in sonnenheller, ruhiger Klarheit aus den Augen des Lehrers der Menschheit, und der Mund Christi, bei Pordenone fast eine geistige Beschränktheit andeutend, war hier wahrhaft „die goldene Pforte für die unvergänglichen Worte des ewigen Lebens". Auch hier war Liebe, selbst diesem bübischen Versucher gegenüber, welcher den unwandelbar Wahren als Empörer den Löwengruben und der blutigen Arena Roms zuzuführen gedachte; fast möchten wir diese Liebe, in dem Christuskopfe ausgedrückt, aber keine gefühl-, sondern eine gedankengeborene nennen. Und weil die Majestät des Geistes klar und feierlich aus diesem Christusbilde spricht, ist dasselbe mit einem „reizenden und doch unnahbaren Ernste" umkleidet, den wir, im Vereine mit dem vollen Leben desselben, geradezu unvergleichlich nennen.

Pordenone's Colorit, kräftig und wahr, ward aber machtlos und schal neben dem Farbenzauber des Tizian'schen Gemäldes. Auch hier dieser Contrast: das lederfarbene Gesicht des triefäugigen Pharisäers, die sonnenverbrannte Faust und der Arm mit der verschrumpften Haut und den Adern wie Hanfstricke neben dem blüthenzarten Antlitz Christi und seiner von den Kennern fast vergötterten Hand, in welcher man den lebenswarmen Pulsschlag des unter der sammetweichen Haut wallenden Bluts sehen zu können glaubt.

Tizian hatte gesiegt, glänzend gesiegt. Venedig bezeugte es, als der ehrwürdige Rathsherr Domenico Foscari die ihm zu diesem Zwecke von dem Senate übergebenen Gemälde voll gerechten Stolzes in seinen Sälen öffentlich ausstellte. Pordenone ward, so resignirt er früher gewesen war, schwermüthig und düster, als die den Tizian bewundernden Kritiker an seinem Gemälde immer neue Aussetzungen machten, ihm namentlich die Zeichnung der Hand Christi gegenüber der berühmten Hand, welche sein Nebenbuhler malte, zum Vorwurfe machten und hinzufügten, Pordenone besitze außerdem nicht Varietà del colore.

Seine künstlerische, ausgezeichnete Begabung richtete ihn wieder auf und bewahrte ihn vor dem tragischen Ende, das mehr als ein Künstler aus gekränktem Stolze sich bereitete. Giovanni fing wieder an, die Elemente seiner Kunst, namentlich der Farbengebung und zwar nach Tizian'schen Werken zu studiren, und er erlangte, was er zu erreichen fähig gewesen. Sein Colorit wetteiferte bald an Schönheit mit demjenigen seines großen Freundes, sein Styl ward größer, schwungreicher, und der Name Giovanni Antonio Pordenone hatte nicht mehr durch Anmaßung,

Digitized by Google

sondern durch künstlerische Errungenschaften den Triumph, mit demjenigen Tizian's und Giorgione's den Lorbeer in der Zeit der höchsten Kunstblüthe Alt-Venezia's zu theilen.

Tizian blieb für immer der Freund seines Nebenbuhlers, den ihm ein früher Tod nur zu bald entriß, während es dem Farbenzauberer beschieden war, neunundneunzig Jahre lang sich des vollen glücklichen Menschenlebens zu erfreuen, das er in seinen zahlreichen Schöpfungen herrlich wie kein anderer wiederspiegelte.

Wir schließen nicht, ohne noch einmal der schönen Giuditta Farsani zu gedenken. Sie gestand ihren Weg nach dem Dogenpalaste und erntete dafür Tizians lebhaften Dank statt der Vorwürfe, die sie erwartete. Daß die Liebe des flatterhaften Meisters zu ihr länger dauerte, als es bei ihm in der Regel der Fall war, läßt sich daraus schließen, daß er später öfter ihr Bild, bald als Venus, bald als Diana und zwar in einer Art malte, die deutlich die Begeisterung des Künstlers für sein Modell verräth. Wahrscheinlich ist es ebenfalls das Portrait Giuditta's, welches der Louvre in Paris unter dem Titel „Tizian's Geliebte" als einen seiner vorzüglichsten Schätze bewahrt.

Die Löwenjagd.

Von **Peter Paul Rubens.**

Der Gesandte des Herzogs von Gonzaga an den König Philipp IV. von Spanien, Peter Paul Rubens, welcher der Fürst der niederländischen Maler zu werden bestimmt war, hatte sich durch den Glanz des königlichen Hofes, durch die glühenden Reize des herrlichen Madrid und durch die Schönheiten der Ufer des silbernen Manzanares nur kurze Zeit fesseln lassen. Der niederländische Meister war noch nicht dreißig Jahre, und sein nie rastender Genius, welcher in seinem Schöpfungsdrange weniger die ruhige, edle Schönheit, als das Leben, das volle, großartig bewegte, dramatische Leben erfaßte, wandte sich weg von dem leeren Pompe eines engherzigen Ceremoniells am allerchristlichsten Königshofe. Rubens, dessen umfassendes positives Wissen, dessen vollendete Weltbildung ihm neben dem gewinnendsten Aeußern und einer fesselnden Beredtsamkeit einen bedeutenden Platz in der vornehmen Welt anwies, betrachtete diese seine Vorzüge kaum als solche, sondern nur als Mittel, um diejenigen Stoffe und die Lebensäußerungen, wie sie ihn ansprachen, in der Kunst zur Erscheinung zu bringen. Die riesenhafte Erfindungsgabe des Malers, welche sich jeden Zweig der Geschichte und der Mythologie sowohl, wie die Natur dienstbar machte, dürstete dennoch nicht wenig nach lebenden Urbildern. Je großartiger und künstlerisch bedeutender Rubens diese aber verlangte, je weniger vermochte er sie aufzufinden. Das alte Europa war schon damals ziemlich zahm geworden. Das ernste strenge Deutschland, das breit-bequeme Niederland, das in Galanterien sich erschöpfende und unnatürlich werdende Frankreich, wie Italien, das weiche, sinnliche und üppige Vaterland einer reizenden Kunst, hatten dem Maler nur wenige Stoffe bieten können, über welche er in seiner Urkraft und

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Isaac v. Ostade pinx. A. H. Payne sc.

Dutch Winter Scene Holländische Winter-Landschaft

Widok zimowy w Hollandyi.

Digitized by Google

Digitized by Google

genialen Unbändigkeit nicht hätte hinausgehen müssen. Spanien blieb übrig. Der Klang dieses Namens berührt noch heute ein romantisch gestimmtes Herz auf eigenthümlich ergreifende Weise. Diese Geschichte mit ihren Abencerragen und Zegris mit ihrem ganzen maurischen Colorit, deren ewiges Denkmal neben anderen die göttliche Alhambra ist! Spanien hat mehr als irgend ein anderes Land Europa's von der eigenthümlichen Glut des Orientes in sich aufgenommen, und die Kinder einer heißeren Sonne, welche sich dem gothischen Elemente vermählten, haben dem Iberier einen Typus aufgedrückt, der flammend, leidenschaftlich, ritterlich noch heute den Nordländer mit reizender Gewalt ergreift.

Der Niederländer Rubens ahnte das seinem Genius verwandte Element des wirklichen Lebens, welches ihn, durch die spanische Kunst immerhin schwach reflectirt, in diesem „ritterlichen" Lande umwehte. Alt-Castilien! Es war längst erstarrt in der Rückwirkung gegen den Geist der unbarmherzig vertriebenen Moresken. Aber es gab noch eine Küste des Mittelmeeres, es gab noch einen Punkt in Spanien, wo die Mauren unverlöschlichere Spuren als irgend anderswo, sollte es auch Cordova und Granada sein, zurückgelassen hatten. Das war das alt-römische Calpe, das Gebel al Tarik, der Tariksfelsen, Gibraltar, wo die Moslemim zuerst den Hufschlag ihrer edlen Rosse der Wüste hatten ertönen lassen. Gibraltar und Algeziras zeigen sich noch heute dem mit nur geringer Phantasie begabten Fremden als die Vorhallen des Orientes. Hier sind die letzten, rein erhaltenen Spuren der Moresken in merkwürdigen Typen zu schauen, und man mag in den Bewohnern dieser Gegend mit Sicherheit die rechtmäßigen Verwandten der maurischen Flüchtlinge erkennen, welche, trostlos von Spaniens Boden scheidend, die Schlüssel ihrer Häuser mit nach Afrika's Gestade in der Hoffnung nahmen: daß es ihren Enkeln beschieden sei, nach Spanien zurückzukehren, um ihr Eigenthum in Besitz zu nehmen.

Hierhin, nach Gibraltar, machte der niederländische Maler seinen bedeutsamen Ausflug.

Er fand die Sclaverei des Volkes in der Nähe dieses, durch spanische Kriegsleute bewachten Felsens. Die „Säulen des Herkules" standen todt in der Mitte eines unterdrückten Volkslebens. Er eilte nach Algeziras, diesem Edelsteine in der Krone Spaniens, an der malerischen Bucht des Mittelmeeres. Hier, an dem Hauptort des Handels mit den afrikanischen Küstenstädten Tetuan, Fez und Saleh, war ein wahrhaft orientalisches Leben, nach Form und Inhalt. Rubens fühlte sich, diesen nicht selten wilden und düstern Physiognomien gegenüber, in einer neuen, die frischesten Gestaltungen, die lebendigsten Originalitäten zeigenden Welt. Dieser Fleck Erde fesselte ihn unwillkürlich. Zwar kahl und steinig war die Umgegend der alten Moreskenstadt, aber auf den einsamen Hügeln in der Nähe stiegen die cyklopischen Trümmer von alten Römerburgen auf und zeugten von den Thaten der „Löwen Italiens". Diese klassischen Reste in ihrem starren, ehernen Adel, und drüben die mohammedanischen Minarets, die syrischen Wölbungen der sonstigen Moscheen, und ringsum Einöde und tiefe Stille unter dem flammenden, fast senkrecht fallenden Sonnenstrahl, nur zuweilen unterbrochen von dem dumpf verhallenden Knall der Kanonen eines Segelschiffs oder einer „vielfüßigen" Galeere, welche den Hafen von Algeziras verließ, um die Höhe des veilchenblau und silberstrahlenden Meeres zu gewinnen — welches Bild hätte an Reiz ein solches übertreffen können? Und was dieser eigenthümlichen Landschaft noch fehlte an innerer Macht, um das Gemüth des Beschauers ebenso glühen zu machen, wie die Sonne über seinem Haupte, das suchte das Auge hinter den schmalen Gittern

Digitized by Google

der weißgemauerten, flachdächigen Häuser; das zauberte die Phantasie herauf in dem Farbenglanze von „Tausend und einer Nacht“. Hinter jenen, die kaum zwei Fuß ins Gevierte haltenden Fenster verschließenden, gekreuzten Eisenstäben seufzten schlanke, schwarzäugige Mädchen, deren arabisches Blut, in raschen Schlägen zum Herzen dringend, bei der Sehnsucht nach einem Geliebten stärker pulsirte, den ihr brennendes Auge noch nie erschaut hatte.

Erfaßte dieser Gedanke den jungen Niederländer, dann litt es ihn nicht mehr auf den verwitterten Steinhaufen der Römer. Er zog den weißwollenen Kaik über die langen braunen Locken und vertiefte sich in das labyrinthische Gewirr von schmalen und krummen Gäßchen, welche Algeziras bilden. Unwillkürlich stand er still, wenn eine Dame in dichtzugezogener Seidenmantilla neben ihm lautlos vorüberstrich; oder wenn sie auf dem Maulthiere, unbeweglich wie eine Statue, vorbeizog. Die fast verglühten Träume der ersten Jünglingszeit machten sich mit ursprünglicher Gewalt geltend, wenn der Maler, unter dem Schirmdache eines der Kaffeehäuser am Hafen lehnend, die Gruppen der verschleierten Mädchen und Frauen betrachtete, die, auf den Quais am Abende luftwandelnd, die mandelförmigen Augen ermattet schlossen und den Mund mit den Perlenzähnen halb öffneten, um den kühlen Abendwind, welcher über die murrenden Meereswogen strich, begierig einzusaugen.

Vergebens hatte Rubens versucht, sich einer dieser Schönen zu nähern. Wie in Constantinopel oder Bagdad selbst flohen sie unaufhaltsam, sobald sie die Absicht des Cavaliers, ein Gespräch anzuknüpfen, errathen hatten. Höchst mißmuthig kehrte Rubens dann zu seinem großen, aber in türkischem, finsterm Style gebauten Hause zurück, lehnte sich über sein Papier und versuchte mit seiner Meisterhand die halbverschleierten Formen, die ihn vorhin entzückten, wiederzugeben, um sich dann im Anblicke denselben sehnsüchtigen, bittersüßen Träumereien hinzugeben.

Bei diesen Bemühungen verzweifelte er eines Abends fast. Der Stift und die Kreide waren plötzlich härter, wie ein stählerner Stilus geworden; die volle, kräftige Weichheit der Formen, als deren Meister er selbst sich betrachten gelernt, waren zur abstoßenden Kälte und Härte umgewandelt. Sein Auge schien die Gewalt, die magische Leitung über seine Künstlerhand verloren zu haben. . . Das machte, Rubens versuchte heute zum ersten Male, nicht aus künstlerischer Begeisterung, sondern aus seinem Herzen heraus zu malen, und der Verliebte erheischte von seinem Bilde, daß es ihn, den Meister selbst, mit denselben Empfindungen erfülle, daß es sein Herz ebenso mächtig bewege, als es das Original vermocht hatte. Rubens griff zum Pinsel . . . Plötzlich schien ihm das Geheimniß der Anschauung seines Innern aufgegangen zu sein; denn mit ungeheurer Schnelligkeit erschien auf der Leinwand ein spanisches Mädchen von so wunderbarer Schönheit, daß der Maler stumm in Betrachtung seiner Skizze versank.

Der Hafen von Algeziras war im Hintergrunde. Das Meer war unruhig; die Goeletten und Javecquen sprangen vor den Ankern; eine Galeere lief mit genauer Noth um die Spitze des alten Molo in den Hafen. Der Hafendamm war fast leer; nur wenige Menschen eilten entweder zu den Schiffen oder zur Stadt, mit Mühe nur sich gegen den ausbrechenden Orkan schützend. Unter diesen Gestalten war die Hauptfigur im Vordergrunde ein gegen die Wucht des Windes ankämpfendes Mädchen. Ihr Kopf war entblößt; das volle, schwarze Haar war halb gelöset; die Mantilla flatterte in reizendem Wurfe in der Luft. „Sanft in sich gebogen“, wie Anadyomene in der Perlenmuschel stand die Schöne, den vollen Anblick ihres zarten, ein

Digitized by Google

schmales, vollkommenes Oval bildenden Gesichts preisgebend. Der schützenden Oberhülle ledig, war ihr Unterkleid, dem heißen Klima angemessen, dünn, luftig; kaum deckte es den bescheidenen jungfräulichen Busen und die schmalen gewölbten Schultern; indeß es sich um die Hüften und Schenkel, vom Sturme getrieben, in schmalen Falten so fest anlegte, um keine Wellenlinie dieser edlen Gestalt dem Auge zu verbergen. Wir glauben, Rubens küßte dies Bild so lange, bis seine Sehnsucht nach diesem Mädchen, dessen Anblick ihn am Abend entzückte, spät nach Mitternacht in das Reich der Träume überging.

Am andern Morgen trat einer seiner jungen algeziresischen Freunde bei ihm ein und fand den Meister, sein Bild vor sich, mit der Stirn auf dem Tische ruhend, entschlafen. Henarez de Calhavado betrachtete mit ziemlicher Ueberraschung die Skizze und brach dann in einen so lebhaften Ruf der Bewunderung aus, daß der Niederländer erwachte, seinen schönen Zwickelbart strich und den Spanier erstaunt anblickte. Er griff unwillkürlich nach seinem Bilde.

— Santa-Trinidad! rief Henarez, Don Pedro wird doch so höflich sein, zu erlauben, daß Esteban Henarez de Calhavado seine leibliche Cousine, Sennora Estrella Mencia de Alheiras bewundert ...?

— Estrella Mencia ... stammelte Rubens fast. Ihr kennt sie also, diese Göttin, Ihr wißt, wo sie verweilt ... Ihr konntet so lange von dieser Perle spanischer Frauen schweigen, vor mir, einem Maler, schweigen, der auch Euch seinen Mißmuth vorseufzte, daß die Urbilder der Schönheit, wie sie in Eurer Brust leben, von dem spanischen Boden verschwunden sind? Warum, Caballero, diese Verstecktheit, welche mit Eurem Wesen so wenig stimmt? Oder — liebt Ihr gar selbst — — —

Henarez lachte ein wenig auf seine halb spöttische, halb graziöse Weise, dann wurde er aber ernst.

— Bei St. Jakob von Compostella! murmelte er. Wie mögt Ihr Deutschländer und Brabanter doch nur zu denken wagen, daß der Spanier der Mann sei, mit welchem seine Leidenschaften gleich einem wilden Roß durchgehen? Wo bleibt, Excellenza, Eure gepriesene Besonnenheit und alle verwandten Tugenden? — — Aber ich sehe, Don Pedro, Ihr habt keinen Beichtvater nöthig, Ihr wollt einen Verbündeten. Ich bin's. Bemerkt aber wohl, edler Freund, was ich sage. Ihr habt Estrella gesehen, sie ist wirklich ihrem Aeußern nach eine Göttin; hat aber wenigstens eine Legion von Teufeln in der Brust und zwar keine blos neckischen, schalkhaften, wie etwa unsere Flußteufelchen des Ebro und Guadalquivir, sondern ächte, mit Hörnern und Affenschwänzen, wie auf dem Altarbilde in der Kathedrale ...

Rubens machte eine entschiedene Bewegung der Ungeduld.

— Ach! sagte gelassen der Spanier, Ihr werdet schon an diese Schilderung erinnert werden, denke ich! Verliebt Euch nicht in Sennora Estrella, wenn sie Euch nicht zur Verzweiflung treiben und mit überlegter Grausamkeit zu Tode martern soll. Ich weiß; ich weiß und freue mich, daß dieser Wahnsinn, welcher mich umstrickte, der Ernüchterung gewichen ist.

— Ach, Henarez! rief Rubens ungläubig; Ihr seid verliebter als je! Ihr wollt mich zurückschrecken, indeß Ihr mir den fabelhaften Drachen schildert, welcher den geheimnißvollen, unermeßlichen Schatz bewahren soll. Ich schwöre Euch aber, wir sind zu gute Ritter, wir Männer vom Niederlande, um uns vor Gespenstern zu fürchten.

Digitized by Google

— Gut, Excellenza; Niemand geht zur Hölle, er habe es denn gewollt. Ich will Euch an dem Vergnügen nicht hindern. Ihr setzt Zweifel in meine Aufrichtigkeit; wohlan, hier ist mein Arm ... Gefällt es Euch, daß ich Euch meinem Oheim, Franzesco d'Alheiras und seiner schönen Tochter Estrella vorstelle? Macht mir aber später, wenn Ihr unglücklich sein werdet, keine Vorwürfe.

Rubens umarmte fast den Spanier aus Dankbarkeit.

— Ihr werdet diese ausgezeichnete Höflichkeit für einen so traurigen Dienst schon bereuen! murmelte Henarez und ging mit dem Niederländer, welcher sich in sein zierlichstes Costüm geworfen hatte.

Diese ganze Angelegenheit reizte den empfänglichen Künstler auf fast unbegreifliche Weise. Bis jetzt hatte der einnehmende, gewandte und dazu berühmte Jüngling, selbst an den glänzendsten Höfen Europa's noch gar keine, oder nur eine maskirte Grausamkeit der edlen Damen zu beklagen gehabt, denen er sein Herz zu Füßen gelegt. Seine Erfolge waren so glänzende gewesen, daß er ernstlich den Gedanken hegte, die Macht seines Namens über ein liebendes Frauenherz sei hinreichend, um dies zu unbedingtem, sclavischem Gehorsam zu vermögen. Rubens konnte glauben, der Grundcharakter jedes Weibes sei widerstandlose Liebe und jede etwaige Färbung desselben sei nur Caprice und Absicht der Geliebten, um ihren Werth, ihren Reiz in verschiedener Beleuchtung darzustellen, um dadurch den begünstigten Mann desto fester an sich zu ketten. Rubens irrte sich, ungeachtet seiner glänzenden Erfahrungen, und seine ganze Kunst der Liebe und der Unterwerfung eines Weiberherzens scheiterte aufs vollständigste an der angeborenen Wildheit eines kleinen spanischen Mädchens, welches das Blut der Kinder der Wüste in sich trug.

Der Maler sah Estrella, und er hatte sich bei ihr nicht minder wie bei dem würdigen Vater des ausgezeichnetsten Empfanges zu erfreuen. Estrella war bei Weitem schöner, als das kundige Auge des Malers im flüchtigen Augenblicke bemerkt hatte. Eine solche Grazie, ein so nachlässiges, hingebendes Wesen, ein so räthselhaft Reizendes, wie es in diesen Augen brannte, hatte er noch nie sich eingebildet, viel weniger gesehen. Es war ersichtlich, das Mädchen wollte auf den berühmten Gast Eindruck machen, und sie erreichte ihre Absicht in solchem Maße, daß Rubens verwirrt, beinahe fassungslos ihre Zimmer verließ.

— Diese oder Keine wird auf ewig die Meinige! flüsterte er Henarez zu, als sie die Straße erreicht hatten.

— Gratulor! sagte der Spanier lakonisch.

Von jetzt an zog's den Maler täglich zu Sennor de Alheiras. Der biedere, tapfere Abkömmling einer vornehmen Moreskenfamilie Granada's bemerkte die Leidenschaft des Fremden und fragte ihn eines Abends offen:

— Wollt Ihr, Caballero, Estrella heirathen?

Rubens bat um seinen väterlichen Segen.

— Ist nicht gut für Dich, mein junger Freund! Aber meinen Willen hast Du. Du erhältst eine kleine Pantherin zur Gemahlin.

Der Maler stutzte kaum. Noch hatte er in Estrella nur die makellose Göttin zu erblicken vermocht. Nach und nach aber lüftete sie die täuschende Maske. Rubens machte in rascher Folge die betrübendsten Entdeckungen. Dies sechzehnjährige Mädchen, die einzige Tochter des

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Rembrandt's Daughter. Rembrandt's Tochter

Córka Rembrandta

Digitized by Google

Hauses, regierte mit tyrannischem Scepter. Ihr Vater mußte sich ebenso wie die letzte Magd vor ihr beugen. Estrella war grausam wie ein türkischer Pascha, und neben dieser abscheulichen Eigenschaft behauptete sich keine der bessern Richtungen ihres Gemüthes. Im Hause des de Alheiras wurden täglich Executionen über die Dienenden verhängt; es war der größte Genuß für die „kleine Pantherin", diesen Abpeitschungen zuzusehen. Sie schlug und zerkratzte ihre Mägde und fiel vor Zorn in tiefe Ohnmachten, wenn der Vater sich ihr entgegenstellen wollte. Kurz, die Legion von Teufeln war in bester Form wirklich vorhanden.

Oft wandte sich Rubens, wenn er einen neuen Zug von Grausamkeit hörte, empört von dem Mädchen ab ... Aber ihn, ja ihn liebte die Spanierin; sie, die Herrscherin, gestand, sie wolle nichts als nur seine Sclavin sein. Er ward auf's Neue gefesselt und — erduldete ohne Klage die Launen seiner allmächtigen Sclavin, die mit seinem Herzen wie mit ihrem prachtvollen Fächer spielte.

— Fang' mir einen Affen! befahl Estrella, und Rubens mit dem unermüdlich ihm ergebenen Henarez machten sich auf und jagten Tage lang in den schluchtigen Felsen Gibraltars, um einen der sogenannten Hundsköpfe einzubringen. Kamen sie mit einer solchen Bestie im Triumph nach Hause, so hatte Estrella gewöhnlich einen Grund, um sich verachtend von der erbärmlichen Beute wegzuwenden.

— Ich habe noch keinen Delphin gesehen! meinte das Mädchen eines Tages. Rubens hielt es für nothwendig, sich Stundenlang auf einer Schebecke dem Sturme auszusetzen, um eines Thieres dieser Art vermöge seiner Harpune habhaft zu werden.

Dann kamen mildere, aber nicht weniger anstrengende Quälereien an die Reihe. Die Spanierin wollte Bumen sticken und Rubens entwarf unverdrossen zwei Tage lang Hunderte der herrlichsten Muster, ohne daß seine Tyrannin auch nur ein einziges mit Gnaden angesehen hätte. Wie Henarez vorausgesagt hatte, so ward's wirklich. Rubens verzweifelte nicht selten; er wollte von diesem Mädchen entfliehen, der er seit dem ersten Tage noch um keinen Schritt näher gerückt war, und hatte doch die Kraft nicht.

Ein Brief aus den Niederlanden von der Infantin Isabelle, der Gemahlin des Erzherzogs Albrecht, traf ihn und rief ihn zurück. Seine Qual steigerte sich auf's Höchste. Hier mußte ein Entschluß gefaßt werden. Er bestürmte Estrella mit aller Macht der Leidenschaft, um ihr das Geständniß zu entreißen: sie liebe ihn. Das Mädchen ließ sich nicht bewegen.

— Ach! Du liebst mich ja nicht, Pedro, wie kann ich für Dich empfinden! flüsterte sie endlich.

— Was willst Du zum Beweise meiner Liebe? Verlangst Du mein Blut, Tigerin?

— Du gehorchst mir nicht!

— Ah! ich schwöre es Dir! rief der „Herr" der Frauenherzen.

— Unbedingt?

— Ja, Geliebte, ja!

— Warum lügst Du, mein Herr von Niederland?

— Tödte mich, aber sag', daß Du mich liebst! rief der Maler, indeß er sie umschlang.

— Ach! ich liebe Dich, Pedro, erwiederte Estrella, aber gieb mir eine Probe Deiner Liebe, wie ich sie will, und ich folge Dir als meinem Herrn bis an's Ende der Welt.

Digitized by Google

Sie erwehrte sich kaum der stürmischen Liebkosungen, womit ihr der Maler für dies Wort dankte, welches mit hinreißender Empfindung ausgesprochen wurde. Dann aber zeigte sich in ihrem Blicke etwas Fremdes, Wildes; ihre Augen wurden unstät. Fast zitternd streckte sie die Hand aus.

— Sieh, Pedro, den Teppich zu meinen Füßen! Du malteſt ihn, damit ich darauf trete, auf dies Meisterwerk, welches zum Anschauen den Palast eines Königs zieren würde. Hörst Du mich? Es ist mir gleichgültig, dies Ding da ...

Rubens starrte sie schweigend an.

— Zindi ... Du kennst Zindi, diese Sclavin aus Tetuan, diese braune Hündin... Ich sage Dir aber, sie hat jenseits der Sahara einen Fußteppich gehabt, wie ihn die Imperatoren von Rom, wie ihn die ommajadischen Khalyfen, meine Väter, nicht prachtvoller besaßen.

— Und was für ein Teppich war dieser?

— Eine Löwenhaut! das Kleid des Königs der Einöden, mit den Zähnen, fest wie Diamanten, und den Krallen, unverwüstlich wie Damascenerstahl! rief Estrella, sich mit gerötheten Wangen aufrichtend, so daß ihr vor innerer Bewegung Thränen in die weitgeöffneten Augen traten.

— O, Geliebte, ich eile zum Hafen; eine Galeere von Fez liegt hier vor Anker und ich schwöre, Du hast in drei Tagen, was du verlangst, und sollte ich diesen Afrikanern für ihre Jagd tausend Piaster bezahlen.

Estrella schwing unverbrüchlich.

— Bezahlen? murmelte sie und verließ rasch das Gemach. Der Niederländer besann sich ... Dann ging er zu Henarez.

— Willst du eine Jagd auf Löwen mit mir machen?

Henarez lachte auf seine Weise.

— Sennora Estrella ist sehr erfinderisch; sagte er, aber Du, Freund, wirst doch auf ihren Wahnsinn nicht eingehen?

— Ich will's allerdings ... Und begleiteſt Du mich nicht, so setze ich allein hinüber nach Afrika ...

— Dann würde die Welt bald einen großen Maler weniger haben! Wofür hältst Du mich, Excellenza? Aber, zum Teufel, das Spiel ist nicht so leicht, wie Du denkst ...

De Alheiras erhielt nicht so bald Kenntniß von dem Vorhaben der Freunde, als er sich erbot, ebenfalls mit ihnen das Wagstück zu bestehen. Und wenn ich auch sterbe! sagte er. Dann wenigstens möchte dies Mädchen vernünftig werden. Am andern Morgen schifften sich diese drei Menschen sammt dem Diener des Henarez ein. Estrella ließ sich nicht blicken. An der jenseitigen Küste angekommen begab sich de Alheiras zu dem Häuptlinge des Küstenstrichs Zabdally, mit welchem er befreundet und, wie der Afrikaner behauptete, von den Vätern her verwandt war. Zabdally gab de Alheiras sein schönstes Pferd, einen Schimmel „el Djilderun", das heißt, der Blitz genannt, versah die andern Jäger mit nicht weniger vorzüglichen Thieren, mit langen Lanzen und Wurfspießen und Schildern, und machte sich, mit der unerschütterlichsten Kaltblütigkeit an die Spitze

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

D. J. Pound sc.

[illegible]

[illegible]

Digitized by Google

Digitized by Google

des Zuges sich stellend, auf, um die Löwen aufzusuchen. Henarez und seine bärtigen Diener hatten sich mit Harnischen und Helmen geschützt, de Alheiras konnte in der Hitze nicht unter dem Metall ausdauern und blieb in seinen Kleidern, wie auch Rubens selbst. Zabdally war in dem bekannten Costüm der Berbern mit dem weißen Turban. Am leichtesten war der Führer des Zuges, ein Christensclave, gekleidet. Dieser, das Eigenthum des Afrikaners, war fast ganz nackend, dazu zu Fuß; er hatte die schreckliche Rolle, den Angriff der Bestien, welche stets zuerst den Nackten packen, auf sich zu lenken und den Reitern dadurch Gelegenheit zu geben, ihre Waffen zu gebrauchen.

Mit eigenthümlicher Empfindung sah Rubens dies Vorspiel an. Der Niederländer war nicht feige; dennoch fühlte er, namentlich wenn er die schönen Glieder und das bleiche Gesicht des Sclaven betrachtete, eine starke innere Beklemmung. Henarez mit seinen blitzenden Augen, seiner Stumpfnase und seinen, der Hitze wegen, nackten Armen, war ganz Kampflust; sein Diener war ruhig; beide hielten sich, wie es Soldaten von der spanischen Armee zukam. De Alheiras war übrigens hier so wenig wie Zabdally ein Neuling. Er ritt sehr ruhig, obgleich trübe gestimmt, seine Lanze auf den rechten Fuß gesetzt, hinten im Zuge. So lange die Jagd noch nicht begonnen, dachte der Maler an Estrella, die Ursache derselben; nachher war für nichts als für den Kampf eine Idee übrig.

Dieser Kampf ließ nicht lange auf sich warten. Aus dem trockenen Ginstergebüsch der weiten, verbrannten Einöde erhob sich fast dicht vor den Jägern ein riesiger Panther, schaute die Cavalcade mit wüthendem Entsetzen an und suchte in ungeheuren Sätzen das Weite und die schützenden Sandhügel in der Ferne zu gewinnen. Die Reiter schnitten ihm jedoch augenblicklich den Weg ab; er wandte sich nach einer sanft aufsteigenden Felsenpartie. Henarez kam ihm jedoch so nahe, daß er ihm die Lanze durch den Bauch stieß. Sie brach und mit diesem Reste der Waffe taumelte das Thier heulend den Felsen zu. Die Jäger waren auf dem Halbkreise angekommen, welcher den Eingang zu der Schlucht bildete. Der Sclav stieß seine Lanze dem Panther nochmals durch den Hals. Bevor er sie jedoch zurückzog, stürzte es wie ein Berg auf ihn herab. Die Reiter sahen kaum, wie ein ungeheurer männlicher Löwe sich hinter einem Felsen hervorschwang und den Sclaven zu Boden schlug. Die Pferde prallten zurück; Zabdally ließ seinen Hengst ausschlagen und betäubt blickte der am Kopfe getroffene, die Tatze auf seinem Opfer haltende, Löwe um sich, um den Wurfspieß des Afrikaners im Nacken zu empfangen. Zugleich aber fanden sich die Jäger von einem anderen Löwenpaare umgeben. Der Löwe griff an, um der Löwin die Flucht zu decken, und seine Jungen, welche die Mutter fortschleppte, zu retten. Blind stürzte sich das Thier zwischen die Reiter und setzte auf das Roß de Alheiras. Diesen faßte es mit Rachen und Tatzen. Indeß aber der Löwe sammt seinem Opfer sank, hieb der Diener des Henarez der Bestie den gekrümmten Rücken mit einem einzigen Hiebe seines Berberschwerts durch, so daß das Ungeheuer, lebend zwar, aber schlaff wie ein Lappen, zusammenbrach. Rubens selbst sammt Henarez gaben dem ersten Löwen den Rest und befreiten den Unglücklichen aus seinen Klauen; de Alheiras, dessen Schulter und Brust zerrissen, dessen Schädel durch einen Schlag mit der Kralle zerschmettert war, verschied nach wenigen Minuten in den Armen des untröstlichen Rubens, inmitten der errungenen Trophäen. Niemand rührte die Thiere an, um sie abzustreifen und der Sennora Estrella ihren Fußteppich zu überbringen.

Digitized by Google

Als Estrella diesen Ausgang erfuhr, betheuerte sie mit aller Leidenschaftlichkeit ihres unbändigen Gemüthes dem Maler ihre Liebe, ging aber noch in derselben Nacht nach Cordova zu ihrer Tante ins Kloster.

Rubens eilte aus Spanien nach den Niederlanden, wo er durch den Erzherzog Albrecht und durch die Liebe zu der schönen Isabella Brant getröstet wurde, mit welcher er sich 1609 vermählte.

Die ruhende Heerde.

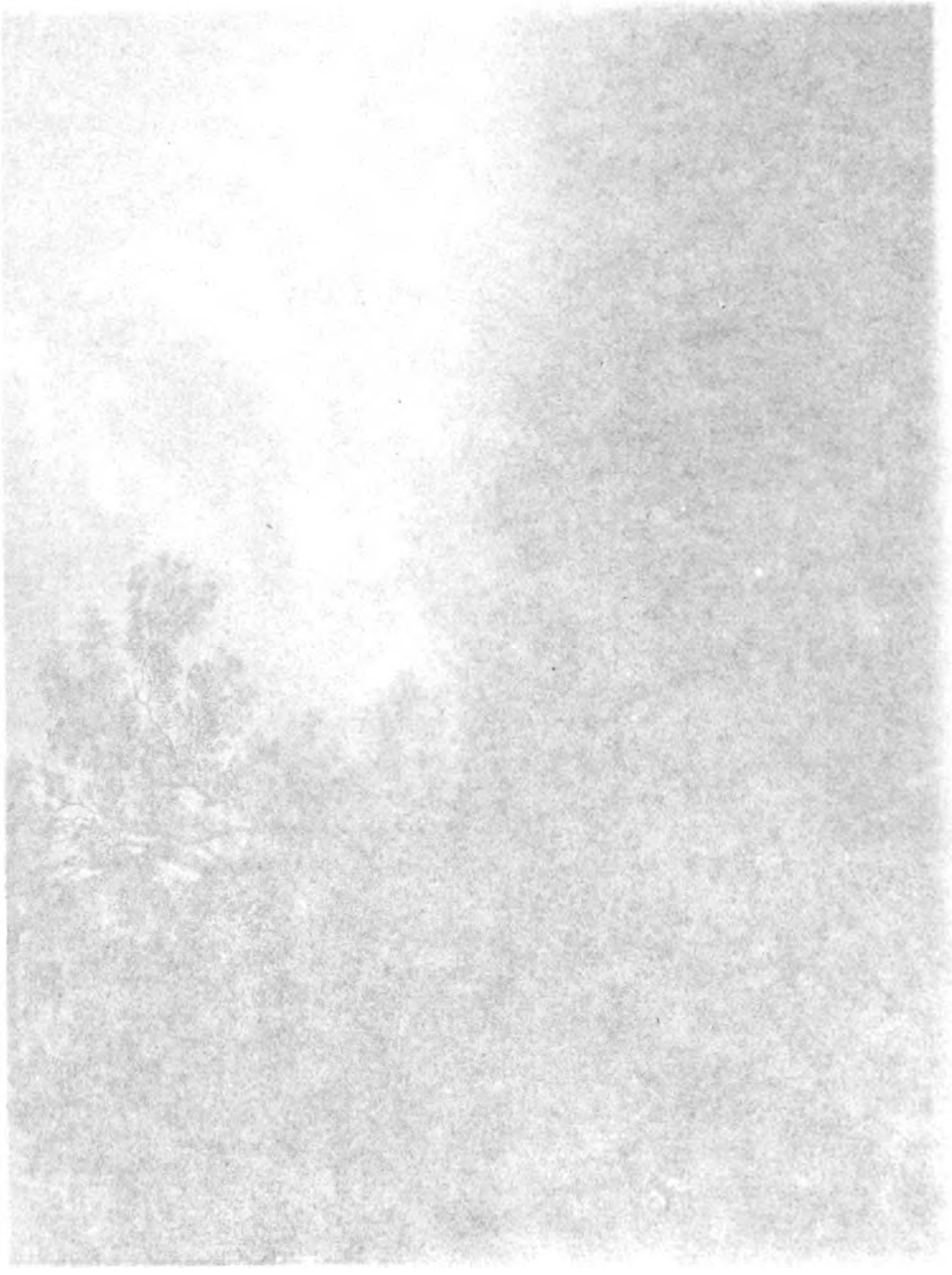
Von J. H. Roos.

Unter den Malern deutschen Ursprungs, welche den Glanz der holländischen Malerschule erhöhen, nimmt Johann Heinrich Roos aus Ottendorf in der Pfalz eine bedeutende Stelle ein. Wie K. Netscher, so kam dieser Meister, der Sohn eines unbemittelten deutschen Malers, schon 1640, kaum neun Jahre alt, nach Amsterdam. Die seltenen Talente des Knaben empfahlen ihn dem Historienmaler Du Jardin; er lernte hier, wo seiner ihm innewohnenden Richtung Zwang angethan wurde, jedoch nur wenig. Freier durfte er sich bei seinen folgenden Lehrern, den Malern Graat und namentlich bei Adrian de Bye bewegen.

Hier zeigte es sich bald, daß die paradiesischen Gegenden der Pfalz einen nie verwischbaren Eindruck auf des Kindes Herz gemacht hatten. Eine Landschaft, welche er aus dem Gedächtnisse malte, entzückte durch ihre Vortrefflichkeit de Bye so sehr, daß er entschied: in diesem und keinem andern Genre werde der Jüngling das Höchste leisten, dessen er fähig sei. Roos warf sich, bevor er geldgierig wurde, und durch zahllose Portraits meist von hochgestellten Personen Reichthümer aufzuhäufen begann, ausschließlich auf Landschaftsmalerei. Was seinen Landschaften außer der darin liegenden Grazie einen besondern Werth verlieh, das war die herrlich gearbeitete Staffage von Thieren, meist Schaf-, Kuh- und Ziegenheerden mit ihren Hirten. Dies Talent des Malers ward um so mehr bewundert, als es damals fast Mode war, daß die Landschafter ihre Gemälde durch Andere staffiren ließen.

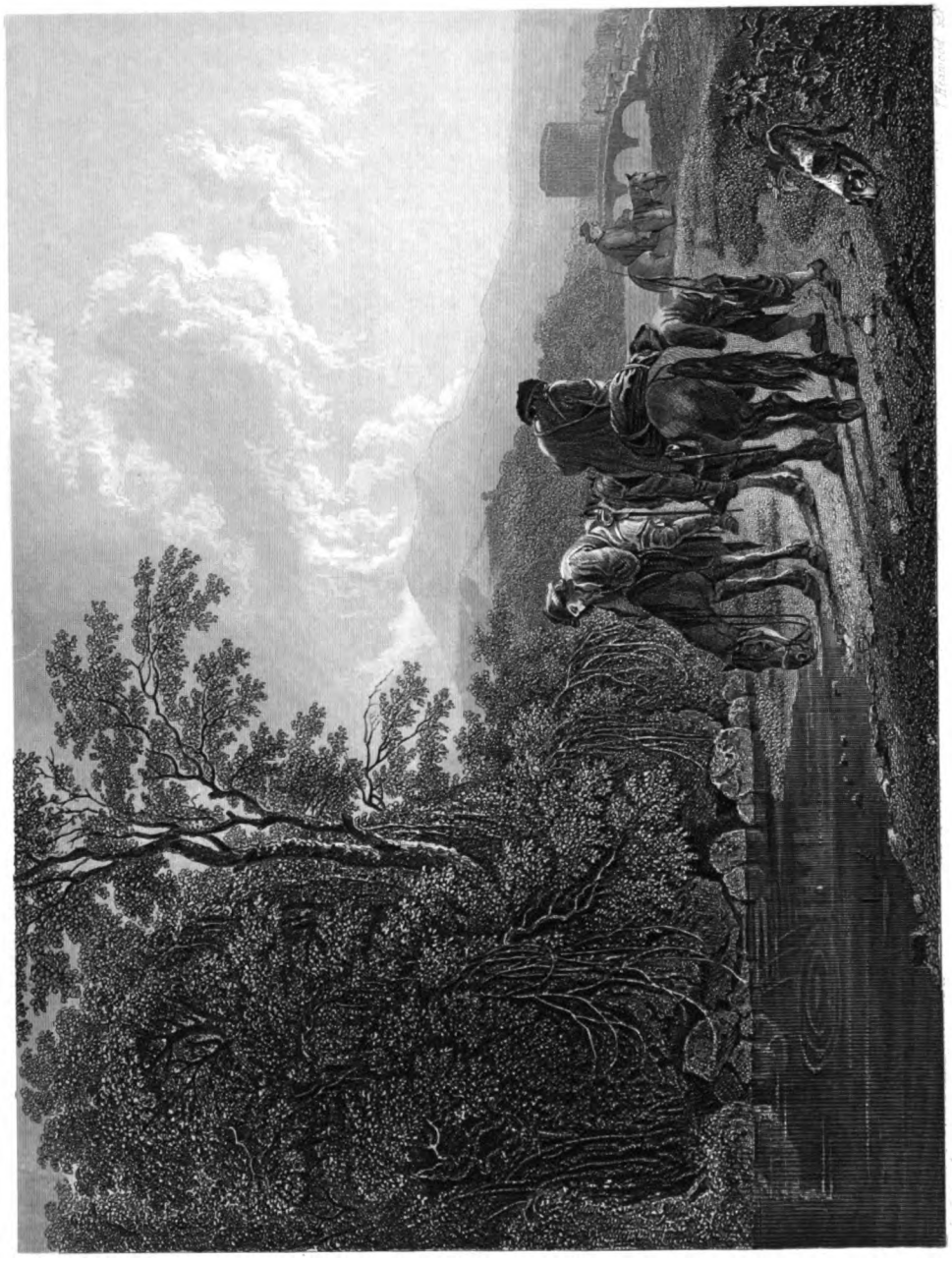
Dasjenige, was aus jedem der Landschaftsbilder des Roos spricht und uns fesselt, ist ein poetisch geläuterter, höchst zarter und sinniger Geschmack; eine Harmonie der Gegend mit der Staffage, welche beides zu einem Gusse in höchster Zwanglosigkeit verbindet, und eine wechselnde, eigenthümlich gefällige Gruppirung seiner Thierheerden. In seinen Bildern herrscht weder Phlegma noch die passive Beschaulichkeit, welche sehr viele holländische Landschaften charakterisiren. Hier ist immer Leben und in der Grenze des Schönen gehaltene Bewegung. Aehnlichkeiten dieses Meisters wären etwa mit Nicolaus Berghem nachzuweisen; nur vermeidet Roos die Contraste in der Composition, welche jener oft anwendet; das Colorit von Berghem ist wärmer, blühender, das von Roos kälter aber klarer und verständlicher. Berghem, ebenfalls ein ausgezeichneter Thiermaler, zeichnet die Thiere mit fast ängstlicher Correctheit.

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Bei Roos ist Alles mit breitem Pinsel gemalt; die Thiere sind, jeden Gedanken an Studie fern haltend, dennoch von großer Naturwahrheit. Ohne daß Roos die melancholische Poesie Ruisdaels zu entwickeln vermöchte, ist er dennoch seiner Wirkung sicher, ein heiteres Wohlgefallen, einen ungetrübten künstlerischen Eindruck hervorzubringen.

Im Jahre 1557 ließ sich Roos, dreiundzwanzig Jahre alt, von der Sehnsucht nach der in seinen Bildern lebenden Heimath wieder nach Deutschland, wieder nach Frankfurt ziehen. Durch die gewinnbringende Nähe des Hofes von Hessen und des Mainzer Bischofs ward er hier zum Portraitiren verleitet. Diese Gemälde sind von sehr untergeordnetem Werthe, wenn man einen Van Dyk'schen Maßstab daran legen will. Der Meister kam 1685 bei einer Feuersbrunst ums Leben.

Es giebt noch einen Theodor Roos, den Bruder Johann Heinrichs; auch er war Bye's Schüler. Von den Söhnen unsers Malers war Philipp Peter, Rosa di Tivoli genannt, ein liederlicher aber genialer Künstler, derjenige, welcher als Maler den meisten Ruf erwarb. Er starb in Rom 1705. Weder er noch die übrigen Roos kommen Johann Heinrich gleich.

Ein lesendes Mädchen.

Von P. de Hooghe.

Auf dem Damme von Amsterdam ging in einer Herbstnacht des Jahres 1685 ein einzelner in einen kurzen Mantel gehüllter Mensch. Er musterte eines der Wirthshäuser an der Straße nach dem andern und murrte in höchst unzufriedenem Tone, wenn er die Thür verschlossen fand und kein bereitwilliger Diener erschien, welcher ihm die Thür öffnete. Er kam abermals an einen Wein-Kranz und fing, da sein Pochen an der Thür wieder vergebens war, mit wahrer Rücksichtslosigkeit an, abwechselnd mit seinem Degenknopfe und dann mit den Stiefelabsätzen die Thür zu bearbeiten, daß es weithin dröhnte. Ein Wächter näherte sich mit hallenden Tritten.

— Mynheer, stört die ehrbaren Bürger Amsterdams nicht im ersten Schlafe, und könnt Ihr Euch vor Weindunst nicht lassen, so packt Euch in eure Federn und schlaft den Rausch aus.

— Sang de Dieu! Ich habe keinen sehnlicheren Wunsch, als Euren ehrbaren Bürgern im Schnarchen getreueste Gesellschaft zu leisten! rief der Fremde in gebrochenem Holländisch. Ich kann aber unmöglich erwarten, daß Eure holländischen Betten dem Chevalier César de Cobrion auf der Straße entgegenkommen werden. Und da habe ich allen Grund, dieselben meinerseits gehorsamst aufzusuchen. Ich bitte Euch, Mynheer Nachtwächter, ist das ein Wirthshaus?

— Ein Wirthshaus für Seeleute!

— Seht Ihr, daß ich Recht hatte, hier zu pochen? Ich bin im Punkte meiner Zuneigung zu Genever und schönen Mädchen ein so vollkommener Seemann, wie es Michel de Ruyter nur immer gewesen sein kann. Ich bitte Euch, mein Freund, leiht mir Euren Spieß, damit ich an die Thüre hämmern kann; denn ich versichere Euch auf Parole, ich habe Ursache, ebenso sehr mein Degengefäß als meine Stiefeln zu schonen.

Digitized by Google

Der Nachtwächter gab langsam seinen Spieß ab, indeß er brummte:

— Dem Mynheer wirds wohl nicht auf ein Paar Steuber für den Dienst ankommen.

Der Franzose stieß tüchtig mit dem Schafte auf die Thür los; der Diener des Hauses erschien und der Fremde gab dem erwartungsvollen Wächter galant den Spieß zurück.

— Merci; Freund Nachtwächter! sagte er. Ihr habt ein glückliches Talent im Errathen; denn auf Ehre, es kommt mir selbst auf einige Louisd'or nicht an, vorausgesetzt, daß ich sie besitze.

— Ihr habt also keine Steuber? fragte der Wächter sehr aufgebracht.

— Abermals dies Divinationstalent? Göttlich! Ich habe wirklich keine Steuber! Mensch, Ihr dürft blos nach Paris gehen, Euch Seiner Majestät und der hochgebenedeiten Madame de Maintenon unter dem Titel des „Amsterdamer Orakels" vorstellen, und voilà tout — Euer Glück ist gemacht.

Bald wäre auch das des Franzosen gemacht gewesen und zwar für immer, denn der Nachtwächter schlug mit seinem Spieße ihm dicht am Ohre vorbei. Der Kellner warf die Thüre zu, schloß ab und musterte dann seinen neuen Gast ziemlich mißtrauisch.

Der Chevalier César de Cobrion, wie sich der Herr selbst ankündigte, war keineswegs empfehlend gekleidet. Er trug nur noch die Reste eines reichen und feinen Anzuges. Es ist jedoch eine bekannte Sache, daß man selbst in schäbigen Kleidern steckend eine Miene annehmen kann, welche denselben aufs Neue eine Art Lustre verleiht. Es kommt nur auf die Kunst an und César hatte augenscheinlich diese Kunst inne. Er erhob sich graziös auf die Zehen, setzte den großen Federhut schräg in die schönen schwarzen Augen und redete den Kellner mit Zuversicht in einem Französisch an, das selbst der eigensinnige Geschmack der Höflinge des großen Ludwig untadelhaft gefunden haben würde.

— Mein Freund! dies ist das zweiundzwanzigste Eurer Amsterdamer Wirthshäuser, welches ich heute inspicire, nicht etwa um zu trinken, sondern um den Capitain der französischen Brigg, welche auf dem Y liegt, den Chevalier François de Marsillac aufzufinden. Kannst Du mir Auskunft über ihn geben: so wird César, Chevalier de Cobrion, Dich mit einem Ducaten belohnen, obgleich er fern vom Boden Frankreichs, ein des Glaubens wegen Verfolgter, hier steht.

Der Kellner senkte fast salutirend sein Kräusellicht und machte richtig eine demüthige Verbeugung, setzte aber sogleich freudig hinzu:

— Mynheer Chevalier, das Geld habe ich gleich verdient, denn Capitain Marsillac sitzt da in jener kleinen Stube und zecht. Ich will Euch anmelden; er hat noch einen Herrn bei sich, den Marquis de Coutanges; aber da sie schon seit heute Morgen zusammen getrunken und gespielt haben: so werden sie wohl nicht mehr durch Euch gestört werden ...

Cobrion fiel dem Kellner um den Hals.

— Ha! rief er entzückt. Mein Freund, du giebst mir das Leben wieder! Ein Ducaten? Zehn, Allerbester, und dann werde ich Dir noch weitere zu verdienen geben; aber, dies ist feierlicher Ernst, Du mußt schweigen wie das Grab, und treu sein bis zum Tode. Vermagst Du's?

— Ja, sagte der Kellner leise und sehr erschrocken.

— Bon! Wir werden weiter davon reden. Ich werde Dich inzwischen prüfen, ob Du zu meinen Zwecken paßt. Im Vertrauen sage ich Dir, eben den Marquis suche ich; er wird sich

Digitized by Google

auf Marsillac's Fahrzeuge nach Havre de Grace einschiffen. Er ist Cavalier bei „unserer" Gesandtschaft im Haag gewesen ... Merkst Du jetzt, wie die Sachen stehen?

Der Kellner merkte zwar Nichts, aber er war eben durch das Gesicht, welches de Cobrion machte, so sehr von dessen Wichtigkeit überführt, daß er ohne die geringste Einwendung lief, und eine Flasche guten Rheinweins holte, als der Chevalier den Befehl dazu gab.

Mit dieser Flasche Wein bewaffnet, sah Cobrion noch viel unternehmender aus als sonst. Er war nicht mehr sehr jung, ebenfalls auch nicht sehr schön; aber die Körperhaltung und das Auge, wie jener verwachsene französische Baron sagte, der namentlich im ersten Punkte groß war, die Körperhaltung und das Auge machen den Cavalier. Der Anstand Cobrions aber war jedenfalls distinguirt und sein Auge, obgleich des Jugendfeuers entbehrend, konnte doch immer noch wegen seiner Größe und Schwärze schön genannt werden.

Als er in die kleine Stube trat, wo die beiden andern Franzosen sich befanden, erhoben sich diese unwillkürlich und machten dem „Defecten" ihr Compliment. Der Marinecapitain, ein untersetzter, schöner Mann von etwa dreißig Jahren, und der Marquis, ein Herr von dreiundzwanzig Jahren, mit himmelblauen Angen, nur leicht gepudertem Schwarzhaar, mit einer Taille vom reinsten Wasser und pariser Hoffüßchen, diese beiden Männer waren allerdings würdigere Repräsentanten des französischen Adels, als Sire César.

Dieser stellte sich ihnen in aller Form vor und erntete für diese Bemühung von dem Capitain ein sardonisches Lächeln, von dem Gesandtschaftssecretair ein merkwürdig verlängertes Gesicht. Der letztere musterte seinen Mann mit sinnender Miene und sagte dann gedehnt:

— Cobrion also!

— Ah, rief dieser, welcher ihn gespannt beobachtete, Sie erinnern sich meiner ... Ich schmeichelte mir, daß Ihr eminentes Gedächtniß Sie nicht verlassen würde, auch wenn Sie einen Hülfsbedürftigen vor sich sehen ...

— Parbleu, Fontanges, wer ist denn dieser Herr eigentlich? sagte der Capitain ungeduldig.

— Der Liebling und getreueste Diener Ihrer Allmächtigkeit von Frankreich, der Dame de Maintenon ... sagte Fontanges. Aber das ist gerade das Räthsel: wie kommt der Protégé einer solchen Göttin in eine solche Lage, sich hülfsbedürftig zu nennen und so zu sagen, indirect Unsersgleichen anzubetteln?

— Ich bettle nie, Marquis! rief Cobrion sich aufrichtend und zur Beglaubigung seiner Zahlfähigkeit auf die kühn errungene Flasche Wein zeigend. Aber ich, ein Hugenott, bin durch die Aufhebung des Edicts von Nantes getroffen und gleich Tausenden meiner Glaubensgenossen irre auch ich heimathlos in fremdem Lande.

— Bah! lachte Fontanges. Ihr und ein Hugenott? Cobrion, wir haben gehört, es sei nachträglich ans Licht gekommen, daß Ihr einem gewissen Saint Croix und einer gewissen Madonna de Brinvilliers, giftmischerischen Andenkens nicht unbekannt waret ...

— Marquis, sagte Cobrion endlich mit schnarrender Stimme, jede Silbe langsam und deutlich aussprechend, hüten Sie sich, daß sich Ihr ergebenster Diener nicht auch an verschiedene höchst interessante Dinge erinnert. Sie sind Busenfreunde, Cavaliere, und ich brauche daher die

Digitized by Google

Delicateſſe nicht ſo weit zu treiben, in Gegenwart des Herrn Capitains mich mit Andeutungen zu begnügen.

— Sie, Cobrion, mögen allerdings ſehr merkwürdige Erinnerungen haben; ſetzen Sie indeß nicht voraus, daß Sie uns amuſiren, wenn Sie uns davon unterhalten. Sie trinken Ihren Wein am beſten an einer andern Stelle, als in unſerem Zimmer. Gute Nacht und guten Weg! ſprach Fontanges ſehr kalt und verachtend.

— Ich bin ein Gottesblut, wenn ich Ihnen gehorche! rief Cobrion, deſſen Augen ein unheimliches Feuer ſprühten. Meine Erinnerungen haben allerdings für Sie eine beſondere Wichtigkeit, denn ſie können Sie ſammt Ihrer Schweſter Athenais in die Baſtille bringen und zwar ebenſo hoffnungslos, als wären Sie die Masque de fer!

Die beiden Herren wechſelten einen raſchen Blick. Fontanges erbleichte und richtete einen Blick auf ſeinen an einem Stuhle lehnenden Hofdegen.

— Haben Sie vielleicht vergeſſen, daß Ihre Schweſter die Marquiſe de Fontanges, die Creatur der Madame de Maintenon . . .

— Was wagſt Du, Filou . . . rief der Marquis, nach ſeinem Degen greifend.

— Noch zwei Worte; ſprach Cobrion noch lauter. Dann machen Sie was Sie wollen. Ganz Frankreich weiß, daß die Beſiegerin der Montespan, Ihre Schweſter, nichts als ein Geſchöpf der Dame de Maintenon war. Wiſſen Sie, daß ſich Ihre Schweſter auf Koſten der Maintenon des Königs bemächtigen wollte? Wiſſen Sie, daß die Maintenon von Ihnen und Ihrer Schweſter verläumdet nud verrathen wurde, daß Sie verſchwinden, durch Ihre Alliirten verſchwinden, oder, da Sie beliebten, von giftigen Präparaten zu ſprechen, vergiftet werden ſollte, während Ihr ergebener Freund Louvois zum Deſſert eine Piſtolenkugel oder einen Degenſtoß empfangen hätte? Wiſſen Sie endlich, daß Sie, Marquis, auf den Miniſter dieſe Piſtolenkugel ſelbſt abzufeuern die Güte gehabt haben? Was mich betrifft, ſo weiß ich dieſes und noch mehr . . .

Fontanges war wieder ruhig geworden. Er ſagte zu dem entſetzten Marſillac:

— Freund, ich ſehe nicht ein, weshalb wir dieſen Cobrion, dieſe wahre Cobra de Cabelo, nicht eigenhändig erwürgen wollen, bevor ihr Gift uns treffen kann.

— Bon, Meſſires, lachte der Defecte, ſeinen ungeheuern langen Raufdegen mit ausgezeichneter Schnelligkeit entblößend und dem Seemanne, welcher mit ſeinem kurzen Schwerte auf ihn eindrang, die Spitze der Waffe präſentirend. Ich bewundere Sie, auf Parole, Zwei gegen Einen! Es iſt mir ſchmeichelhaft, mein Handgelenk und meinen Stoß ſo glänzend anerkannt zu ſehen. Ich verſichere Sie beiderſeits, und Sie werden ſich ſofort überzeugen, daß mein Gelenk das beſte von ganz Paris und mein Stoß ebenſo unwiderſtehlich als der Pfeil des Amors iſt.

Und in der That trieb der Induſtrieritter die beiden Freunde in eine Zimmerecke zuſammen.

— Diable! ſchrie Fontanges, ſeinen Arm, auf welchen er einen nervigen Flachhieb empfangen hatte, ſinken laſſend. Cobrion! Canaille! Gedenkſt Du uns hier an die Tapete zu ſpießen? Halt doch!

Der ſchäbige Cavalier trat zurück und ſenkte ſeinen Degen, indeß Marſillac mit einem erbitterten Blick auf ſeine eigne, zu kurze Waffe, dieſelbe auf den Tiſch warf.

— Waffenſtillſtand! rief Fontanges. Auf Cavalierparole. Laß Dich nieder, Monſieur Cobra. Wir wollen ohne jegliche unangenehme Anſpielung reden.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

A. Vandyke pinx.t D. J. Pound sculp.t

Danae and the Golden Rain. Danae und der goldne Regen.

Danae i deszcz złoty.

Digitized by Google

Digitized by Google

— Redet nur zu! murrte Marfillac. Ich ziehe es vor, mich so weit als immer möglich von diesem zwar höchst achtbaren, aber dennoch ein wenig zu sehr verdächtigen Burschen vor Anker zu begeben. Gute Nacht, Fontanges!

Und er ging höchst unmuthig ab.

— Bref! begann Cobrion, nachdem er eine Zeitlang starr in sein Weinglas geblickt hatte. Ich bin verbannt, oder noch richtiger, ich habe mich selbst verbannt, weil ich's müde war, mich ewig verfolgen zu lassen. Und warum? Ich habe lediglich an Herrn von Louvois ein ganz unschuldig kleines Geheimniß der Dame de Maintenon verkauft.

Fontanges zuckte die Achseln.

— Ich habe dieser Frau viele Dienste geleistet, wissen Sie, Marquis, und ich gestehe es, bin immer sehr wohl dafür belohnt geworden. Mon Dieu! Was war Cobrion in Paris? Und was ist er jetzt! Ich werde schwach, gedenke ich daran . . . Doch nein, ich werde stärker als je; denn ich werde meine frühere Stellung wieder erringen, oder darüber mein Leben opfern. Und dazu, daß ich sie mir wieder eröffne, diese Pforten von Golconda, sollen Sie mir behülflich sein, Marquis; verstehen Sie wohl? Sie sollen!

— Chevalier! erwiderte Fontanges, augenscheinlich in unerquicklichster Stimmung, Sie sind von einer fixen Idee befangen, wenn Sie mir die Macht zutrauen, Ihren allergnädigsten Befehl anszuführen.

— Hier ist das Mittel. Der König hat Unterhaltung nothwendig.

— Ohne Zweifel; bemerkte der Marquis so ernst, als hätte es sich um das Wohl und Wehe des ganzen Staates gehandelt, den Louis XIV. vorstellen zu wollen brutal genug war.

Cobrion schob seinen Federhut etwas zur Seite und bog sich weit über den Tisch dem Marquis zu, so daß die beiden Menschen, von der zwischen ihnen stehenden Thranlampe scharf beleuchtet, ein herrliches Bild abgegeben hätten, wie es Rembrandt, oder Gottfried Schalken von Dortrecht so gern malten.

— Diese Unterhaltung Seiner Majestät von Frankreich besteht aber bekanntlich nicht allein in den ascetischen Andachtsübungen, welche Madame de Maintenon mit ihm anstellt! fuhr Cobrion fort. Der Monarch ist des Spielzeugs, das junge, interessante Damen heißt, zu sehr gewohnt, als daß er dasselbe entbehren könnte. Die Maintenon hat die Lieferung dieses Spielzeugs übernommen, — wissen Sie; sie ist genöthigt, da der König einen ebenso launenhaften Geschmack, als eine wirklich merkwürdige Unbeständigkeit entwickelt, die ausgezeichnetsten Künste aufzuwenden, um neue Gesellschafterinnen einzufangen, die außer den vom Könige beliebten Eigenschaften auch die besitzen müssen, der Sultana Hasseki nicht gefährlich zu werden. Mit Frankreich ist der große Louis fertig. Spanierinnen, Italienerinnen, eine wirkliche Tscherkessin und fünf unechte Perserinnen haben es vergebens versucht, sein dauerndes Interesse zu erregen. Marquis; ich kenne diese Geschichten bis ins Einzelne hinein, versichere Sie aber, daß es weder der Frau von Maintenon, noch dem Könige, noch irgend Jemand eingefallen ist, eine Holländerin an den Hof zu bringen. Mir war dieser großartige Gedanke vorbehalten. Eine Holländerin! Diese Idee wird die Maintenon mit Gelde aufwiegen. Sie wird daraus die Gewißheit schöpfen, daß meine Phantasie in Erfindung von Variationen noch immer ebenso unerschöpflich, als die ihrige schwerfällig ist. Sie haben, wenn Sie in Paris anlangen, Zutritt zu ihr und beim

Digitized by Google

kleinen Lever können Sie ihr Alles sagen, was sich auf meinen Punkt bezieht. Und wagen Sie den Schritt nicht, so ist der Narr von Louvois der enthusiastische Anbeter Ihrer Schwester Athenais. Ein Wort zu dieser wird sofort den Weg zu der Maintenon und zum Könige finden. Ich fordere Sie auf, für mich zu wirken, Fürsprache für mich einzulegen, damit ich schleunigst wieder zu Gnaden angenommen werde.

Cobrion war sehr lebhaft geworden. Fontanges sah diesen gefährlichen Speculanten mit einem lauernden Blicke an.

— Es ist möglich, Cobrion, erwiderte er, daß man in Paris Eure großartige Idee goutirt; aber sehr wahrscheinlich, daß man sie in diesem Falle ausführt, ohne sich um Euch zu bekümmern.

— O, keine Furcht deshalb! Man wird mich nothwendig haben, damit der Gedanke verwirklicht werde, so wie es die Maintenon verlangt. Und ich kann immer, dafern ich wieder zu Gnaden komme, sofort das in mich gesetzte Vertrauen glänzend rechtfertigen. Wirken Sie mir die Erlaubniß aus, daß ich nach Paris zurück kann, und ich werde ein seltenes Kleinod am Hofe vorstellen können.

— Wozu die Worte? Man glaubt Euch ja doch nicht.

— Werden Sie mich reden lassen? fragte Cobrion sehr aufgebracht. Die Maintenon wird durch Sie unzweifelhaft überführt werden, daß sie eine solche wahrhaft holländische Schönheit, von feinster Bildung, von dem demüthigsten Temperamente nie dachte. Erheben wir uns; es ist Morgen geworden. Sie sollen sogleich diese arme und doch so elegante Goldstickerin bewundern und wenn Sie gesehen haben werden, daß Occa de Kuyper unvergleichlich ist für ihre Rolle, dann wird es Zeit sein, dafür zu sorgen, daß man mir in Paris Glauben schenke . . .

Der Marquis war durchaus ein pariser Höfling jener Zeit und als solcher nicht wenig verderbt. Dennoch wandte er sich mit tiefer Verachtung von Cobrion ab, der im Fluge ihm die dunkelste Seite des pariser sittenlosen Hoflebens enthüllt hatte. Ungeachtet dieser lebhaften Abneigung und einer nicht geringen Furcht, welche er vor dieser Klapperschlange empfand, ward dennoch durch dieselbe sein Interesse nicht wenig erregt.

Fontanges bezahlte seine eigene und die Zeche des ehrenwerthen Cavaliers, wofür dieser graziös dankte, nahm Hut und Degen und ging mit Cobrion zum Hause hinaus.

Es war Morgen geworden. Die öden Straßen fingen an lebendig zu werden. Cobrion unterhielt den Marquis von der schönen und sanften Occa, von seinen Künsten, die er aufgewendet habe, um sich ihrer Zustimmung zu einer Reise nach der Hauptstadt Frankreichs zu versichern, und setzte den lebhaften Fontanges durch seine paniskenartigen Schilderungen nicht wenig in Flammen.

In einer entfernten Vorstadt hielt Cobrion an und deutete auf ein kleines Haus, dessen Hausthür bereits halb geöffnet war und dadurch die Rührigkeit der Hausbewohner verrieth.

Lautlos schlichen die beiden Franzosen über den kleinen Flur und traten ohne anzuklopfen in das Gemach.

Fontanges unterdrückte kaum einen Ausruf der Bewunderung, als er vor dem einen Flügel des ärmlichen Fensters ein geschmackvoll gekleidetes Mädchen erblickte, das die sanfte Ruhe der Unschuld in ihren Zügen und daneben einen nicht gewöhnlichen Geist in dem Blicke ihrer

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

großen blauen Augen zeigend, einen Brief in den Händen hielt, unter welchem man schon von weitem die pomphafte Unterschrift „Chevalier Cobrion" erkennen konnte. Occa ward von dem Strahle der eben aufgehenden Sonne freundlich beleuchtet, die in magischer Schönheit in den Locken der Holländerin, an dem geöffneten Fensterflügel und an der Wand des Zimmers spielte. Das nach innen gehende Fenster spiegelte das liebliche Gesicht Occa's, welches die Franzosen im Profil sahen, in der Vorderansicht wieder.

Cobrion warf einen triumphirenden Blick auf den, von diesem eigenthümlichen Stillleben seltsam ergriffenen Fontanges. Er stellte den Letzteren der Stickerin vor, fand aber zu seinem Verdrusse, daß der Marquis so zerstreut und schweigsam war, daß es fast unerträglich wurde. Als er ihn wieder fortgeführt, machte er ihm nicht allein bittere Vorwürfe darüber, sondern fügte auch ähnliche Drohungen hinzu, wie er sie schon die vorherige Nacht ausgestoßen hatte. Aber Fontanges ließ sich diesmal nicht einschüchtern, obwohl er nicht zu widersprechen für gut fand.

— Jetzt, Cobrion, sagte er endlich, laßt uns scheiden. Ich kann jetzt mit gutem Gewissen in Paris schwören, daß die Göttin, welche den König beglücken soll, dieser Ehre vollkommen würdig ist . . .

— Parbleu! Ihr werdet ein noch schlagenderes Mittel haben, um diese Menschen zu überzeugen! rief Cobrion. Seht Ihr dort jene Fenster mit den Oelgemälden?

— Ja! Pieter de Hooghe von Haarlem wohnt dort . . .

— Sehr gut! Dieser Meister wird Euch die Occa malen, grad so wie sie heute Morgen vor dem Fenster stand. Seht dort das Bild der lesenden Frau, und das welches drüber hängt, die Frau in dem Thorwege, — ist's nicht als hätte sich Occa expreß ebenso zurecht gestellt, wie diese? Ist das nicht dieselbe Sonne, welche heute so merkwürdig in die Stube der Stickerin leuchtete?

— Aber das wird Euch Geld kosten, Cobrion . . . bemerkte Fontanges.

— Mir? Bah! Euch; das ist das Richtige. Das Gemälde bezahlt Ihr.

— Gut! Aber ich kann's nicht mit mir nehmen; denn ich reise morgen früh ab nach Havre de Grace.

— Possen! Ihr werdet Euch krank machen und hier bleiben, bis Alles genau so geschehen ist, wie ich's will! rief Cobrion unerschütterlich. Diesmal ist Fontanges mein Diener!

Der Marquis schwieg jetzt wie ein Camaldulenser-Mönch. Von Cobrion geführt, ging er zwar zu Pieter de Hooghe, nannte seinen Namen und bestellte das Portrait Occa de Kuypers bei dem schönen, zweiundvierzigjährigen Meister, bezahlte auch hundert Franken sofort, um ihn zum augenblicklichen Beginn der Arbeit zu bewegen; aber es gelang dem Industrieritter nicht, weiter eine Silbe aus ihm hervorzulocken.

In einigermaßen gepreßter Stimmung schied Cobrion von ihm, um seine Stellung zu überdenken. Den Tag über hielt er sich fast immer am Hafen auf, um sicher zu sein, daß der Marquis sich nicht etwa auf der Brigg Marsillac's einschiffe. Er sah sich, da dieser Letztere am Abende die Flagge zum Auslaufen aufhißte, genöthigt, sein Postenstehen bis tief in die Nacht hinein zu verlängern. Er schien entschlossen, seinen Mann durch einen Degenstoß krank zu machen

Digitized by Google

und ihn so zum Dableiben in Amsterdam zu nöthigen, falls er dem Worte nicht gehorchen wollte . . .

Die weitere Entwickelung dieses eigenthümlichen kleinen Drama's liegt im Dunkeln. Was weiter zwischen den beiden Parisern vorging, ist ein Geheimniß geblieben; gewiß ist nur, daß drei Tage nach dieser Nacht eine venetianische Schoonerbrigg, als sie den Anker lichtete, auf dem Schnabel desselben einen mit drei Kanonenkugeln beschwerten Leichnam aus der Tiefe heraufholte, in welchem man denjenigen des Chevaliers Cobrion erkannte. Er hatte weder seinen perfiden Anschlag auf Occa ausführen, noch seine Drohung gegen den Marquis Fontanges verwirklichen sollen.

Pieter de Hooghe malte Occa und wartete lange Zeit, daß das Bild von dem vornehmen Besteller abgeholt wurde. Er hörte und sah jedoch von dem Marquis nichts wieder. Mit vollem Recht konnte der Meister das ausgezeichnete Portrait daher nach Deutschland verkaufen.

Die Ordonnanz.

Von Gabriel Metzu.

In einer stürmisch-finstern Octobernacht des Jahres 1643 kamen zwei Reiter vor das westliche Thor der guten und festen Stadt Rottweil. Das Licht der Pechpfanne auf der vordersten Bastion flackerte hell ungeachtet des Regens und beleuchtete die Auffahrt, welche von der niedriger liegenden Straße in steiler Böschung zum wohl vertheidigten Eingange in die Stadt führte.

Die Reiter besprachen sich einige Augenblicke mit unterdrückter Stimme, indeß sie die triefenden Rosse dicht zusammenführten. Es waren zwei hochgewachsene, kriegerische Gestalten, diese beiden Männer. Sie trugen hellgraue, weite Mäntel und große Fuchsfellmützen, dazu hellfarbige Reiterstiefel, wie die schwere Cavallerie des bairischen Generals Johannes von Werth. Sie sprachen indeß französisch.

— Eh bien, Sans-Regret, sagte der eine Krieger; Du bist doch Deiner Sache sicher? Du kennst doch genau den Weg zu der Gasse, wo dies verschmitzte Mädchen, ihrer Angabe nach, wohnen soll?

— Ohne Sorge, Marschall; ich bin zu lange in Rottweil gefangen gewesen, als daß ich mich in diesem Rattenneste nicht mit verbundenen Augen zurecht finden könnte.

— Bon! erwiderte die klare, klingende Stimme des „Marschall" Titulirten. Und wie heißt der unaussprechliche Name des commandirenden bairischen Oberlieutenants?

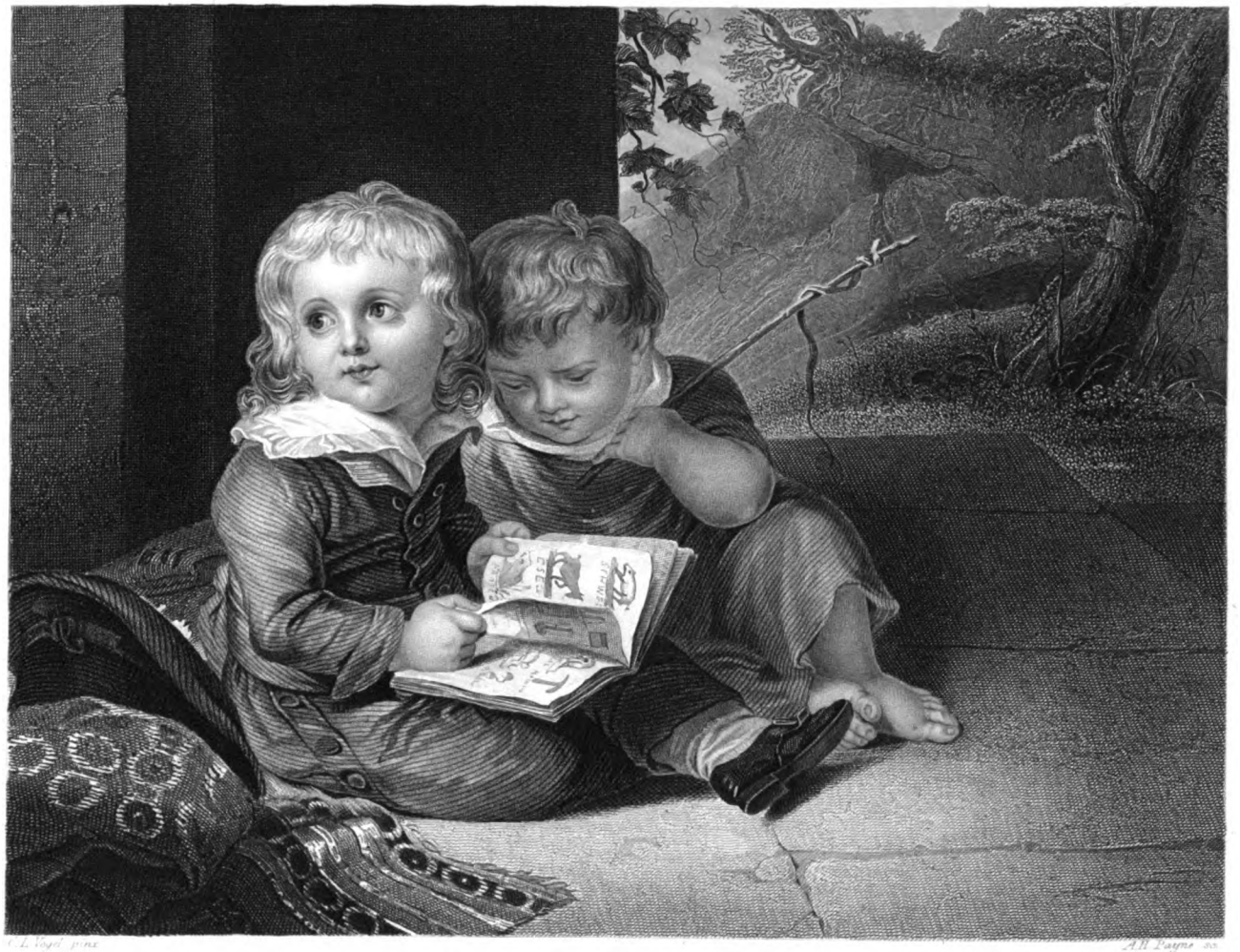
— Schachterer!

Der Marschall bemühte sich vergebens, die weichen, ihn unendlich hartdünkenden Laute dieses Namens auszusprechen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



C. L. Vogel pinx. A. H. Payne sc.

The Brothers Die Brüder

Digitized by Google

Digitized by Google

— Sans-Regret! sagte er endlich höchst unmuthig; dieser verwünschte germanische Laut wird mich, da er im Deutschen jeden Augenblick vorkommt, sicherlich als Franzosen verrathen. Ich darfs nicht wagen, mich den bairischen Herren Offizieren vorzustellen.

— Das sagte ich ja! bemerkte Sans-Regret sehr ruhig.

— Du also, Monsieur le Trompette, wirst die Ordonnanz, diesen Urias-Brief allein zu übergeben das Vergnügen haben.

— Und Sie, Marschall . . .

— Nenne mich nicht immer Marschall, Coquin, der Du bist! bemerkte der Andere.

— Soll ich etwa Onkel Guébriant sagen? —

— Guébriant! murmelte dieser. Still, still! Ich glaube, die Bastionen vor uns und diese schlechten Thürme bewegen sich, als litten sie an Krämpfen . . . Wohlan, Rottweil und Du, glorreichster, bairischer Oberlieutenant, Liebling meines bairischen Busenfreundes, des Generals Mercy . . . Morgen früh wird der Name Guébriant so in Euren Ohren klingen, daß Ihr sie mit beiden Händen zuhalten sollt.

Der Sans-Regret schlug seinen Mantel zurück, faßte mit der Rechten rückwärts und brachte eine blitzende Trompete hervor, die er zum Ansatze bereit, dicht vor seinen Schnurrbart brachte.

— Soll ich, Onkel? fragte er.

— Immerhin.

Und ein schmetterndes Signal der bairischen Reiterregimenter tönte durch die Nacht und rief die Wachen schleunigst auf ihre Posten vor dem Ausfallthor und in die vorspringenden Winkel der Bastionen.

— Wer da? Wer da? hallte es, wie ein Lauffeuer sich fortpflanzend, rund um die Wälle von Rottweil.

Sans-Regret wiederholte seine Fanfare und ritt mit dem französischen Marschall Guébriant dicht unter das Ausfallthor.

— Ordonnanz vom General Johannes von Werth an den Commandirenden von Rottweil, Laverius Schachterer! schrie der Trompeter in bestem Süddeutsch.

— Feldgeschrei! brüllte ein Mann von der scharfen Bastion den Reitern entgegen.

— Seid Ihr wahnsinnig? entgegnete Sans-Regret. Woher sollen wir Euer Feldgeschrei gewahr werden.

— Dann zurück oder es giebt Kugeln aus unseren Arquebusen.

— Sehr gut, Ihr unsinniges Volk! schrie Sans-Regret erbittert. Ich schwöre Euch, der Marschall Guébriant wird sie Euch mit schweren Zinsen wieder zurückzahlen.

— Wer? Wer?

— Guébriant wird morgen Nacht auf Rottweil marschiren; und wir, das heißt General Johannes von Werth, wir werden ihn abzuschneiden suchen, wenn Ihr Euch mit uns in den Sattel macht . . .

— Gut, gut, Kamerad! Der Oberlieutenant wird hier gleich in der Wache sein; spreche selbst mit ihm . . . bis dahin wartet draußen.

— Diese Hunde sind sehr wachsam! murmelte der Marschall. Wenn ich diese derben

Digitized by Google

Außenwerke betrachte und meine Küraſſiere bedenke, ſo bemitleide ich ſchon im Voraus die braven Burſchen, die ſich, wenn ihre Vertheidigung eintritt, daran die Köpfe zerſchellen werden.

— Pah! Wir werden nach Rottweil kommen, ſagte Sans-Regret, und dann mache ich mich anheiſchig, das Fallgitter trotz einer Compagnie dieſer baierſchen Lanzknechte zu öffnen und offen zu erhalten, bis das: Vive la France! in den Straßen tönt.

Jetzt ward das Thor geöffnet.

Sans-Regret und Guébriant ritten ein. Der erſtere ſtieg vor der Fronte der Arquebuſire vor der Thorwache ab und übergab dem Marſchall ſein Pferd. Ein Offizier empfing den Trompeter und führte ihn in die Wachſtube.

Hier befanden ſich zwei Männer. Der bairiſche Commandant und ſein Adjutant. Von Schachterer, der Oberlieutenant mit einem ungeheueren, aufgeſchlagenen, weißen Filzhute, im Küraß, mit weiten Pluderhoſen, Schuhen und Strümpfen, wie es bei dem bairiſchen Fußvolke gebräuchlich war, betrachtete den eintretenden Sans-Regret mit ſeinen großen blauen Augen ohne einen Zug von Mißtrauen. Der Franzoſe dagegen war die perſonifizirte Ruhe ſelbſt. Während der Commandant ſich neben dem Eichentiſche niederließ, blieb er ſtehen, übergab ſeine „falſche Ordonnanz" und ſtudirte mit überlegenem Blicke in dem Geſichte des Leſenden. Sans-Regret, ein äußerſt ſchöner Mann, ein geborner Picarde, hatte nur ein Bedenken: er hatte eine franzöſiſche Trompete und auf der breiten Schnalle ſeines Leibgurtes ſtanden Frankreichs Lilien.

Die Lilien bedeckte er, indeß er ſeine große Mütze vor die Taille nahm; die Trompete, welche ſich unter dem Mantel hervorſtahl, überließ er ihrem Schickſale.

— Weißt Du den Inhalt der Ordonnanz? fragte der Infanterie-Offizier.

— Ja! Johannes von Werth iſt in einer halben Stunde vor dem weſtlichen Thore; und Marſchall Guébriant iſt von der Oſtſeite her im Marſch auf Rottweil.

— Es heißt, der General, Freiherr von Werth! bemerkte der Adjutant, ein ſchöner, braunlockiger Mann, welcher ſeine Thonpfeife rauchte. Den ſchurkiſchen Franzoſen brauchſt Du nur ſchlechtweg Guébriant zu nennen.

Sans-Regret warf ironiſch die Lippen auf. Der Commandant gab ſeine Befehle, damit die öſtliche Vorſtadt und das entſprechende Thor, im Fall Guébriant unvermuthet angreife, ſtark beſetzt und vertheidigt ſei, und wandte ſich dann an Sans-Regret, nachdem er den Empfang der Ordonnanz beſcheinigt hatte.

— Ihr reitet wieder zurück! ſagte der Commandant.

— Nein! wir haben Ordre, hier zu bleiben und Quartier anzuſagen. Unſer Regiment wird bald eintreffen.

— Begebt Euch nach dem Marktplatze zur Hauptwache; ich ſelbſt werde kommen und Euch weiteren Befehl geben.

Sans-Regret beurlaubte ſich, ging hinaus, ſchwang ſich auf ſein Pferd und trabte mit dem Marſchall ſtadteinwärts.

— Aber wir reiten nicht zum Markt! ſagte dieſer dringend. Wir ſuchen Caroline auf.

— Das hätte noch Zeit, Onkel. Wenn wir nur für unſer gutes Gold ein Dutzend entſchloſſene Männer, meinetwegen mit Aexten, hätten, damit uns dieſe, wenn unſere Leute kommen, und es entſteht draußen ein Gefecht, das Thor offen halten..

Digitized by Google

— Bon! Dies Mädchen wird uns die beste Anweisung geben können. Wo wohnt sie?

— Da oben! sagte Sans-Regret sehr mißmuthig, nachdem sie mehre Straßen hinter sich hatten. Noch einmal, laßt das Teufelsmädchen zufrieden; sie ist zu unbändig.

— Eben das interessirt mich, Bursch.

Sans-Regret seufzte.

Vor zwei Tagen nämlich war von den Vorposten der Franzosen ein sehr hübsches Mädchen eingebracht und vor den Marschall geführt worden. Guébriant hatte, als er erkundet, sie sei aus Rottweil, Alles vergebens angewendet, um sie über die Besatzung der Stadt auszuforschen. Sie gestand nichts und verlangte frei zu sein. Guébriant ließ sie einsperren.

Dadurch aber brachte er sie vollends auf. Sie sagte ihm ins Gesicht: daß sie lieber sterben, als solchen schändlichen Franzosen, die mit den Schweden gemeinschaftliche Sache gemacht, Nachricht geben werde. Dabei entwickelte sie zugleich eine solche Naivetät, eine solche natürliche Anmuth, die von ihrer Entschlossenheit noch gehoben wurde, daß der feurige Franzmann nicht umhin konnte, sich heftig in die kleine Eigensinnige zu verlieben.

— Ich liebe Dich! sagte er, in das Zelt der Feldwache tretend, wo das Mädchen bewacht wurde. Sieh mich an. Könntest Du meine Leidenschaft erwidern: so mache ich dich zur Marschallin von Frankreich.

— O, ich will nicht! rief Caroline schluchzend; ich habe schon längst einen Geliebten. Er ist kein Marschall; aber viel jünger und schöner als Du bist.

Guébriant drehte ziemlich pikirt seinen langen, schon etwas ins Weißliche spielenden, ungeheuren Schnurrbart, drehte sich auf dem Absatze und ging, verliebter als je im Leben, indeß er das alte Lied brummte:

„Et si le Roi savait
La vie que nous mênons,
Il descendait du trône
Et se ferait Dragon.“

Sans-Regret mußte, weil er mehre Rottweiler Familien kannte, es versuchen, sie zu beruhigen. Sie ward wirklich so zutraulich, daß sie dem Trompeter ihren Namen und ihre Wohnung sagte und bat, daß er sie entschlüpfen lassen möge. Als er statt dessen aber sie ernstlich ermahnte, dem Feldherrn Gehör zu geben, ward sie wieder stumm wie vorher. Eine Stunde später war die Caroline von Rottweil glücklich entkommen; Niemand wußte wie.

Das war die Dame, vor deren Hause die beiden Franzmänner hielten. Guébriant stieg ab, Sans-Regret hielt den Schimmel des Marschalls, und sah höchst ingrimmig murrend zu, wie dieser sich das Haus öffnen ließ und dann klirrend die Treppe hinan ging.

— Wohnt hier Caroline? fragte Oncle Guébriant sehr naiv.

— Ja, die Tochter vom Hause heißt so! erwiderte sehr erzürnt die Magd. Die werdet Ihr doch um so späte Abendzeit nicht besuchen wollen?

Guébriant blickte auf seinen eben nicht sehr empfehlend sehenden Anzug eines gemeinen bairischen Reiters, und erwiderte dann:

— Ja doch, Diantre! führe mich hin; Du wirst sehen: sie wird mich etwas rücksichtsvoller als Du empfangen.

Ein sehr lebhafter Wortwechsel erhob sich. Links und rechts öffneten sich Zimmerthüren

Digitized by Google

und heraus trat, unter mehren ältern Frauen und verschiedenen Männern, ein Mädchen, welches der Marschall augenblicklich als seine „Unbändige" erkannte.

— Caroline! rief er. Ich hoffe, Du heißt mich in Rottweil willkommen.

— Wie? sagte der Herr vom Hause, befremdet vortretend.

— Silence, Monsieur, et allez-Vous-en! sagte Guébriant.

— Guébriant! Marschall Guébriant! kreischte Caroline, die Hände zusammenschlagend. Die Franzosen! Barmherziger Gott! Hülfe! Die Franzosen sind in der Stadt!

Guébriant besann sich kurz. Dies war ein fataler Zufall. Er hörte oben im Hause Waffen klirren, deutsche Commandowörter schreien ... Die einquartierten Baiern und Kaiserlichen stürzten die Treppen herab. Es war die höchste Zeit, sich zu entfernen ... Guébriant schwang sich eben in den Sattel, als die Infanteristen aus dem Hause kamen. In gestrecktem Galopp sprengten die Franzosen von dannen, während Sans-Regret fluchte, daß den Pflastersteinen hätten die Haare zu Berg stehen sollen.

— Still doch! rief Guébriant. So horche doch nur!

Gewehrschüsse knallten in der Ferne. Ordonnanzen jagten im vollen Laufe durch die Straßen. Trommelwirbel donnerte an allen Ecken. Die Glocken wurden geläutet.

Die ganze Bevölkerung stürzte halbnackend vor die Thüren. Die Soldaten, nach der Ostseite der Stadt commandirt, liefen in Massen nach dem westlichen Thore. Es war klar, die Franzosen stürmten.

Guébriant und Sans-Regret erreichten sehr bald, rücksichtslos durch das Getümmel sprengend, das Thor. Hier waren nur erst geringe Streitkräfte vorhanden.

— En avant! rief der Marschall. Abgesessen, Camerad. Hier ist der „Oncle" nur noch ein gemeiner Soldat.

Die Franzosen zogen die Schwerter und bahnten sich: Vive le Roi! schreiend, einen Weg durch die erschrockenen Baiern, welche mit Entsetzen zu sehen meinten, daß die französischen Colonnen schon in der Stadt seien und sie im Rücken angriffen. So gelangten sie zum Fallgatter. Der Marschall sprengte das Schloß durch einen Pistolenschuß und kaum erhob sich das Thor, so krochen unaufhaltsam die Schweizer und die Musketiere vom Orleannois durch die Oeffnung, bis gleich darauf Helme und Federhüte, Hellebarden, Musketen sich in dichten Massen in die Stadt drängten.

Die Baiern kamen heran; ein kurzes aber entscheidendes Gefecht begann. Die Franzosen warfen Alles vor sich zurück und waren in einer Stunde vollkommen Meister der Stadt. Jetzt erst fing das immer mit größerer Bestürzung vorgenommene Nachforschen nach dem Feldherrn an, den Jeder während des Kampfes irgend anderswo beschäftigt geglaubt hatte. Er blieb abwesend.

Am andern Morgen, als die Leichen weggeräumt wurden, fand man den Marschall Guébriant sammt seinem getreuen Sans-Regret dicht neben dem Thore liegen. Guébriant war durch einen Musketenschuß und Sans-Regret durch einen Hellebardenstoß getödtet ...

Das Heer trauerte lange um seinen „Oncle". Der Herzog von Enghien nahm, als der

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Nächste nach ihm, bis zur Ankunft Turenne's den Oberbefehl an, welcher an der Spitze seiner Truppen die letzten Phasen des dreißigjährigen Kriegs bis zum baldigen Frieden von Münster und Osnabrück gestalten half.

Marie mit dem Christuskinde.

Von Tizian.

Wie der unvergleichliche Cristo della Moneta, Christus mit dem Zinsgroschen, fast am Anfange der glänzenden Künstlerlaufbahn steht, ein Werk seiner ersten Jugendbegeisterung, so gehört diese Marie mit dem Jesuskinde zu den Bildern, durch welche der altgewordene Meister seine ungeschwächte geniale Schöpferkraft bewährte. Das Bild besitzt nicht den idealen Schwung, dem Tizian bei seinem Christus mit dem Zinsgroschen folgte, und kann an geistiger Weihe mit den Madonnenbildern des göttlichen Urbiners nicht wetteifern; dennoch ist dasselbe von ungewöhnlichem Werthe. Es ist nicht nur aus der Portraitrichtung hervorgegangen, sondern ist, mit Ausnahme der Madonna, selbst Portrait. Und diese sanftmüthige, voll irdischen Lebens erglühende, unschuldige Mutter harmonirt im Ausdruck ihrer Züge so vollkommen mit den Gesichtern der übrigen Personen des Bildes, daß man auch ihr Bild wohl als Portrait annehmen darf, ohne einen großen Fehlgriff zu thun. Der Kopf des Jesuskindes dagegen ist rein ideal gefaßt und zeigt, ohne etwa in den sehr gewöhnlichen Fehler zu verfallen, altklug zu erscheinen, eine höchst ausgeprägte geistige Befähigung, fast möchten wir sagen, Uebermächtigkeit in den kindlichen Zügen. Die Dame, welche der Madonna Weihrauch in einem Gefäße opfert, könnte sehr wohl für deren Schwester gelten, und eben so ist die Aehnlichkeit zwischen dem dunklen bärtigen Kopfe neben der Madonna und der Dame kaum zu verkennen. Links der Mann mit dem herrlichen Lockenkopfe und dem gestutzten Barte ist Johannes der Täufer, ein rauches Gewand um die nervigen Glieder geschlagen; rechts der im Anschauen eines Crucifixes betend versunkene bärtige Greis ist St. Petrus, obwohl manche auch einen St. Jacobus aus ihm haben machen wollen.

Der ganze Ausdruck des Bildes ist derjenige einer lebensheitern, poetischen, gesättigten Ruhe, und hierzu stimmt die äußerst harmonische Anordnung des Ganzen, so wie die gemilderte, obwohl dennoch immer noch brillante Färbung.

Will man einige Umstände nicht unbemerkt lassen, etwa wie der junge Mann den Blick auf die Dame richtet, indeß er ihr das Jesuskind zeigt: so erscheint das Gemälde als ein Ex voto-Bild zum Danke für eine glückliche Niederkunft. Die Namen der portraitirten Personen sind dagegen nicht bekannt.

Digitized by Google

Holländische Wirthshausscene.

Von Adrian v. Ostade.

Es ist eine der in den Niederlanden noch gegenwärtig gefeierten „Bierproben", welche Ostade mit seiner reichen Phantasie, mit seinem liebenswürdigen Humor hier vorführt. Das Hauptfaß des edlen Gerstensaftes ist nach technischem Ausdrucke angestochen und dies wichtige Ereigniß hat eine starke Gesellschaft der Dörfner in dem weiten Zimmer des Wirthshauses zusammengezogen. Mit vollendeter Wahrheit und zeugend von genialer Auffassung und genauester Kenntniß des Volkslebens, giebt der Maler uns die feinsten Abstufungen seines Stoffs, die schlagendste Charakteristik in den Köpfen und dem Thun und Treiben seiner Personen. Vom selig Entschlafenen an bis zu dem bachantisch Erregten, welcher jubelnd den Spielmann ins Gemach zieht, sind die Schattirungen durchlaufen. Unnachahmlich wahr ist der mit höchstem Genügen sich die Zähne stochernde Mann im Hintergrunde; die naivste Heiterkeit erregt der alte Herr, welcher höchst galant seiner jungen Nachbarin sein Herz und seine Hand anzubieten wagt.

Die Hauptgruppe ist im höchsten Grade fesselnd. Das ist eine ächte Holländerin. Mit welcher freundlichen Majestät empfängt sie — augenscheinlich die reichste Bauerfrau des Ortes — aus den Händen des schlau lächelnden, dienstfertigen Wirthes das Glas mit dem delicaten Getränk. Dieses großartige Lächeln, welches die sichere Ueberzeugung ausspricht: daß eben jetzt die gründlichste Kennerin und Feinschmeckerin koste, um ihr Urtheil über das Bier abzugeben! Wir dürfen nach den sichtbaren Wirkungen desselben, unter deren Einflusse der Schullehrer die Stühle wegräumt, um den Tanz mit der dicken Frau zu eröffnen, schließen, das Faß sei ausgezeichnet gerathen. Der höchst Ungenirte, welcher den Hut verschiebt, ist der Maler selbst im Kreise seiner Schöpfung. Die holländische Gemüthlichkeit, welcher wir allenthalben begegnen, hat in der Hausfrau rechts eine zum Sprechen wahre, besondere Vertreterin. Das Groteske-Komische, zu welchem die niederländischen Darsteller von Stoffen aus dem Volksleben fast durchgehends eine besondere Vorliebe hegen, ist auch hier anzutreffen. Der alte Bauer, welcher ein altes Mädchen küßt, giebt eine Scene, welche deshalb besonders anzumerken ist, weil sie mit zartem Tact zeigt, wie das Possirliche, Groteske, in der Malerei dargestellt werden kann, ohne daß es in den Cynismus, z. B. eines Bega, verfällt.

Die Tochter des Paul Rembrandt.

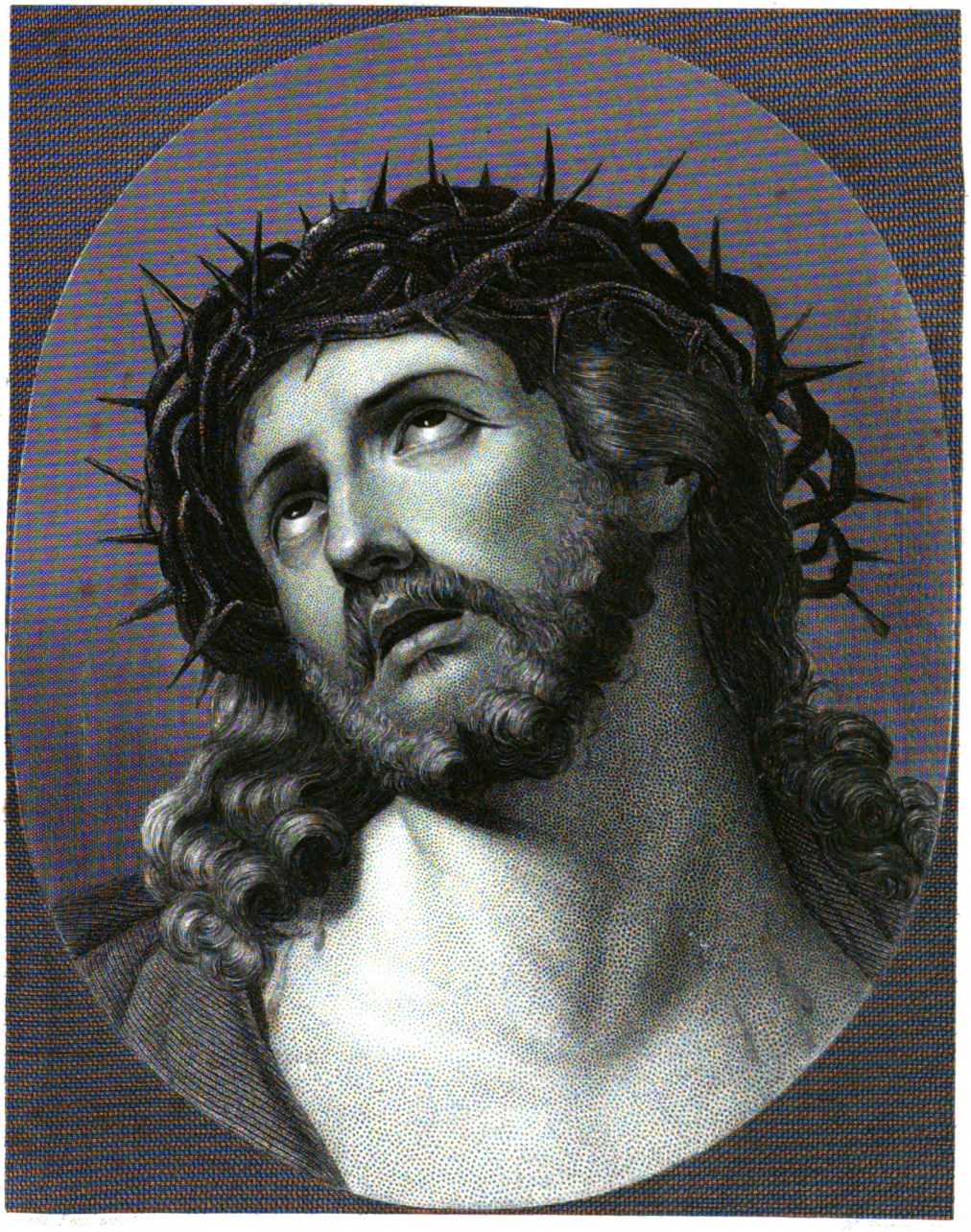
Von ihm selbst gemalt.

Der alte Meister Rembrandt von Ryn, der Magier des Helldunkels, der originellste aller holländischen Maler, stand in seinem Atelier vor zweien seiner Schüler und bereitete sich allem Anscheine nach vor, ihnen eine sehr ernste Predigt zu halten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Alle Welt kennt den malerischen, höchst ausdrucksvollen, seine Eigenthümlichkeit in ausgeprägten Zügen zeigenden Kopf des alten Zauberers in der Welt der Farben und der Leinwand. Dieser geniale Kopf war jetzt mit einer sogenannten Kapuzmütze von Fuchsfellen bedeckt. Ein bis zum Knie herabreichender, früher sehr eleganter, jetzt zerrissener und mit Farbenflecken versehener Sammetüberwurf hüllte den Alten ein. Er hatte die Hände auf den Rücken gelegt und stand mit ausgespreizten Beinen da, in der Nachlässigkeit seines Anzuges und seiner Haltung durchaus mit der in dem weitläufigen Atelier herrschenden Unordnung harmonirend.

Die Schüler aber gehörten, so wie sie waren, hier gar nicht her. Es war in der frühen Morgenstunde; trotzdem waren die beiden Jünglinge augenscheinlich in dem besten Putze, welchen sie ihr Eigenthum nannten.

Diese Schüler waren Philipp Koningk und Gerbrand van der Eeckhout. Koningk hatte ein weißes Seidenwamms mit gelbröthlichen Puffen, und eben solche bis in die Schuhe reichende Beinkleider angethan. Ein hellblauer Sammtmantel, und ein Barett von demselben Stoff und derselben Farbe, mit zwei langen weißen Federn, und ein respectabler, schöner Stoßdegen vollendeten den Aufputz des ziemlich hagern, kleinen und bräunlichen jungen Mannes. — Gerbrand van der Eeckhout dagegen hatte seine viereckige, derbe Gestalt in ein schwarzes Sammtwamms mit gelben Puffen gezwängt; an seinen weiten Beinkleidern, auf seinen Aermeln und auf seiner Brust waren wenigstens einige fünfzig Ellen Band als Schleifen verwendet. Diese Schleifen waren rosenfarben. Sein Mantel war schwarz, sein Sammthut mit Federn ebenfalls. Er hatte einen niederländischen Flamberg an der Seite. Eeckhout mit sehr dicken, blonden Locken und mit von Gesundheit strahlenden Wangen schien indeß, ungeachtet seiner martialischen Haltung, eben so wenig Muth, dem Meister Rembrandt gegenüber, zu besitzen, als der in demüthiger Stellung dastehende kleine College. Beide hatten eine große, in Papier gewickelte Rolle in der Hand, auf welche der Alte höchst scharfe, verdächtige Blicke warf, die die Schüler auch daher, so weit dies möglich war, zu verbergen suchten.

— Mynheers, was soll diese Maskerade? fragte Rembrandt, ziemlich unmuthig die Jünglinge von oben bis unten musternd. Wißt Ihr nicht, daß Hasenfüße und Kleidernarren hier durchaus nichts zu suchen haben? Steh mir der Himmel bei ... Würde es wohl ein vernünftiger Mensch glauben, daß Ihr, Mynheer Spanier Koningk, und Ihr Mynheer Venetianer van der Eeckhout, die hoffnungsvollen Burschen seid, welche ganz einfach bei dem alten Rembrandt pinseln lernen?

Koningk murmelte etwas von: „Verzeihung", und Eeckhout von: „wichtigen Ursachen". Rembrandt antwortete darauf nicht.

— Und das möchte noch immer sein, sagte er, wäre der Geschmack nicht so entsetzlich, den Ihr bei Eurem Herausputzen an den Tag legt. Wo Teufel habt Ihr die Idee her, Euch anzuziehen wie der Mastochse, den die Fleischer vor Pfingsten durch die Stadt zur Parade ziehen? Wer hat Euch die Farbenharmonie beigebracht, die ich an Euren Leibern bewundere? Warum drapirt Ihr Euch nicht Euren Persönlichkeiten gemäß; warum kleidet Ihr Euch nicht charakteristisch? Philippchen, wenn er schwarzes Seidenband und schwarze Seidenpuffen trüge, wäre bei Gott ein ganzer venetianischer Nobile, und das fette Gerbrändchen gehört ganz natürlich in Philippchens Kleidung ...

Digitized by Google

Er unterbrach sich, indeß er ein kurzes Lachen aufschlug. Dann aber ward der Alte sehr ernst.

— Ihr wollt natürlich Euch doch an Eure Staffeleien und zwar unverzüglich begeben? fragte er scharf.

Die Verspotteten bewahrten ziemlich ihre Fassung. Sie sahen sich an, räusperten sich ein wenig und Philipp Koningk trat sehr würdevoll einen Schritt vor.

— Nein, Meister Rembrandt, heute gedachten wir mit Eurer Erlaubniß nicht zu arbeiten ...

— Was denn wollt Ihr? Etwa Euch den Zechgesellschaften dieser Pinseler, dieser Gurkenmaler anschließen, welche Meister zu sein glauben, weil sie einmal einen Dummkopf fanden, der ihnen eine ihrer Sudeleien abkaufte?

— Ihr kennt uns zu gut, Meister; erwiederte Eeckhout, welcher es liebte, sich pathetisch auszudrücken; unser Dichten und Trachten ist auf das Hohe und Höchste gerichtet ...

— Deshalb ... fuhr Koningk fort.

— Was denn, deshalb? unterbrach ihn Rembrandt barsch.

Den Jünglingen war die Sprache unmöglich.

— Was führt Euch hieher? rief der Meister. Wollt Ihr mich wild machen?

Die Unterredung war etwas laut geworden.

Die eine Thür des Ateliers, welche in die Gemächer des Malers führte, öffnete sich etwas und herein blickte ein wunderbar schöner, und ausdrucksvollerer als formenschöner siebzehnjähriger Mädchenkopf, dessen glänzend frische Augen ziemlich erstaunt die drei Männer betrachteten.

Die Jünglinge wandten sich wie auf ein Signal und starrten diesen Mädchenkopf an, wobei Koningk sehr blaß und Eeckhout sehr glühend im Gesicht wurde. Das Mädchen verschwand.

— Ach so! machte Rembrandt gedehnt. Also doch! Wollt Ihr, Mynheers, die Güte haben, Euch niederzulassen und mir Eure Eröffnungen zu machen?

Die Schüler setzten sich mit schwerem Herzen auf ihre wohlbekannten Schemel nieder.

— Wir wollen uns ein Herz fassen ... sagte Koningk, den Cameraden heimlich anstoßend.

— Ja, das wollen wir! sagte Eeckhout, welcher, ohne es zu wissen, sehr laut sprach.

— Fang Du an zu sprechen!

— Nein, Du! murmelte Gerbrand.

Koningk sammelte sich einen Augenblick; dann streckte er wie weiland der Apostel Paulus vor dem Könige Agrippa rednerisch die Hand aus. Schade, daß ihm die „große Kunst" seines alten Vorbildes abging.

— Mynheer Rembrandt van Ryn ... begann Koningk ... Wir wollen ohne Umschweife reden.

— Ist mir wahrlich nicht unangenehm ... bemerkte der Alte.

— Wir, Gerbrand und ich, sind Busenfreunde. Zugleich das Glück genießend, von Euch, Meister, gebildet zu werden ...

— Kürzer, Philipp, kürzer! sagte Rembrandt.

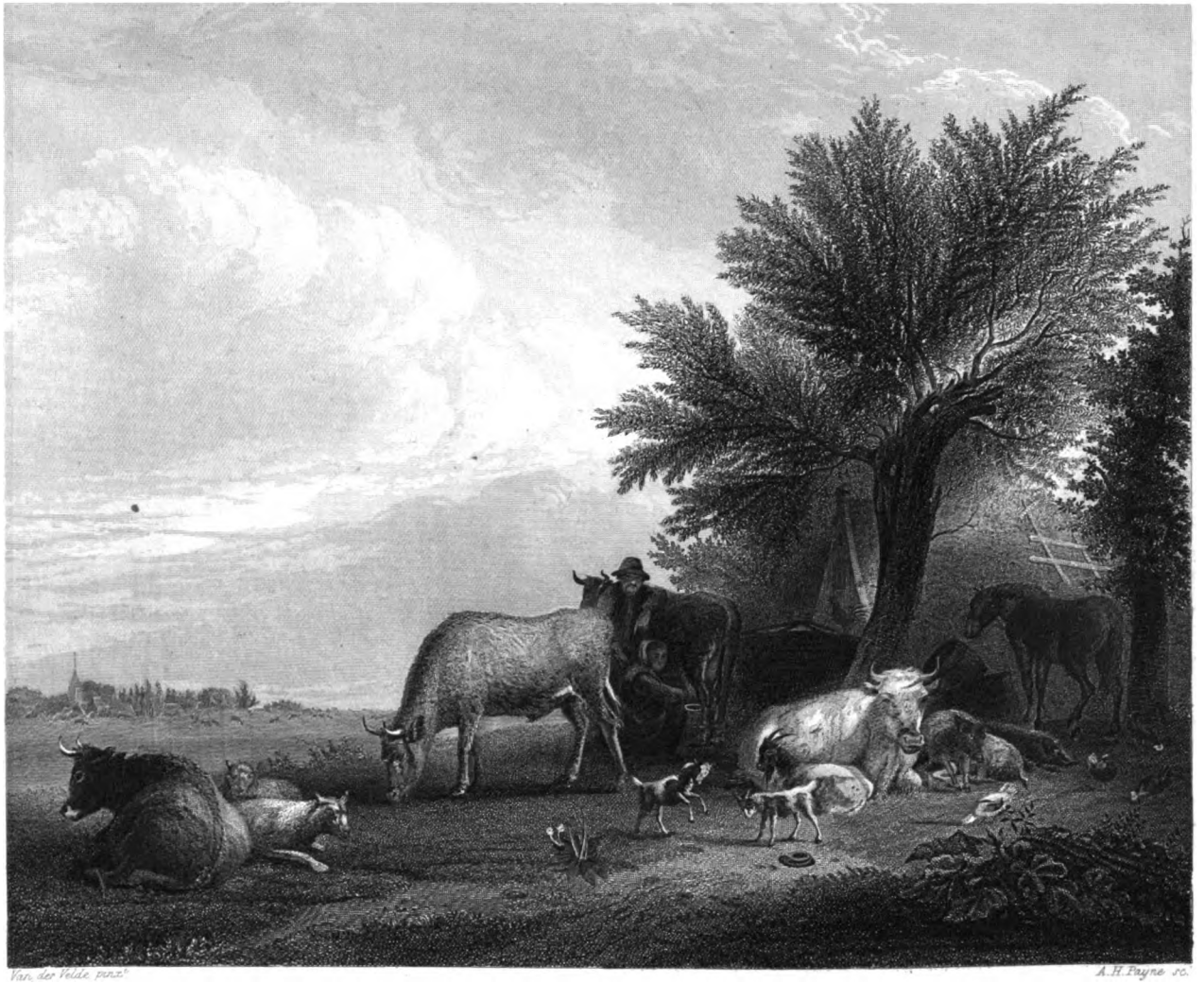
— Gut! Wir sind genau zusammen verbunden ...

— Das heißt unsere Seelen! schaltete Eeckhout erhaben ein. Unsere Gedanken verfolgen dieselbe hohe Richtung ... dasselbe glänzende Ziel! Wir stimmen aufs genaueste mit einander zusammen ...

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Van der Velde pinx^t. A. H. Payne sc.

Cattle. Viehstück.

Digitized by Google

Digitized by Google

— Gott bewahre! rief Rembrandt. Ihr seid Beide sehr verschieden an Geist wie an Körper. Macht keine gemeinschaftliche Sache. Verfolgt Eure Ausbildung Eurem Charakter gemäß, und Ihr werdet Beide gute Maler, jeder in seiner Weise, werden. Hier scheidet sich die Freundschaft zu Gunsten der Kunst; jeder Mann geht seinen eignen Weg.

Diese Bemerkung hatte die Redner augenscheinlich etwas aus dem Concepte gebracht. Eine Pause trat ein. Philipp Koningk sah niedergeschlagen auf den Boden.

Eeckhout aber war warm geworden.

— Mynheer Rembrandt, sagte er, die verschiedensten Charaktere können dasselbe höchste Ziel, dasselbe Ideal erwählen, unbeschadet des Weges, welchen sie einschlagen, um solches zu erreichen.

— Du kannst über Malerei raisonniren, bevor Du noch malen kannst? Auch ein Zeichen der Zeit und kein gutes! murmelte Rembrandt sehr geärgert, denn er konnte alles Mögliche, nur keine Kunsttheorieen ertragen.

— Unser höchstes Ziel ist die Liebe, fuhr Eeckhout fort, die Liebe, die Königin der Kunst und des ganzen Weltalls.

— Laß jetzt aber Deine religiösen Ansichten weg! bemerkte Rembrandt. Wir wissen sämmtlich, Gerbrand, daß du in biblischer Hinsicht uns Alle und mich selbst zurücklässest!

— Die Bibel stimmt mit der Welt, wie sie ein Künstler sieht, sagte Eeckhout, nur zu genau zusammen, auch wenn man nicht katholisch ist. Ich bin ein Maler und vermöge meiner Kunst verdamme ich selbst die Traditionen der Kirche nicht; denn sie geben mir eine Himmels- und Erdenkönigin. Wohlan, Meister van Ryn, diese Königin habe ich, haben wir gefunden. Sie ist kein Mythus, kein Gedankenbild mehr, sie lebt; sie lebt in diesen Räumen; — diese Dame, diese Madonna, welche Alles in sich schließt, was wir, Philipp und ich, von der Welt, von der Kunst und ihrer Wirkung fordern, lebt unter diesem Dache . . . Mynheer Rembrandt, Ihr habt eine Tochter, Katharina . . . Wir Beide lieben sie mit heißer Inbrunst. Wir sind gekommen, Euch um Katharina's Hand zu bitten . . . Die Wahl zwischen uns bleibt Katharina und Euch, Meister, überlassen. Ihr sollt entscheiden, wer von uns Freunden der Glückliche sein wird.

Rembrandt schwieg lange Zeit, bevor er antwortete. Trotz seines barschen Wesens liebte er seine Schüler leidenschaftlich, obgleich er es sich sehr selten merken ließ. Er sah die Jünglinge an und ward sehr betrübt; denn scharfsichtiger, als ihm die Unbefangenen zutrauten, hatte er ihre Liebe zu seiner Tochter nicht allein, sondern auch die Gewißheit entdeckt, daß das Herz der reizenden Katharina bereits einem Andern, als diesen begeisterten Werbern angehörte. In einem Augenblicke übersah der geniale Meister die ganze Situation. Von Katharina konnte keine Rede sein. Es kam nur noch darauf an, die Jünglinge anzuspornen, damit sie der Kunst erhalten wurden und durch ihre hoffnungslose Liebe nicht mit sich selbst zerfielen.

Rembrandt zog seine Klingelschnur und forderte drei Flaschen edlen, alten Weins vom Rhein. Dann setzte er sich neben die Jünglinge.

— Ich danke Euch, Kinder, sagte er, Jedem die Hand reichend, für die Ehre, welche Ihr mir und meiner Tochter heute gegeben; denn sicherlich ist eine Bitte, von solchen wackern Jungen, wie Ihr seid, vorgebracht, selbst dem Statthalter der Niederlande keine Schande. Aber,

Digitized by Google

erlaubt mir Eins. Ueber Katharina's Entschluß maße ich mir keine Macht an; sie ist die Tochter eines Künstlers, und liegt die ganze Welt unter Knechtschaft, so soll doch der Maler und sein Kind frei sein und frei bleiben. Ich aber, ich, kann meine Forderung bestimmen. Ich werde keinen von Euch als den Bräutigam meiner Katharina annehmen, bevor Ihr nicht Beweise gegeben habt, daß Ihr Meister in unsrer Kunst seid. Ich will glauben, daß Ihr mehr leisten könnt, als was Ihr, hier im Atelier die Schule verfolgend, zeigen zu können Gelegenheit gehabt habt. Zeigt mir ein Probestück, das ich billig anerkennen darf, und wir werden weiter reden.

Inzwischen kam der Wein und die Gläser klangen aneinander.

— Keinen Toast, wenn ich bitten darf! sagte Rembrandt. Bis dahin, daß Ihr uns die Bilder zeigt, schweigen wir vor Allem!

Der bedeutsame Augenblick für die Jünglinge war gekommen. Sie zogen ihre Rollen hervor.

— Das haben wir erwartet, Meister Rembrandt, sagte Koningk mit einigem Selbstgefühl, und entrollte seine Leinwand. Wir haben ein solches Stück schon gemalt. Und damit keiner vor dem andern einen Vortheil habe, so haben wir denselben Gegenstand gewählt.

Auch Eeckhout entfaltete sein Gemälde. Es waren dies zwei Bildnisse der Geliebten, der schönen Katharina.

— Ach! Ich dachte mir's! murmelte Rembrandt, die Gemälde rasch aber mit durchbohrenden Blicken musternd. Es pflegt das erste Meisterwerk zu sein, daß der Maler sich an dem Portrait der Geliebten versucht. Versichere Euch aber, Ihr Jungen, daß man später auf dieses überschwengliche Werk mit eigenthümlich nüchternen Empfindungen zurückblickt. Ich weiß das. Ich habe den Kopf des Dienstmädchens von meiner Windmühle, das Bild meiner ersten Geliebten, getreulich aufbewahrt; wenn Ihr wollt, könnt Ihr einmal Euch darüber belustigen.

— Aber Euer Urtheil! stammelten die Maler gleichzeitig.

— Will ich nicht aussprechen, sondern Euch zeigen! sagte Rembrandt. Zufällig habe ich selbst meine Katharina an ihrem siebzehnten Geburtstage gemalt ...

Rembrandt ging vor einen großen Schrank und kramte zwischen mehren Bildern umher. Die Schüler waren sehr ernst geworden und Koningk flüsterte Eeckhout zu:

— Gerbrand, wir sind verloren!

Rembrandt brachte sein Gemälde hervor und mit einem Ausrufe der Ueberraschung sahen die Jünglinge dasselbe an. Sie schienen das Bild mit den Augen verzehren zu wollen.

— Das ist Katharina! rief Eeckhout in höchster Bewegung, zugleich sein eignes Gemälde auf den Boden schleudernd.

— Ja, das ist sie! stöhnte Koningk.

— Nun, Ihr habt doch auch gemalt? bemerkte Rembrandt mit breitem Lächeln.

Die Jünglinge schwiegen höchst niedergeschlagen.

— Ihr meint, es könnte Euch noch etwas fehlen, bevor Ihr meisterhaft zu malen versteht? fragte Rembrandt.

— Alles! Alles! riefen die Freunde.

— Ihr seid brave Burschen! sagte Rembrandt, Beiden fest die Hände drückend. Ihr wißt, was ich beabsichtigt habe; Ihr wißt, daß ich Euch liebe, daß ich Männer für die Unsterb-

Digitized by Google

lichkeit und keine Menschen zu bilden strebe, welche einen Jugendgedanken zum Nachtheile ihrer feierlichen Lebensaufgabe festhalten. Seid Ihr mit mir einverstanden? Wollt Ihr wieder Eure schmutzigen Blousen anziehen, und die Arbeit aufnehmen, wo Ihr sie verlassen habt?

— Ach ja! Wir wollen! Aber bester Meister, laßt uns nur einen Schimmer von Hoffnung auf Katharina's Besitz und wir werden den Herkules an Ausdauer überbieten! rief Eeckhout.

— Ihr habt den vollen Sonnenschein der Hoffnung, so weit meine Macht reicht! Katharina aber wird selbstständig entscheiden.

Koningk und Eeckhout malten in der Hoffnung auf die Hand Katharina's ein halbes Jahr lang mit eisernstem Fleiße. Bereits ausgezeichnet vorgebildet, konnten sie sich allgemach, ohne zu erröthen, mit ihren Schöpfungen den berühmten Meistern Niederlands anschließen.

Katharina aber verlobte sich mit dem schönen Sohne eines der reichsten Amsterdamer Rathsherren.

Glücklicherweise waren beide Liebhaber so weit gekommen, um sich vorläufig durch ihre Erfolge in der Kunst über den Verlust einer der schönsten Töchter Niederlands nach und nach zu trösten.

Loth und seine Töchter.

Von Guercino da Cento.

Guercino, das heißt der Schielende, ist der Beiname des Malers, welcher Giovanni Francesco Barbieri hieß. Er war zu Cento, in der Nähe von Ferrara, im Jahre 1590 geboren und starb im Jahre 1666 zu Bologna. Die künstlerische Ausbildung dieses Meisters bietet dem Forscher interessante Umstände dar. Es ist gewiß, daß Barbieri nur durch eigene Kraft zu dem bedeutenden Künstler wurde, als welchen wir ihn anerkennen; denn der Unterricht, welchen er von Cremonini empfing, möchte nur wenig fördernd auf ihn eingewirkt haben. Selbst sein späterer Meister, wohl der einzige, welcher diesen Namen verdient, Benedetto Gennari, sein Schwiegervater, hat nicht den geringsten ersichtlichen Einfluß auf die Manier, in welcher Guercino malte, ausgeübt. Ein Schüler der Caracci war dieser Maler nie in dem Sinne, daß er ihre Akademie besuchte.

Dennoch eignete er sich die eklektische Methode der Caracci mit der richtigen, fast rigorosen Zeichnung, der klaren, kräftigen Färbung vollständig an und malte eine längere Zeit in diesem Style. Sein Geist war jedoch zu lebendig, als daß er das „Gehaltene", welches in der Weise der Caracci liegt, nicht hätte überspringen sollen. Caravaggio hatte seine Blüthe erstiegen und seine Bilder voll Leidenschaft und schlagenden Effecten rissen den Guercino in diese neue Bahn. Jetzt ward seine Correctheit inhaltsreicher, die Formen lebensvoller, die ganze Manier breiter und die Färbung mannigfaltiger und brillanter. Obgleich wenig idealisirend und die Natur gleich dem Caravaggio meistens nur schlechthin auffassend, zeigen Guercino's Bilder aus dieser Periode eine bedeutende Kräftigkeit, Wahrheit und ein herrliches Colorit. Weniger schöpferisch

Digitized by Google

als Caravaggio erreichte er diesen Meister jedoch so wenig, wie er die Caracci erreichte. Guercino's am meisten geschätzte Bilder stammen aus dieser seiner zweiten Epoche, wie Hagar's Verstoßung, zu Mailand befindlich, und auch unser Bild, Loth mit seinen Töchtern.

Noch immer hatte Guercino aus seiner ersten Periode eine fast ängstliche Sauberkeit und Zierlichkeit der Malerei bewahrt, welche bei ihm die Stelle der Anmuth seiner Schöpfungen vertritt. Bald ward diese Zierlichkeit und das Liebliche, welches da Caravaggio so wenig für sich beanspruchen konnte, um so mehr der Augenpunct Guercino's, als Guido Reni auf diesem Wege seine ungeheuren Erfolge errang.

Guercino arbeitete sich mit eben der Leichtigkeit in den Styl dieses bewunderten Meisters ein, womit er den Caracci und dem Caravaggio gefolgt war. Alles wird bei ihm jetzt weicher, aber auch ausdrucksloser, die Färbung verliert an Kühnheit, und nur in wenigen Bildern gelingt es ihm, seine immer vortreffliche Zeichnung mit der Kraft und der genialen Charakteristik des Caravaggio und der sanften Anmuth Guido Reni's zu vermählen. Hier erreicht Guercino im Sanct Bruno zu Bologna zum Beispiel nicht allein den Reni, sondern weiß sich auch eine Eigenthümlichkeit in seinen Schöpfungen zu sichern, die ihm sonst meistens abgeht. Guercino malte eine ungeheure Menge von Altarbildern und viele Fresco-Gemälde u. s. w., an denen zum Theil Schüler aus seiner in Bologna gestifteten Akademie mit arbeiteten. Da der Meister selbst in seinen Kunstschöpfungen schwankte, so konnte diese Akademie für die Kunst keine bedeutende Folge erringen.

Der Gegenstand des hier gewählten Bildes, welches die Größe kräftig andeutet, die der Maler auf seinem zweiten Wege errungen haben würde, ist bekannt. Sodom und Gomorrha werden vom Feuer des Himmels verzehrt, es „geht Dampf auf von der ganzen Gegend, wie von einem feurigen Ofen", und Loth, der von Engeln Errettete, hält mit seinen Töchtern auf dem Berge Rast, auf welchem seine spätere Zuflucht, das Städchen Zoar, in der Vulgata Segor, das heißt, klein, wenig, genannt, liegt. Die statuenartige Gestalt in der Ferne ist Loths Weib, welche „sich, dem Verbote zuwider, nach Sodom umsah, und in eine Salzsäule verwandelt wurde".

Der Abend.

Von Johann Both.

Auf der Piazza del Popolo in Rom hielten an einem schönen Septembertage des Jahres 1649 „hoch zu Rosse" drei Reiter in einem Kreise von etwa einem Dutzend feingekleideter Herren, die sich durch Tracht und Manieren schon dem Entfernteren als Fremde, und zwar als Maler ankündigten. Auch die Reiter waren ersichtlich Maler und sie schienen im Begriffe zu stehen, eine der sogenannten Scenenjägereien anzutreten. Man händigte ihnen von mehrern Seiten Zettel mit Adressen von Bekannten, von Gastwirthen und Klöstern ein, man machte sie auf malerische Gegenden mit großer Lebhaftigkeit aufmerksam, so daß der eine Maler kaum seine Finger rasch genug bewegen konnte, um alle diese Notizen aufzufassen und in seine dicke Schreib-

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

tafel einzutragen. Die andern Beiden beschäftigten sich, während dieser Aemsige fast vor Geschäften schwitzte, auf bequemere Weise. Der zweite Maler, welcher mit dem Notizenschreiber eine wahrhaft frappante Aehnlichkeit hatte, trank unaufhörlich den um ihn stehenden Freunden aus einer mächtigen Feldflasche den Abschiedsgruß zu. Bereits dreimal war einer der Künstler mit dem ausgeleerten Gefäß in größter Eile nach einem Weinhause des Corso gelaufen, um neuen „Stoff" zur Verlängerung der Abschiedsfeierlichkeiten herbeizuschaffen, und allem Anscheine nach hatten diese bedeutungsvollen Wanderungen nur erst begonnen. Der dritte Künstler war ein fetter kleiner Mann, der vor sich auf dem Pferde einen bunten, langohrigen Hund hielt, den er unermüdet liebkoste, während er ihm von Zeit zu Zeit eine gute Portion von dampfenden, von Sauce tropfenden, würmergleichen Fadennudeln in die Schnauze steckte, ein Gericht, das der Maler mit wahrhaft italienischer Gefräßigkeit, auf ächt italienische Art, mit den Händen der Schüssel eines neben ihm stehenden Maccaroniverkäufers entnahm.

Das Notizenschreiben des Einen, das obstinat fortgesetzte Trinken des Zweiten und das unerschütterlich consequent durchgeführte Nudelnessen des Dritten, wurde durch einige neue Personen unterbrochen. Diese waren ein ungeheuer fetter Mönch und ein ziemlich zerlumpt sehender römischer Bürgersmann von bescheidenstem Körperumfange. Der Römer hatte, seit diese zukünftigen Reisenden sich noch auf der Piazza del Popolo verweilten, hinsichtlich der Pferde, welche er und Niemand anders hergeliehen hatte, einige wichtige neue Beschlüsse gefaßt. Zur Execution des ersten derselben hatte er den Mönch mitgebracht. Die abgetriebenen Klepper sollten eingesegnet werden. Trotz aller Protestationen der darauf sitzenden Herren begann der Mönch seine Hände auf die schmutzigen Köpfe, auf die langen Ohren und magern Hälse der Pferde zu legen und mit einer Stentorstimme den heiligen Antonius in dem sogenannten „Pferdegebete" anzurufen, über die altersmüden Glieder dieser Rozinanten voller Gnade zu wachen.

Hiernach that der Pferdeverleiher seinen unwiderruflichen Entschluß kund, seine Pferde im Auge behalten zu wollen, da er, wie er sagte, fürchte, ihnen möchte bei den zu erwartenden schweren Strapazen die gewohnte liebevolle Pflege abgehen. Alle Maler disputirten mit dem Italiener, um ihn zum Zuhausebleiben zu bewegen; sie gingen sogar so weit, den Pferdeverleiher mit Schlägen zu bedrohen, weil er es wage, Künstler in dem Verdachte zu haben, sie könnten sich in Pferdediebe verwandeln — vergebens. Wer vermöchte es, einen Römer und zwar einen für seinen Geldbeutel raisonnirenden Römer niederzuraisonniren? Pompeo fluchte und schwor und weinte und declamirte so lange, bis ihm die Maler nicht allein erlaubten, zu Fuß neben den Thieren herzutraben, sondern ihm noch obendrein ein genügendes Trinkgeld für seine Bemühungen zusicherten.

Nachdem diese Scenen sämmtlich vollständig erledigt waren, nahm Pompeo nach erhaltener Erlaubniß seinen langen Stecken, schrie seine edlen Thiere mit gellender Stimme an, applicirte jedem derselben einen sehr wenig liebevollen Hieb über die Kruppe und lief, während die zurückbleibenden Künstler Lebewohl riefen und die Hüte schwenkten, wie ein Windspiel den in hartem Trabe Abreitenden voran, in Einem fort: Platz! Platz! schreiend.

Die Reise war angetreten und ein Kleeblatt war unterwegs, wie es unzertrennlicher selten in Rom in der Künstlerwelt bewundert wurde. Der Notizenschreiber mit dem Schnurr- und Zwickelbarte, eine sehr offene, heitere Miene zeigend und mit ersichtlichem Vergnügen von

Digitized by Google

Zeit zu Zeit an den Steigbügeln hinabsehend, war Johann Both, ein Utrechter von Geburt, neununddreißig Jahre alt, ein Landschafter. Johann Both, mit genialer Leichtigkeit malend, der frischesten Tinten, der entzückendsten Beleuchtung mächtig, hatte seinen Gemälden neben den gefeiertsten Stücken Claude Lorrains Geltung und Bewunderung verschaffen können. Die Landschaftsmaler unter Johann Boths Freunden waren mehr als einmal bei dem Versuche verzweifelt, in ihren Bildern den warmen, gesättigten, duftigen Ton zu treffen, welcher gleich einem milden Zauber über den sich sanft abwärts neigenden Thälern und den scharfen Bergumrissen, über den reizenden lichten Waldesplätzen und den seeähnlichen, weiten Teichen lag, die Johann malte.

Der einzige Trost für seine eifersüchtigen Freunde war bei dieser überlegenen Meisterschaft des Holländers der Umstand, daß Johann eben nichts weiter mit Auszeichnung malte, als Landschaften. Sie konnten daher seiner in einer einzigen Richtung vollendeten Kunst ihre mittelmäßige Vielseitigkeit entgegenhalten, um sich neben ihm zu behaupten. Die Feinde dieses Malers behaupteten steif und fest, Both sei eigentlich gar kein Maler, geschweige denn ein Meister, und sei ja etwas Gutes an seinen Bildern, so könne es nur die Staffage sein, die Johann Both nicht gemalt habe.

Die Staffage malte nämlich in der Regel der Bruder und unzertrennliche Gefährte Johanns, Andreas, der um ein Jahr jünger als der Landschafter war. Es war eben derselbe, welcher den Mantelsack, den einzigen der Gesellschaft, auf sein Pferd geschnallt und sich zum Kellermeister während der Reise aufgeworfen hatte. Bamboccio faßte schwerlich leichter das Charakteristische alltäglicher Menschengestalten und Scenen auf, als Andreas Both; dieser jedoch malte nicht mit solcher Derbheit; es lag etwas wie Wouverman'sche Feinheit und Eleganz in Andreas Boths Compositionen, das herrlich zu den Landschaften Johanns paßte. Es war ein merkwürdiger Wechselverkehr in dem Genie der Brüder Both. Ohne Andreas' Figüren würden Johanns Landschaften bei allen ihren Schönheiten todt, oder schärfer, matt und ausdrucklos gewesen sein; wie im Gegentheil die geistvollste Staffage des Andreas ohne Johanns Landschaft kaum mehr als den Charakter einer Studie gezeigt hätte, — eine Wahrheit, welche die von jedem Bruder allein in seinem Genre gelieferten Blätter bezeugen. Die Boths ergänzten sich so harmonisch, wie es wohl selten bei einem Künstlerpaar vorgekommen, und diese Harmonie, von zwei hochbegabten Künstlerseelen getragen, war der Art, daß selbst ein Claude Lorrain nicht diese herrliche Zusammenstimmung, diesen Einklang der Landschaft und der Staffage erreicht hat, wie ihn die Boths in Gemeinschaft hervorbrachten. Johann Both opferte die Schönheiten der Landschaft zu Gunsten einer überwiegend reizenden Staffage und Andreas modulirte seine gelungensten Erfindungen, um nicht über den Gehalt der landschaftlichen Schöpfungen seines Bruders hinauszuschreiten.

Der dritte im Bunde war Charles Du Jardin, ein Franzose. Er war die verkörperte Komik; eben so launig in seinen herrlichen Figuren als in seinem eigenen Wesen. War der meistens in Gesellschaft trinklustiger Freunde verharrende Andreas nicht aufgelegt und nicht witzig genug, um für Johann eine Landschaft zu studiren und die Staffage dazu zu erfinden: so stellte sich Charles Jardin ein, er, der ewig Nüchterne, dessen Leidenschaft sich nur auf Bonbonkauen und Maccaroniessen beschränkte. Auch er verstand den Johann so genau, daß er die köstlichste Harmonie zwischen seinen Figuren und den Landschaften des ersteren erreichte und zugleich

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

The Toilette. Die Toilette.

Columbia

Digitized by Google

Digitized by Google

den Andreas in so weit, daß er Figuren ganz im Sinne des Zechlustigen vollendete, welche dieser halb ausgemalt hatte.

Diese Drei waren am zweiten Tage ihrer Reise gegen Nachmittags unterwegs und kehrten, auf Betrieb des durstigen Anderies, in einer elenden Gastwirthschaft an der Straße ein. Johann protestirte vergebens, du Jardin fluchte seine besten pariser Patentflüche; aber Andreas war in einigen Punkten, namentlich wenn es Trinken betraf, durchaus unlenksam. Er stieg rasch vom Pferde ab und zeigte den beiden Widerstrebenden durch das zerbrochene Fenster des Wirthshausstübchens fünf total betrunkene Bauern und einen Mönch mit einem großen Bettelsacke, die er sogleich zu zeichnen begann. Dies waren dieselben Personen, welche auf zwei von Andreas' radirten Blättern verewigt sind — Blätter, die einen um so größeren Werth besitzen, als sie fast verschollen sind. Als der dicke, die Bauern haranguirende Mönch mit dem Sacke, halb fertig war, stieg Charles du Jardin eiligst vom Pferde, machte sein kleines Zeichnenbrett fertig und wollte in das Innere des Wirthshauses dringen, um die Betrunkenen zu zeichnen.

Pompeo sprang herzu.

— Ich bitte Euch, Herr Franzose, rief er, bleibt nur das Mal aus dieser Banditenstube; namentlich unterfangt Euch nicht, den Leuten Eure Zeichnenapparate sehen zu lassen; denn sie sind der Meinung, daß jeder abgemalte Mensch binnen einem Jahre sterben müsse.

— Die abgemalten Menschen sterben nie; wenigstens unsere nicht, Andreas! rief der dicke Franzmann und drang, trotz Zwiebel- und Knoblauchduft, kühn in dieses zweite Gasthaus zu Terracina. Um sich der Freundschaft der Landleute zu versichern, ließ er Jedem einen Krug Romagnawein einschenken und fing herzhaft zu zeichnen an. Anderies erschien auch, triumphirend fünf leere Weinkrüge, während seiner Arbeit von ihm geleert, und die Arbeit selbst, den Sack-Mönch, mitbringend. Er setzte den Mönch von der künstlerischen Apotheose desselben ziemlich somnambul in Kenntniß und legte dadurch den Grund zu der nachfolgenden Katastrophe. Der Frate, hochentrüstet, hielt eine wahre Kreuzpredigt gegen die drei fremden Ketzer, die er einer Art von crimen laesae majestatis beschuldigte.

Die Bauern erhoben sich. Sie forderten Wein und immer mehr Wein, sperrten hinter dem eben eintretenden Johann Both die Thüre und fingen, als Anderies seine schmale Börse nicht weiter zu Gunsten dieser Durstigen anstrengen zu wollen erklärte, an, die Künstler in eine der regelmäßigsten und hartnäckigsten Prügeleien zu verwickeln, die je von Scenenjägern bestanden wurden. Du Jardin wollte seinen Degen gebrauchen; er ward ihm zerbrochen und mit den Enden ward sein fetter, zarter Rücken wie ein Rinderbraten vor dem Schmoren durchgeklopft. Anderies wehrte sich, auf der Erde liegend, mit Händen und Füßen so nachdrücklich, daß ihm die geringste Portion zugemessen wurde; Johann, der weichmüthige, ließ sich dagegen widerstandlos durchprügeln.

Als die Bauern und der Mönch, denn auch dieser hatte tapfer mitgefochten, endlich ermüdet waren, gaben sie die Reisenden frei. Halb sinnlos taumelten diese zur Hütte hinaus, wo sie der feige Pompeo heulend empfing.

— Warum, Du Canaille, hast Du uns im Stich gelassen? schrie der mit purpurglühenden Wangen prangende Du Jardin.

Digitized by Google

— Ich habe für Sie gebetet! schrie Pompeo retirirend. Denn bei diesen Hieben konnte ich nicht erwarten, daß Sie lebendig blieben.

Die Maler setzten sich zu Pferd in der düstersten Stimmung, die sie seit Jahren erprobten. Anderies wüthete gegen den feigen Johann, gegen Du Jardin, Du Jardin gegen Anderies, und fing zuletzt darüber zu weinen an, daß sein geliebter Hund auch furchtbare Hiebe, unschuldige Hiebe, empfangen hatte. Kurz, dicht vor dem Dorfe an einem kleinen Bache, der einen malerischen, von Bäumen überhangenen Teich bildete, hielten die erzürnten Freunde an. Johann, sehr zerhauen und schwermüthig, tränkte sein mattes Roß; Anderies ließ sich von Pompeo seinen rechten, zerschlagenen Fuß verbinden; Du Jardin ritt wieder nach Rom zurück und war außer sich, daß er durch alles Locken seinen Hund nicht bewegen konnte, die Brüder zu verlassen.

Johann ermannte sich wieder.

— Brüder! schrie er mit klarer Stimme, was sind wir ausgeritten, zu sehen, wie die Mönche predigen? Was wollten wir finden? Landschaften und Scenerien, Staffagen. Die Landschaft? Da liegt sie. Die Staffage? Male jeder von Euch sich selbst und theilt Euch in mein und Pompeo's Ebenbild, und wir, mit unsern geprügelten Körpern, passen in diese Abendlandschaft, als wenn Charles oder Anderies in ihren schönsten Augenblicken unsere Cavalcade erfunden hätten.

— Was? schrie Du Jardin, die Hand ans Ohr haltend; denn es hatte ihn längst gereut, fortgeritten zu sein.

— Komm nur, Bacchus! rief Anderies, seine Trinkflasche, welche er glücklich gerettet hatte, emporhaltend.

— Oui, Sancho Pança! und der Franzose trabte mühsam und ächzend heran.

Alle Drei lagerten sich an dem herrlichen, kühlen Platze und unter Seufzen und Stöhnen über die schmerzenden Gliedmaßen kam hier ein Bild im Entwurfe zu Stande, das hinfort nur das „Dreimännerbild" genannt wurde, weil das Kleeblatt dasselbe gemeinschaftlich ausführte.

Als die Skizze vollendet war, sah der sanfte Johann die Busenfreunde an.

— Soll die Reise wirklich bis Ancona gehen? fragte er ernsthaft.

Ein lautes Gelächter war die Antwort.

— Rom! Rom! riefen die Andern.

— Ah, Carissima; ah, Roma! jubelte Pompeo tanzend. Welches Glück, daß die Signori Tedeschi Prügel empfingen. Vorwärts, Peppo, Selmo und Sandro; auf der Piazza del Popolo ist Euer Ruheziel! Vorwärts, Vorwärts!

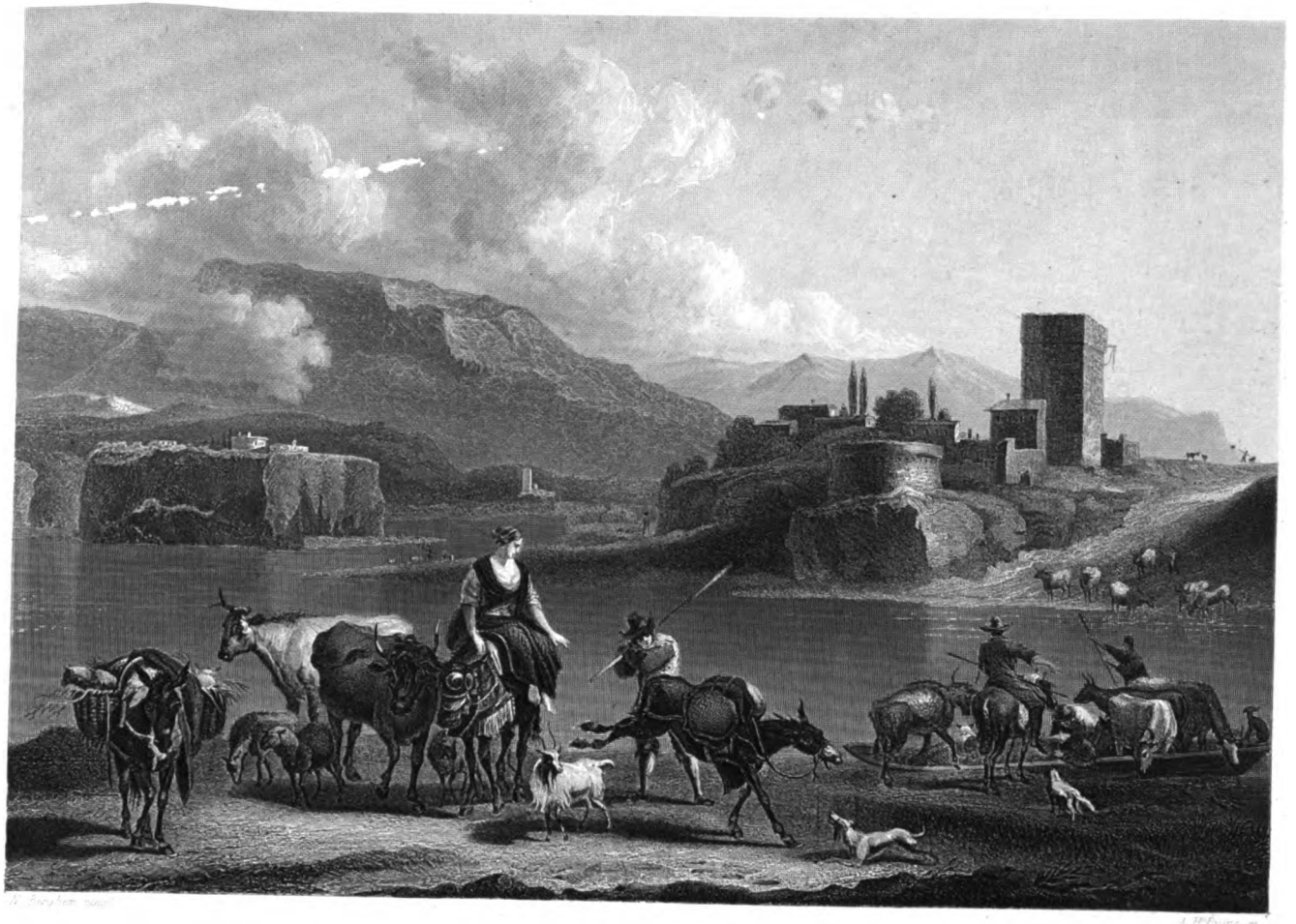
Und abermals lief er wie ein Windspiel nicht vor, sondern hinter seinen Gäulen her, ihre Hintertheile noch unbarmherziger dreschend, als die betrunkenen Bauern die Künstler bearbeitet hatten.

Diese, in Rom angekommen, vollendeten ihr Dreimännerbild und gaben von dem Honorare dafür ein Banket, wie es sich noch lange als unübertroffen in den Sagen der zechlustigen Jünger der Kunst in Rom erhalten hat.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Danaë und der goldene Regen.

Von Anton van Dyck.

An einem höchst unfreundlichen Novemberabende im Jahre 1639 rollte eines der schweren, goldverzierten, mit vier Pferden bespannten Fuhrwerke, wie sie der Hof und der hohe Adel besaß, die schlechten Straßen vom Witehall-Palaste entlang dem Herzen von London zu. Jetzt stirbt in diesem Stadtquartiere das Leben des Londoner, um fünf Uhr Nachmittags beginnenden Tages, schwerlich vor zwei Uhr Nachts. Damals aber, als selbst die ersten Classen der Gesellschaft höchstens drei Stunden mit dem Beginn ihres Tages hinter der Sonne zurückzubleiben pflegten, war es um 12 Uhr — und diese Stunde hatte eben die Glocke St. Paul's, von einigen Hundert andern Glockenschlägen accompagnirt, geschlagen — in London still, öde und wirklich Nacht. Nur mit Mißvergnügen hörte der Bürger, wohl zugedeckt im Bette befindlich, wenn der rasche, klappernde Hufschlag von Rossen, die den „Königstrab" gingen, zu Mitternacht durch die Straßen hallte; wenn die Fenster seines Hauses bebten und klirrten von dem Rasseln einer der Kutschen, welche nach dem Modell der Arche Noah's gebaut zu sein schienen.

Das waren Lords und Ladies vom Hofe des zwar ritterlichen, aber vergnügungssüchtigen und verschwenderischen Karls I., welche sich bestrebt hatten, das Mark von Alt-England zu verprassen. Der Herrenkutsche folgten auf ihrem einsamen Wege sicherlich mehr Flüche und stille Verwünschungen, als sie Straßen durchrollte. Ihre Insassen waren bereits vom Volke heimlich gerichtet, bevor sie noch eine Ahnung davon besaßen, auf welchem Vulkane sie ihre bezaubernden nächtlichen Feste feierten.

Sicherlich aber verdiente derjenige, welcher heute Nacht, einem Herzoge oder einem Fürsten gleich, über St. Martins Lane und Long Acre nach Lincolns Inn Fields fuhr, keinen der Vorwürfe, welchen die Engländer ihrem Könige und seiner Ritterschaft mit schwerem Gewicht auf die Schultern legten. Dieser Mann war ein Arbeiter, wie der fleißige Bürger; er glänzte nicht durch den erpreßten Schweiß seiner Untergebenen, sondern sein fürstlicher Aufwand war von dem von ihm ehrlich „verdienten" Gelde bezahlt. Er führte weder Herzogs- noch Adelswappen, auf welches er seine Hoffähigkeit hätte gründen können. Sein Genie und seine Kunst allein hatten ihn zum Freunde „der Könige" gemacht und ihm die für jeden Mann niederer Herkunft mit ehernen Banden verschlossenen Säle des Herrschers von England und der Großen des Reichs geöffnet.

Anton van Dyck, der niederländische Maler war es, welcher zu so später Stunde durch London fuhr. Er kam vom König in Witehall und wollte, bevor er in seinem palastähnlichen Gebäude in Black Fryars sich zur Ruhe begab, zuvor noch eine jener Gesellschaften des deutschen Grafen von Aremberg besuchen, in welchen sich die ausgezeichnetsten Männer und Frauen der Hauptstadt Rendezvous' zu geben pflegten.

Lincolns Inn Fields war damals und auch später für viele große Herren, namentlich Staatsmänner, ein beliebter Wohnort. In der Umgebung Lincolns Inn, Chancery Lane,

Digitized by Google

Holborn, war eine Art von Hauptquartier der Leute von Rang, Reichthum und Geist, eine Gesellschaft, der sogar die Repräsentanten des geistlichen Standes nicht fehlten; denn damals wohnte der Bischof von Chichester in seinem Palaste bei Lincolns Inn, dicht neben der Kaserne seiner Leibwache, dem Kloster der Blackfriars.

Der Graf Aremberg wohnte Ecke von Holborn und Chancery Lane und hier war's, wo Anton van Dyck vorfuhr.

In diesem Palaste wars ungeachtet der Mitternacht heller Tag. Die Flügelthüren waren weit geöffnet, so daß der Lichterglanz weit über den freien Platz strahlte. Riesen gleich standen zwei westphälische Portiers, mit Goldtressen überladen, jeder eine moderne Art von silberner Herkuleskeule in der Hand, zu beiden Seiten des Portals und auf dem Flur, auf den mit Stein-Mosaik gezierten Treppen im Innern flogen englische und französische Diener und Dienerinnen.

Der Maler stieg aus und ließ sich die Palasttreppe von seinem Diener hinangeleiten. Auf dem Flur legte er seinen herrlichen flandrischen Spitzenkragen glatt, gab seinem schwarz-sammetnen spanischen Mantel einen Faltenwurf, wie es nur ein Römer oder ein Maler versteht, und nahm den ungeheuren Federhut ab. Einen edleren, schöner geformten Kopf, als ihn der Maler zeigte, hatte sicherlich die hohe Gesellschaft oben nicht aufzuweisen. Reizender als van Dycks Haar in Wirklichkeit war, konnte nur er selbst es malen. Eine gewisse Abgespanntheit, welche auf des Malers Zügen lag, contrastirte eigenthümlich mit dem Feuer seiner großen Augen und mit dem kriegerischen Ausdruck, den sein brauner Schnurrbart und die große, spanische Imperiala am Kinn der Erscheinung verlieh.

Die Etikette, das ungeheuerlich Steife, womit damals der Mode nach Leute von Range sich umgaben, fand in diesem Palaste nur bis vor den Thüren des Allerheiligsten, des Gesellschaftszimmers Platz. Van Dyck überwand die Empfangscomplimente des Major Domus, die Anmeldungs- und Einladungsscene, welche er mit dem französischen Kammerdiener aufführen mußte, und ließ sich geduldig von den genannten beiden dienstfertigen Geistern an den linken und rechten Ellenbogen fassen und die Treppe, so zu sagen, hinanschieben. Die Thüren öffneten sich und van Dyck athmete auf und lächelte, als er den kleinen aber erlesenen Kreis überblickte. Hier hörte jeder Zwang auf! Etwa sechzehn Herren und Damen begrüßten den Maler mit jenem vertraulichen, graziösen Lächeln, das, in Frankreich erfunden, die Reise um die Welt gemacht hat, seit dem Ernste der ersten französischen Revolution aber von der Erde verschwunden, oder zur Grimasse geworden sein soll. Ueberall begegnete der schöne Mann, der jetzt in der kleidsamen Hoftracht, mit dem langen, schmalen Degen an der Seite, ohne Mantel eintrat, heitern und bewundernden, oder gar entzückten Blicken. Van Dyck grüßte die Gesellschaft mit derselben ceremonieloſen verbindlichen Grazie, womit sie ihn empfangen hatte, und folgte dem kaum bemerkbaren Winke von einer der schönsten Hände im Saale. Lady Venetia Digby, ein wahrer Stern von Frauenschönheit am Hofe Karls I., dieselbe, deren Reize van Dyck durch eins seiner schönsten Portraits (in Windsor befindlich) verewigte, beschied den Maler als ihren Cavalier hinter ihren Sessel.

Die Gesellschaft spielte. Die Damen saßen um einen schmalen, langen Tisch. Die meisten Herren, außer dem die Bank haltenden Viscount Edgefield, einem geistreichen Podagristen, dem schönen Grafen von Aremberg und den beiden renommirten Witzbolden — den einzigen

Digitized by Google

gegenwärtigen Geldarmen — Mr. Frederic Carew und Mr. Killigrew, hatten sich nicht gesetzt, sondern standen hinter oder neben den Stühlen der Ladies und pointirten von hier aus. Auch van Dyck, dessen Leidenschaftlichkeit blos aufgefordert zu werden brauchte, nahm die Karte.

Hier unter dem graziösesten, geistreichsten und halb frivolen Gedankenspiele, immer durch neue Einfälle und Bemerkungen wach erhalten, deren Charakteristik wir aus den modischen Schriften jener Tage nur unvollkommen kennen lernen können, machte sich das eigentliche Spiel in einer solchen Weise, daß ein jeder nicht mit fürstlichem Vermögen Gesegnete von diesem Tische ehrfurchts- oder grauenvoll zurückgetreten wäre. Der Dichter Killigrew und sein Nachbar Carew spielten daher nur mit Worten, während Lord Edgefield auf einen Schlag Hunderte von Guinees gewann und verlor und dabei keine Silbe, als: ah! sagte. Dieser zeitweilige Ausruf bezog sich jedoch auf sein schmerzendes Bein und nicht auf sein Spiel.

Ungeachtet aller scheinbaren Abwesenheit von Leidenschaftlichkeit entwickelte sie sich dennoch und zwar bei dem Grafen Arundel und bei van Dyck. Durch ihre hohen Sätze brachten sie Leben in das Spiel; Gewinn und Verlust wurden bemerkbarer. Arundel verlor fünfhundert Guinees, die er nicht ausbezahlte; van Dyck gewann hundert und funfzig, welche ihm der alte Bankherr, der nie aufs Wort spielte, bis auf die letzte Guinee sofort zuschob.

Van Dyck bog sich über die Stuhllehne und die weiße Schulter von Lady Venetia, um seiner Beute sich zu bemächtigen.

— Halten Sie beide Hände hierher! rief Lady Digby, indeß sie mit blitzenden Augen sich nach dem Maler umschaute.

Van Dyck gehorchte. Er streckte seine Hände, fein und zart gleich denen einer Dame, über ihren rechten Arm und Lady Venetia füllte sie mit Goldstücken. In dem Augenblicke aber, als er dieselben über ihre Schulter zurückziehen wollte, erhob sich die Dame mit der ihr eigenen Lebhaftigkeit zur Hälfte, um einige noch auf dem Tische liegende Goldstücke dem Maler ebenfalls zu übergeben.

Lady Venetia stieß an Van Dycks Hände und gleich einem goldenen Regen fielen die Guinees herab. Die wenigsten gelangten zur Erde. Es war ihnen bestimmt, kurze Zeit an einem der reizendsten Plätze in ganz Alt-England aufbewahrt zu werden. Schon damals trugen die Damen so tief ausgeschnittene Kleider, daß sie, wie ein ebenso zarter als witziger Deutscher sagte, wie Kleinodien aussahen, die etwas zu weit aus dem Futteral gezogen wurden. Jetzt liegen die Damenkleider fest an Schulter und Nacken; damals waren sie aber weit; der Busen war mit einem steifen, fächerartig sich ausbreitenden Mieder versehen, welches zwar bis zur Höhe des Halses emporstieg, dennoch aber, eben weil es oben weit vorwärts stand, ebensowenig wie ein pariser Ballkleid aus dem Jahre der zweiten französischen Republik irgend eine Schönheit versteckte.

Hinter dieses fächerartige Mieder, welches die Formen der Lady Venetia umschloß, nicht weniger zwischen ihren Nacken und die weiten Rückenfalten ihrer Seidenrobe, fielen van Dyck's Goldstücke.

— Eine Danaë! bemerte Mr. Carew, als die reizende Dame, ziemlich bestürzt über die Kälte des goldenen Regens, sich erhob.

Der vom Glücke begünstigte van Dyck nahm die Entschuldigungen der Lady Digby mit

Digitized by Google

Heiterkeit an, welche sich zur Zahlung der so unwillkürlich vorgestreckten Summe während der bekannten vierundzwanzigstündigen Frist erbot. Sicher gemacht durch seine Erfolge, spielte van Dyck weiter, und war bald so „glücklich", auch das letzte Goldstück zu verlieren, welches er besaß. Die Nacht war weit vorgerückt und Graf Arundel, Mr. Killigrew und der niederländische Maler zogen sich zurück, dem Viscount Edgefield und seinen Gegnern das Schlachtfeld des grünen Tisches überlassend.

Als van Dyck nach Black Fryars fuhr, hörte er seinen Namen mit Heftigkeit ausrufen und ungeachtet des scharfen Trabes der Pferde ward der Kutschenschlag aufgerissen und ein schlanker junger Mann voltigirte in das Fuhrwerk herein. Derjenige, welcher auf so unceremoniöse Weise zu van Dyck eindrang, fiel ihm um den Hals und blieb längere Zeit sprachlos.

— Fiamingo! rief van Dyck in italienischer Sprache. Du bist's?

Carl Fiamingo, einer von van Dycks genuesischen Freunden war's, der einzige Italiener, welcher sich während van Dycks Anwesenheit in den Niederlanden innig und ehrlich an ihn angeschlossen hatte.

Carl Fiamingo war Maler. Er besaß vielleicht nicht weniger Talent als van Dyck; verstand aber unglücklicherweise die Kunst nicht, seine Leidenschaften in so weit zu mäßigen, um mit Besonnenheit arbeiten zu können. Selten hatte Carl Fiamingo Augenblicke, die er „seine Glanzlichter" nannte, Augenblicke, in denen er die herrlichsten, kühnsten Schlachtenbilder zu entwerfen vermochte. Fiamingo malte ganz in der breiten Manier der Niederländer; das Talent, welches er besaß, in unglaublich kurzer Zeit mit wenigen Strichen und schroffen Farben ein Gemälde zu vollenden, war wahrhaft einzig. Van Dyck hatte den kaum dreiundzwanzig Jahre alten Künstler aus dem Strudel der Ausschweifungen, worin er versunken war, zu erretten versucht; auf seine Veranlassung hatte Fiamingo Genua verlassen und war nach London gekommen. London aber hatte den heißblütigen Italiener erdrückt; hier eben hatte er sich selbst völlig verloren.

Van Dyck umfing den Italiener. Es war draußen kalt; es regnete weder, noch schneite es. Um desto mehr erschrak van Dyck, als er Brust und Leib des Freundes „bethaut" fühlte.

— Was ist denn das? fragte er, die Hände abwischend.

— Blut, Signor, Blut! rief Fiamingo. Wäre doch der Stoß besser gewesen; oder hätte ich denjenigen empfangen, den Lord Wenkworth erhalten hat.

Eine kurze Erzählung folgte. Fiamingo hatte mit seinem Busenfreunde, Lord Wenkworth, Streit gehabt. Im Zustande halber Trunkenheit waren Beide dazu gerathen, diese Differenz sogleich auf der Straße mit dem Degen auszugleichen. Wenkworth war von dem verwundeten Fiamingo erstochen. Wollte der Italiener nicht gehenkt werden; so galt es schleunigste Flucht aus England.

Van Dyck hatte seine Fassung wieder erlangt und war entschlossen, den italienischen Maler zu retten. Geld war das Erste, welches nothwendig war. Van Dyck, der unglücklich genug war eben jetzt nichts zu besitzen, ließ seinen Kutscher augenblicklich wieder nach Holborn fahren ... Der Palast des Grafen Aremberg war geschlossen.

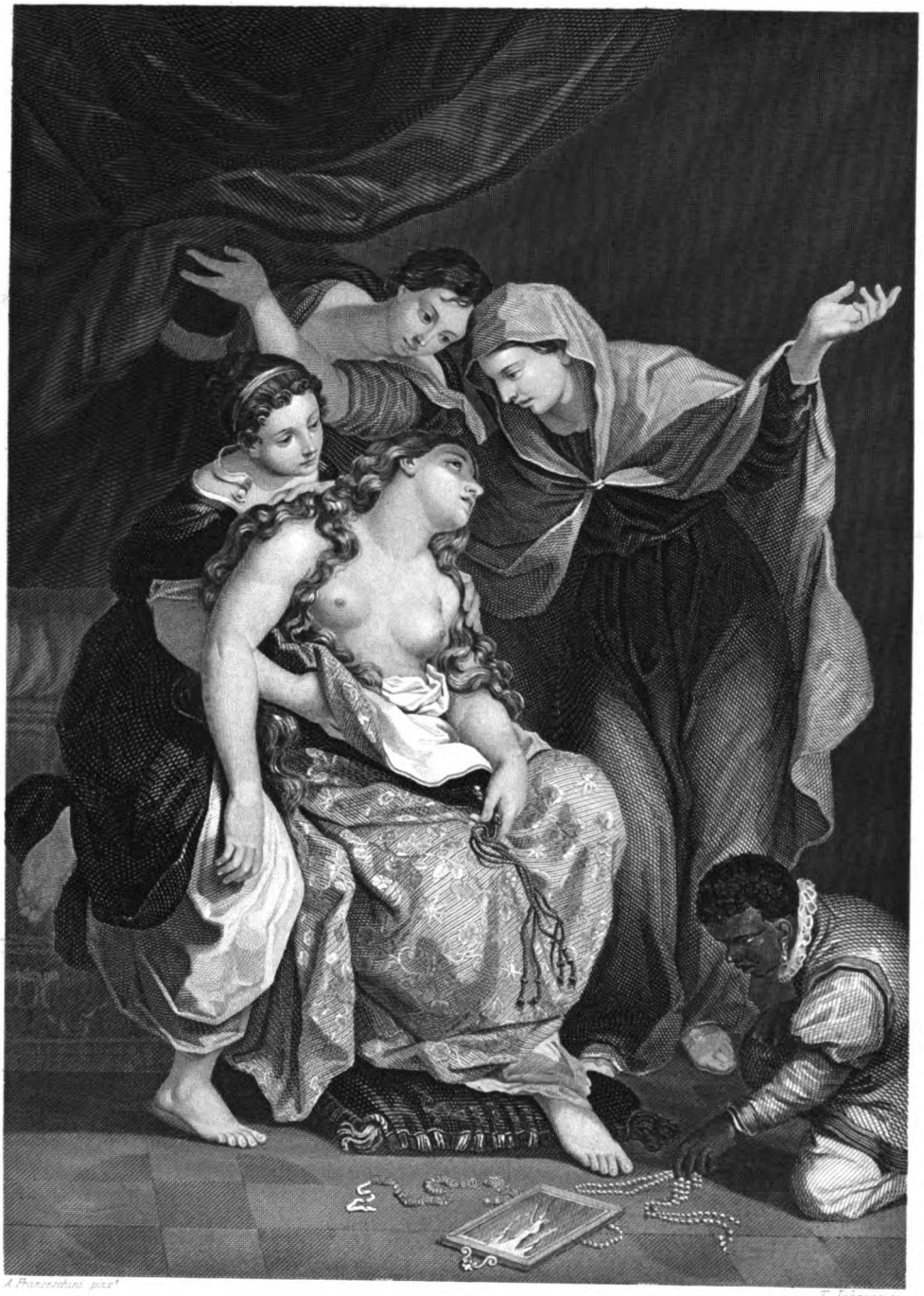
— Nach Ludgate Hill, Lord Henry Digby! rief van Dyck.

Hier waren wenigstens noch offene Thüren. Van Dyck stieg aus und fragte nach Lady

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



A. Franceschini pinx.t T. Jahnige sc.

Magdeburg. Magdeburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

Venetia. Sie kam ihm selbst auf dem Corridor des ersten Stockes entgegen, noch vollkommen angezogen. Augenscheinlich war sie keine fünf Minuten zu Hause gewesen.

— Milady! stammelte van Dyck. Ich rufe Ihren Beistand für einen unglücklichen Freund an, der in dieser Minute von London fliehen muß. Mein schlimmes Glück heute Abend kennen Sie, ich bitte Sie um ein Darlehn von hundert oder zweihundert Guinees.

Und darauf gestand er der Dame, warum es sich heute Nacht handele.

Die Dame kam augenblicklich aus ihrer vornehmen Nachlässigkeit zu einer feurigen Energie.

— Auch ich, mein Herr, bin von diesem Geldwolfe, von Lord Edgefield total ausgeplündert! sagte sie. Es wird aber dennoch leicht Rath werden. Tom! rief sie dem Diener zu, ist Mylord zu Hause?

— Nein; ist gestern Morgen zur Fuchsjagd abgereiset! antwortete dieser.

— Wo ist der Haushofmeister?

Der Geforderte, gerade ein Haushofmeister wie ihn Hogarth in seiner Mariage à la Mode zeichnete, ein geiziger, felsenehrlicher Murrkopf, erschien.

— Zweihundert Guinees! sagte Lady Venetia kurz.

— Von mir? erwiederte Mr. Leakes sehr ruhig.

Die Dame maß den Alten mit einem flammenden Blicke. Er machte unwillkürlich eine Verbeugung, sagte aber dann flüsternd:

— Milady, ich bin unendlich betrübt, aber ich habe gemessenen Befehl. Ich glaube, Sie werden mir meine Pflicht nicht schwerer machen ... Aber, Seine Herrlichkeit, Mylord Henry Digby, haben mir verboten, Ihnen, gnädige Frau, außer den hundert Pfunden, die Sie gestern Morgen erhielten, bis zu Mylords Rückkehr auch nur einen Halfpenny auszuzahlen. Haben Sie weitere Befehle, so stehe ich zu Diensten.

Lady Venetia wandte sich erbost und indignirt ab. Sie war völlig erstarrt. Plötzlich schien ihr ein Gedanke zu kommen.

— Folgen Sie mir, Meister! sagte sie lebhaft. Sie werden Geld haben; denn ich erinnere mich, daß Sie mich vorhin zur Danaë machten.

Van Dyck blieb im Vorzimmer. Die Dame eilte in ihr Cabinet und ließ sich rasch auskleiden. Die Schnürbrust nur hielt noch die Goldstücke.

— Einen Augenblick, Elise! rief Lady Venetia. Wir haben keine Secunde zu verlieren. Bliebe ich stehen, so würden die Guinees im ganzen Zimmer umher rollen und wir müßten suchen.

— Guinees? fragte die Alte erstaunt.

— Ja doch!

Damit warf sich die Dame auf ihr prachtvolles Sofa und ließ sich in dieser Lage entkleiden. Die alte Elise raffte das Geld zusammen, um solches, dem Befehle Venetia's gemäß, dem Maler zu überbringen. Wußte die Dienerin nicht, daß van Dyck in dem Vorzimmer harrte, oder war die Dienerin über der eigenthümlichen Scene verwirrt geworden — genug, sie öffnete eine Seitenthür des Cabinets, welche gleich der Flügelthür ebenfalls ins Vorzimmer ging, und gab auf diese Weise dem harrenden Maler einen vollen Anblick der Schönheit ihrer Gebieterin.

Van Dyck faßte sich bald, nahm das Geld und schied. Fiamingo ward gerettet. Er

Digitized by Google

kam glücklich nach Milano, welche Stadt einige seiner schönsten Schlachtenbilder aufzuweisen hat.

Van Dyck aber konnte von diesem Abende an die Erinnerung an die Danaë nicht aus den Gedanken schlagen, um so mehr, als Lady Venetia es beharrlich verweigerte, ihn zu sehen.

Der Meister gehorchte seinem innern Drange und malte seine herrliche Danaë mit der Alten, wie der Herr des Olymps ihr in dem blitzenden Goldregen naht. Die Danaë und die Dienerin waren herrliche Portraits von Lady Venetia und Mrs. Elise. Kaum vollendet sandte van Dyck das Bild zu der Dame, die er längst heimlich anbetete, mit diesen Zeilen:

— Hat die Kunst Ihre Schönheit zu verewigen vermocht: so wird die Danaë aufhören zu erröthen.

Am andern Tage fuhr die Dame selbst vor dem Palaste des Malers in Black Fryars vor und seit diesem Augenblicke ward die „Danaë des van Dyck" in dem Prachtsaale Mylord Digby's für die Bewunderung der hohen Welt frei ausgestellt.

Die Brüder.

Von C. L. Vogel.

Der Schöpfer dieses ausgezeichneten Bildes ist Christian Leberecht Vogel, ein in der Künstlerwelt oft genannter und geschätzter deutscher Historienmaler. Er ward 1759 zu Dresden geboren. Sein Vater, welcher bei Hofe angestellt, bestimmte ihn für seine Beschäftigung, obgleich sich bei dem Knaben das entschiedenste Talent für seine Kunst zu regen begann. Noch sehr jung, machte Vogel Aufsehen durch seine Zeichnungen und Malereien, namentlich durch seine Portraits, wie er denn als kaum 12jähriger Knabe sein eigenes Portrait in Pastell vollendete.

Der Hofmaler Schönau ward auf den vielversprechenden Knaben aufmerksam und nahm denselben als seinen Schüler an. Rasch bemächtigte er sich der Elemente seiner Kunst, und begann auf der Kunstakademie zu Dresden mit so glänzendem Erfolge seine Studien, daß ihn die Akademie als ihren Pensionair annahm. Im Jahre 1780 verließ der Künstler Dresden und begab sich nach Wildenfels im Erzgebirge, um die Familie des Grafen Solms zu malen. Erst im Jahre 1804 kehrte er von hier als Mitglied der Kunstakademie nach Dresden zurück, ward in Folge seiner theoretischen Kunstkenntnisse 1814 an derselben Professor und starb den 6. April 1816.

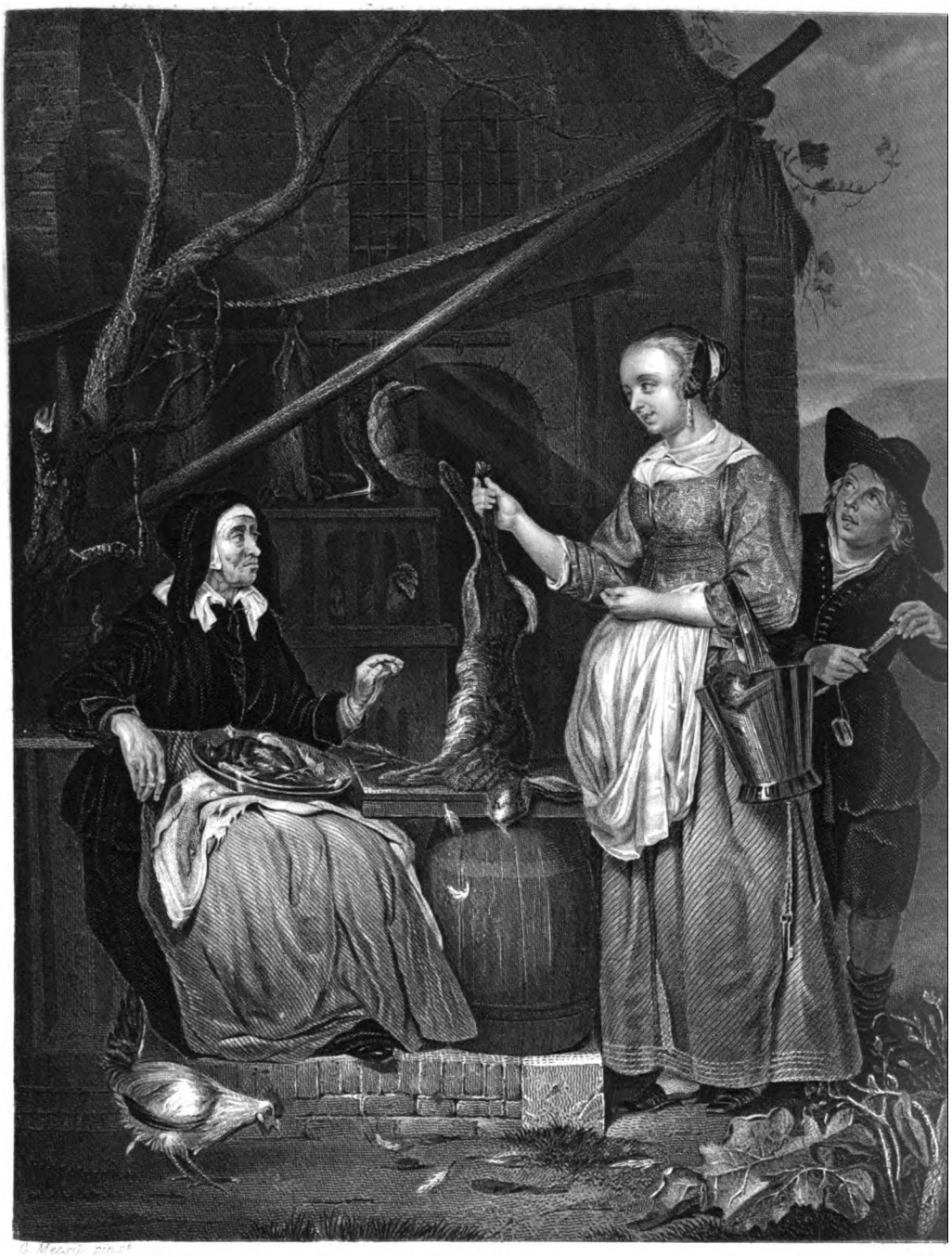
Vogel blieb der ursprünglich von ihm aus einer Art unbewußten Triebes eingeschlagenen Richtung, derjenigen des Portraits, getreu und versuchte von hier aus seinen Aufschwung in die höheren Regionen der Kunst zu nehmen. Fast alle seine größeren historischen und Genre-Stücke weisen auf diese Portrait-Richtung zurück. Im Portrait war Vogel ausgezeichnet; es war seine Lieblingsbeschäftigung, dergleichen zu malen. Er lieferte daher eine große Anzahl derselben, die sich sämmtlich durch eine klare, mehr anmuthige, als scharfe und schlagende Charakteristik bemerklich machen.

Unter seinen größeren historischen Stücken verdient das Altarblatt in der Kirche zu Lichtenstein hervorgehoben zu werden.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Eine höchst geistreiche Auffassung, eine leichte und gefällige Anordnung seiner Gegenstände, zeichnet unsern Künstler aus. An Zahrtheit seines Pinsels ist er unvergleichlich und seine Zeichnung athmet die hinreißende Weichheit Raphaelischer Formen. Vogel vermag es aber nicht, sich seiner Individualität zu entäußern, besser, darüber hinauszuschreiten, um sich durch den Glanz und die Macht des Colorits über das Anmuthige und Sanfte zu erheben.

Die Perspective vernachlässigt Vogel sehr, er ignorirt sie nicht selten. Er scheint es wie absichtlich zu verschmähen, durch umfassende Composition, oder durch Beiwerk das Interesse des Beschauers zu zersplittern und die Aufmerksamkeit desselben von einigen wenigen Menschengestalten abzulenken, welche er mit dem ganzen Reichthum seiner schöpferischen Phantasie ausgestattet hat.

Vogel ist, ungeachtet seiner fleißigen Studien, namentlich der italienischen Meister, durchaus deutsch geblieben.

Das vorliegende Bild, in welchem sich der Künstler vielleicht auf seine höchste Höhe gestellt hat, charakterisirt ihn vollkommen.

Ein tiefpoetisches, heimliches, lautloses Leben und Weben, eine Innerlichkeit, die sich so zwanglos gestaltet, als sei sie nur durch einen aus tiefster Brust ausgehauchten, seelenvollen Seufzer zum sichtbaren Sein geschaffen, bewundern wir namentlich in diesem Bilde Vogels.

Ein unendlicher Reiz ist über die beiden Kinderfiguren ausgegossen. Das ist nicht blos die Idylle, die blauäugige, engelsanfte, fesselnde, deutsche Göttin Vogels! Hier erkennt man durchaus dichterisches umfassendes Ergreifen des Lebens, seinem vollen Inhalte nach. Man findet hier nicht nur das außerordentlich entwickelte Talent eines Künstlers — und in der That kommt Vogel selten hierüber hinaus — sondern es läßt sich hier eine geniale Composition nachweisen und eine solche, welche aus dem wahrsten Wesen Vogels und aus seiner Grundrichtung, dem Portrait, geradewegs hervorging, und daher mehr als ganze Reihen seiner übrigen Bilder für ihn und seinen Gehalt Zeugniß ablegt.

Diese „Brüder" nämlich könnten Portrait sein, so unmittelbar schließt sich die hier hervortretende künstlerische Conception Vogels an das nicht blos wahre, sondern wirkliche Leben an. Sie könnten es sein, sinds aber nicht. Es finden sich hier keine zufälligen — schlechten — Besonderheiten, kein Eigenthümliches — als höchstens der deutsche Nationaltypus — es findet sich kein Apartes, wodurch das Portrait in seiner niedern, dem universellen Zenith als blos individueller Nadir gegenüberstehenden, Richtung befangen bleibt.

In den Brüdern sind die Individuen zu Trägern des allgemeinen Begriffs hindurchgedrungen, ohne daß jedoch das Individuelle diesem Begriffe aufgeopfert wäre.

Vogel hat in seinen „Brüdern" keine bloßen Kinder, sondern das Kindesalter, die erste Jugend gemalt. Eben durch den großartigen Inhalt dieses in die Welt der Gestaltung getretenen Begriffs, eben durch die Macht dieser hier vollständig zur Erscheinung gekommenen Idee besitzt dieses Bild — in seinem von aller Symbolik entkleideten wahren Leben — eine fesselnde, bezaubernde, unterjochende Gewalt.

Die Brüder sind kein Idyll mehr, nur das im ewigen Frieden und waffenlos Bezaubernde des Idylls zeigt sich als ein Attribut desselben. Dieses sich selbst genügende, wahr-

Digitized by Google

haft paradiesische Sein, der mährchenhafte Beginn des zum Bewußtsein sich hinkämpfenden Menschenlebens, steht hier eben in seiner reizenden Hülflosigkeit und Waffenlosigkeit, eng an das höchste Leben, an die Liebe gebunden, den übrigen Phasen des menschlichen Daseins überwältigend, siegreich gegenüber.

Es ist die ewige nur in der Kindheit sich abspiegelnde Mythe einer goldenen Zeit, die unverlöschbare Geschichte vom Garten Eden, die Jeder sich als letztes Ziel setzt, eben weil sein Ursprung darin wurzelt.

Schaut diese Brüder an, mag es ein Greis, mag es Mann oder Weib, Jüngling oder Jungfrau sein! Sobald der erste, durch das blos Aeußerliche einer vollendeten Formenschönheit bewirkte, Zauber einen Wunsch aufkommen läßt, so zeigt er sich bei Jedem in dem Gedanken: Wäret Ihr Kinder doch die meinigen! Euch, Euch möcht' ich als mein eigenstes Eigenthum besitzen!

Ein ergreifend poetischer, wehmüthiger Gedanke! Du willst, nach der Bedeutung des Bildes, welche wir vorhin herauskehrten, nicht etwa diese Kinder selbst, Du willst die Kindheit, **Deine Kindheit, Dein Eden, Dein Paradies** in ihnen besitzen, welches Dir rückwärts entschwand, während Du dasselbe vorwärts noch nicht zu fassen vermagst! Die vollkommene Glückseligkeit, die göttliche Existenz, die Du nie wieder als nur in Hoffnung in der wirklichen Welt erreichen wirst, die Dir dann noch unerreichbar ist, wenn das Auge zum letzten Schlummer sinkt!

Deutest Du jetzt, sinniger Beschauer, den unendlichen Reiz dieser Kindergruppe?

Der allgemeine Gehalt zwar, wozu sich der liebenswürdige Künstler in diesen „Brüdern" aufschwang, kann, auf Dich selbst bezogen, unendlich variiren. Immer aber wird er Dich fesseln! Er kann lieblich, sanft, rührend, elegisch sich in Dein Leben voll edler, freier, menschlicher Anstrengungen und Genüsse schlingen! Eben seines göttlichen Genügens wegen wird dieser Inhalt aber gepanzert in schreiendem Contrast mit der Wirklichkeit sich dem von widerwärtigen, blos materiellen Interessen bewegten Leben mit scharfer Kante gegenüberstellen, und entweder ein bitteres Zürnen mit der wirklichen Umgebung oder melancholische Trauer veranlassen, bis die in dem Gedanken des jenseitigen Gartens der ewigen Jugend liegende Tröstung und Erhebung sich geltend zu machen vermag!

Wir wollen es nicht versuchen, in unsern Reflexionen über dies Kunstwerk wieder einen Rückschritt zu machen, um von diesem Punkte aus das Bild auf ein Besonderes zurückzuführen, das heißt hier: auf den Grund des Gemäldes hin die Bedeutung der Kindheit dem bewußten Leben gegenüber in einer novellistischen Skizze individuell und apart zu fassen.

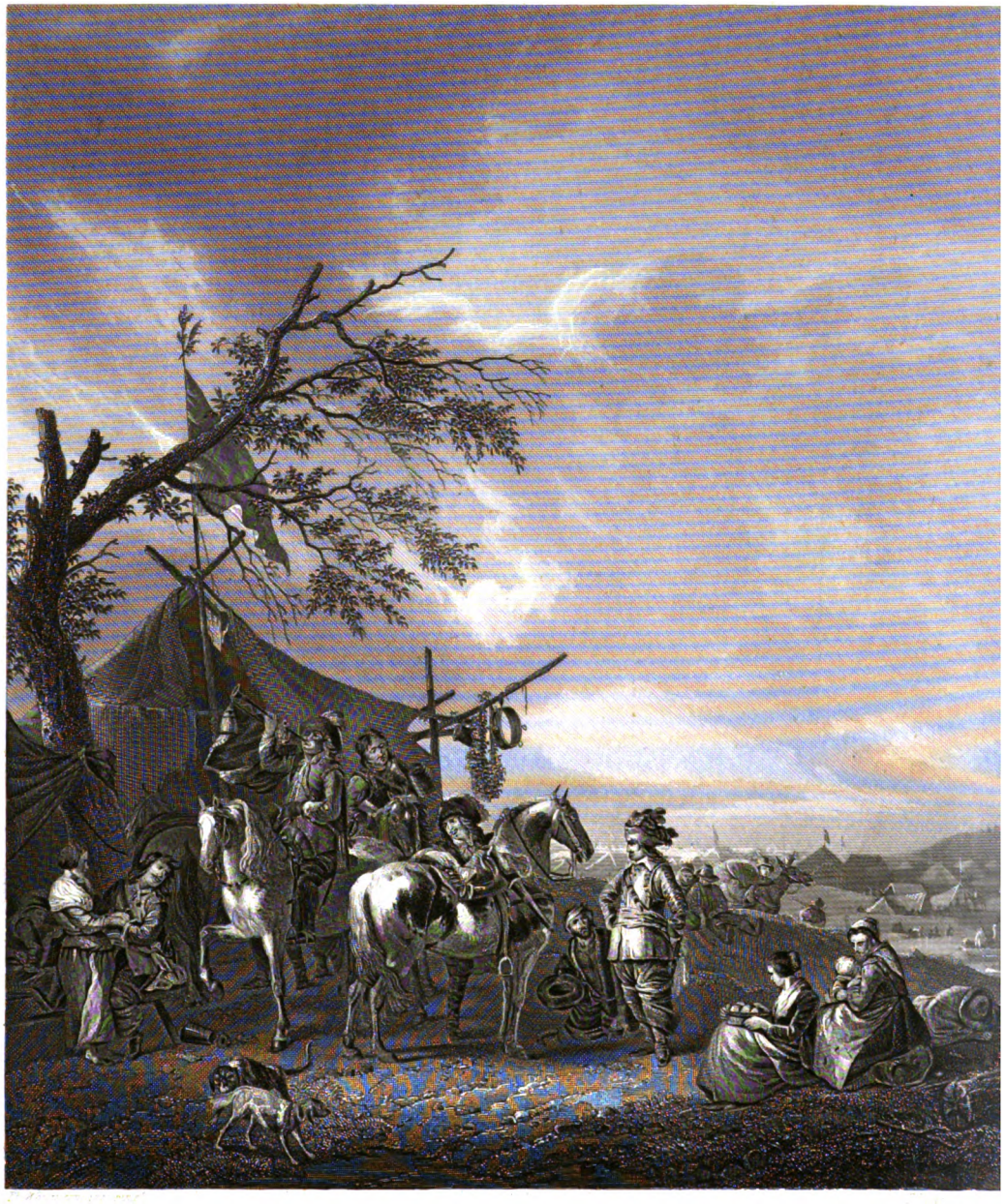
Wir wollen den Eindruck des Bildes dadurch nicht beschränken. Wir übergeben vielmehr das Blatt — welches auf äußerst gelungene Weise das Colorit des Originals andeutet — nur mit dem Wunsche, daß dasselbe erhebend, besänftigend, veredelnd das Gemüth des Beschauers berühren möge! Und das ist bei Naturen, die für das rein Geistige, wie für das zur Idee hindurchgedrungene Materielle, also für die Schönheit, Sinn und Empfindung haben, unfehlbar .....

Deuten wir aber zum Schluß noch auf den Umstand hin, daß das Bild des ältesten Knaben

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

die geistvollen Züge des Sohnes des Meisters, des jetzigen Herrn Vogel von Vogelstein, eines Sternes am deutschen Kunsthimmel, zeigt: so möchte dadurch Manchem ein interessantes Feld von Betrachtungen geöffnet sein.

Der Wildprethändler.

Von Gabriel Metzu.

Tom Bosch war im Jahre 1632 das schönste Edelgut in der Umgegend des alten Lugdunum Batavorum, Leydens. Wenige Bewohner dieser Stadt mochte es damals geben, welche von keiner Wallfahrt nach dem Gute des „stillen Edeljonkers" zu erzählen wußten. Tom Bosch lag etwa drei Stunden von Leyden, den alten Rhein hinaufwärts. Das Schloß selbst war in der niedrigen, breiten, niederländischen Manier gebaut und zeigte vorn ein ziemlich festes Thor mit einer alten Zugbrücke, die über den sehr breiten und tiefen Schloßgraben ins Innere der Besitzung führte. Vom Schloßhofe aus sah man die sämmtlichen Gebäude, das Herrenhaus, die prachtvollen Viehställe und Scheuren in einem unregelmäßigen Viereck um sich. Hier war noch das Altholland, wie es etwa im Jahre 1432 war. Die Pietät gegen die alten Herren hatten dem jungen Besitzer nicht erlaubt, an diesen ehrwürdigen, malerischen Gebäuden mit den weit überstehenden Dächern und endlosen Gallerien ringsum etwas zu verändern.

Ein damals modisches Paradies that sich aber auf, so wie man den mit bemalten Thonstücken gepflasterten Flur des Herrenhauses durchschritten hatte. Hier öffnete sich ein reich vergoldetes künstliches Gitter von Eisen, und ein Blumengarten nahm den Besucher auf, welcher selbst den Apathischsten der apathischen Holländer in lebendiges Entzücken versetzte. Beet reihte sich an Beet, rechts und links vor der Sonne blitzten die venetianischen Spiegelscheiben von zwei ungeheuren Treibhäusern, und wohin das Auge blickte, begegnete ihm eine hundertfarbige Pracht von Blumen, wovon die meisten ihre hundert und tausend Goldgulden kosteten. Dieser übrigens nicht große Blumengarten hieß das Rad. Seine mit schneeweißem Sande bestreuten Wege waren so kunstvoll und verschlungen angelegt, daß man, wollte man nicht unverrückt entlang der Gewächshäuser spazieren, genau eine halbe Stunde gehen mußte, um durch die, dem Schloßgitter gegenüberliegende Pforte in einen kleinen Wald zu gelangen. Man kann sich kaum das behagliche unendliche Vergnügen denken, mit welchem die Mynheers und ihre „Frouwen" und Kinder die Windungen dieses bizarren Weges langsam durchmarschirten, um regelrecht in den Wald zu gelangen, der keinen Steinwurf weit entfernt war. Das Talent des Mynheers tom Bosch hatte in diesem blumengeschmückten Irrgarten das Geheimniß gefunden, durch die Nationaltugend, die unsägliche Geduld seiner Landsleute, ihnen einen unvergleichlichen Genuß zu verschaffen.

Den Eingang in den kleinen Wald bewachte eine Gruppe von sandsteinernen Wassergöttern, welche eine grünliche Fluth aus ihren Muscheltrompeten in ein steinernes Becken bliesen, in welchem eine große Anzahl von Goldfischen erschrocken schwamm. Dann kamen einzelne Gruppen großer und einige Alleen kleinere Bäume, nach dem Lineal und Winkelmaaß von acht

Digitized by Google

Fuß hohen, mauerähnlichen grünen Hecken durchkreuzt. Hier waren Sitze, Eremitenklausen, Miniatur-Schäfereien, auch einige Statuen, ein Teich mit einem kleinen Kriegsschiffe, und um die Wunder voll zu machen, so sangen Canarienvögel und Dompfäffchen, Staare, Amseln und Papageien in den vergoldeten Käfigen, die zwischen den Zweigen der Bäume aufgehangen waren. Die Eremitage war die zarte Maske für eine Niederlage des vortrefflichsten Bieres, welches ein als Türke gekleideter, alter Holländer für wenige Stüber ausschenkte; in der Schäferei konnten die Damen Milch und Thee und Kaffee von einer Schweizerin erhalten und das schöne Kriegsschiff war im Innern ein kleines Magazin, wo sich die Mynheers umsonst ihre thönernen „Pipje's" stopfen und anbrennen konnten. Kurz, es war dies hier wahrhaft der holländische Garten Eden, nach welchem man, namentlich von Leyden aus, wirkliche Wallfahrten anstellte.

Der Besitzer dieser Herrlichkeiten ließ sich sehr selten vor den Gästen sehen, die Sonntags sehr zahlreich zu kommen pflegten. Reginald tom Bosch war etwa dreißig Jahre alt, unverheirathet und lebte so eingezogen, daß er überall, wie wir schon sagten: „Der stille Edeljonker" genannt wurde. Man erzählte sich von ihm allerlei Seltsamkeiten. Sicherlich waren die meisten dieser seltsamen Eigenheiten dem Schloßherrn angedichtet. Durch diesen Umstand jedoch wurde das Vergnügen der Gäste, welche sich von dem sonderbaren Edeljonker erzählten, durchaus nicht vermindert und das heiße Verlangen, ihn irgendwo im Garten schlau zu erwischen, oder ihn am Fenster im Schlosse zu sehen, um nichts herabgestimmt. Da indeß diese letzten Wünsche regelmäßig nicht in Erfüllung gingen: so setzten sich die Mynheers in die Eremitage, tranken Bier, sprachen von Tulpen und Canarienvögeln, von Statuen und Fontainen, von Constantinopel und der Türkei, bis sie am Ende den alten türkischen Mundschenken doppelt erblickten und ihre Gedanken rundum gehen fühlten, als wären dieselben in dem Irrgarten des stillen Junkers eingesperrt.

Was diesen betraf, so war so viel außer Zweifel, daß er vor etwa zehn Jahren sich heftig in eine junge Bäuerin verliebte. Seine alte Mutter hatte vergebens Alles versucht, um ihn von diesem Mädchen zu trennen. Statt der Antwort schwur Reginald, daß die schlanke Jantje-Doortje sicherlich seine Frau werden würde. Die alte Dame tom Bosch aber ward todtkrank und kurz vor ihrem Ende vermochte sie ihren Sohn zu dem feierlichen Versprechen, die verhaßte Doortje aufzugeben. Sobald Reginald sich von der Betäubung, in welche der Tod seiner Mutter ihn versetzte, erholt hatte, fiel ihm sein Versprechen mit drückender Schwere aufs Herz. Er wagte nicht, sein der Todten gegebenes Wort zu brechen, ward sehr tiefsinnig, ging zur See, fand, als er zurückkehrte, seine geliebte Doortje vor Gram ebenfalls gestorben und fing nun an, förmlich das Leben eines Einsiedlers zu führen. Einige Verwandte im Haag suchten ihn diesem Hinbrüten zu entreißen, indem sie ihn nach vieler Mühe bewogen, für die Regierung der Niederlande eine Reise nach dem Morgenlande zu machen. Reginald tom Bosch reiste wirklich mit seinem Diener, dem späteren Mundschenken in der Eremitage seines Parkes, ab nach Constantinopel und Ispahan, und kam erst nach acht Jahren wieder zurück. Er legte den Irrgarten, ein Bild seines Innern vielleicht, an, öffnete tom Bosch den frohen Gästen, war selbst aber einsilbiger und zurückgezogener als je. Namentlich durfte in seine Gemächer kein Frauenzimmer dringen und begegnete er einer seiner Dienerinnen, so konnte sie sicher sein, daß Reginald ihr finster den Befehl zuwinkte, sich zu entfernen, damit er seinen Weg fortsetzen konnte.

Digitized by Google

Reginald war ein sehr hübscher Mann. Die Sonne des Morgenlandes hatte ihn dunkler gefärbt, als selbst die Matrosen in Rotterdam es waren; sein Haar war, ganz gegen die niederländische Mode damaliger Zeit, kurz vom Kopfe geschoren, dagegen hatte er einen vollen Bart, wie ihn sicherlich der Schah von Persien nicht schwärzer und länger besaß. Die Bauern hatten von diesem Barte Anlaß genommen, den Junker den „schwarzen Ruprecht" zu taufen. Sein Diener, eben der alte „türkische" Jan, hatte sich veranlaßt gesehen, seinem Herrn diese Neuigkeit getreulich zu überbringen. Sonst hatte Reginald die über ihn umlaufenden Gerüchte mit unerschütterlicher Seelenruhe vernommen. Als ihm dieser neue Ehrentitel aber insinuirt wurde, stand er heftig auf, setzte seinen persischen Turban ab, ergriff seine seit lange in Ruhestand versetzt gewesene Karbatsche und prügelte den alten Türken-Jan erbarmungslos durch.

Sonderbarerweise hatten diese Karbatschenhiebe bei weitem auffallendere Folgen für den, der sie verabreichte, als für den, der sie empfangen hatte. War dem stillen Junker diese ungewöhnliche Bewegung in Hinsicht auf sein körperliches Befinden so ungemein heilsam gewesen, oder war er dadurch, daß er den Alten bearbeitete, seines Ingrimmes, den er so lange mit sich herum trug, ledig geworden, so daß er im Innern Luft bekommen hatte, oder hatte dieser Zorn, der Reginald ergriff, vermöge der bewirkten körperlichen und geistigen Erschütterung bei ihm eine Art von Krisis in seiner Gemüthsverstimmung vertreten — gleichviel: der Junker war seit dem Karbatschentage ein Anderer geworden.

Er ging in seinem Garten und Parke spazieren, statt sich zu verstecken, und zwar Sonntags, wenn die meisten Gäste anwesend waren, am liebsten. Er unterhielt sich zwar mit Niemand; doch grüßte er die Damen mit ritterlichem Anstande und großer Freundlichkeit, statt wie sonst finstere Grimassen zu machen. Seine halborientalische Tracht hatte er abgelegt. Die Fremden konnten ihn nur an seinem großen Barte und daran erkennen, daß er, wenn er in dem Irrgarten war, immer über die Beete von einem Wege zum andern sprang, was keiner der Gäste sich je erlaubt haben würde.

Diese Periode in dem Benehmen des Junkers tom Bosch war gewiß eine sehr liebenswürdige. Kaum aber hatte seine Dienerschaft sich zu dieser Veränderung Glück wünschen können, da trat ein neuer Umschwung bei ihm ein, unausstehlicher, als sein ganzes vorheriges Treiben. Er hatte an keinem Flecke Ruhe mehr, quälte seine Umgebung mit den widersprechendsten Befehlen, reiste häufig nach Leyden und kam jedesmal unglücklicher, als er gewesen war, wieder zurück. In gleicher Zeit fing Reginald an, türkische Verse zu machen; denn in den acht Jahren seiner Abwesenheit hatte er es ziemlich verlernt, sich im Holländischen mit Geläufigkeit auszudrücken. Der Türke Jan machte ausfindig, was Mynheer Reginald fehlte: er hatte sich verliebt und zwar mit einer Heftigkeit, die in Anbetracht selbst seiner Liebe zu der schönen Jantje-Doortje unerhört war.

Unter den Damen welche von Leyden kommend, sein Paradies zu besuchen kamen, hatte Mynheer Reginald eine gefunden, deren Schönheit ihm die so schwer wiedererlangte Besinnung fast vollständig geraubt hatte. Zweimal war diese Schöne in tom Bosch gewesen und jedes Mal hatte sie eine ehrwürdige alte Dame zur Begleiterin gehabt. Statt sich in die andere Gesellschaft zu mischen, hatten sich diese Unbekannten an eine heimliche Stelle des Parks gesetzt und

Digitized by Google

waren nicht müde geworden, einen dicht neben ihnen im Käfig hüpfenden Gympel zu bewundern, welcher ungemein sanft die Melodie des lebensfroben Freiheitsliedes: „Rasch siebenzehn Provinzen" ohne Anstoß sang. Reginald hatte sich ihnen zu nähern gesucht; er wollte den Damen die ganze Vortrefflichkeit des kleinen Sängers anschaulich machen, um wenigstens ein Wort, ein Lächeln, einen Dank vielleicht von der Schönen zu ernten; noch mehr, er wollte ihnen seinen Liebling auf zarte Weise schenken — vergebens; er konnte nicht den Muth finden, hinter seiner Taxushecke hervorzutreten. Weinend fast sah er die Fremden sich erheben, durch den Irrgarten wandeln und im Schloßhofe ihr geschmackvoll gebautes und noch schöner bemaltes kleines Fuhrwerk besteigen. Augenblicklich ließ auch er sein Pferd satteln und, von dem Türken-Jan gefolgt, zog er fast gleichzeitig mit ihnen in Leyden ein. Gewiß hätte er die Wohnung seiner unbekannten Göttin erkundet, wenn ihn sein unglückliches Pferd, durch einen Trupp muthwilliger Studenten erschreckt, nicht am Thore höchst unsanft abgesetzt hättte. Mynheer Reginald sah sich genöthigt, sich in einen Wagen packen und sofort wieder nach seinem Schlosse zurück führen zu lassen. War sein Sturz wirklich so bedenklich gewesen, oder hatte sein Aerger über den Unfall die Folgen desselben verschlimmert, — genug, der Junker blieb für längere Zeit an sein Zimmer gefesselt.

Er sah sich also genöthigt, sich wegen der Auffindung seiner Herzenskönigin auf seine Abgesandten zu verlassen. Der Türken-Jan hatte durch zwei seiner Entdeckungsreisen, von denen er nichts als die langen Gastrechnungen aufzuweisen hatte, seine totale Unfähigkeit bewiesen. Der Alte war indeß nicht ganz so einfältig, um nicht periodisch einen oder den andern guten Gedanken zu haben. Eines schönen Morgens brachte er einen Mann in einer großen Blouse, mit einer Pelzmütze und nackten Knieen in das Zimmer des Verliebten und stellte ihn Reginald als Mynheer Matthies vor. Matthies war fast eben so alt, als der Türken-Jan; seine kluge Miene, durch sein weißes Haar und einen schönen Bart von derselben Farbe noch gehoben flößte dem Junker sogleich ein großes Vertrauen ein.

— Mynheer tom Bosch, sagte Jan, hier habe ich endlich den Mann, den Sie gebrauchen; Matthies kennt alle vornehmen Herren und Damen in ganz Leyden.

— Wie kommst denn Du zu solchen Bekanntschaften? fragte Reginald halb ungläubig, den Alten musternd.

— Mynheer; ich gehe jede Woche zwei Mal nach Leyden und sitze unter dem trockenen Baume dicht hinter dem Rathhause, wisset Ihr . . .

— Den Teufel weiß ich! rief der Junker.

— Und da kommen die schönen Frauen und Mädchen zu mir . . .

— Zu Dir?

— Ja, und holen mir meine Hasen und Rebhühner, meine Rehe und Schnepfen und Krammetsvögel und dann die lieben wilden Enten ab.

— Was bist Du denn?

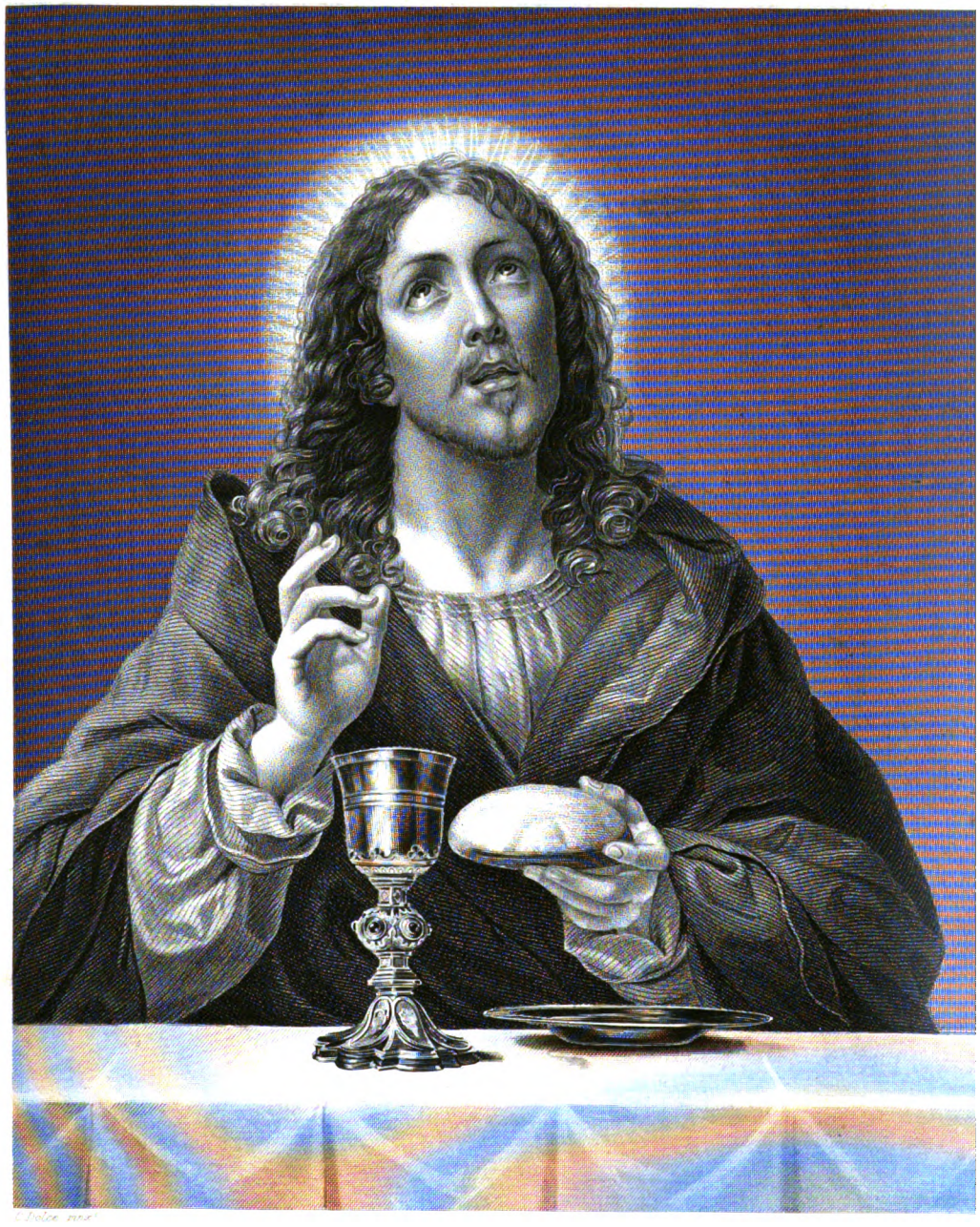
— Ein Wildprethändler, Mynheer.

— Ah so; Du bist der Schurke, welcher den Wilddieben Alles abkauft, was sie in meinem Jagdrevier gestohlen haben! Aber gleichviel; machst Du mir die Dame ausfindig, die ich

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Jesus.

Digitized by Google

Digitized by Google

meine, so will ich Dir auf ein ganzes Jahr und umsonst die Benutzung meiner großen und kleinen Jagd abtreten.

Matthies' Augen fingen an zu leuchten.

Reginald fing jetzt an, dem Wildprethändler die Unbekannte zu beschreiben.

— Sie ist von mittlerer Größe und hat das zarteste Gesicht, welches ich je sah. Ihr Haar ist braun, die Augen blau, und wenn sie lächelt, was sie sehr oft thut, so, merke drauf, so glänzen die Augen auf eine unbeschreiblich anmuthige Weise . . . Verstehst Du mich?

— Ja so ziemlich; aber ich hörte lieber, wie sie angezogen ist, Mynheer; da hätte man etwas Untrüglicheres.

— Sie hat eine seidene Flügelhaube und eine Jacke mit weißem Pelz besetzt; warte einen Augenblick . . . und eine schwarze Tasche mit silbernem Schloß; auch eine Schürze von Nesseltuch . . .

Matthies fuhr sich höchst unbefriedigt mit der Hand durch sein dichtes Haar.

— Nun! fragte tom Bosch gespannt.

— Mein lieber Herr Junker . . . aber so sind die Damen fast Alle, Alle! erwiderte der Wildprethändler.

— Mynheer, wenn Ihr nicht böse werden wollt, sagte der Türken-Jan, so weiß ich noch ein gewisses Kennzeichen. Die Dame hatte einen weißen, schwarzgefleckten kleinen englischen Wachtelhund bei sich.

Matthies stieß einen freudigen Ausruf aus.

— Ist das der Hund, welcher die Leute beißt, derselbe welcher mir immer meine Hühner und Enten im Korbe todt machen will? Doch das wißt Ihr ja nicht, Mynheer! Aber ohne mich zu rühmen, will ich fast behaupten, daß dann Eure Dame eine meiner besten Kunden ist.

Und nun fing Matthies seinerseits an, die Fremde zu beschreiben. Reginald erkannte die Geliebte in der Schilderung des Alten so sicher wieder, daß er befahl, sofort anzuspannen, um nach Leyden zu fahren. Matthies hatte die helle klare Stimme der Schönen gerühmt; er hatte darauf geschworen, daß die, welche er meinte, Ohrgehänge von großen glänzenden Perlen in der Form eines Kreuzes trage, und namentlich dieser letzte Umstand ließ Reginald nicht mehr zweifeln, daß er endlich am Ziele stehe.

Mit dieser Gewißheit schien ihn sein bisheriger Muth durchaus zu verlassen. Der Junker hielt mit den beiden Alten einen großen Rath, wie es am geeignetsten anzustellen sei, daß er sich dieser Dame nähere. Matthies ward dazu ausersehen, die Zusammenkunft des Junkers mit der Fremden einzuleiten. Reginald ließ vor allen Dingen seinen Dompfaffen, welcher von den „siebenzehn Provinzen" sang, holen, den schönsten seiner Puterhähne auf dem Hofe einfangen und fügte noch einen allerliebsten goldweißen Hahn hinzu. Matthies nahm diese Thiere in Empfang, holte seine Körbe, nahm noch einen feisten Rammler und eine gerupfte Gans aus eignen Kräften zu sich und packte Alles auf den eleganten Wagen des Junkers. Matthies und der Türken-Jan setzten sich auf den Bock und der Junker kroch in den Kutschenkasten, mit großer Selbstverläugnung das Zwitschern des Dompfaffen und das scheue Geschrei des Hahnes anhörend und sich mit dem eigensinnigen, kollernden Puterhahn, welcher stete Angriffe auf ihn riskirte, abquälend. Schneller als diesmal war der Wildprethändler sicher nie

Digitized by Google

nach Leyden gekommen. Matthies nahm seinen Platz am Rathhause, unweit eines Kanals ein, Reginald drückte sich in eine Ecke hinter einen Vorsprung des dunklen Gemäuers. Der Wildprethändler war bald von einigen Gruppen von Frauen umgeben, welche entweder den Puter oder den Hahn und den Hasen, alle aber den Gympel kaufen wollten, dessen Käfig an einem Zweige des verdorrten Baumes hinter dem Rathhausfenster aufgehangen war. Man wurde nicht müde, den singenden Vogel zu bewundern.

— Ist schon Alles verkauft! brummte Matthies höchst gleichmüthig auf die beträchtlichen Summen, welche ihm für seine Herrlichkeiten angeboten wurden. Sehr mißmuthig entfernten sich endlich die Käuferinnen.

Endlich kam über die Kanalbrücke eine jugendliche reizende Gestalt, von einem lautbellenden Hündchen begleitet.

— Mynheer! murmelte Matthies, sich rückwärts wendend.

— Sie ist's! Sie ist's! stöhnte Reginald und zitterte wie im Fieber.

Jetzt kam die Dame um die Ecke des Rathhauses und blieb verwundert vor dem Wildprethändler stehen, als das Dompfäffchen mit den zierlichen Verbeugungen, welche diese Thiere während des Singens zu machen pflegen, ihr seine Melodie entgegenschmetterte.

— Da seid Ihr, Myvrouw; rief Matthies freudig, indeß er den schreienden Hahn aus dem Korbe nahm und ihn der Schönen präsentirte. Dies Hänschen und mein Puter und der Gympel? Wie? Heute werde ich wahrlich eine goldene Tasche lösen!

— O, sagte die Dame, an ihren schönen Fingern zählend, mit nachdenklicher Miene, das wird mir viel, viel zu theuer sein. Ich begreife Euch heute nicht. Dieser unvergleichliche Vogel — ist er nicht aus dem Bosch, aus dem Garten? Wie kommt er in Eure Hände? Und ich müßte mich sehr irren, wenn ich den Calecuter nicht auch auf dem Schloßhofe dort gesehen hätte.

— Ihr habt Recht, schöne Jungfrau. Aber laßt Euch sagen: ich bin blos hier, um Euch diese Thierchen anzubieten; handeln aber müßt Ihr mit dem da, mit dem Edeljunker tom Bosch selbst? He, Mynheer, wo seid Ihr denn?

Reginald hatte keine Wahl, so gern er sich in diesem Augenblicke in das innerste Kämmerlein seines Schlosses gewünscht hätte. Sehr ungraziös und verlegen stand er seiner Angebeteten gegenüber und bemühte sich, einen erträglichen Grund zu finden, um der Dame seine Geschenke anzubieten.

Eben jetzt kam ein schön gekleideter Mann über den Platz daher geschritten, das lange Haar im Winde wallend, den mächtigen Federhut weit aus der geistreich geformten Stirn gerückt. Er sah die Gruppe vor sich mit breitem, offenem Lächeln an.

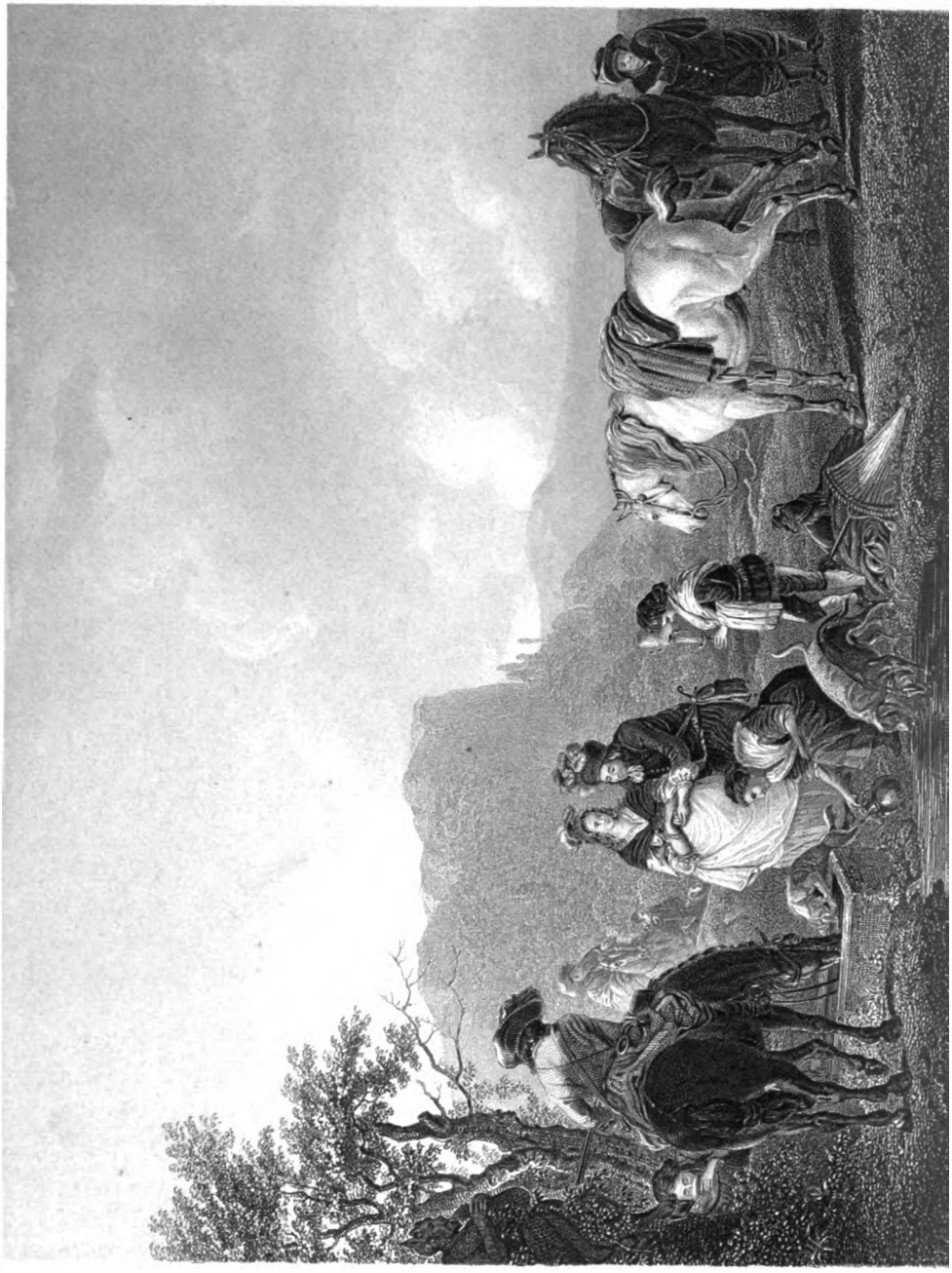
— Ach, Mynheer, sagte er zu Reginald, indeß er die Dame mit leichtem Kopfnicken grüßte, würdet Ihr hier wohl einen Augenblick zu mir treten, damit ich mein Bildchen, welches ich vorhin begann, vollenden kann. Ich bin der Maler Gabriel Metzu.

Reginald trat zur Seite und sah jetzt, daß der Maler ein Kärtchen und einen Bleistift in der Hand hielt und mit großer Schnelligkeit die Umrisse der Scene vollendete, wie Matthies der Dame den Hahn vorhält.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

— So, jetzt geh und steh immerhin wie Du willst, Anna! sagte Metzu, seine Skizze einsteckend.

Tom Bosch ward bleich wie der Tod.

— Ihr, Ihr, stammelte er, den Maler fest am Mantel fassend, Ihr kennt diese Dame so genau?

— Wie sollte ich nicht? Es ist die Schwester meiner Hausfrau, Mynheer.

— Gott sei Dank! Also nicht die Hausfrau selbst.

— Aber, wäre denn das ein solches Unglück, wenn sie es nun wäre? fragte Metzu, hell auflachend.

— Ja, Mynheer, ja! brach Reginald aus. Es wäre mein Tod gewesen, denn ich, ich liebe Eure Schwägerin bis zum Wahnsinn.

— O, o! und wer seid Ihr denn?

— Ich bin der Edeljunker tom Bosch.

Metzu besann sich einen Augenblick. Dann erwiderte er:

— Mynheer, ein solches Capitel läßt sich nicht wohl auf dem Markt am Rathhause besprechen. Ist's Euch recht: so lade ich Euch in meine Wohnung ein.

— Ich werde aber nicht gehen, ohne diesen Dompfaffen und diese Hähne mitzunehmen ...

Matthies schleppte den Herren die Käfige und den Puter nach. Anna war tief beschämt entflohen. Sie mußte aber doch Ursache gefunden haben, dem Edeljunker zu verzeihen; denn nach etwa einem halben Jahre zog sie an der Seite ihrer Verwandten als die Edelfrau tom Bosch in das holländische Paradies ein.

Das Fest des Ahasverus.

Von Paul Rembrandt.

In dem „das Fest des Ahasverus" genanntem Bilde besitzen wir eine der umfassenderen Compositionen Rembrandt's van Ryn. Sah man nur seine, die täuschendste Naturwahrheit athmenden, charakteristischen hochpoetisch aufgefaßten Portraits: so erkennt man, wenn man das unvergleichliche Helldunkel, bei welchem meist das Licht in die Schatten spielt, wegdenkt den Meister kaum wieder. Ein gewisser düsterer Ernst, der seine Portraitauffassung charakterisirt, verschwindet in seinen historischen Gemälden vor einer unklaren, ungeordneten Phantasie jedesmal um so auffallender, als die Zahl der Figuren seiner Gemälde sich vergrößert. Selten hat der Maler in figurenreichen Bildern durch einen glücklichen Wurf erreicht, was ihm im Grunde an Kunst der geschmackvollen Composition abgeht, und in solchem Falle möchte immer sein Stoff, wie etwa derjenige der „bewaffneten Bürgermiliz von Amsterdam", genau seiner komischen, bizarren und phantastischen Eigenthümlichkeit entsprechen. Wo Rembrandt anfängt zu componiren, stellt sich, statt der klaren Uebersicht der Gruppen und des Verständnisses einer zusammengeschlossenen Handlung, Verworrenheit dar und nur in einzelnen Partien gelingt es ihm,

Digitized by Google

durch künstlerische Anordnung das Interesse des Beschauers zu fesseln. Rembrandt's gänzliche Abwendung vom Idealen in der Zeichnung seiner Köpfe und Figuren, der unverkennbar holländische Typus seiner Gestalten stehen im eigenthümlichen Contraste zu den Ideen, welche er in seinen historischen Gemälden zur Erscheinung zu bringen strebt.

Glänzender aber als auf seinen, wenige Figuren enthaltenden Stücken zeigt sich bei seinen größeren Gemälden die merkwürdige, unvergleichliche Kunst Rembrandt's in der Beleuchtung und Färbung. Ueber den Reizen seines Helldunkels vergißt man fast die Alltäglichkeit der Physiognomie, die selten tadelfreie Zeichnung seiner Gestalten, welche indeß immer voll Leben und ausdrucksvoller Bewegung sind.

Eines derjenigen Bilder, welches diesen sonderbaren Genius in seinen ganzen Eigenthümlichkeiten zeigt, ist das Fest des Ahasverus. Der Stoff ist ein biblischer und dem Buche Esther, namentlich dem zweiten Cap. desselben, Vers 17. 18., entnommen. Ahasverus, welcher seinen Fürsten und Reichswürdenträgern ein prunkendes Mahl und Feste bereitete, die hundert und achtzig Tage währten, fühlte sich von der Weigerung seiner Königin, am Tische der Männer neben ihm zu erscheinen, so empört, daß er die Königin verstieß. Die schönsten Jungfrauen von Persien und Medien wurden auf seinen Befehl ihm darauf zugeführt, um aus den Mädchen eine neue Sultanin zu erwählen. Dies Glück traf die schöne Esther, eine Tochter des unterdrückten jüdischen Volkes, welches zu Susa und im ganzen Königreiche in der Sklaverei schmachtete.

Rembrandt's Bild stellt das Fest vor, welches Ahasverus veranstaltete, um den Großen seines Reichs die neue Königin im vollen Glanze ihrer Würde vorzuführen. Sie thront, mit der Krone und mit reichem Schmucke versehen, neben dem mit Blumen bekränzten Herrscher an der Spitze der Tafel und ringsum zeigen sich an den Theilnehmern des Festes bereits die beseligenden Kräfte des kredenzten Weins. Ein Paar im Vordergrunde, auf schwellende Divans gelagert, küßt sich; gegenüber am Tische sucht ein Mann seiner Nachbarin, einer verschämten, jungen Frau, in einem goldenen Becher die Gabe des Bacchus mit Gewalt einzuflößen. Außer einem alten Weibe im Vordergrunde, welches das Tischtuch emporhebt, um — echt holländisch und Rembrandtisch zugleich — dessen Feinheit und Muster mit verächtlichem Auge zu prüfen, ist die linke Partie des Bildes unwichtig. Mehr interessirt ein silberner, blumenumgebener Tafelaufsatz vor der „schönen" Königin, die, wie eine holländische Dorfbraut, mit über der Taille aufgelegten Händen und aufgelöstem Haar gleich einer sehr dicken Christmarktspuppe dasitzt.

Dieser Tafelaufsatz ist ebenfalls von holländischer Erfindung; in der Mitte desselben steht eine Art von Gefäß, wahrscheinlich den Mundbecher des Königs vorstellend; eine Form, welche einem gewundenen, oben und unten abgeschnittenen dicken Rebenstamme gleich sehen kann. Ahasverus selbst liegt halb auf seinem „goldbelegten, auf Marmorsäulen stehenden" Throne und zwar auf goldgestickten Teppichen. Sein aufgelöstes, blumengeschmücktes Haar erinnert an den Schmuck Nero's bei seinen Orgien in Bajae. Hinter dem Throne des Königs schließt sich eine ausdrucksvolle, aber deßhalb doch sehr schwer zu erklärende Gruppe zusammen. Der König zieht seinen Ring vom Finger und sagt einem alten, aufmerksam zuhörenden Weibe hinter dem Throne etwas sehr Wichtiges: denn ein Kämmerling — wahrscheinlich nach seinem verschmitzten,

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

boshaften Gesichte der „böse Hamann" — legt den Finger und zwar den Daumen auf den Mund, zum Zeichen, er werde nichts ausplaudern, indeß zwei Musikanten im Hintergrunde eifrig einige Worte zu erlauschen streben. Ein dicker Eunuch mit federgeschmückter Kappe schmunzelt rechts; ein gleichgültiges Dienergesicht zeigt sich neben ihm.

Die ganze Composition des Gemäldes entbehrt eines hervortretenden Gedankens. Das Einzige, was man unzweifelhaft errathen kann, ist der Befehl des Königs an seine Vertrauten, das Schlafzimmer der neuen Königin in Bereitschaft zu setzen. Die feierliche, offizielle Hochzeit scheint erst heute gefeiert zu werden.

Dies so inhaltleere, ganz das eigenthümlichste Gepräge Rembrandtischer Erfindung tragende Gemälde ist dagegen von einer Pracht der Malerei, welche unvergleichlich genannt werden muß. Streiflichter von außerhalb des Bildes treffen die Partien links; die Vordergruppe zeigt sich im tiefsten Schatten, weil jenseit derselben auf der Tafel — dem Beschauer jedoch unsichtbar, — das Licht steht, wodurch die Königin so hell angestrahlt wird, daß das Auge zu ihr, als dem Mittelpunkte des Gemäldes, immer wieder zurückkehrt. Dem Könige hat Rembrandt nach seinen sonderbaren Einfällen, da er ihn halb in Schatten hüllte, sicherlich nur ein secundäres, halbes Interesse bereiten wollen. Vorn im Bilde steht ein goldener Kühlnapf mit einer Weinkanne drin und hinter dem Glanzpunkte des Bildes, der Esther, sieht man eine hell beleuchtete Tapete, genau mit den Mustern der Brüsseler und Antwerpener goldgepreßten Ledertapeten des siebzehnten Jahrhunderts versehen.

Abgesehen von der unübertrefflichen Technik des Meisters, wodurch er die siebzehn Theilnehmer des Festes auf frappante Weise von einander zu halten weiß, abgesehen von dieser Färbung, welche fast zaubergleich wirkt, steht es um das Costume, welches er anwandte, so wie um das Charakteristisch-Altpersische des Ganzen äußerst bedenklich. Um den Tadel zu mildern, ist indeß hervorzuheben, daß die Quellen, woraus wir Schlüsse auf damalige Kleidung und häusliche Sitten der Perser ziehen können, damals allerdings noch nicht so bekannt waren, als heute. Die Kopfbedeckungen der Männer haben meist einen alttürkischen Anstrich; das Costume ist seltsam zusammengewürfelt und reine Phantasie des Malers. Sonderbar genug ist indeß die Kleidung des Königs, wenn der Rock nur weiter zu den Füßen hinabreichte, nicht so bedeutend von dem Costume verschieden, welches nach Porter und Ouselmy, Morier und Rey (Sculpturen der Chil-minar von Persepolis) die Könige der Dynastie trugen, der Ahasverus angehört.

Das Bankett entspricht indeß weniger der persischen als der holländischen Sitte: Frauen wurden nur ausnahmsweise berufen, Theil an solchen Festlichkeiten zu nehmen, und in solchem Falle war die Erscheinung der Weiber so ungewöhnlich, daß die Königin Vasthie lieber Thron und Reich verlor, als bei dem Gastmahle des Königs erschien.

Dieser König, welcher in der Bibel, Buch Esther, Ahasverus heißt, ist unzweifelhaft derselbe, den Esra und Nehemia Arthasastha, das ist, Artaxerxes nennen und mit dem Artaxerxes I., genannt Langhand (Longimanus) dem Sohne und Nachfolger des großen Xerxes, den die Profangeschichte kennt, aller Wahrscheinlichkeit nach eine und dieselbe Person. Ahasverus, richtiger Ach-asch-verosch, ist übrigens ein Titel und kein Name, den mehre persische Herrscher führten und welcher „Der Glanzvolle oder der Majestätische" bedeutet. Artaxerxes re-

Digitized by Google

gierte von 465 bis 424 v. Chr. Geb., vermählte sich also mit der Esther im J. 459 v. Chr. Herodotus beschreibt den Artaxerxes Langhand als einen der schönsten und tapfersten Männer, dessen Hände aber bis zu den Knien hinabreichten. Xerxes II. war sein Nachfolger.

Es wird aus dem Buche Esther zur Genüge klar, daß sie und Mardochai, ihr Pflegvater, die Retter der im Perserreiche zerstreuten Juden wurden, als der Vezier Hamann sie sämmtlich auf einen Tag ermorden lassen wollte. Daher ist die schöne und kluge Esther noch jetzt bei den Israeliten gefeiert und das fröhliche Fest der Purim, wobei sie gesegnet, Hamann und sein Weib Seresch aber verflucht wird, hat ihr Andenken bis heute geheiligt. Das Fest fällt gewöhnlich auf den vierzehnten und fünfzehnten des Monats Adar und ward, gleich nachdem die Juden nach Hamanns Hinrichtung die Anhänger des Veziers ermorden durften, fast ebenso eingeführt, wie es in unsern Tagen noch besteht.

Christus mit der Dornenkrone.

Von Guido Reni.

Reich ist die Zahl der gleich Sonnen unter den Planeten hervorglänzenden Meisterschöpfungen in der Malerei, welche gerechten Anspruch auf ewigen Ruhm besitzen. Und dennoch sind der Bilder, die die unsterbliche ideale Schönheit zur Erscheinung bringen, der Werke, in denen siegend der höchste Adel, die herrlichste Weihe der Menschennatur hervortritt, nur sehr wenige.

Als die reinste Perle der Malerkunst aller Zeiten darf die in der Dresdener Gallerie bewahrte Sixtinische Madonna Raphaels von Urbino gelten, welcher der Göttliche heißt. Neben diese reinste Verklärung des Menschlichen dürfen sich, was die Dresdener Gemäldesammlung betrifft, nur zwei Meisterschöpfungen stellen, in denen der ideale, poetische Schwung des schaffenden Genius die höchste, unübersteigbare Staffel erreichte.

Diese beiden Gemälde sind der Christus della Moneta des Tizian, und der mit Dornen gekrönte Christus des Guido Reni.

Diese Gemälde machen geradezu einen Commentar unmöglich oder unausstehlich. Man sehe und bewundere, das ist Alles! Hier ist der Erlöser, der wahre Christus in seinem göttlichen Leiden, in seinem Geiste, den selbst „Engel nicht zu ergründen vermögen!“ Das ist das Bild der unbeschreiblichsten körperlichen Qual, ohne daß die Majestät des Gottgebornen sich deshalb nur einen Moment lang verkennen und übersehen ließe. Dieser Christus ist ein Bild der Empfindung wie dasjenige Tizians, der Christus mit dem Pharisäer, ein Bild des Gedankens, wie die Madonna di Sancti Sixti, ein Werk, in welchem sich beide Mächte mit einander verbinden.

Die Höhe, wie sie in dem gekrönten Christus sich zeigt, erreicht Guido in keinem einzigen seiner andern Bilder wieder. Man darf nur ein diesem Christusbilde in Auffassung und Be-

Digitized by Google

handlung ähnliches Bild, die trauernde, schmerzenreiche Madonna — an sich höchst vortrefflich — betrachteten, um die ungeheure Kluft zu ermessen, wodurch dieses Christusgemälde von demjenigen der Madonna getrennt wird.

Es ist nicht genau zu bestimmen, aus welcher Periode der Blüthe des Meisters dieses wahre Meisterstück stammt, das hier, in unserm Bilde so höchst meisterhaft wiedergegeben wurde, wie selten eine andere der vielen Copien dieses Kopfes; doch läßt sich leicht schließen, daß der gekrönte Christus der zweiten Periode der Wirksamkeit des Malers angehören muß, in welcher er nur wenige, aber desto ausgezeichnetere Gemälde schuf.

Guido Reni wurde im Jahre 1575 zu Bologna geboren. Seine erste Bestimmung war zum Musiker, und das Gefühlvolle, welches hier seinen ernsten Ausdruck bei dem Künstler fand, blieb nachher, als er zur Malerei überging, bis in die letzte Periode seiner Laufbahn sein Angelstern. Dionysius Calvaert war Guido Reni's erster Lehrer, dann ward er der Schüler der berühmten Caracci, deren Schule noch heute in Reinheit und Strenge der Zeichnung unvergleichlich gilt. Die Rigorosität der hier eingesogenen Grundsätze ward bei Reni sehr bald durch ein bei ihm maßgebendes Studium der Antike gemildert und sein Bestreben, das gefälligste, sanfteste Colorit zu erreichen, machte seine Schöpfungen noch milder.

Bei den Caracci war eine Schule im Sinne des Worts und diese streng wähleriſchen, das Fundament aller Malerei, Zeichnung und Composition im Auge habenden Eklektiker, bildeten keine eigentlichen Maler, wie denn die Caracci selbst im Malen, engeren Sinnes, wenig Ausgezeichnetes, dagegen viel Schroffes, unnatürlich und abstoßend Gefärbtes geliefert haben. Guido Reni fing erst dann an wirklich zu malen, und nicht blos geisterreiche, strenge Studien zu liefern, als ihn Caravaggio Amerighi mit seinem kraftvollen, lebenglühenden Naturalismus begeisterte. Hier nimmt Guido Reni einen wahrhaft jugendkräftigen, herrlichen Aufschwung; er besitzt die reine Zeichnung seiner Meister, ohne ihren peniblen Styl; seine Erfindung erwacht lebensfrisch, poesiereich, und sie ist wahr und schlagend, tritt mit breiter, majestätischer Behandlung auf, ohne so roh, wie diejenige Caravaggio's, noch so geistesarm, wie die des Guercino da Cento zu sein. Die Bilder aus dieser Zeit, die ersten, fast unwillkührlichen Blüthen des Genies sind selten, aber höchst werthvoll, namentlich für den, welcher den genialen Meister genau studiren will. Seine zweite Stufe bewahrt die Vorzüge, wodurch sich Reni in seinem ersten Anlaufe zur Kunst auszeichnet; huldigt aber einer, der Antike nachgebildeten zwanglosen Anmuth, die in einigen wenigen Fällen sich zur idealen, großartigen Grazie durchbildet. Seine Färbung wird glühender, natürlicher, seine Behandlung der Gewandung, der Haare, der Gesichtszüge seiner Figuren kühner und markiger, seine Composition einfacher und grandioser. Die Fleischpartien stehen dem Schaffen des Tizian gleich. Aus dieser, der herrlichsten Zeit der Blüthe des Reni, muß unser dornengekrönter Christus stammen. Rasch wie er gestiegen war, sank der Maler. Die Technik herrscht vor, noch bewundert man eine mannigfaltige lebhafte Phantasie an seinen Werken; aber diese Gebilde des Genius werden auf eine gleichförmige, trockene Weise zur Erscheinung gebracht; die Manier tritt immer unverhüllter hervor, welche der Erfindung und Composition ihre tödtenden Fesseln umschlingt. Ein weichlicher, sentimentaler, mondscheiartiger, silbergrauer Ton breitet sich erkältend über seine Gemälde, und trifft derselbe auch zuweilen mit dem Geiste des Stoffs und der Composition bewundernswürdig zusammen, so er-

Digitized by Google

scheint die ganze Manier doch, sieht man mehre Stücke aus dieser Zeit neben einander, schwach und geistesleer.

Die dem Guido Reni angeborene Kraft, das großgehaltene Graziöse zu entwerfen, dauert bis in seine letzte, allerdings gegen seine erste Blüthe unbedeutende Periode. Aber die Idealität seiner Gestalten, ein bedeutungsreicher, nicht selten düsterer Ernst — an den Caravaggio erinnernd — welcher in seiner ersten und zweiten Künstlerphase so mächtig aus seinen Gemälden anspricht — er ist verschwunden.

Immer aber bleibt Reni's Phantasie reich, seine Composition gedankenvoll, inhaltschwer, seine Zeichnung richtig, seine Gewandung von großartiger Anlage, seine Behandlung — alles Manierismus ungeachtet — sauber und delicat. Selten nur hat einer seiner Schüler an seine Oelgemälde die Hand angelegt, wie Manche, nicht vertraut mit seinem wechselnden Entwickelungsgange, haben behaupten wollen. Reni's letzte Bilder, meist in dringendster Geldverlegenheit und zur Bezahlung seiner Spielschulden gearbeitet, sehen traurig aus neben Bildern seiner Glanzepoche, wie es unser Christus hier ist.

In Rom wie in Bologna besaß Reni immer viele Schüler. Seine Akademie in der letzten Stadt soll fast immer nicht weniger als zweihundert Schüler gezählt haben, die er die Elemente der Kunst in der strengen Weise der Caracci erlernen ließ. Sein Genie ging auf keinen seiner Schüler über, die sich meist an seine vorletzte Manier hielten und wirklich Manieristen und Epigonen wurden. Von den Schülern die Reni bildete, haben Gessi, (dessen Magdalena wir geben) Simone Contarini, Andrea Sirani und beziehungsweise dessen Tochter Elisabetta, Semenza, Domenico, Maria Canuti und Gignani den meisten Ruf erhalten. Eine weichliche, zierliche und unkräftige Weise der Malerei ist das Bezeichnende für fast sämmtliche Leistungen dieser Schüler.

Guido Reni starb 1642 in Bologna, wo er in der Kirche zu San Domenico begraben liegt.

Viehstück.

Von Adrian van der Velde.

Eine reizende Gewandtheit besitzt van der Velde, das Idyllische, die tiefste, glückliche Einsamkeit des Landlebens, wahr und ansprechend zu malen. Seine Hirtenstücke werden, was die Zwanglosigkeit ihrer Composition, das in ihnen ausgeprägte tief innere Genügen, ihre heitere, lebenvolle Ruhe betrifft, sicherlich unübertroffen bleiben. Meist ist die Landschaft selbst bei van der Velde nicht von überwiegender Bedeutung und seine Staffage erhebt sich nicht selten zum Genrebilde, dem indeß ein gewisses Zerstreutes, zufällig Zusammengebrachtes fast immer anklebt.

Van der Velde's vorliegendes Bild ist, was die Kunst des Malers betrifft, Thiere darzustellen gewiß von besonderer Bedeutung. Seine Auffassung des Charakters der Hausthiere ist

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Adr. v. d. Werff pinx.t

D. J. Pound sc.

Digitized by Google

Digitized by Google

leicht und zwanglos und dennoch von großer Wahrheit, obgleich van der Velde in genauer, charakteristischer Zeichnung und gleicher Weise in der eigenthümlichen Gruppirung der Thiere weder dem Roos, noch dem Berghem, oder dem Wouvermann und Wenix gleich kommen dürfte. Hauptsache ist bei van der Velde außer der herrlichen Behandlung des Baumschlages eine lichtvolle, wahre und warme Malerei, welche über seine Genrestücke und Landschaften einen stillen, aber mächtig ergreifenden Zauber ausgießt. Auf unserm Bilde hat sich der Meister darin gefallen, eine ganze Reihe von Hausthieren zu malen, Kühe, Schaafe, Ziegen, Schweine, ein Pferd und Hühner. Das Bild ist von allem Frappanten, drastisch Wirkenden der Composition durchaus entkleidet; es würde eine fast antike Einfachheit athmen, wenn namentlich die kleinen Ziegen wegfielen, deren unruhige Bewegung nicht zu der Stille des Bildes paßt. Ein ächt holländischer Zug von Komik ist in einem nicht wohl näher anzudeutenden Punkte ausgesprochen.

Der Bahnbrecher.

Von Geraart Honthorst.

Man konnte die beiden Männer auf dem halb erleuchteten, weiten Flur kaum erkennen.

Der Eine war eine wahre Riesengestalt, hochbeinig, sehr breitschulterig, ein angehender Fünfziger. Dieser trug einen ungeheueren Federhut und war ungeachtet der Abendstunden in höchster Galla: in weiten Pluderhosen, seidengepufftem Oberwamms und mit einem Sammtmäntelchen versehen, wie die Gerichtspersonen es zu tragen pflegten. Dieser Coloß hatte seinem Körper gemäß ziemlich grobe Züge; große wasserblaue Augen und einen gewaltigen struppigen Bart. Sein Haar spielte ins Graue und stand in unregelmäßigen Partien starr unter dem Hute hervor.

Der Andere war ein höchst elegant gewachsener und schön gekleideter Herr von ein und zwanzig Jahren, mit frischem schalkhaftem Gesichte, braunen Haarlocken, mit einem Stutzerhute auf dem Kopfe, und in ein Jagdwamms gekleidet. Auch trug er einen reichen Hirschfänger durch eine goldgestickte Schärpe um die Hüften geschürzt.

Die Männer waren in angelegentlichster Unterhaltung. Der Alte schien sehr aufgeregt und predigte auf den Jüngling, zwar mit unterdrückter Stimme, aber höchst eifrig ein. Dasjenige, was er vortrug, war sicherlich für ihn eine Sache von außerordentlicher Wichtigkeit, — eine Lebensfrage.

Diese Personen waren: der Alte, Mynheer Claas van Slyker, Stadthouder der guten Stadt Amsterdam, und der Jüngling, Hendrik Ter Schuiring, ein nordholländischer Edelmann, und der Bruder der Baronesse Elizabeth von Leuwenbroeck, der Eigenthümerin dieses Gebäudes, welches wohl den Namen eines Palastes verdiente.

— Ich versichere Euch, Herr Junker Ter Schuiring, sagte der Rathsherr, indeß er ihm ein Schächtelchen, reich mit Gold und Perlmutter verziert, aufzudringen suchte, daß es die aus-

Digitized by Google

gezeichnetsten Kindern Flora's sind, welche sich aus diesen kostbaren Keimen entwickeln werden. Ja kostbar! Dritthalbtausend Gulden, wie der Haarlemer Blumist bescheinigen kann! Aber was sind diese Gulden gegen ein einziges Lächeln Eurer huldvollen Schwester ...

— Mynheer, erwiderte Hendrik, den Hut ungeduldig rückend und den Alten mit einem blitzenden Blicke betrachtend; dieses geht mir dennoch über den Scherz hinaus. Ich fürchte wahrlich — gerade heraus — für Euren Verstand ...

— Ach ja, seufzte Slyker, an seine Stirn fassend, Ihr habt sehr Recht! Sagt nur, ich bin wahnsinnig — aber diese Obstruction in meinem Kopfe ist aus einer der erhabensten Leidenschaften hervorgegangen ...

— Geht, geht doch! Träfe Euch Leuwenbroek, so könnte sich eine unangenehme Scene für Euch ereignen! sagte Hendrik, welcher das Kästchen, das ihm der Rathsmann geschickt in den Arm gelegt hat, vergebens wieder zurückzugeben versuchte.

— Mag der Baron kommen! rief Slyker jetzt beinahe mit lauter Stimme. Ich weiche nicht, bevor ich ein Wort des Trostes von der schönsten Dame Amsterdams empfangen habe! Gern will ich für Elizabeth der Gefahr trotzen, von Eurem Schwager hier ermordet zu werden!

— Gijsbert Leuwenbroek, sagte Hendrik, allmählig aufgebracht werdend, wird Euch, Mynheer, nicht ermorden, sondern von seinen Dienern durchprügeln lassen. — Geht, oder ich selbst werde Euch in Abwesenheit des Hausherrn für Eure Unverschämtheit züchtigen. Wie? Soll eine geachtete, tugendhafte Dame, die Gemahlin eines angesehenen Edelmannes, durch die Narrheit eines alten Tropfes in Gefahr kommen, den tadellosen Glanz ihres Rufs einzubüßen?

Slyker war durchaus nicht aufgebracht, wie man es hätte erwarten sollen. Er zeigte eine große Niedergeschlagenheit.

— Urtheilt von meinen Empfindungen, sagte er mit tragikomischem Pathos, wenn ich Euch nochmals inständig bitte, mir nur auf zehn Minuten mit der Baronesse Leuwenbroek ein Gespräch unter vier Augen zu vermitteln. Ihr könnt Euererseits von einem Millionair, wie ich bin, einigen Nutzen für Eure Gefälligkeit erwarten. Fordert und ich bin bereit, Euch zu dienen ...

— Noch ein Wort, unterbrach ihn Hendrik mit Eiseskälte, und Ihr erhaltet Ohrfeigen. Die Achtung vor Eurer Stellung bewegt mich, Euch dieses zuvor anzuzeigen; Ihr hättet Eure Belohnung sonst schon empfangen.

— Und Ihr, mein Herr, sagte Slyker, sich stolz aufrichtend und die Hand an seinen Degen mit einem schön geflochtenen, goldenen Korbe legend, und Ihr hättet, wäre ich nicht in Eure Schwester verliebt und hätte ich nicht auf Euch und Eure Vermittelung meine Hoffnung gesetzt, schon das Vergnügen gehabt, nach Eurer ersten Beleidigung gegen mich niedergestoßen zu werden.

Eine Pause trat ein. Hendrik schien nicht mehr zu wissen, was er diesem Manne gegenüber sagen sollte.

— So aber, fuhr Slyker fort, bitte ich Euch nochmals. Nehmt dieses Kästchen, gebt es Eurer Schwester, klagt ihr meine Leiden; vergeßt sogar dieses Gespräch nicht, denn es beurkundet mehr, als alle Versicherungen, meine Liebe und versprecht mir, daß Ihr ein gutes Wort für mich einlegen wollt.

Hendrik sah den Alten groß an, sagte aber nichts. Bevor er sich genug gesammelt

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

hatte, um antworten zu können, schlüpfte ein altes Frauenzimmer, nach flandrischer Sitte ein buntes Tuch um den Kopf gewickelt, die Stufen einer weiten Treppe herab und kam an die beiden Männer heran.

— Mynheer Hendrik, murmelte sie, und auch Ihr, Mynheer Slyker, Ihr solltet doch wissen, daß man solche Angelegenheiten, wie Ihr sie verhandelt, nicht mit Posaunenstimmen bespricht.

— Ach, Agathe! sagte Slyker erfreut, als er die alte Wärterin Elizabeths erkannte. Offenbar war sie ihm sehr günstig gestimmt.

— Und weiter sind dies Sachen, welche von Männern allein niemals gehörig in Ordnung gebracht werden können. Wir haben auch ein Wort dazu zu sagen und ich insbesondere, Mynheer Slyker, wenn Ihr erlaubt. Ich habe Alles angehört; ich weiß, wie das Spiel steht. Sage Euch, Mynheers, mit einem Worte, was ich will: Ihr, Mynheer, nehmt bis auf Weiteres Eure Tulpenzwiebeln wieder mit nach Hause, und Mynheer Hendrik und ich wir werden über das Fernere uns zu verständigen suchen. Auf jeden Fall werdet Ihr die Baronesse allein sprechen, wenn Ihrs wünscht: das kann des Anstandes und Eures Ranges wegen keine Dame der Welt, und wäre es die Königin von Spanien, abschlagen!

Es fehlte wenig, so hätte der verliebte Rathsherr die Alte vor Freude umarmt.

— Du giebst mir das Leben wieder, Agathe! sagte er. Ich fasse wieder Hoffnung und Muth . . .

— Davon später, Mynheer! sagte die Alte. Uebrigens wird Mynheer vom Hause, der Baron Leuwenbroek, sehr bald zurückkehren . . . Würde vielleicht Euch oder dem Herrn unbequem sein . . .

— Verstehe! Verstehe! Aber ich . . .

— Sollt Alles wissen; werden Euch Nachricht von unserm Entschlusse geben; dürft später fragen und sagen, was Ihr wollt, und sollt auf der Stelle Resolution haben . . . plapperte die Flamländerin.

— Ach die Resolution! seufzte Slyker. Ihr wollt mich ab und zur Ruhe verweisen . . .

— Wer weiß? sagte Agathe.

— Wirkt mir das Rendezvous aus, Agathe; ein Wort so gut wie tausend und ich werde mich so dankbar zeigen, als wäre ich der König beider Indien und nicht der bescheidene Rathsherr der alten Stadt Amsterdam.

Und in stolzester Demuth hob er sich empor, so daß er wenigstens noch zwei Zoll länger wurde.

Agathe sah ihn mit ihren großen, klaren Augen starr an. Eine sonderbare Bewegung zuckte über ihr schmales, faltiges Antlitz. Einen Augenblick richtete auch sie sich stolzer auf, sie sah verachtend auf den Graubart — dann aber verschwand dieser Ausdruck schnell und spurlos und sie fiel wieder in ihr Plappern, welches durchaus theilnahmlos, fast gedankenlos schien.

— Rendezvous? Ihr verlangt viel, sehr viel! Wollen aber sehen. Glaube nicht, daß Baronesse Elizabeth . . . Und doch . . . Wer ergründete das Herz eines Weibes?

Slyker drückte enthusiastisch die dürre Hand der alten Amme. Sie entzog sie ihm heftig

Digitized by Google

— Jetzt geht! drängte sie. Ihr wißt ja jetzt — und wir wissen auch — sollt Nachricht haben!

— Aus Gnade, noch ein Wort . . . Wann? Wann?

Agathe blickte sinnend auf einen Fleck, dann faßte sie den alten Herrn fest ins Auge.

— Ihr wollt's . . . erwiderte sie und ihre Stimme hatte einen eigenthümlichen, fast boshaften Ton angenommen. Sollt Euren Willen haben. Haltet Euch bereit . . . Nachricht wenigstens erhaltet Ihr in Zeit von einer Stunde. Nun aber: lebt wohl!

Slyker, sein Kästchen mit Tulpenzwiebeln unter'm Arm widerstrebte nicht, um die Alte nicht etwa in üble Laune zu versetzen, sondern empfahl sich und ging nach der Thür. Er war fast berauscht vor Freude. Als er auf die Straße kam, mußte er, ein amsterdamer Kind, still stehen und sich erst besinnen, welchen Weg er denn einzuschlagen habe, um nach seiner Wohnung zu gelangen.

Zu Hause angekommen, warf er sich in größter Bewegung auf sein glänzendes Lotterbettlein. Dann sprang er auf uud musterte sich im Spiegel. Der sonst so kalte und unerschütterliche Hagestolz, in seinem Alter von dem Strahl aus den schönen Augen einer jungen Dame fast zauberhaft berührt, empfand das volle Fieber von Qual, Schmerz, Hoffnungslosigkeit und Sehnsucht, welches im Frühling der Gefühle die jugendliche Brust durchzuckt.

Indeß der Alte, mit großen Schritten auf und abmarschirend und wie ein neuer Roscius gesticulirend, einen glänzenden Monolog hielt, steckte die alte Agathe plötzlich den Kopf in's Zimmer.

Slyker schrie fast auf. Die Dame trat ein und machte ihm eine Meldung, die er selbst in seinen kühnsten Phantasien, wenigstens noch heute Abend nicht, für möglich gehalten hatte.

Wir sind die vermittelnde Scene dem Leser noch schuldig.

Als Mynheer Slyker den Palast Leuwenbroek verlassen hatte, sah Hendrik die alte Agathe starr an; dann setzten Beide die Hände in die Seiten und fingen auf's Signal ein Lachduett an, welches kein Ende nehmen zu wollen schien. — Beide hatten sich vollkommen verstanden.

— Aber wie, gute Agathe? brachte Hendrik dann hervor. Wie soll dieser Schwachkopf bestraft werden? Ich sehe, daß ich ihm gegenüber, wenn ich mich mit Dir vergleiche, eine alberne, durchaus der Gewandtheit ermangelnde Rolle gespielt habe. Ich überlasse es daher Dir, die Züchtigung dieses Narren zu unserer Revanche und zu seinem Wohle zu bestimmen. Sie darf aber weder zu gelinde, noch zu grausam sein . . .

— „Etwas Grausamkeit ist spanische Mode," sagte Moritz, als der spanische Cardinal-Legat für Oldenbarnevelt bat! erwiderte Agathe sehr heiter. Ich versichere Euch, Ihr sollt zufrieden sein und Mynheer Slyker ebenfalls. Laßt uns gleich Hand an's Werk legen.

— An welches Werk? flötete eine weiche Stimme dicht hinter den Verschwörern.

Elizabeth Leuwenbroek wars, in der That reitzend genug, um einem Dutzend der „ehrenfestesten" alten Rathsherren die Köpfe zu verdrehen. Sie lauschte halbernst auf die Nachricht von dem Besuche des Herrn Slyker, verdammte aber, obgleich ihr der ganze verliebte Unsinn desselben berichtet war, dennoch die beabsichtigte Züchtigung des Alten.

— Ich verbiete Euch, sagte sie eindringlich, Euch an dem Menschen zu vergreifen, laßt

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

ihn mit seiner Marotte seinen Weg gehen; denn er ist seiner Ueberspanntheit wegen eher zu bemitleiden als zu verdammen ...

Hendrik murmelte und Agathe schüttelte den Kopf, als Elizabeth abging.

— Wir werden dennoch? fragte der Jüngling.

— Sicher! Wer kehrt sich an die Dame? Sie hat schon Mitleid mit dem Narren, weil er sie schön findet ... Gut, Mynheer Slyker, wir werden wetten, das Ihr sobald Niemand wieder mit Euren Huldigungen beglücken sollt, um Euch das Mitleid einer schönen Dame zu erschleichen! — Baron Hendrik, laßt Pieter und Dirk und Jan kommen, wir gehen sofort ab, um unseren Plan auszuführen. Daß die Leute aber ordentliche Stöcke mitnehmen ...

— Aber geschlagen wird er auf keinen Fall! meinte Hendrik rasch.

— Fügen muß er sich, fügen, und da werden die Stäbe nicht unnütz sein.

Die drei Trabanten erschienen mit ihren Stöcken. Jan, der Koch, war jung, mit einer dicken Pelzmütze auf dem Kopfe; Dirk war der Jäger, ein durchwettertes Gesicht, und Pieter, mit einem Apostelbarte und grauem Kopfe, war der alte Kutscher. Sie sahen sehr unternehmend aus. Agathe ging voran und Hendrik folgte mit den dienstbaren Geistern. Der Zug ging zuerst nach dem Hause des Rathsherrn. Wir haben Agathe schon ankommen gesehen.

— Folgt mir, Mynheer! sagte die Alte mit sibyllinischer Kürze.

— Ich werde also Elizabeth — sehen — brachte der Ueberraschte hervor.

— Folgt mir nur! Macht Euch aber etwas unkenntlich. Legt Eure Staatskleidung ab und geht im Wamms mit; Eure Erscheinung könnte sonst Verdacht erregen.

— Das ist wahr! murmelte Slyker und legte rasch das überflüssige Zeug ab, setzte eine Mütze auf, nahm seinen Stock, aus Rücksicht auf eine podagristische Zehe, in die Hand und hinkte hinter der alten Dame her. Die Uebrigen folgten in einiger Entfernung.

Dame Agathe schritt wacker darauf los und vertiefte sich in entlegene Stadttheile.

— Immer fort! rief sie, wenn Slyker bedenklich still stehen wollte. Und er ging wieder. Bei einem niedrigen Häuschen bat sie ihn einzutreten. Sie blickte nochmals aus der Thür und nun drängten sich Hendrik und die Diener auch auf den engen Flur. Slyker hatte sich in eine Ecke geflüchtet. Der Inhaber des Hauses erschien mit einem Wachsstocke in der Hand; ein schöner, großer, verschmitzt sehender Mann, und lud die Gäste ein, näher zu treten.

— Allons! Mynheer! riefen Agathe und Hendrik, indeß die Diener die langen Stäbe aufhoben. In die Stube hinein!

Der arme Slyker mußte hervor und ging halb sein Geschick ahnend, mit einem bewegten Blicke auf das Heer seiner Feinde in das Zimmer. Der große bärtige Herr setzte sehr höflich einen Stuhl hin.

— Wem ist's von Euch gefällig? fragte er, eine Zange von der Wand nehmend, wo mehre Instrumente eines Zahnarztes hingen.

Hendrik zog den Rathsherrn auf den Stuhl.

— Mir? Das glaube der Teufel ... stammelte Slyker ... Habe in meinem Leben keine Zahnschmerzen gehabt ...

— Ihr habt jetzt Angst, sagte der Zahnbrecher, dann pflegt sich's auf eine Minute zu geben aber heraus muß er, das ist so sicher wie Amen nach der Predigt.

Digitized by Google

— Versteht sich, Meister! rief Hendrik. Gebt mir die Kerze und thut Eure Schuldigkeit. Mynheer, wollt Ihr Euch in die entsprechende Positur bringen, oder nicht?

Mynheer Slyker gab sich gefangen.

— Welcher ist es? fragte der Meister, an einige Zähne klopfend.

— Der da! rief Agathe, auf den Eckzahn in der Unterkinnlade deutend.

Mynheer Slyker wollte noch sprechen, aber die Zange war ihm schon im Munde — der Zahnarzt stand hinter ihm. Hendrik leuchtete; Pieter stützte sich auf sein Knie und sah aufmerksam zu; der Jäger hatte die rechte Hand des Rathsherrn gefaßt und der Koch zog den Geldbeutel, um den Meister zu bezahlen. Dieser sah am mitleidigsten aus. Agathe zeigte sich, stoisch ihr Werk betrachtend, im Hintergrunde. Der Meister aber und Hendrik lachten, wie ausgemachte Schalke.

Es krachte und Mynheer sprang mit triefenden Augen und verstörter Miene auf, indeß der Meister den kerngesunden Zahn triumphirend in die Höhe hielt. Nur einige Augenblicke besann sich der alte Hagestolz, welcher so grausam-komisch getäuscht wurde, dann wankte er, für die übrigen Zähne und für seine fast ausgerenkte Kinnlade fürchtend, zum Hause hinaus und seiner Wohnung zu. Die Verbündeten zogen lachend ab.

Mynheer Slyker aber war wie durch ein Wunder nicht allein von seiner Leidenschaft für Elizabeth Leuwenbroek, sondern von der Zuneigung zu allen möglichen jungen Damen von Stund an auf's Gründlichste geheilt, so zwar, daß er später wegen seiner Weiberfeindschaft förmlich berüchtigt wurde.

Die heil. Magdalena nach der Geißelung.

Von Marco Antonio Franceschini.

Der Meeresküste entlang, etwa fünf Stunden entfernt von Genua, trieb ein junger Mensch an einem Spätnachmittage des Jahres 1672 sein schon ziemlich warm gerittenes Roß so eifrig zu raschem Trabe an, daß man schließen konnte, der Reisende setze in sein edles Thier das Zutrauen: dasselbe werde ihn noch heute zur Nachtherberge in Genua führen.

Das Roß so wenig als der Reiter waren aus dieser Gegend. Dieser schlanke, schwanenhalsige Schweißfuchs war unendlich von den unschönen Piemontesischen Gebirgskleppern verschieden und erinnerte in Gang und Haltung an die edlen Rosse, welche von englischen Pferdezüchtern damals in der Nähe von Bologna zu ziehen versucht wurden. Sattelzeug und Zügel waren mit Muscheln und Lederfranzen nach mittelitalienischem Geschmacke geziert.

Der Reiter war in der kleidsamen Tracht eines bologneser Studenten, im Sammtwamms mit großem, weißem Kragen und Stulphandschuhen und in langen, gelben Stiefeln, die bis auf den Oberschenkel reichten. Ein übermäßig langer Degen, schmal, aber zu Hieb und Stoß geeignet, mit einem kunstreich verschlungenen Handkorbe, fehlte dem jungen Manne ebenfalls

Digitized by Google

nicht; statt des mächtigen Studentenhutes mit der wehenden Feder drauf trug er jedoch ein einfaches Sammtbaret, das als ganzen Schmuck an der Seite nur einen mit Edelsteinen gezierten, glänzenden Ring zeigte, dessen zierlicher Durchmesser leicht errathen ließ, daß eine schöne Damenhand das Kleinod getragen habe.

Das eigenthümliche Baret ließ den Malerschüler erkennen. Der Künstler sprach aus dem sanftblickenden Auge, aus der halb schwärmerischen Beschaulichkeit, womit der Reiter die herrlichen Tinten betrachtete, welcher die immer rascher sinkende Sonne über das Meer zu seiner Linken und über die Gebirgsgegend der Küste ausgoß. Von Zeit zu Zeit hielt der Reisende sein Roß einige Minuten an, entblößte eine Hand, zart wie diejenige einer Dame, und zeichnete rasch einige Hieroglyphen in sein Taschenbuch, um die wechselnden Lichteffecte und das Verschmelzen der Farben in dieser abendlichen Landschaft durch seinen einfarbigen Stift festzuhalten. Dann ging's rasch wieder vorwärts auf der schlechten, fast durchaus menschenleeren, steinigen Straße.

Kurz vor Sonnenuntergang erblickte dieser bolognesische Reiter auf dem Schnitte eines sanft ansteigenden Theiles der Straße eine von einem berittenen Cavaliere begleitete mächtige Carosse, welche sich so langsam fortbewegte, daß er dieselbe bald einholte. Als er in die unmittelbare Nähe des Fuhrwerkes kam, hielt der Begleiter desselben sein durchaus abgetriebenes Pferd an, ritt mitten auf die Straße, machte gegen den Jüngling Front und zog, nachdem er die Halfterklappe von seinen Pistolen zurückgeschlagen, einen Degen, welcher eine Art von Zwillingsbruder von dem Bratenspieße des Malers zu sein schien.

Dieser hielt sehr betroffen sein Pferd an und zog seine Waffe fast ohne es zu wissen. Derjenige, welcher ihm hier so unerwartet den Weg verrannte, war ein Mann von etwa dreißig Jahren, in durchaus französischer, halb militairischer Tracht, mit dem Federhute eines Cavaliers versehen. Der Blick aus seinen dunkelglühenden Augen erweckte für diesen hohen und schlanken schnurrbärtigen Kämpfer unwillkürliche Achtung, zumal bei dem zierlich gebauten Maler, der augenblicklich einsah, er werde, wenn ihm nicht die Schnelligkeit seines Rosses zur Hülfe komme, diesem Schlagfertigen erliegen.

— Qui vive? rief der Cavalier. Wer seid Ihr und was wollt Ihr von mir?

— Signor! antwortete der Bologneſe; ich müßte mich sehr täuschen, oder Ihr seid kein Straßenräuber, dem es um meine freilich nicht schwere Börse zu thun ist . . .

— Wie! Ein Bandit, mein Herr? rief der Andere erstaunt aus, erst den Maler und dann sich selbst und seinen in Unordnung gekommenen Anzug musternd. Morbleu! Wie dürft Ihr Euch unterfangen, einen Edelmann für einen Landstraßenräuber zu halten . . .

Der Maler stieß seinen Degen in die Scheide und ritt dreist an den Franzosen hinan.

— Mein Herr, ich sehe, meine Erscheinung macht Euch nicht weniger besorgt, als im ersten Momente die Eurige Euren ergebensten Diener.

— Besorgt? sagte der Franzose, fast höhnend seine Lippen aufwerfend.

— Si, Signor! Es ist mir nicht beigekommen, Euch oder jene Kalesche zu verfolgen!

— Ah, mein theuerster Mann, wie kannst Du den Feind verfolgen, bevor du ihn geschlagen hast . . . murmelte der Franzose, aber es war ersichtlich, daß ihn diese friedlichen Auseinandersetzungen sehr erleichterten. Sein Blick war wenig düster, seine Miene weniger gepreßt.

Digitized by Google

Er ließ seinen bisher erhobenen Degen sinken, fast unwillkürlich mit demselben vor dem Italiener salutirend.

— Ich denke auf meiner friedlichen Reise keine Feinde zu finden! sagte der Jüngling sich zum Gegengruße anmuthig verbeugend. Ich heiße Marco Antonio Franceschini, bin Maler, ein Schüler des berühmten Meisters Cignani in Bologna, und befinde mich nach einer ziemlich beschwerlichen Reise zum ersten Male in dieser Gegend, um zu versuchen, ob ich Cartons zu musivischen Arbeiten für den Rathssaal zu Genua zu liefern vermag . . .

Der Franzose zog seinen duftenden Lederhandschuh aus und reichte dem Künstler die Rechte.

— Ich begrüße Euch, Herr Maler, und versichere Euch meiner aufrichtigen Hochachtung. Ich bin der Chevalier La Touche, Colonel im ersten Regiment der Fußgarden des Königs von Frankreich, komme von Torino und werde versuchen, vom ersten besten Flecke dieser Küste aus nach irgend einem französischen Hafen zu reisen, und solltet Ihr mir bei diesem Versuche bis Genua Gesellschaft leisten und vorkommenden Falls Euren tapfern Arm zu Diensten stellen wollen, so werden Euch zwei edle Herzen für Euren Freundschaftsdienst auf immer Dank wissen.

Antonio Franceschini war nichts weniger als feig und zaghaft, und sein Degen wußte schon von mehr als einem blutigen Rencontre zu erzählen.

— Ich bin der Eurige! sagte er daher und ritt dich neben La Touche, der sein ermüdetes Pferd in einem faulen Trabe zu erhalten sich bemühte.

Die Kutsche ward, ungeachtet sie mit vier starken Mauleseln bespannt war, bald eingeholt. Ein blendend weißer Arm schlug die grünen Vorhänge inwendig von den Fenstern zurück und ein hinreißend schönes Frauenantlitz schaute mit einem angstvollen Blicke auf die beiden zur Seite des Schlages trabenden Männer.

La Touche streckte, dem Maler einen vielsagenden Blick zuwerfend, die Hand grüßend nach der reitenden Dame aus. Er schien fragen zu wollen:

— Ist hier selbst für einen Fremden nicht genug Ursache, um zu fechten und nöthigenfalls zu sterben?

Franceschini war fast erschrocken über den hohen Stand der augenscheinlich flüchtigen Dame, auf welchen ihre beiden reich gekleideten Dienerinnen und ein in der Hinterchaise ziemlich angstvoll sitzender rabenschwarzer Negerknabe schließen ließen.

La Touche sah den Künstler bedeutungsvoll an; dann sagte er nach längerem Schweigen:

— Eine Frage schwebt auf Euren Lippen: wer ist diese Dame? Ich sage Euch, Freund, sie ist heute nichts als ein liebendes Mädchen, als die Geliebte desjenigen, der neben Euch reitet. Und zur Rettung eines Liebespaares möchtet Ihr, ein Künstler, der Herzensempfindungen versteht, noch wohl besser beitragen können, als dadurch, daß Ihr uns einfach Gesellschaft leistet. Wollt Ihr für jene Kutsche sammt den vermaledeiten, lahmgewordenen Maulthieren, so wie sie da sind, Euer feuriges, kräftiges Pferd mir abtreten? Uns ist ein Pferd wahrhaft mehr als ein Königreich, es ist unser Leben werth . . . . . Meine Dame fürchtet den Sattel nicht, und sind wir Beide beritten, so können wir unbemerkt fortkommen, statt jetzt gleich dem Großmogul zu reisen.

Franceschini war leicht exaltirt. Er stieg sofort vom Pferde und schwor, er werde für die Dame nicht allein bis nach Genua, sondern bis an's Ende der Welt zu Fuß gehen. Die

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Rembrandt pinx.t

Rembrandt and his Wife — Rembrandt and seine Frau

Digitized by Google

Digitized by Google

Rembrandt and his Wife — Rembrandt und seine Frau

Digitized by Google

Dame stieg aus und La Touche bemühte sich, den Maler zu überreden, in der Kutsche Platz zu nehmen.

Mitten in dieser Unterredung stieß La Touche einen furchtbaren Soldatenfluch aus und rief:

— Flieh, Maddalena! Wirf Dich auf diesen Fuchs; wir werden mit diesen Canaillen fertig werden oder dabei umkommen . . .

Maddalena aber floh nicht; sie suchte vielmehr den Geliebten mit ihrem zarten Körper zu decken. Die Verfolger, diesmal die wahren Verfolger, kamen heran, drei Männer auf vortrefflichen Pferden; voran ein bejahrter Herr in fürstlicher Kleidung und mit Brillant-Schnallen am Hute.

— Kamerad! rief La Touche, indeß er sich hinter sein Roß stellte und Maddalena fester in seinen linken Arm schloß; Kamerad, der Franzose hat hier keinen Pardon zu erwarten . . . . . Gereut Dich Dein Wort, so tritt zur Seite . . . Hier wird Nichts geschont . . .

La Touche feuerte trotz des Kreischens der Dame und der vorderste, alte Cavalier sank taumelnd zur Erde.

— Mein Vater! seufzte die Italienerin und schwankte ohnmächtig auf den Gefallenen zu.

— Hunde! rief ein kraftvoller Mann, sein Pistol auf Franceschini abbrennend und dann mit hochgeschwungenem Degen auf ihn, der ihm am nächsten stand, eindringend. Mörder des Prinzen von Carignan, Ihr werdet Eurem Geschicke nicht entgehen.

Franceschini sparte seine Pistolenschüsse, parirte den Hieb und dankte dafür mit einer ächten bologneser Innerquart, die dem Reiter durch Rippen und Rücken fuhr. Während dieses Engagements war La Touche, jetzt zunächst von Kampfeslust hingerissen, vorwärts gesprungen, um den dritten zu entwaffnen. Kühn faßte er den Ziegel des Pferdes und rief:

— Florina, Du warst nie mein Freund, ergieb Dich und wir werden sehen, wie unsere Sachen stehen . . .

Florina aber, kaum zwanzig Jahre, ergab sich nicht, antwortete auch nicht, als durch einen Pistolenschuß. La Touche ließ die Arme sinken, stand aber unerschüttert; dann faßte er seinen Feind und warf ihn vom Pferde.

— Ich bin ein verlorner Mann! schrie er mit lauter Stimme. Aber Du, Freund, stirbst wenigstens mit mir.

Der Stiletstoß, welcher den Piemontesen stumm machte, war La Touche's letzte Kraft. Er streckte sich als Sieger über seinen Feind aus, in demselben Augenblicke: Maddalena! murmelnd, als diese selbst sich über ihn warf, als könnte sie durch die Gewalt ihrer Liebe sein fliehendes Leben aufhalten.

In kaum einer Minute hatte der Tod eine reiche Ernte gehalten, obgleich Amadeus, Prinz von Carignan, nicht gestorben war. Er nahm die Hülfeleistung Franceschini's dankbar an, wies aber seine Tochter Maddalena finster von sich.

— Lebt dieser fränkische Abenteurer? fragte er, nachdem er sich mit Mühe erhoben hatte und mit Franceschini's Hülfe auf die Kutsche zu schwankte, mit matter Stimme.

— Todt! erwiderte der Maler eintönig.

— Die Heiligen seien gepriesen! Das wenigstens ist ein Atom der Rache, die centnerschwer

Digitized by Google

meine Bruſt bedrückt. Und Du? Ungehorſame, maßlos Elende, verblendetes Geſchöpf ohne Gefühl und Ehre, Du? Ich kenne Dich nicht . . . Ich weiß nicht, ob ich in nächſter Minute ſterben werde, aber den ſchwerſten Fluch, den ich Dir auferlege, kann ich auch in dieſer Minute vor Gottes Richterſtuhle verantworten.

Franceschini ließ den Kutſcher bei den Todten zurück, ließ die beiden Dienerinnen zu Fuße gehen und hob die ohnmächtige Maddalena auf den Kutſcherſitz, indeß er ſelbſt eines der Maulthiere beſtieg. So fuhr er langſam bis Mitternacht, wo er, an einer einſamen Herberge anderthalb Stunden von Genua angekommen, den Prinzen von Carignan abladen und auf ein ſorgfältig bereitetes Lager betten konnte.

Der Prinz war edel genug, den Maler als ſeinen treuen Diener zu bezeichnen und ihm den Auftrag zu geben, von der Stadt einen Arzt herbeizuholen. Maddalena, faſt geiſtesabweſend, ward in einem feſten Kämmerlein verſchloſſen.

Kaum aber war Franceschini zehn Minuten unterweges, da hörte er lautes Rufen hinter ſich. Maddalena mit ihrer Lieblingsdienerin und dem afrikaniſchen Knaben eilten trotz des ſchlechten Weges nach und ſtanden jetzt athmenlos neben ſeinem Pferde.

— Um der ewigen Barmherzigkeit willen, ſagte die Prinzeſſin, rettet mich! Rettet mich vor meinem Vater, noch mehr, rettet mich vor mir ſelbſt. Geleitet mich nach Genua, geleitet mich zum Kloſter Unſerer lieben Frau der Hülfe, damit ich ruhig ſterben kann.

Franceschini gehorchte; er fand einen Arzt auf und brachte ſeine Schützlinge zum Kloſter. Hier erſt konnte er ſich mit ſich ſelbſt beſchäftigen. Jene Piſtolenkugel hatte zwar nur ſehr ſanft gefaßt, dennoch war ſeine Streifwunde an der Bruſt nicht gering. Als die Kloſterfrauen den vornehmen Flüchtling voll Mitleid empfangen hatten, war es ihm dunkel vor den Augen und er ſank in demſelben Augenblicke bewußtlos vor Maddalena auf das Pflaſter des Kloſterhofes, als er von ihr ewigen Abſchied nehmen wollte.

Als der Maler wieder erwachte, fand er ſich auf den harten Lager einer kleinen Nonnenzelle ausgeſtreckt und zwei fromme Schweſtern ſaßen neben ihm. Er beſann ſich raſch, was geſchehen war, und ſein Entſchluß war bald gefaßt. Es däuchte dem Künſtler hier in Genua nicht geheuer ..... Ihn kannte Niemand ..... Niemand noch hatte ihn außer den Nonnen geſehen . . . Es galt ſchleunigſte Entfernung von dieſem gefährlichen Boden.

Bevor er aber ging, wollte er die unglückliche, durch verbotene Liebe unglücklich gewordene Prinzeſſin von Carignan noch einmal ſehen. Seine Bitten bei der Aebtiſſin drangen endlich durch, man öffnete ihm die Zelle der neuen Magdalena. Ohnmächtig werdend befand ſich Maddalena in den Armen ihrer Dienerin, indeß eine Novizin und eine Kloſterſchweſter ſich um ſie bemühten, um ihr Muth einzuſprechen und ſie auf ihr Lager zu bringen. Zu Boden geſchleudert war ihr reicher Schmuck, den der kleine Neger kaum aufzuheben wagte. Maddalena ſelbſt war halb entkleidet und ihre ermattende Hand hielt noch die Geißel, mit welcher ſie die grauſamen Bußzüchtigungen an ſich vollzogen hatte, welchen ihr zarter Körper, ohnehin von Seelenqual verzehrt, in kaum fünf Monaten unterlag . . .

Franceschini ging zur See von Genua ab und kam wieder auf das ſichere Gebiet der Santa Chieſa. Das Bild der Maddalena aber verließ ihn nie mehr, und begeiſtert von jenem

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Angedenken schuf er eins seiner ausgezeichnetsten Oelgemälde, das die glänzenden Vorzüge Cignani's und Guido Reni's in sich zu vereinigen scheint.

Das Feldlager.

Von Philipp Wouverman.

Es ist bewundernswerth, mit welcher Leichtigkeit Wouverman seine Stoffe zu variiren versteht, um immer neu zu bleiben. Dies Feldlager, obgleich ein in weiten Kreisen bekanntes und beliebtes Gemälde, steht der Composition nach jedoch nicht in der Reihe des Besten, das Wouverman geliefert.

Leben und Bewegung sind vortrefflich und charakteristisch, wie immer bei diesem Meister. Eine Gruppe von Soldaten und zwar Reitern ist vor einer im linken Mittelgrunde stehenden Marketenderbude versammelt. Ein Trompeter bläst, augenscheinlich kein Signal, sondern ein lustiges Reiterstücklein für seine Kameraden, von denen der eine mit entblößtem Haupte zärtlich seinen Weinkrug betrachtet, indeß der andere eine prächtig gezeichnete Schäcke besteigt. Einen der erschütternden Contraste, welche der Krieg herbeiführt, stellt Wouverman hier mit seinem parteilosen Pinsel dar, welcher mehr objectiv arbeitete, als vielleicht jetzt schon anerkannt ist.

Ein Krüppel, dessen Beine wahrscheinlich von einer Stückkugel fortrasirt sind, bettelt die im Mittelpukte des Bildes stehende Figur eines vornehmen, schwer geharnischten Reiters an. Diese Gebrechlichkeit des Armen, welcher kunstvoll auf zwei kleinen Handböcken mit den Händen zu gehen versteht und diese herrliche, fast übermüthige Kräftigkeit des Küraſſiers, den der nächste Augenblick zu dem machen kann, was sein armer beinloser Nachbar ist, lassen schwerlich ungerührt. Ein Soldat links versucht mit freundschaftlicher Gewalt das Schenkmädchen zu einem Schleifer zu veranlassen, indeß er selbst springt, so hoch er kann.

Rechts im Vordergrunde sitzt eine junge Brodverkäuferin, vielleicht zu dem Krüppel gehörend. Neben ihr eine, ein Kind säugende Frau, mit ihrem schlafenden Manne.

Im Mittelgrunde zeigt sich ein von seinem Weibe erweckter betrunkener Bauer und ein anderer Bauer, welcher auf seinem Esel Waaren in's Lager bringt. Die Schildwache hält dem Erschrockenen das Gewehr entgegen, worüber er selbst sammt seinem Esel aus voller Kehle zu schreien anfängt.

Der Hintergrund wird durch das Lager selbst und einen Fluß ausgefüllt, in welchem sich die Soldaten baden. Hinten ist die Leinenstadt, so weit das Auge reicht, mit lebhaft bewegten kleinen Figuren versehen. Das ganze Bild macht, eben seiner ernsten Wahrheit und Lebendigkeit wegen, einen fast tragischen Eindruck, denn „nur ein Schritt, nur ein Haar" ist's, wodurch das ganze Feldlager, diese luftige Stadt des Kriegs, von feindlichen mörderischen Kugeln und Schwertern, an deren Wirkung der Krüppel erinnert, geschieden wird.

Digitized by Google

Die Wildprethändlerin.

Von Gabriel Metzu.

Dies äußerst delicat gezeichnete und ausgeführte Bild ist das Seitenstück zu dem „Wildprethändler" von demselben Maler. Die Bilder dürften an künstlerischem Werthe einander so gleich sein, daß es schwer werden würde, zu Gunsten des einen einen Vorzug nachzuweisen. Doch wollen wir bemerken, daß der Kopf der Wildprethändlerin an sprechendem, naturgemäßem Ausdrucke denjenigen des Wildprethändlers sichtlich übertrifft, wogegen aber das Gesicht und das Haupt des letzteren wiederum wirksamer erscheint. Die kaufenden Damen auf beiden Gemälden, ächt holländische Schönheiten, zeigen sehr wenig von dem Geiste, der sonst die Figuren des Meisters belebt. Einen Humor, wie ihn Metzu liebt, finden wir auf diesem Gemälde in dem einfältigen Diener der Dame, welcher bereits das Waidmesser zum Abstreifen des Hasen zieht, wodurch die Händlerin bewogen wird, das Thier noch nicht zuzuschlagen, sondern einen höhern Preis zu verlangen. Diese humoristischen Züge sind bei dem sanften Metzu so schüchtern und wenig in die Augen fallend angebracht, daß sie eben so leicht übersehen, als gesehen werden können. Die Umgebung ist hier einfacher als auf dem Bilde des „Wildprethändler", übrigens fast genau so arrangirt. Malerei und Ausführung beider Stücke sind höchst vortrefflich.

Die Fähre.

Von Nicolaus Berghem.

Jan van Goyen, oder Göeyn, im Haag 1566 gestorben, war der Lehrer Nicolaus Berghem's. Der Ruf des Goyen war zu einer Zeit so hoch gestiegen, daß man seine Werke denen J. van Ruisdael's an die Seite stellte, obgleich Goyen in seiner Composition sich fast immer wiederholte und nur in der, in seinen Bildern meist mehr als in denjenigen von Ruisdael hervortretenden, Staffage mit dem großen Dichter von Landschaften sich messen könnte.

Nicolaus Berghem erreichte seinen Meister in der warmen, höchst naturgetreuen Farbengebung, überflügelte ihn aber durch eine reiche Phantasie. Seine Landschaften sind, obwohl höchst naturwahr, nichts weniger als der Natur abgeschrieben, sondern nach gefälligen und wirksamen Ideen angeordnet. In seiner Landschaftscomposition vermeidet Berghem jedoch fast stets die großen Contraste des Bodens sowohl als der Beleuchtung, und richtet sein Streben darauf, durch Zusammenstellung des Gleichartigen einen harmonischen Eindruck bei dem Beschauer hervorzubringen. Daher haben Nicolaus Berghem's Gemälde einen Anstrich von Classischem, von klarer, kräftiger Ruhe, was namentlich bei den von ihm radirten und gestochenen Blättern überraschend hervortritt.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

The Cecilia.

Digitized by Google

Digitized by Google

Herrlich ist stets seine Staffage. Sie zeigt meist eine geschlossene Scene von großer Lebhaftigkeit der Erfindung und charakteristischer Wahrheit, eine Handlung, die sich auf's Genaueste in ihrer Wirkung dem Eindrucke anschließt, den die Landschaft macht, in welcher sie vorgeht. Oft zeigen die Scenen die vortrefflichsten, humoristischen Züge. Nicolaus Berghem verstand es nicht minder, Thiere zu malen, welche er mit den menschlichen Figuren auf seinen Bildern mit großer Kunst zu gruppiren weiß. Seine Zeichnung ist correct, die Ausführung genau, die Beleuchtung, namentlich der Partien des Hintergrundes, brillant.

Der Meister, 1624 zu Haarlem geboren, starb 1683 in seiner Vaterstadt. Es ist sehr oft nach ihm in Kupfer gestochen und radirt; seine eigenen Radirungen, fast sämmtlich in festen Händen, behaupten, wie seine zahlreichen Gemälde, einen ungewöhnlichen Werth.

Gerard Dow.

Von ihm selbst gemalt.

(Schreibt.)

Auf diesem Selbstportrait hat der Meister mehr Phantasie und einen freieren Wurf der Composition entfaltet, als wir, bei allen seinen sonstigen bekannten Vorzügen, bei ihm zu finden gewohnt sind. In diesem Bilde ist das Bedachte, Gehaltene, welches bei Dow sowohl, wie bei seinen Schülern hervortritt, so wenig zu finden, daß man vielmehr die weiche Breite der italienischen Schulen in der Anordnung, neben dem zierlichen Pinsel des Holländers in der Ausführung bewundert. Dow ist uns eine neue Erscheinung in seiner ächt künstlerisch-phantastischen Umgebung. Seine Lieblingsverzierung, ein schön gewobener Vorhang, erscheint hier so frei und classisch drapirt, wie es auf den bisherigen, hier gegebenen Gemälden kaum annähernd der Fall ist. Die antike Gladiatorengruppe zeigt unwidersprechlich, wie tief der Maler auf das Wesen der Antike einzugehen das Talent besessen hat. Eine freie Composition, würden diese Gladiatoren, in Erz ausgeführt, sich den ausgezeichnetsten antiken Vorbildern der Römer, denn diesen gehören sie dem Style nach an, zur Seite stellen können. Auf den Schirm machen wir als auf ein Curiosum aufmerksam. Die Viola da Gamba war damals noch das hervorragendste Instrument des Orchesters, als die Leistungen Baltazarini's, Viotti's u. s. w. die Violine noch nicht zur Königin der Instrumente erhoben hatten. Ungeachtet aber damals die Geige als ein zu schwer zu behandelndes Instrument angesehen wurde, hat sich doch der auch in musikalischer Hinsicht kunstfertige Meister von seiner geliebten italienischen Geige auch auf unserm Bilde nicht zu trennen vermocht. Neben Dow's Eigenbilde behauptet dasjenige von Adrian Ostade jedoch, was Leben und Wirkung auf den Beschauer betrifft, bei Weitem den Rang.

Digitized by Google

Jesus.

Von Carlo Dolce.

Dieser Jesus mit dem Kelche vor sich, wie er, das Brod in der Hand, die Danksagung mit nach obengerichtetem Blicke spricht, ist eins der Hauptbilder Dolce's und steht neben seiner heiligen Cäcilia und der Herodias mit dem Haupt Johannes des Täufers, alle drei in Dresden, und neben der büßenden Magdalena in Florenz, dem Johannes in Berlin und Christus am Oelberge in Paris. Des ungemein zarten und hinreißenden Ausdrucks wegen ist dieser Jesus in seinen zahlreichen Nachbildungen ein Lieblingsstück der religiös gesinnten Herzen geworden, vielleicht noch mehr, als der grandios gehaltene, dornengekrönte Christus des Guido Reni es ist. Der Seelenmalerei der tiefsten, sanftesten Empfindung, wie sie Dolce zu erfassen und darzustellen wußte, begegnen wir hier im hohen Maße. Democh wird die Weichheit dieser Figur nicht weichlich, noch weniger ist die dargestellte begeisterte Empfindung sentimental. Dolce's deutsche Nachbildner haben nur zu oft den Fehler begangen, in die höchst anmuthigen, weich gehaltenen Bilder desselben eine Sentimentalität zu legen, die Dolce eben so wenig, als irgend ein anderer älterer Maler kennt. Nur selten ist Dolce's Zartheit wirklich manierirt, nie ist sie bloße Grimasse, wie bei vielen seiner Nachahmer. Dieser lieblich zarte Hauch der Auffassung quillt tief aus dem Herzen des Meisters und sie ist stets geistreich genug, um nicht von dem Weichen in's Weibische zu fallen. Die Ausführung dieses Jesusbildes ist ungewöhnlich sorgfältig; der Ton der Färbung warm und naturgetreuer, als Dolce sonst gewöhnlich denselben zu wählen pflegt.

Carlo Dolce gehört der gediegenen florentinischen Malerschule an. Das herrliche Florenz war seine Vaterstadt, wo er im Jahre 1616 geboren wurde. Er war des lieblichen Vignoli's Schüler, den er jedoch an Anmuth und Adel der Zeichnung bald übertraf. Sein zart besaitetes Gemüth umfaßte bald allein die Heiligenmalerei, und die gläubige Innigkeit, die ihn beseelte, trägt keinen kleinen Theil der rührenden, fesselnden Macht, die uns aus seinen Bildern entgegenweht. Was den großen Wurf der Zeichnung nnd eine gewisse Kühnheit der Composition betrifft, so möchte sein Christus am Oelberge den Preis verdienen. Sonst ist eine schwungreiche Phantasie nicht das Eigenthum des Künstlers, und seine sehr einfachen Entwürfe sind immer empfunden, selten gedacht. Der Meister starb 1686, bis an sein Ende sich selbst und seinem eigenthümlichen Genius getreu, seiner Gefühlsinspiration gehorchend und das auf blendende Größe und Reichhaltigkeit der Composition gerichtete Streben beharrlich von sich weisend. Seiner eigenthümlichen Richtung und Begabung wegen konnte er keinen ausgezeichneten Schüler heranbilden. Die besten Werke Dolce's sind sehr oft durch den Stich von den besten Meistern copirt. Eine Vergleichung mit diesen ältern Strichen dürfte die Vorzüglichkeit, womit unser Künstler den Jesus auffaßte, noch mehr herausstellen.

Digitized by Google

Jagdscene.

Von Philipp Wouverman.

Da wo Altflandern in einer scharf vorgeschobenen Spitze an Frankreich stieß, in einer wenig bebauten, dafür aber desto malerischeren Gegend, aus Waldstrecken und Haiden mit einzelnen Hügelreihen gebildet, stand ein altes Herrenschloß inmitten einer hügeligen, von dichtem Walde umgebenen Lichtung.

Die Besitzer dieses Schlosses und zugleich des Grundes und Bodens auf viele Meilen weithin waren seit unvordenklichen Zeiten die Herren von Boprès. Der Krieg aber hatte die Reihen dieses Stammes gewaltig gelichtet, und als der letzte Mann desselben, Castre Teophile de Boprès, im Alter von fast neunzig Jahren starb, hinterließ er nur eine Erbin, seine jüngste Großtochter, Diana de Boprès, welche genau siebzig Jahre jünger war als er.

Diana stand in einer sehr unruhigen, wechselvollen Zeit als die Herrin weitläufiger Besitzungen da. Sie fürchtete indeß weder die französischen, noch die niederländischen Soldatenhaufen, denn sie besaß unendlich wenig, was die Raubluft dieser Herren zu reizen vermochte, die in Hinsicht auf Erpressungen in der Regel keinen Unterschied zwischen Freund oder Feind finden konnten. Château Boprès war mit respectablen Mauern versehen und ein zwar sehr malerischer, aber doch ein Trümmerhaufen. Nur das eigentliche Wohnhaus war besser bewahrt, und Diana hatte im Geschmacke ihrer Zeit dadurch eine bedeutende Verschönerung bewirkt, daß sie die ehrlichen altersgrauen Mauern mit profaner Kalktünche anstreichen ließ. Im Innern war dies auf solche Weise, wie eine Inschrift über der Thür besagte, „renovirte" Herrenhaus mit seinen niedrigen schmalen Zimmern, mit den vielen halbrunden Erkerstübchen, ungemein wohnlich und bequem. Die Menschen jedoch waren in diesem Schlosse zu spärlich anzutreffen, als daß ein Fremder sich hier in diesen öden Hallen und Gemächern, heimisch hätte finden können.

Diana von Boprès besaß, wie gesagt, keine Angehörigen und hatte das Misgeschick, durch ihren verstorbenen, unsäglich proceßsüchtigen, alten Großvater mit den sämmtlichen edlen und unedlen reichen Familien der Nachbarschaft verfeindet zu sein. Sie blieb also einsam und verlassen, und nur einige Gläubiger statteten ihr von Zeit zu Zeit Besuche der unangenehmsten Art ab.

Zuerst weinte Diana über ihre Einsamkeit und fürchtete sich auf dem Schlosse, daß sie schon längst „das Eulennest" getauft hatte. Der Mensch gewöhnt sich jedoch, mit Ausnahme des Sterbens, endlich an Alles. Auch Diana vergaß es, daß ihre Wohnung von allen Menschen abgewandt liege, daß dieselbe ein Aufenthalt für alle möglichen Menschen, nur nicht für ein schönes zwanzigjähriges Edelfräulein sei; sie dachte nicht mehr daran, daß das einzige weibliche Wesen, welches sich außer ihr auf Boprès befand, die getreue Kammerjungfer, Köchin, Gärtnerin und Viehmagd Geneviève, ungeachtet ihrer sonstigen Vorzüge, unbeschreiblich dick, häßlich und dumm war; ja es kam der jungen Dame nur sehr selten in den Sinn, in welcher wahrhaft

Digitized by Google

schutzlosen Lage sie sich befand, da sie nur einen Jägerburschen und einen halb blödsinnigen Bauer als männliche Besatzung ihres Schlosses aufzuweisen hatte.

Alle diese vielen und schweren Bedenken kamen seit längerer Zeit nicht bei der schönen Diana auf; denn eine Leidenschaft hatte sich ihrer bemächtigt und regierte in ihrem Herzen mit unbestrittenem Scepter. Diana war nicht etwa verliebt. Das wäre so ziemlich unmöglich gewesen: denn wenn sie sich auch noch so genau besann, so erinnerte sie sich doch nicht, je einen andern schönen, jungen, vornehmen Cavalier gesehen zu haben, als ihren unglücklichen Bruder, der zur Schlacht auszog und gleich in den ersten Minuten seiner ersten Schlacht den Tod fand. Ihr Jäger Pierre, mit dem sonnverbrannten, pockengrubigen Antlitze und der ungeheuren Stülpnase, durfte zu wenig Ansprüche auf Schönheit erheben, als daß ihn Diana anders angesehen hätte, als um auf Unkosten seiner Monstre-Nase ihm fortwährend Anzüglichkeiten sagen zu können.

Diana's Leidenschaft war — die Jagd. Die Bewohner von Château Boprès hatten in dem Winter, als Theophilus, der Neunzigjährige, starb, zu ihrer größten Bestürzung einen ganz eigenthümlichen Gläubiger — den Hunger nämlich, bei sich anklopfen gefühlt. Pierre hatte es übernommen, diesen Gast zu verbannen. Aber so fleißig der treue Bursche auch Tag für Tag mit seinen Hunden arbeitete, so ward es ihm dennoch zu schwer, die sämmtlichen Hungrigen auf dem Schlosse mit Wildpret zu versehen. Pierre mußte nothwendig Beistand erhalten, und nachdem man hierzu ohne Erfolg einen Bauerburschen der nächsten Dorfschaft zu verwenden versucht hatte, entschloß die schöne Erbin von Boprès selbst sich dazu, das edle Waidwerk aus lieber Noth zu betreiben.

Pierre stöberte einen alten Damensattel auf und restaurirte ihn mit bedeutendem Aufwande von Zeit und Mühe. Er ritt auf dem Schloßhofe das beste der vorhandenen Pferde, einen schönen Dunkelbraunen, für die Herrin zu und brachte für sie die Leibflinte des verstorbenen Großvaters in brauchbaren Stand.

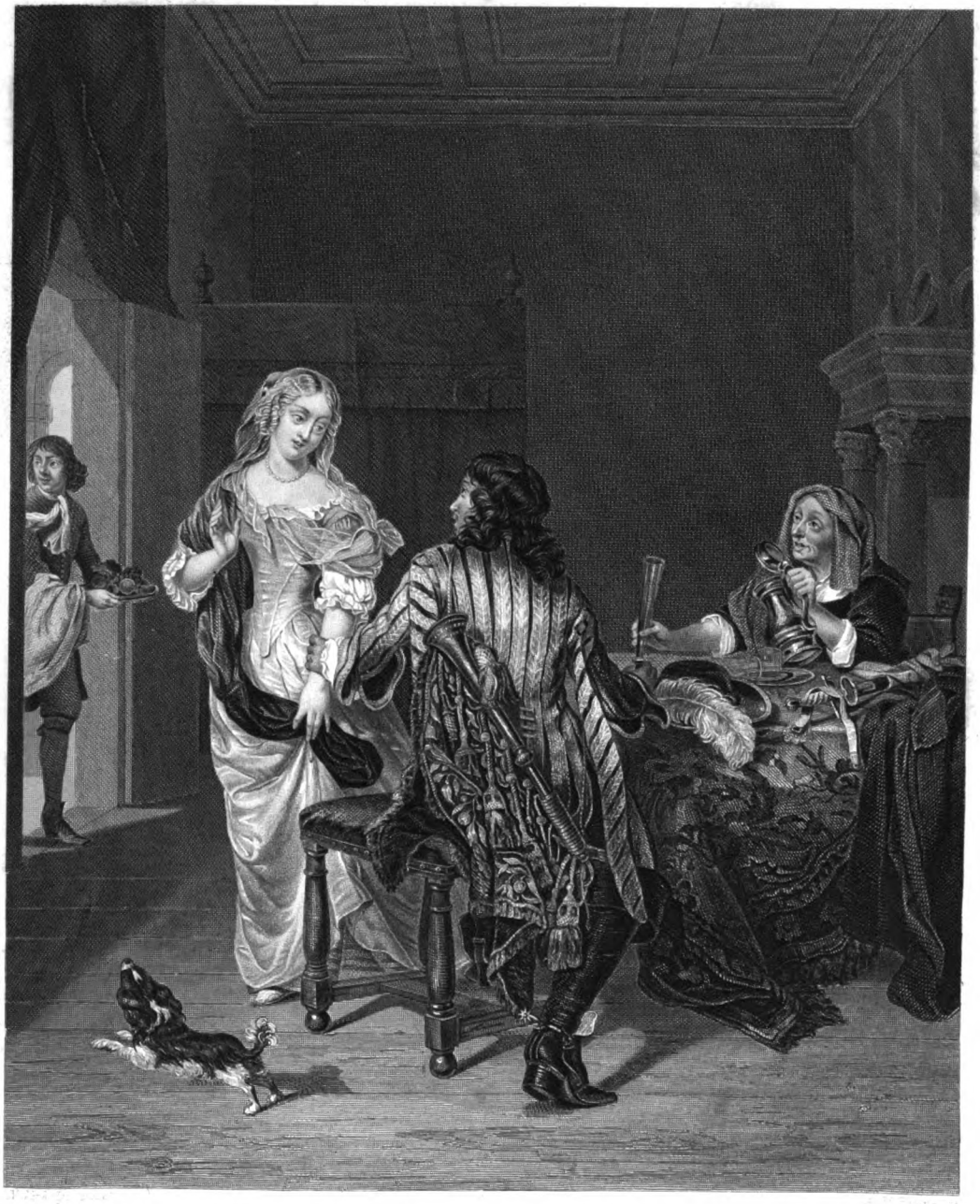
So bedacht konnte das Fräulein de Boprès an einem schönen Herbstmorgen mit dem häßlichen Pierre hoffnungsvoll aufbrechen und am Abende mit dem angenehmen Bewußtsein zurückkehren, zwar ihren einen Jagdhund mit einer guten Ladung Schrot angeschossen, durch ihr umsichtiges Verfolgen eines Rehbocks aber auch es dem Pierre möglich gemacht zu haben, denselben durch einen Blattschuß zu erlegen. Aber allgemach ward Mademoiselle de Boprès eine Jägerin, gegen deren Kunst sich selbst der brave Pierre nicht zu behaupten vermochte. Sie fürchtete sich nicht mehr, ihre Flinte abzuschießen und traf mit einer Sicherheit, die dem alten Jäger nicht selten Thränen der Bewunderung auspreßte. Tag für Tag sah sie der Wald und das weite, öde, hügelige Revier hoch zu Roß, von ihren Hunden gefolgt, mit eleganter Gewandheit auf der Spur des Wildes, und noch tief in der mondlichten Nacht hörten die Bauern der Dörfer an den Grenzen der Besitzungen der Donna Diana ihre Schüsse knallen.

Diana ward sehr bald in der ganzen Umgegend bekannt als wilde Reiterin und Jägerin. Sie freute sich, als die alte Geneviève, von ihren mehre Stunden entfernt wohnenden Verwandten zurückkehrend, ihr diesen Umstand meldete, gerieth aber in eine ihr bisher noch unbekannte traurige Bestürzung, als die Dienerin den Namen hinzufügte, unter welchem man Donna Diana verstehe. Das Fräulein hieß nämlich: die arme oder die zerlumpte Jägerin, und der Pater

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Guardian eines benachbarten Klosters, der Diana in seinem Leben nie gesehen hatte, hatte dieser Gottlosen, die nie eine Kirche besuchte, den Titel: die Reiterin von der erbärmlichen Gestalt, gegeben.

So hatte Diana noch nie geweint als an diesem Abende. Jetzt erst sah sie ihre Armuth ein und glaubte zu fühlen, daß ihr bisheriges Leben schrecklich, elend, bedauernswerth und ihre jugendliche Lust an der Natur und dem frischen Waidwerke ein ganz unzureichender Ersatz für die zarten Vergnügungen sei, die andern jungen Edeldamen an den Höfen der Fürsten und in den reichen, prächtigen Städten Belgiens bereitet wurden. Diana war gebildet, fast hätte man sie, die mit ihrem alten Großvater fertig Latein zu reden verstanden, gelehrt nennen können. Der verstorbene Boprès besaß viele und gute Bücher, und von den jungen männlichen Zweigen der Familie, welche in Paris, in London und am deutschen Kaiserhofe ehrenvolle Posten bekleidet hatten, waren nicht wenige Werke nach dem Stammschlosse gesandt, welche die ganze Eleganz und Galanterie der damaligen Zeit athmeten. Diana hatte, seit sie allein war, sehr wohl in den Stunden ihrer Einsamkeit gelernt, wie es in der Welt draußen eigentlich beschaffen sei, und ihre Phantasie hatte sich auf ihren abenteuerlichen Streifzügen nicht selten mit glänzenden, romantischen Plänen beschäftigt. Noch aber war immer ihre Leidenschaft für die Jagd siegreich geblieben, und sie hätte sich um keinen Preis von Boprès fortgewünscht.

Als Genéviève aber an jenem Abende zurückkehrte, war Dianens erster und einziger Gedanke, fort von dem alten Schlosse zu kommen. Aber sie sah ein, daß hierbei, wie sie in ihren Träumen vorausgesetzt hatte, nicht blos ihr Wille hinreichte. Sie konnte ihren Zustand nicht ändern. Sollte sie Boprès verkaufen? Wer denn wollte ihr einen genügenden Preis bieten in einer Zeit, wo nichts seltener als eben Geld war, wo selbst die Soldaten, französische, niederländische und deutsche, sowie sie, vor- oder rückwärts wogend, diese Gegenden passirten, kein Geld besaßen, obgleich sie dasselbe nahmen, wo und wie sie es erlangen konnten? Diana konnte Boprès für einen Spottpreis verschleudern, dann den Preis in irgend einer Stadt verzehren — sehr wahr. Aber dann der rettungslosesten Armuth, die gar keine Wehr mehr gegen das wirkliche Elend besitzt, anheimfallen — eben so wahr. Diana war also, was sie bei dem Gefühle ihres jugendlichen Muthes, bei ihrem unschuldigen Stolze auf sich selbst und ihr ehrwürdiges, edles Geschlecht nie geahnt hatte, die arme Jägerin, die zerlumpte Amazone, wenn auch nicht die Dame von der erbärmlichen Gestalt.

Daß sie wenigstens das Letztere nicht war, ergründete sie vor einem ungeheuer großen, aber vor Alter bereits sehr blind gewordenen Spiegel, dessen ursprüngliche Heimath Paris war. Ihre schlanke, junonisch üppige Gestalt, ihr reiches, dunkelbraunes Haar, die Züge ihres frischen Antlitzes und der glänzende Strahl ihres blauen Auges waren über allen Tadel erhaben. Ihre Haltung war stolz und frei und zeugte von der Federkräftigkeit ihrer ebenmäßigen Glieder, die in frischer Luft gestählt waren. Aber zerlumpt waren die Kleider dieser fürstlichen Gestalt und von Genéviève dabei unterstützt, weinte Diana über die Stellen ihres alten, grauen Tuchkleides, deren verdächtige Beschaffenheit das Abscheuligste, was es in dieser Hinsicht giebt, sauber aufgenähte Flicken nothwendig gemacht hatte. Die Garderoben der Großmutter, der Mutter und der alten Tanten wurden noch an demselben Abende einer strengen Musterung unterworfen,

Digitized by Google

welche es höchst problematisch ließ, ob aus den mürben, sonst so glänzenden Resten mehr als ein einziges Kleid sich für Diana herstellen lasse.

Einmal durch ein einziges Urtheil der Welt aus ihrer Ruhe gerissen, konnte sich das Edelfräulein nicht mehr von dem neuen Gedankengange, welcher sich ihrer Einbildung bemächtigt hatte, losmachen. Sie wollte gekleidet sein, wie es ihrem Range gebührte, und Niemand sollte auf den Einfall kommen können, ihr die Aermlichkeit ihres Anzugs zum Vorwurfe zu machen.

Nach längeren Debatten mit Genèviève, wobei auch Pierre als stimmfähiges Mitglied zugezogen werden mußte, stellte sich ein Mittel heraus, um ohne fühlbaren Schaden zu Gelde zu gelangen. Der Nachbar der Boprès war ein Herr von Albala, ursprünglich ein Spanier, welcher sich hier angekauft hatte. Der alte Herr de Boprès hatte mit diesem Edelmanne seit etwa fünfzehn Jahren einen Proceß geführt, welcher die einzige angenehme Unterhaltung des Großvaters der Donna Diana gebildet hatte. Es handelte sich um ein, dicht an Albala's Besitzungen anstoßendes Hölzchen, in der Umgegend nur das Streithölzchen genannt. Diana wollte das Streithölzchen an den Mann verkaufen, welcher nach dem Besitze desselben ein so hartnäckiges, leidenschaftliches Verlangen bewiesen hatte.

Diana hatte den Herrn d'Albala noch nie gesehen, aber eben weil er ihr fremd war, faßte sie Muth, ihm gegenüber ihr Vorhaben auszuführen. Mit großem Aufwande von Kunst fertigten Diana und Genèviève die nächsten Tage einen leidlichen Anzug, und bald konnte Diana die Freude genießen, sich einigermaßen als Dame gekleidet im Spiegel zu bewundern. Genèviève machte ihrer Herrin eine Frisur, die an Höhe mit der jeder Herzogin wetteifern konnte, und eine Minute später saß Diana hoch zu Roß, den ernsten Pierre hinter sich, und trabte mit ihm zum Schloßhofe hinaus nach dem Hause des Marquis.

Als diese immerhin ungewöhnliche Cavalcade auf dem Hofe des Marquis ankam, ward's schnell an allen Fenstern und Thüren lebendig. Zahlreiche Diener kamen vor das Haus und sahen sich, sehr ungewiß, was hier zu thun sei, an, und zwei kleine, sehr hübsche Pagen standen und stießen und knippen sich heimlich, indeß sie auf die Dame und ihren Rusticus von Diener mit den Fingern zeigten. Pierre hob seine Herrin vom Pferde, band die Thiere an und folgte Dianen, seine getreueste Flinte in der Hand behaltend.

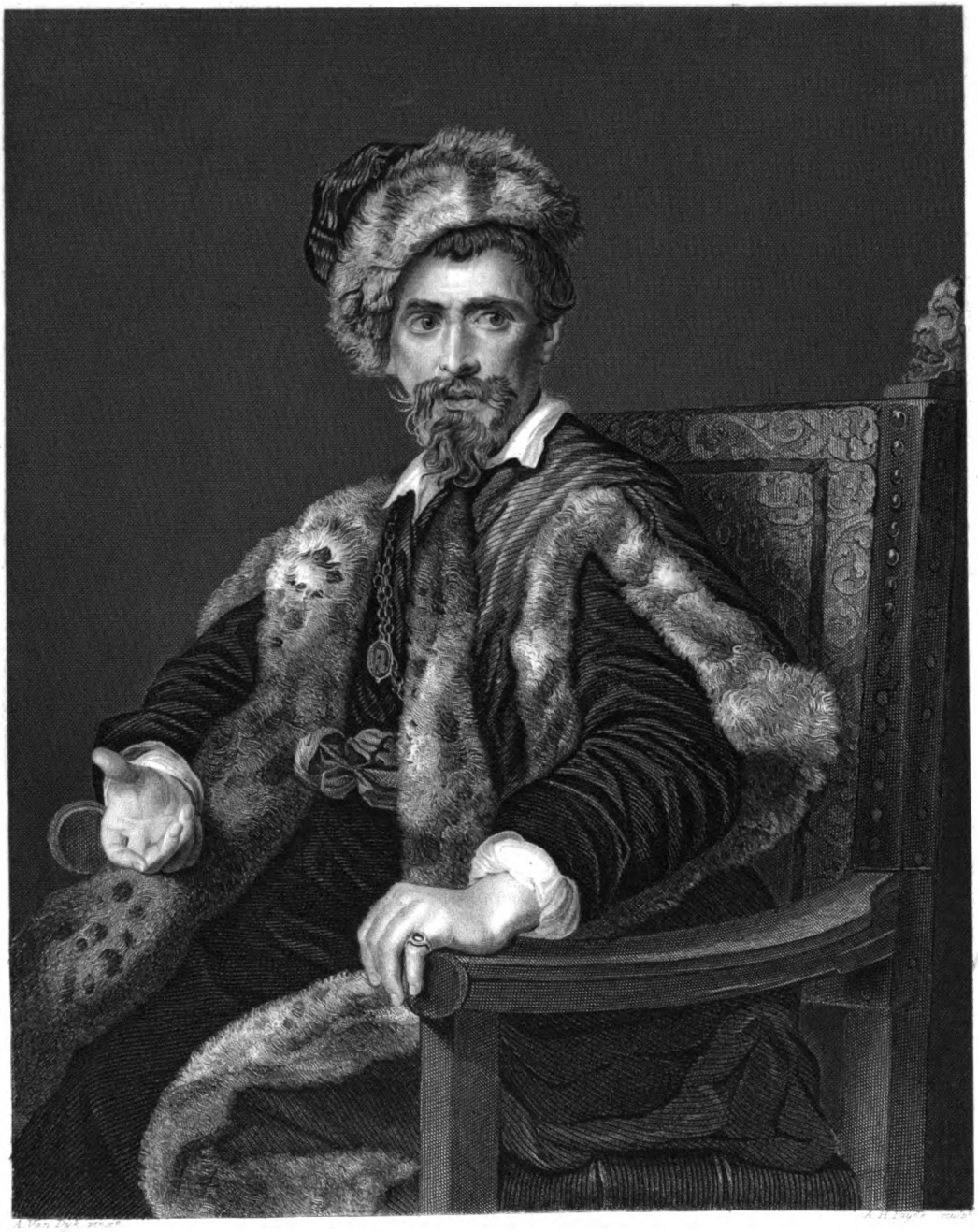
Der Marquis selbst trat der Fremden auf dem Flur entgegen. Er war ein Mann von etwa fünfzig Jahren, dessen Gesicht, stark markirt, die spanischen Nationalzüge zeigte. Der Marderpelz, welchen er als Hauskleid trug, war so prächtig, daß Diana sich heimlich seufzend gestand, wie wenig sie hier mit ihrem, für Schloß Boprès allerdings ungewöhnlichen, Anzuge zu prunken vermöge.

Albala war die gewandte Höflichkeit selbst. Diana machte ihm den Vorschlag, er möge das Streithölzchen kaufen, und er ging mit Bereitwilligkeit darauf ein, obgleich er gestand, an dem Hölzchen liege ihm weniger, als an seinem Rechte darauf. Noch in derselben Stunde empfing die Herrin von Boprès einen bedeutenden Preis in guten Goldstücken ausbezahlt und empfing die Einladung, den Tag wenigstens bei Albala hinzubringen. Der Marquis war unverheirathet und so galant, als es ein Cavalier der damaligen Zeit immer sein konnte. Herr d'Albala schien ungemeines Gefallen an seinem Gaste zu finden, und er drückte dies auf die zarteste Weise von der Welt aus. Diana war entzückt, denn so verbindlich hatte sich noch Niemand je mit ihr

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



A Portrait. Wm. Baldwin.

Digitized by Google

Digitized by Google

unterhalten, und sie verschwieg dies nicht. Der Marquis nahm ihren Arm und zeigte ihr seine reiche Bibliothek und eine vortreffliche Gemäldesammlung, meist aus Bildern von spanischen Malern bestehend. Diana staunte; denn obgleich Schloß Boprès nicht wenige Herren im Stahlkragen und Harnisch, mit unendlichen Pluderwämmsern und schweren Flambergen und Damen mit ellenbreiten Knippfraisen und thurmhohen Lockengebäuden im Bilde aufweisen konnte, so hatte das junge Mädchen dennoch nie eine Ahnung von dem Zauber gehabt, den ein in Farbengluth prangendes Meistergemälde auszuüben vermag. Völlig hingerissen aber ward Diana, als d'Albala ihr sein Gewächshaus öffnete nnd ihr eine tropische Natur mit aller ihrer geheimnißvollen Pracht in den damals noch sehr seltenen Pflanzen und Blumen erschloß. Blumen waren Dasjenige, was Diana über Alles liebte; ihr Entzücken war daher unbeschreiblich, als d'Albala von den schimmernsten Blüthen einen Strauß pflückte und ihr denselben überreichte.

— Wie glücklich sind Sie, Herr Marquis! rief Diana aus.

— Glücklich! erwiderte der Spanier, betroffen von dieser Aeußerung. Glauben Sie in der That, Donna Diana, daß Jemand in einem einsamen Leben, wie es das meinige ist, Glück finden kann?

— Herr Marquis, erwiderte Diana zögernd, auch ich bin auf Boprès sehr einsam, und wahrlich noch um Vieles mehr als Sie. Ich habe sehr oft fast entbehrt, und doch, denke ich, bin ich nicht unglücklich gewesen.

Albala lächelte fein.

— Wie alt sind Sie, wenn Sie entschuldigen? fragte er sanft.

— Ich werde zwanzig Jahr . . .

— Sehen Sie? Als wenn man sich mit zwanzig Jahren ennuyiren und abgrämen könnte. Aber werden Sie doppelt so alt auf Boprès, so werden Sie, reizendes Fräulein, sicherlich verstehen und zugeben, was ich sagte.

— Vierzig Jahre! flüsterte Diana für sich. Das ist ja gräßlich.

In diesem Augenblicke ahnte sie, was ihr denn eigentlich zu einem menschlichen Lebensglücke fehle; sie fühlte, daß sie ein Weib war, das Liebe geben und empfangen sollte, und mit fast abergläubigem Schrecken bebte sie vor der Perspective zurück, einst auch das zu werden, was ihre verstorbenen Tanten waren: alte, abgehärmte, lebenssatte Jungfern.

Albala geleitete die Edeldame eine gute Strecke Weges bis zu einer romantischen Stelle der Landschaft auf Diana's Gebiete. Hier war leichtes Buschwerk; der Wald, zu welchem ein romantischer Hohlweg führte, war nahe, und über die Wipfel der Patriarchen der Eichen und Buchen erhoben sich stolz einige steil anlaufende Hügel, die ersten Vorposten einer sanft sich hinziehenden Bergkette.

Diana deutete auf eine Quelle dicht am Wege, deren Wasser klar wie Diamant blitzte und auf einen Sitz unter einem knorrigen Eibenbaume und sagte:

— Marquis, da sehen Sie meinen Lieblingsplatz, den ich sicher jeden Tag einmal besuche, Gestehen Sie, daß eine heiterere und reizendere Gegend zu denken unmöchlich ist.

Albala blickte die Dame und dann die Landschaft träumerisch an. Er war seit längerer Weile sehr schweigsam geworden. Jetzt antwortete er gepreßt:

— Ihr Lieblingsplatz? Er möchte sich an dem wüstesten Orte der Welt befinden, so

Digitized by Google

würde ich ihn doch entzückend nennen. Ich weiß, daß Sie, will mir doch das Glück wohl, mich hier zuweilen sehen werden, denn es ist gewiß, dies hier wird von nun an das unabänderliche Ziel meines täglichen Spazierrittes werden.

Der Ton, in welchem Albala dies sagte, war so eigenthümlich, daß Diana den Spanier fragend anblickte. Er aber drückte seine hohe, mit Federn gezierte Pelzmütze in die Augen, setzte seinem Rosse die Sporen ein und flog pfeilschnell von dannen.

Von diesem Tage an hatte d'Albala keine Ruhe mehr auf seinem Schlosse. Er ritt täglich nach Diana's Ruheplatze, und hatte die unaussprechliche Freude, seiner schönen Nachbarin mehr als ein Mal zu begegnen. Es ward Regel, daß der Marquis allemal mit ihr verabredete, wann die nächste Zusammenkunft sein werde, und diese war noch nie über zwei Tage hinausgeschoben worden. Albala war glücklich, denn mit einer Gluth, die er nie in seinem Herzen zu tragen geglaubt hatte, flammte in ihm eine täglich mächtiger und unwiderstehlicher werdende Liebe auf. Diana war in gewissem Sinne noch glücklicher als Albala, denn sie empfand nicht die Qualen des Zweifels und der Furcht vor einem drohenden Misgeschicke, wie sie die Brust d'Albala's bewegten, sondern überließ sich mit der ganzen Hingebung der Jugend der Freude, glänzende Kleider zu tragen und ein herrliches Roß zu tummeln, daß sie von d'Albala zum Geschenk empfangen hatte, und dem reinen und ihr so ganz neuen Genusse, welchen ihr der Umgang mit einem höchst gebildeten Manne gewährte, dessen einziges Streben war, Diana zu gefallen.

Mit einem Male jedoch erwachte Diana aus dem angenehmen Traume, der sie umfangen hatte, und Bestürzung und Rathlosigkeit bemächtigten sich ihrer. Sie empfing diese Zeilen von Albala's Hand:

„Geliebte Diana!

Am ersten Tage, als ich Sie erblickte, nannten Sie mich glücklich, obgleich ich in jener unvergeßlichen Stunde mehr als je die niederdrückende Gewißheit hatte, daß mein Leben traurig, öde und freudenleer sei. Meine Ahnung hat sich verwirklicht, daß Sie, Diana, es sein würden, welche mir meine unerträgliche Lage doppelt fühlbar machen würden. Viel habe ich in dieser kurzen Zeit unsrer Bekanntschaft gelitten, so viel, daß ich unfähig bin, mein bisheriges Schweigen zu bewahren. Offen gestehe ich Ihnen das, was so oft sich in leisen Hindeutungen über meine Lippen drängte, ohne daß Sie es je versucht hätten, meine Worte in meinem Sinne zu deuten. Ich liebe Sie, Diana, und urtheilen Sie von der Stärke meiner Empfindungen daraus, daß ich den Muth habe, dieselben auszusprechen. Ich bin mehr als noch einmal so alt als Sie, und mit Ihrer reizenden Schönheit verglichen, bin ich nur noch eine unfreundliche Ruine. Aber ich weiß auch, daß sicherlich Niemand mehr Sie und die leiseste Bewegung versteht, welche durch Ihr Inneres zittert, als ich, daß Niemand so völlig sein ganzes Wesen Ihnen hingeben kann, als Derjenige, den man kalt und unbeugsam nennt. Ich weiß, daß ich, wie vielleicht der Schönste und Würdigste, reich genug an Geist und Herz bin, um ihnen das ungetrübte Glück des Lebens bereiten zu können. Ja, wenn Sie wollen! Können Sie sich entschließen, Ihrem bisherigen, väterlichen Freunde näher anzugehören? Können Sie meine Gattin werden? Sie sollen das Wort, das Sie an mich bindet, nie, nie bereuen ... Ich hoffe, und doch bemächtigt sich meiner eine unsäg-

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

A. Carracci inv.t

Digitized by Google

Digitized by Google

liche geheime Angst . . . In drei Stunden habe ich Antwort; Sie sehen mich bald auf ewig zu Ihren Füßen, oder ich scheide von diesem Fleck Erde auf immer.

Juan d'Albala y Storda."

Der festlich geschmückte Page stand vor Diana, und sein helles Seidenkleid, seine schöne breite Schärpe contrastirte seltsam mit dem düstern alten Zimmer, wo ihn Diana empfing. Fast befangen blickte das Kind an die Wände mit den Ledertapeten und den alten Bildern. Es schien für seinen Herrn nichts Gutes zu ahnen.

— Nein! sagte Diana fest und laut, aus ihrem Sinnen erwachend.

Diana vermochte kaum sich zu fassen. Sie hatte etwa eine Empfindung, als sei sie unbewußt an einen tiefen Abgrund getreten, dessen erstarrende Nähe sie erst jetzt endeckte. Bei dem lebhaften Mädchen hatte sich der bisherige Freund im Nu in ein abschreckendes Wesen verwandelt.

— Was soll ich meinem Herrn, dem Marquis, antworten, gnädige Dame? fragte der Page sehr schüchtern.

— Antworte ihm, rief Diana mit funkelndem Blicke, daß Derjenige, welcher Freundschaft zu erbärmlich eigennützigen Zwecken misbrauchen kann, der tiefsten Verachtung würdig ist.

Der Page verbeugte sich tief und ging. Marquis d'Albala begegnete ihm fast dicht vor Schloß Boprès.

— Ihre Antwort? keuchte er.

Kaum konnte der Page durch Drohungen gezwungen werden, seinem Herrn die volle, vernichtende Antwort der Herrin von Boprès zu überbringen. D'Albala sagte gar nichts; aber ein Zorn bemeisterte sich seiner, eben so glühend als nachhaltig. Seine südliche Natur machte sich geltend und er gelobte im Herzen der Angebeteten volle Rache. Aber noch immer flammte seine Liebe mächtig empor und verwarf verzweifelnd alle Anschläge, welche die Rache zur tiefen Demüthigung Dianens beschlossen hatte.

Der Marquis entschloß sich kurz. Ich will mich rächen; aber die Liebe selbst soll meine Rache sein! flüsterte d'Albala sich zu und machte die umsichtigsten Anstalten zur Ausführung eines eben so schlauen, als unverantwortlichen Planes.

Der Edelmann verbarg sich längere Zeit, und in der ganzen Gegend ging das Gerücht, er sei nach Spanien abgereist. Diana athmete erleichtert auf, aber schon nach einigen Tagen ward ihr von Albala eine Ueberraschung bereitet, wie sie dieselbe nie geahnt haben mochte. Es war früh Morgens um drei Uhr, als unten im Schlosse Boprès die Jagdhunde anschlugen, so daß Diana aus tiefem Schlummer erwachte.

Fünf oder sechs vorsichtig verlarvte Männer traten gleich darauf in ihr Schlafzimmer und führten, ohne Klagen oder Widerreden gelten zu lassen, die kaum halb angekleidete Dame mit Gewalt zu einer im Schloßhofe stehenden, inwendig fest verwahrten Kutsche. Diana hörte Geneviève schreien, den Pierre im Stalle fluchen, er sei geknebelt, und die Jagdhunde wüthend bellen.

Soviel Diana bemerken konnte, verfolgten die bewaffneten Räuber den Weg nach dem Schlosse des Marquis. Die Gefangene gerieth fast außer sich vor bittern Zorn, als sie jetzt,

Digitized by Google

nachdem die erste Betäubung vorüber war, über den möglichen Urheber dieses Bubenstücks nachdachte. Das Fensterchen hinten in der Kutsche hatte man zu verwahren vergessen. Sie blickte hinaus und glaubte hinter ihrem Fuhrwerke den Marquis unter seiner dichten Verhüllung zu erkennen, wie er steif und unbeweglich im Sattel sitzend, als Arrièregarde dem Zuge nachzukommen suchte. Diana zerbrach das Fenster und rief mit durchdringender Stimme:

— Herr von Albala! Herr von Albala! Ich habe Sie erkannt! Versuchen Sie nicht, diesen Gaunerstreich weiter zu treiben.

Der muthmaßliche Marquis rührte sich nicht bei dem Anrufe; aber ein besonderes Leben zeigte er, als zwei Reiter, welche bisher der Kutsche vorangetrabt hatten, im Galopp zurückritten und ihm mit den Geberden des Schreckens etwas meldeten.

Diana lauschte athmenlos, und es gelang ihr, ihre Thränen so weit zu unterdrücken, daß sie durch eine Ritze der Fensterblende an der Seite des Wagens gewahren konnte, was draußen vorging.

Der Weg kreuzte sich hier. Auf dem einen Seitenwege sprengten im kurzen Galopp vier Reiter daher. Der erste derselben war ein junger, schöner Cavalier, auf einem schäumenden Schweißfuchse. Den Hut weit aus der Stirn gesetzt, so daß seine langen Seitenlocken frei flogen, sang dieser Reiter ein spanisches Lied, das, uralt und hundert Mal umgeformt, noch heute seine Macht über die Herzen der Spanier nicht verloren hat. Es hieß etwa:

Serenos, alegres,
Valientes, osados
Cantemos, soldados
El himno á la lid!

De nuestros acentos
El orbe se admire,
Y en nosotros mire,
Los hijos del Cid!

Vor den Verlarvten machte der junge Soldat Halt. Er betrachtete diese sonderbar aussehende Escorte der dicht verwahrten Kutsche mit unverhehltem Erstaunen. Dann zog er seinen langen Stoßdegen von Toledo und kam mit seinen drei Gefährten dicht heran.

— Mui Señor mio! rief er denjenigen an, den Diana für den Marquis d'Albala angesehen hatte, indeß er sich dann der französischen Sprache bediente. Mein Herr! Erlauben Sie mir die Frage, weswegen der Carneval hier zu Lande so ungewöhnlich zeitig einfällt?

— Wer sind Sie?

— Enriquez Sancho d'Albala! rief der junge Mann, ein Name, der sich sicherlich in dieser Gegend nicht ohne Ruhm hören lassen darf, denn mein Oheim trägt denselben. Was aber habt Ihr in Eurer Kutsche, Señores, die Ihr mir verzweifelt verdächtigt auszusehen die Ehre habt . . .

Der Angeredete antwortete nicht. Diana fing jetzt aus allen Kräften zu schreien an und der junge Cavalier kam dicht an die Kutsche.

Digitized by Google

— Oeffnet dies Fuhrwerk, Banditen! rief er. Und als die Begleiter der Kutsche auf ihn mit gezogenem Degen eindrangen, faßte er sein Reiterpistol und feuerte.

— Dasmal war's nur Dein Roß; die zweite Kugel erhältst Du selbst, Amigo! rief der Spanier.

— Folgt mir! rief der Reiter, welcher hinter der Kutsche gewesen war, nach diesem blutigen Vorspiele des Ernstes. Und er ritt im Galopp davon, von seinen Helfern begleitet.

Enriquez d'Albala befreite die Gefangene, und jetzt erst, nachdem er ihr Misgeschick erfahren hatte, bereute er es, selbst dem Kutscher die Flucht nicht verwehrt zu haben. Einer seiner Diener nahm die Zügel, während der Spanier die Erlaubniß erhielt, sich in das Fuhrwerk neben Diana zu setzen.

Anderthalb Stunden später, als sie ausgefahren war, kam Diana auf Boprès wieder an. Sie hatte auf dieser kurzen Tour nichts weiter verloren, als ihr Herz. Das Mädchen war untröstlich, als Enriquez Abschied nahm, um sich zu seinem Oheim zu begeben. Diana wagte es nicht, ihm zu entdecken, wen sie als den Anstifter dieses unerhörten Raubes insgeheim anklagte. Enriquez schied mit dem Versprechen, bald wiederzukehren.

An demselben Tage jedoch empfing Diana ein Billet von der Hand des Marquis von Albala, in welchem er schrieb:

— Geliebte Diana, die ich bald Tochter nennen werde!

Vergessen Sie und schweigen Sie; aber kommen Sie nach Ihrem Lieblingsplatze und ich werde suchen, Sie für die erlittene Unbill reichlich zu entschädigen. Enriquez ist mein Vertrauter; er weiß, was geschah. Er wird mit mir kommen. Glauben Sie, daß ein Spanier, der sich einen Augenblick von seiner Leidenschaft hinreißen lassen kann, ebenfalls edel genug denkt, um der Beleidigten volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. D'Albala.

Diana schwankte. Aber der Kriegsrath auf Boprés, von Genéviève und Pierre gebildet, entschied. Diana schmückte sich, so schön sie es vermochte, und setzte sich zu Pferde. An ihrem Lieblingsplatze traf sie, als sie von Genéviève und Pierre geleitet ankam, den Marquis d'Albala mit einigem Gefolge. Bevor Diana noch angekommen war, mußte d'Albala's Page schon den Versöhnungstrunk einschenken. Diana, eine neue Hinterlist fürchtend, bat sich Wasser, aber keinen Wein aus, und Genéviève bückte sich, um einen dargereichten Krug mit dem kristallenen Naß der geliebten Quelle anzufüllen. Pierre, das Gewehr schußgerecht quer über den Sattelknopf gelegt, war auf diesseit der Quelle, um mit seiner Kugel seine Herrin vor jedem unerwarteten Angriffe zu schützen. Es war der Marquis selbst, welcher graziös die Dame umschlang und sie nach der Quelle führte, indeß er auf einen im Gebüsche aufgestellten Satyr wies und sagte:

— Die beste Statue meines Gartens stehe hier als Zeichen meiner unsinnigen Anmaßung, um mich täglich an die Reue zu erinnern.

In diesem Augenblicke hallten im Hohlwege Hufschläge. Freudig erschreckt blickte sich Diana um. Enriquez d'Albala hielt dicht vor ihr und sprang vom Pferde. Der Marquis ergriff seines Neffen Hand und zog die widerstrebende Diana heran.

— Ein d'Albala sollte Sie besitzen! rief der Alte; durch einen sonderbaren Irrthum glaubte eben ich dieser d'Albala zu sein. Hier aber ist der Rechte... Haben Sie noch Einwendungen, Diana, wenn ich Ihnen in Ihrem Retter den Erben meiner ganzen Habe zuführe?

Digitized by Google

Diana schüttelte sanft das Haupt. Die Jagdhörner erklangen, und wie durch Zauber liefen im Wald versteckt gewesene Diener herbei, um Tafeln aufzustellen und mit Speisen und Wein zu belasten, indeß die Edelleute der Umgegend herbeitraten, um ihren Glückwunsch zu der Verlobung des herrlichen Paares darzubringen.

Ländliches Fest.

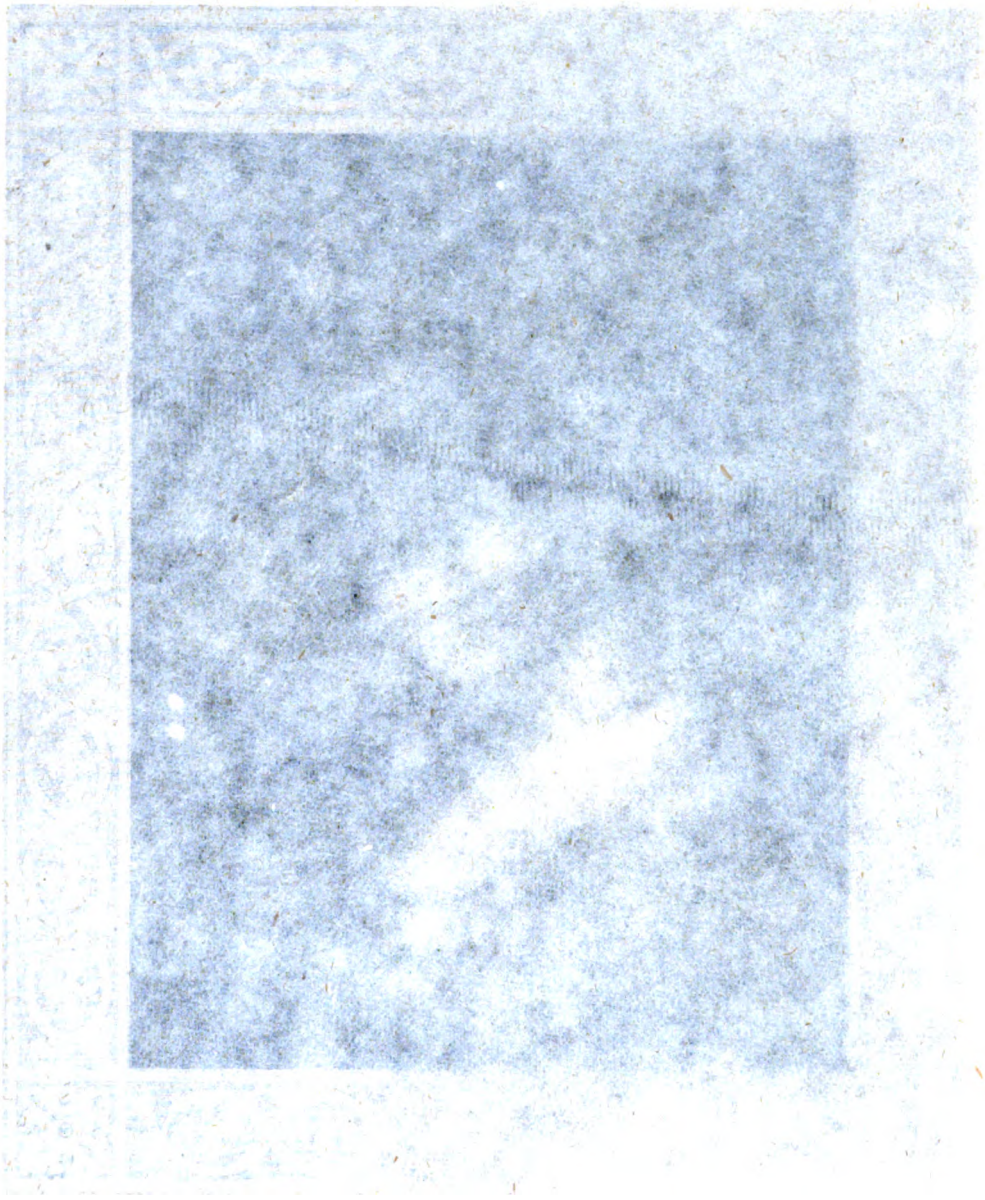
Von Antoine Watteau.

Die italienische Oper war zu Ende und von der Porte de Saint Martin in Paris bewegten sich ganze Züge von Sänften durch die benachbarten Straßen. Aus den dunklen Pforten des kleinen Gebäudes, das mehr einem großen Thespiskarren, als dem eleganten Palaste des jetzigen Theâtre des Italiens ähnlich war, schlüpften die letzten Nachzügler hervor, einzelne Gruppen von meist jungen, eleganten Modeherren, die sich auf dem kleinen Platze vor dem Theater aufstellten und sich über die wichtige Angelegenheit beriethen, wie die Nacht hinzubringen sei. Dann kamen, tief in ihre dunklen Mäntel gehüllt, flüsternde Damen und Herren mit Papierrollen in den Händen. Sie hatten des Lebens wechselvolles und buntes Spiel hinter sich, und ihre Lage bot mehr als eine Aehnlichkeit mit derjenigen der Schatten in der Unterwelt, denen der Tod nach dem letzten Acte den Vorhang zugezogen hatte — es waren die Schauspieler und Schauspielerinnen.

Man erkannte leicht den dicken Allessandro Farini, den liebenswürdigen Herrn, welcher mit seiner weichen Flötenstimme bis an's hohe „E" hinauffäuseln konnte. Farini war in Constantinopel gewesen und hatte nicht allein vor dem Großherrn, sondern auch vor den Sultaninnen und Odalisken des Serails gesungen. Die schönsten Hände des Orients hatten den Sänger mit Kaffee und Scherbet bedient, und kein männliches Geschöpf des Erdballs, außer dem Sultan selbst, konnte sich rühmen wie Farini, daß die Favoritin des Allmächtigen ihm die lange Wasserpfeife angebrannt habe. Farini hatte, als immerwährende Erinnerung an diese constantinopolitanischen Triumphe, ein Costüm beibehalten, welches fast durchaus orientalisch war. Es fehlte höchstens der Turban, den er durch ein damals beliebtes, breites Baret ersetzte.

Unverkennbar war auch die Schönste der italienischen Künstlerinnen, welche ruhig neben Farini ging und seine Schmeicheleien, süß wie Maccaroni und Marzipan, mit eigensinnigem Schweigen anhörte. Es war dies Signora Maria Chiarini. Ihr Fuß war weltberühmt, man nannte ihn „den unsichtbaren". Ein bekannter Witzbold, der, wo zwei oder drei Bühnenkünstler oder Künstlerinnen versammelt waren, sich regelmäßig mitten unter ihnen befand, der sogenannte Abbé Saint Foix, nannte die kleinen Füße der Chiarini nur „die abwesenden", und behauptete in Anwesenheit der Signora Maria so maliciös: sie sei wie ein Paradiesvogel ganz fußlos, daß

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Rembrandt pt.

Digitized by Google

Digitized by Google

ihm die erbitterte Dame eine Ohrfeige gab. Diese Ohrfeige betrachteten die Schauspieler als eine neue Art von Ritterschlag, und nannten seit dem Augenblicke, als Maria's Hand „leicht wie der Westwind", aber kräftig gleich derjenigen des Vulcans, die Wange Saint Foix' berührte, diesen nur dem Chevalier de Saint Foix. Der eitle Bonmotfabrikant und Spötter schien dem Himmel zu danken, auf eine so angenehme Art in den Adelstand erhoben zu sein, und unterzeichnete sich von da an nur mit Hinzufügung seiner neuen Würde. Signora Chiarini konnte ihn durchaus nicht leiden, obgleich er nie müde ward, in Gedichten, die zuweilen nicht schlecht waren, ihre herrliche Taille, die Grazie ihrer Bewegungen und die ausdrucksvolle Schönheit ihrer edlen Gesichtszüge zu preisen. Auch heute Abend lief Saint Foix neben der Sängerin und bot ihr vielleicht zum hundertsten Male den Arm, den sie durch eine stolze Bewegung des Kopfes ausschlug.

Saint Foix war klein, hager, mit struppigen, emporgesträubten, schwarzen Haaren und einem scharf markirten Gesichte, das sich durch buschige Augenbrauen, funkelnde kleine Augen und eine große Nase auszeichnete. Außerdem war er in den Schultern schief und bildete sich unendlich viel auf seine dünnen Beine und großen Füße ein, worüber er unbarmherzig spottete, wenn ihm sonst nichts Besseres für seine Laune in den Wurf kam.

Saint Foix war verheirathet nnd besaß eine ausgezeichnet schöne Frau, von der er feierlich behauptete, sie sei rasend in ihn verliebt. Er trieb, wenn sie gegenwärtig war, fortwährend Possen, weil sie, wie er sagte, sich nie besser amüsire, und hatte Madame de Saint Foix ihr Kind bei sich, so machte es der schwarze Kobold so arg mit seinen Sprüngen und Gesichterschneiden, daß nur sehr genaue Bekannte diesen entzückten Bajazzo um sich duldeten. Es war sehr merkwürdig, daß Madame Saint Foix alles Ernstes in diese scurrile Figur verliebt schien. Sie erschien nie anders öffentlich, als mit ihrem Gemahl, und das war sehr selten. Noch seltener sah man sie ohne ihr Kind, ein Mädchen von etwa fünf Jahren, welches von der Mutter die Schönheit, von dem Vater die unausstehlichste Lebhaftigkeit und Ausgelassenheit geerbt hatte. Der Ruf der jungen Frau war so ausgezeichnet, wie man ihn damals selten fand. Es schien, genauer betrachtet, jedoch nichts als incarnirter Stolz, daß Madame de Saint Foix unerbittlich alle Huldigungen zurückwies, die ihr von gewiß liebenswürdigen Männern zu Füßen gelegt wurden, und man prophezeite daher ihren Fall, sobald sich ihr ein Anbeter nahe, ausgezeichnet genug, um diesem Stolze schmeicheln zu können. Saint Foix jedoch hatte mit kaltem Blute seine Frau an den Hof gebracht und sie mit allem Verführerischen umgeben, so sicher war er ihrer.

Signora Chiarini bewahrte nicht minder eigensinnig ihren Ruf als unbezwingliche Schöne, und um so mehr, als man, aller ihrer Strenge gegen ihre Anbeter ungeachtet, behauptete, sie wisse dennoch mehr von Liebe, als in den an sie gerichteten Liebesbriefen zu lesen sei. Diese Tugendheldenschaft machte die Madame de Saint Foix und die Signora Chiarini zu Freundinnen, was jedoch durchaus nicht hinderte, daß Beide aufeinander wegen ihrer Schönheit maßlos eifersüchtig waren. Noch mehr, Jede suchte die Andere auf alle Weise in eine Liebesintrigue zu verwickeln, um den Ruhm der Unbesiegten nicht mehr mit ihr theilen zu müssen. Die Chiarini schickte die besten ihrer Anbeter zu Madame de Saint Foix, um dort ihr Glück zu versuchen, und diese machte es in Bezug auf ihre Nebenbuhlerin genau eben so. Doch ging Madame de Saint Foix bei dieser Gelegenheit aufrichtiger und consequenter zu Werke als die Italienerin; denn während diese sich nicht überwinden konnte, den schönsten der Cavaliere, welche ihr den Hof mach-

Digitized by Google

ten, den Marquis de la Boulaye, der Madame de Saint Foix zu überweisen, opferte diese letztere den ausgezeichnetsten und graziösesten ihrer Adonisse, den täglich berühmter werdenden Maler Antoine Watteau, ohne einen Seufzer auf und beschwor ihn, der Chiarini zu huldigen, indeß sie hinzufügte: sie wolle schwören, daß die Künstlerin in ihn sich auf's Unbeschreiblichste verliebt habe.

Diese Menschen, welche wir soeben zeichneten, fanden sich vor dem italienischen Theater des Königs zusammen: Saint Foix und Farini, die Chiarini und ihre schöne Nebenbuhlerin, wie gewöhnlich ihr Kind neben sich. Man schien zuerst beabsichtigt zu haben, sich blos etwas umständlich gute Nacht zu wünschen; die Unterhaltung aber dehnte sich bereits über eine halbe Stunde lang aus, und Saint Foix war schon zum zwanzigsten Male auf die „unvergleichliche" Idee gekommen, noch einige Freunde aufzugreifen, um bei irgend Jemand, welcher seine Zimmer dazu herzugeben gesonnen sei, eine Nacht Attika's zu feiern, unter der Bedingung jedoch, daß das attische Salz die Gestalt von unverfälschtem Falernerwein annehme. Während dieser Debatten trat eine andere Dame zu der ziemlich bunten Gruppe.

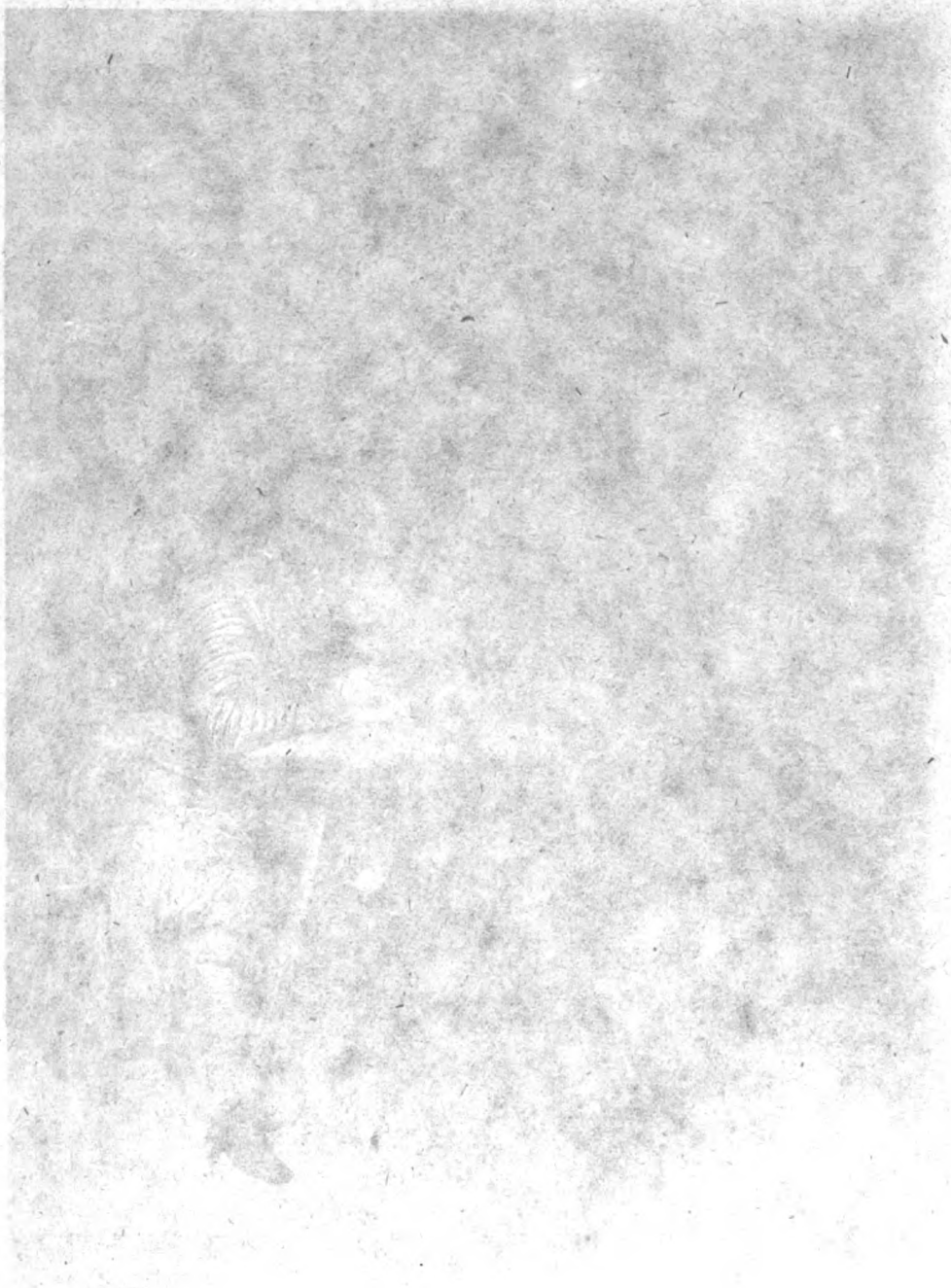
Diese war prätenziöser gekleidet als Signora Chiarini oder Madame Saint Foix. Zwei Fackelträger gingen ihr zur Seite, und die Sänfte, welche sie soeben verließ, blitzte von ungeheurem, vergoldetem Schnitzwerk.

Saint Foix beeilte sich, der Frau „Marquise" seine Huldigungen darzubringen, indeß Farini sich stolz von ihr abwandte, vermuthlich, weil sie dafür bekannt war, daß ihr nichts gleichgültiger war, als Huldigungen, wie sie der arme Sopransänger in seiner Gewalt hatte.

Es war damals, im Jahre 1708, die Zeit, wo man keine zehn Schritte in Paris machen konnte, ohne über einen Marquis oder Grafen zu stolpern. Der Marquisen und der Gräfinnen waren natürlich nicht wenigere vorhanden, und unter den männlichen wie den weiblichen mit Adelstiteln Geschmückten befand sich nur ein zu großer Theil von Menschen, deren ganze hochadelige Ahnenschaft etwa in einem Federhute und einem Degen, oder in einer ungeheuerlichen Hoffrisur, in Schuhen mit rothen Absätzen und einem Elfenbeinfächer bestand. Sie waren kaum auf eine so anständige Weise zu Adeligen gemacht, als der verwachsene Saint Foix.

In dieser Classe rangirte man die Marquise la Bresson, welche, gleich einer den Wolken entsteigenden Juno, die beiden Tugendheldinnen begrüßte. Es ging eine unverbürgte Sage, zufolge welcher Madame la Bresson an einem schönen Morgen mit einem bescheidenen Bündel unter dem schönen Arme zu Fuß in Paris eingerückt sein sollte. Dieser sagenhafte Bündel hatte ein altes grünes Seidenkleid, zwei alte Atlasschuhe, einen kleinen Spiegel, Pomade und Puder, einen Fächer, eine Schachtel mit Schönpflästerchen und ein Paar lange seidene Handschuhe mit vergoldeten Quasten enthalten. Hiermit bewaffnet, hatte sie dem Markte oder der Foire de la Porte de Saint Martin beigewohnt und glücklich die Bekanntschaft eines alten Herrn von Bresson gemacht, den sie bald so vollständig bezauberte, daß der Bonhomme sie in aller Form Rechtens heirathete, aller Wahrscheinlichkeit nach zu großem Schaden seines irdischen Lebens, das er, gequält und geängstigt, etwa fünf Monate nach seiner letzten glorreichen Dummheit verließ. Madame erbte zwar bedeutende Schulden, konnte aber als freie Marquise auftreten, und nahm ihre Maßregeln so diplomatisch, daß sie durch die Freigebigkeit ihrer Anbeter noch nie um eine Sänfte und um einige Bedienten, noch weniger um elegante Kleidung und Schmuck verlegen

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

gewesen war. Diese Dame hatte Saint Foix die Jahrmarkts-Marquise getauft, und dieser Name war von ihr nicht wieder wegzuwischen.

Madame la Bresson fing, gleich einem Rattenfänger, alle Liebhaber weg, welche sich um Signora Chiarini sowohl, als um Madame Saint Foix bemühten, um sie bald darauf mit der naivsten Ungenirtheit gegen die neuen Ankömmlinge zu vertauschen, welche sich in den Schönheitsnetzen der Tugendhaften gefangen hatten. Signora Chiarini hatte Alles angewandt, um den Marquis de la Boulaye vor ihr zu bewahren. Dennoch hatte ihn die Jahrmarkts-Marquise erobert.

Saint Foix behauptete steif und fest, Madame la Bresson habe etwas Hyänenartiges, indeß sie die Todten verzehre, welche die Tugendheldinnen hinopferten. Die Marquise war gewiß, in der Nähe derselben immer Jemand zu erwischen, der seiner Rolle als seufzender Seladon bei der einen oder der andern der marmornen Schönen gründlich überdrüssig geworden war und Bedürfniß verspürte, sich dadurch, daß er Madame la Bresson anbetete, zu gleicher Zeit von seinen Liebesklagen zu erholen und sich an den Kaltsinnigen zu rächen.

Heute Nacht erbot sich Madame la Bresson mit der ihr eigenen Gefälligkeit, ihre Säle zu öffnen, um die Gesellschaft, welche sich immer mehr überzeugte, daß sie sich nun heute nicht trennen könne, aufzunehmen.

— Aber nothwendig müssen Sie, lieber Saint Foix, für Cavaliere sorgen! rief die Marquise. Ich werde noch einige Damen zu finden wissen und dann werden wir, gelingt mein Plan nur einigermaßen, uns morgen Abend um diese Zeit acht Stunden von Paris befinden, um... rathen Sie... was zu thun?

— Es ist doch dort nicht etwa Jahrmarkt? bemerkte Saint Foix mit großer Ruhe.

Der Castrat lachte sehr boshaft.

— Jahrmarkt? Pfui doch! Niemand denkt daran. Wir werden nach Les sept Fontaines reisen, dem reizendsten Dorfe in ganz Frankreich, parole d'honneur.

— Sept Fontaines? sagte die Chiarini, plötzlich sehr aufmerksam werdend. Das Dorf und das Schloß darin gehört ja dem Marquis la Boulaye, denke ich?

— Sehr richtig! erwiderte die Marquise mit einer Art Triumph. Da Sie dieses aber wissen, wird es Ihnen nicht schwer werden, Mademoiselle, das Uebrige des Geheimnisses zu errathen.

— Wirklich, nein, ich begreife Sie durchaus nicht, Frau Marquise! stammelte die Italienerin.

— Ich desto besser! sprach Madame Saint Foix. Der Marquis la Boulaye beabsichtigt ohne Zweifel seiner Angebeteten seine Güter, sein Schloß zu zeigen...

— Welches er gesonnen ist, nicht mit ihr zu theilen! schloß Saint Foix. Ich kenne diesen Theodor; er ist in gewissen Punkten ein höchst unzuverlässiger Taugenichts. Ich warne Sie also, Madame la Marquise.

— Und Sie, bester Herr de Saint Foix, erwiderte die Marquise, sind in gewissen Punkten ein höchst boshafter Mensch, was ich Ihnen ebenfalls zur Warnung sage. Der Marquis wird mich, wie ich Ihnen hierdurch eröffne, morgen mit so vielem Eclat als möglich nach Sept Fontaines entführen...

Digitized by Google

— Was? riefen die Zuhörer wie auf's Signal.

— Ja, entführen, sage ich, um sich mit mir sobald als möglich, ich hoffe morgen Abend, zu verheirathen...

— Unmöglich! rief die Signora Chiarini, indeß die Madame Saint Foix, sich ungeheuer ärgernd, stillschwieg.

— Nein, erlauben Sie! sagte Saint Foix, im höchsten Grade bei der Aussicht auf einen öffentlichen Scandal entzückt; erlauben Sie, auf das Entführen zurückzukommen. Wer wird entführt werden?

— Pardieu! das ist denn doch eine ungewöhnliche Beschränktheit. Ich! Ich!

— Aber, Madame, es fehlen ja die allernothwendigsten Voraussetzungen, damit der Begriff einer Entführung nur halb herauskommt. Wem denn, entschuldigen Sie, will man Sie entführen? Ihren Kammerzofen, oder Ihren Bedienten, oder der Männerwelt von ganz Paris, oder blos einfach Ihrem Zimmer...

— Bah! Der Marquis entführt mich, um mich wider den Willen seiner Aeltern in der ländlichen Abgeschiedenheit seines Schlosses zu heirathen...

— Immer besser, Madame la Bresson! Sie also entführen den Marquis... Ah, ah... Ich dachte mir's, und so allerdings gewinnt das Ding an Wahrscheinlichkeit und bon sens bedeutend. Aber gleichviel, geht die Reise nach Sept Fontaines, wofür ich zum voraus das wohlwollendste Vorurtheil habe, so betrachten Sie mich als den Ihrigen, Madame. Ich bevorworte jedoch ausdrücklich, daß Sie während dieses Feldzuges alle ersinnliche Mühe für Proviant aufwenden werden.

Oh, keine Sorge! Aber werden wir wirklich heute Nacht vor dem Theâtre des Italiens residiren? Allons, wir werden einen Lohnkutscher aufsuchen und uns nach meinem Hôtel in Saint Germain begeben...

— Sehr wohl, Frau Marquise! sagte die Chiarini. In diesem Falle erbitte ich für mich Ihre Sänfte bis zum Quartier latin; denn ich bin gesonnen, heute Nacht in meiner Wohnung zu schlafen.

— Gern, gern, Signora, obwohl mir Ihr Entschluß leid thut. Höchst wahrscheinlich werden wir heute Nacht ausgesuchte Herrengesellschaft haben... Der Graf Arnaud... der Maler Antoine Watteau... Pierre Mabonne vom Theatre français und seine Schwester Therese...

— Aber diese letztere bitte ich jedenfalls von der Liste der Cavaliere in Abzug zu bringen! bemerkte Saint Foix.

— Sie doch mit Ihren ewigen Bemerkungen! Kein Wort kann man reden, ohne daß Sie nicht Veranlassung nehmen, boshafte Correcturen anzubringen.... Und dann mein Bräutigam Theodor Boulaye... Doch, entschuldigen Sie, Madamoiselle; ich vergaß, daß Sie gewiß am wenigsten dadurch bewogen werden, uns zu begleiten, wenn sie die Aussicht haben, von einem Kreise glänzender Schmetterlinge sich umschwärmen lassen zu können.

— Männlicher Schmetterlinge! berichtigte Saint Foix abermals.

Die Chiarini besann sich nur einige Secunden. La Boulaye würde in den Sälen der Marquise erscheinen, und sie konnte es nicht über sich gewinnen, den Ungetreuen noch ein Mal vor

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

1

Polowanie na dziki.

Digitized by Google

Digitized by Google

dem ungeheuren Salto mortale in den Armen der Marquise de la Foix zu sehen und zu sprechen.

Sie verbeugte sich daher, als die La Bresson ihr den Arm bot und häkelte sich an ihre Nebenbuhlerin selbstverleugnend an. Die übrige Gesellschaft folgte: Saint Foix, schon im voraus gastronomische Wonnen empfindend, Farini für sich menschenfeindlich oder vielmehr weiberfeindlich murmelnd, aber dennoch allmälig bei dem Gedanken an den zukünftigen Falerner guter Laune werdend.

Der Platz vor dem italienischen Theater war leer geworden. Jetzt erst trat ein schlanker und junger Mann aus dem Schatten eines Mauervorsprungs, seufzte tief auf und schaute den Verschwundenen sehnsüchtig nach. Zuerst folgte er ihnen mit raschem Tritte, dann stand er unschlüssig still, lief eben so eilig rückwärts, um abermals mit verdoppelter Schnelligkeit seinen ersten Weg zu machen, doch nur um sich bald zum zweiten Male umzuwenden und in ein, von heftigen Gesten begleitetes, halblautes Selbstgespräch sich zu vertiefen.

Lautes Gelächter unterbrach ihn in seiner poetischen Beschäftigung, und langsam trat ein anderer in einen Mantel gehüllter Mann an ihn heran.

— Ist Maître Antoine Watteau wirklich gesonnen, hier unter freiem Himmel den „Arlequin Misanthrope" nachträglich aufzuführen, damit die Nachtwächter eine Idee von theatralischer Kunst bekommen? fragte der Angekommene.

— Ah, Du bist's, Boulaye! sagte Watteau zerstreut. Ich versichere Dich indeß, daß ich heute Nacht zu nichts weniger aufgelegt bin, als dazu, Deine ewigen Schraubereien anzuhören.

— Vortrefflich, Antoine! Ganz wie ein Misanthrop geantwortet. Ich bin jedoch, mit Deiner menschenfeindlichen Erlaubniß, der Meinung, daß Schraubereien, wie Du es nennst, im höchsten Grade Dein Geschmack sind... Würde ich sonst wohl versuchen, meinen Busenfreund damit zu unterhalten? Denke doch gefälligst an diesen schiefen Saint Foix! Ich habe mit wahrer Verwunderung gesehen, wie Du Dich von diesem boshaften, naschhaften, gefräßigen Pavian ganze Stunden lang auf die groteskeste Manier, die es geben kann, schrauben nicht nur, sondern aufziehen ließest... Wie? — Aber Du wirst mir einwenden: dann war auch Madame Saint Foix gegenwärtig, welche die Güte hatte, mich wie mit einem undurchdringlichen Schilde gegen die Stöße und Hiebe des Chevaliers de Saint Foix zu verpanzern. Auch gut! Ich werde, da ich es unmöglich unterlassen kann, mich über einen Misanthropen lustig zu machen, Madame de Saint Foix holen, damit Du an meinen Witzen über Dich nicht etwa Gelegenheit nimmst, auch gegen mich, den letzten Deiner Freunde, der trotz Deiner Unausstehlichkeit bei Dir ausharrte, im Ernste wüthend zu werden.

Sobald Theodor de Boulaye den Namen der Madame de Saint Foix genannt hatte, ging mit dem Maler eine rasche Veränderung vor. Er hatte bisher die Arme gekreuzt, den Kopf tief herabgesenkt und stand, von Theodor abgewandt, in der vollkommensten Attitude eines Tirannen oder Bösewichts der Bühnenwelt unbeweglich da. Jetzt warf er den Mantel zurück, schob den Federhut aus der Stirn, ergriff den Marquis sanft am Arm, zog ihn dicht an sich und flüsterte mit zärtlichem Tone:

— Ich sah sie heute Abend! Hier stand sie, hier!

— Und wo standest denn Du? fragte Theodor.

Digitized by Google

— Dort, hinter jenem Pfeiler...

— Ich dachte mir's. Weiter nur...

— Ich hörte jedes ihrer Worte, ja ich glaube jeden ihrer Athemzüge, und dennoch, während ich von Leidenschaft verzehrt wurde, fand ich nicht so viel Muth, um hervorzutreten und mich ihrer Gesellschaft anzuschließen.

— Glaub's gern! Antoine! Warum gehst Du ohne mich, wenn Du der Dame Deines Herzens Deine Aufwartung machen willst?

— Ich habe gebetet — lache nicht — gebetet, daß ein gütiger Engel Dich des Weges führen möge. Vergebens! Da bist Du zwar, aber nur um meinen Schmerz durch Deine Sarkasmen um so bitterer zu machen.

— Alberne Redensarten! brummte de Boulaye. Wohin denn hat Saint Foix Deine Göttin entführt...

— Zu der La Bresson. Sie müssen Dir begegnet sein.

— Ich dächte nicht, Watteau.

— Dieser buckelige Affe hatte sich so fest an sie angeklammert, daß es fast unmöglich schien, mit ihr zu sprechen.

— Was? Er hielt ihr vielleicht die Ohren zu?

— Ach! seufzte Watteau über seinen unverbesserlichen Freund.

— Aber was wollen diese Saint Foix's bei der Bresson? fragte de la Boulaye. Du hast doch gehört, was sie sprachen. War Niemand weiter in der Gesellschaft?

— Doch ja! Der fette Farini und die Signora Chiarini. Die Bresson sprach davon, daß der Comte d'Arnaud und weißt Du, Pierre Mabonne und Du und ich selbst heute Nacht in ihren Sälen erscheinen würden.

— Höre, Antoine! rief Theodor, wäre ich nicht überzeugt, daß Du keineswegs die Absicht hast, mich durch Deine fortwährenden Schwachsinnigkeiten aufzubringen, so würde ich Dich hier auf der Stelle erwürgen.... Signora Chiarini..... Fort doch, fort, damit wir sobald wie möglich bei dieser Marquise vom Jahrmarkt ankommen. Das Erste zuletzt und das Letzte zuerst! so heißt's bei Dir. Ich begreife nicht, wie Du nur im Stande sein kannst, ein einziges, nur halb vernünftiges Bild zu malen, Du Nebenbuhler „des Raphael". Aber jetzt sehe ich's, Du bist keineswegs zu bedauern, wenn Du im Puncte der Liebe die unbarmherzigste Lection empfängst, die noch je einem so hasenherzigen Liebhaber, wie Du es bist, zu Theil wurde.... Ich frage Dich, gehst Du mit mir oder nicht..... Eigentlich verdienst Du, daß ich Dich hier stehen lasse, um nach Belieben heute Nacht Deine früheren interessanten Monologe fortzusetzen...

Watteau fing an sich zu entschuldigen, indeß er den Freund in der Furcht, er möge ihm entwischen, sehr fest am Arme hielt. Beide machten sich jetzt auf den Weg und suchten mit aller Geschwindigkeit, welche sie auftreiben konnten, das Hôtel der Jahrmarkts-Marquise zu errreichen. Unterwegs versuchte es der Maler, den Marquis zu bewegen, daß er ihm über die zukünftige Entführung der La Bresson einigen Aufschluß geben möge.

— Du wirst es sehen, welches Stück eigentlich gespielt wird! erwiderte Theodor. Auch Du wirst mit nach Sept Fontaines fahren.

— Ja! Vorausgesetzt aber, daß Madame de Saint Foix ebenfalls von der Partie ist.

Digitized by Google

— Saint Foix schlägt meine Einladung nicht aus, sagte Theodor, und daß daher auch Deine tugendhafte Göttin nicht fehlen wird, brauche ich nicht erst besonders zu versichern.

Watteau drückte seinem Freunde die Hand und Beide gingen nicht, sondern trabten dem Faubourg de Saint Germain zu.

In den Sälen der La Bresson war eine glänzende Gesellschaft versammelt. Hatten hier auch viele Herren und Damen, deren Ruf nicht der beste war, Zutritt, so war doch so viel gewiß, daß hier Niemand anwesend war, der sich nicht durch Geist, Talent oder Schönheit und gesellige Vorzüge ausgezeichnet hätte. Meist gehörten die Gäste den „freien Schichten" der Gesellschaft an: es waren Schauspieler und Schauspielerinnen, Dichter, Gelehrte, Maler, Bildhauer und vornehme Abenteurer beider Geschlechter, doch aber auch hörte man hier Namen vom reinsten Klange und vom höchsten Adel Frankreichs.

Als die beiden neuen Gäste eintraten, erhob sich die Herrin des Hauses und flog auf Theodor de la Boulaye zu, welcher sich mit seinem süßesten Lächeln verbeugte und die etwas zu fleischige Hand derjenigen küßte, welche ihn Paris und allen seinen geheimen Anbeterinnen zu entführen im Begriffe stand. Eine dieser Anbeterinnen schien sich bis jetzt noch nicht in den Sieg der Marquise de la Foire gefunden zu haben. Das war Signora Maria Chiarini. Und gleich als hätten die Blicke derselben eine magische Anziehungskraft, so wandte sich das Auge Theodors de la Boulaye selbst dann noch nach ihrem blühenden edlen Antlitze, als seine Lippen sich auf die ausgepolsterte Rückenfläche der Hand der La Bresson hefteten. Watteau lächelte. Der Sittenmaler hatte einen seiner charakteristischen Züge der Natur abgelauscht, welche er mit so großer Virtuosität und Feinheit in seinen Gemälden wiederzugeben verstand.

Er selbst, Watteau, wagte es dagegen nicht, seine Geliebte, die Madame de Saint Foix, nur anzublicken, und unbeschreiblich war seine Verwirrung, als sein boshafter Freund, der Pavian, wie ihn die Freunde früher nannten, als Saint Foix selbst herbeieilte, den Maler eilig und dienstfertig an beide Arme faßte und ihn so gleich einem unglücklichen Kriegsgefangenen zu seiner reizenden Frau schleppte.

Die Madame de Saint Foix empfing den jungen Maler liebevoller als sie es je gethan hatte. Watteau verdiente gewiß die Aufmerksamkeit selbst der schönsten Frau im hohen Grade. Er war jung, schön gewachsen, mit glänzend schwarzem, kurzgeschornen Haare und geistreichen Mienen. Sein Blick, schüchtern und verschämt, gleich demjenigen eines jungen Mädchens, war fast unwiderstehlich, wenn er ihn bittend erhob. Und dieser junge Mensch war ein Berühmter, dem selbst die ausgezeichnetsten, eigensinnigsten Kunstkenner die glänzendste Laufbahn und einen Ruhm prophezeihten, wie ihn bisher in Frankreich kaum ein Lebrun genossen hatte. Es war geradezu unmöglich, daß eine Dame diesen so genialen, bescheidenen, schönen und — um den Reiz voll zu machen — schwermüthigen Maler mit kalter Grausamkeit behandelte. Madame de Saint Foix hatte dies bisher allerdings gethan, und nichts hatte vielleicht der Glorie ihrer Tugend mehr geschadet, als eben dieser Umstand; denn an ihm ließ sich fast unwiderleglich beweisen, daß die reizende Frau sich mit Gewalt zwinge, ihre Empfindungen zu unterdrücken aus der bizarren Ursache, weil sie den Ruf ihrer Unempfindlichkeit nicht einbüßen wollte.

Saint Foix war die Unverschämtheit selbst, kam aber heut Nacht sehr außer Fassung, als seine Gemahlin den Maler mit einem schwärmerischen Blicke ihrer blauen Augen empfing, ihm

Digitized by Google

die Hand reichte und ihm zuflüsterte: er möge ein Tabouret nehmen und sich zu ihren Füßen niedersetzen.

— Es ist endlich Zeit, Antoine, sagte die Saint Foix, daß ich Ihnen ein Geheimniß offenbare, was ich Ihnen aus Eigennutz nur zu lange verbarg.

Watteau verstummte; seine Aufregung machte ihm eine Antwort unmöglich. Saint Foix aber krähte:

— Du, Elise, Geheimnisse, von denen ich nichts weiß? Großer Gott! jetzt sehe ich's ein, welches mein Schicksal sein wird — ich werde eben so gut in einen Rehbock, wo nicht gar in einen Hirsch verwandelt werden, als diese Andern, die wahnsinnig genug waren, in Paris sich zu verheirathen.

Madame de Saint Foix blickte den Buckeligen mit großer Misachtung an.

— Dein Bewußtsein sagt Dir, was Du verdienst! erwiderte sie. Das ist traurig genug.

— Ich habe gar kein Bewußtsein mehr, entgegnete Saint Foix, seit ich weiß, daß Du anfängst, zu intriguiren. Ich will wissen, was Ihr hier abzureden im Begriffe steht.

— Sehr gut, Monsieur! erwiderte die Frau. Dann wandte sie sich an Antoine Watteau und fuhr kaltblütig fort: Sprechen wir englisch, mein verehrter Freund, und überlassen wir es meinem Gemahle, hier in dieser Gesellschaft für sich einen Dolmetscher aufzusuchen.

Saint Foix wüthete, hatte aber so viele Contenance erlangt, daß er sich entfernen konnte, genau so, wie es die andern Ehemänner zu machen pflegten, die er immer so sehr bespöttelt hatte.

— Antoine! flüsterte die Dame dem Maler zu. Ich will Sie mit einem Male für lange Monate des Schmerzes und der Trauer entschädigen, und Sie für die Standhaftigkeit belohnen, womit Sie mir so lange im Stillen treu blieben.

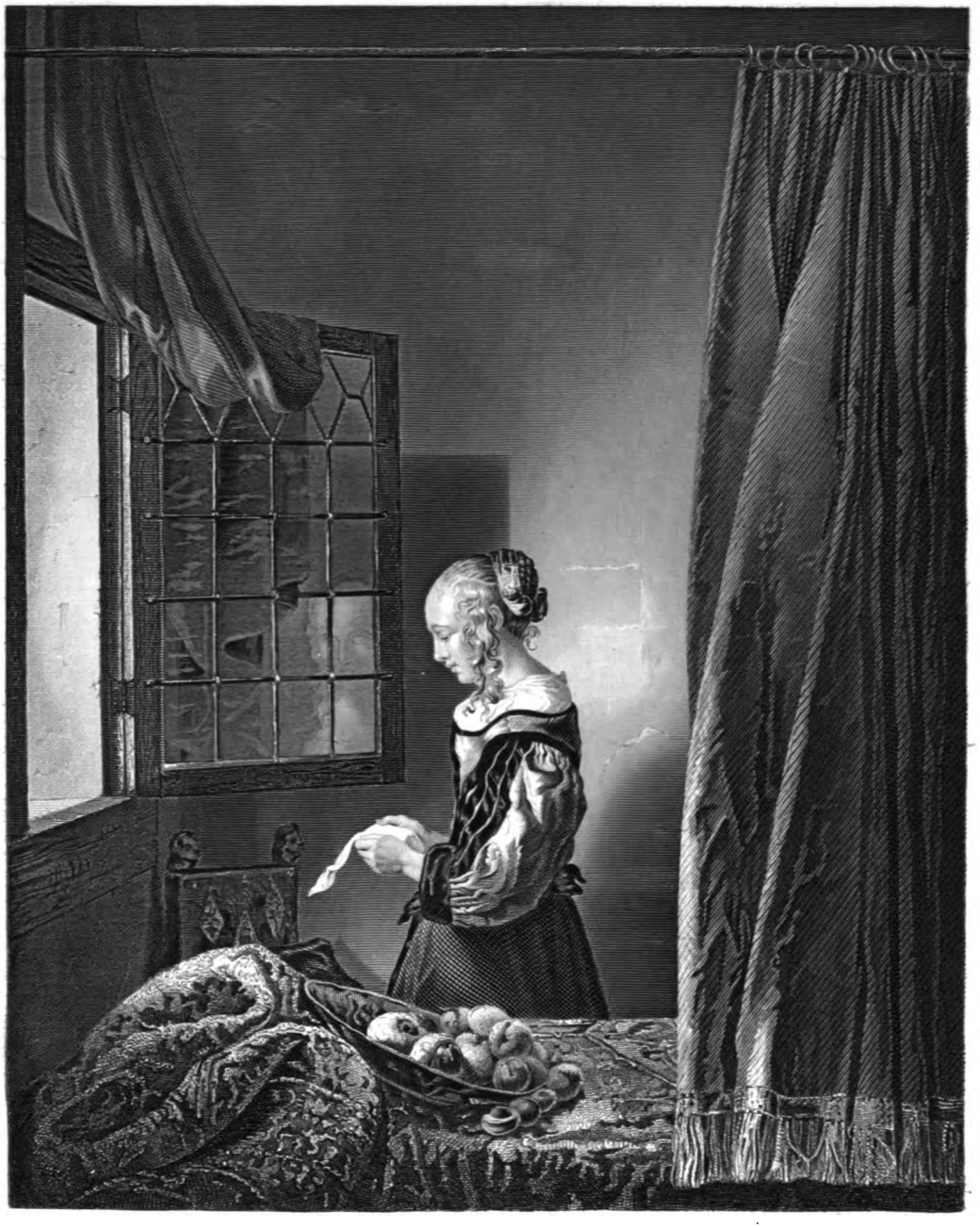
— Ach, Madame, ich errathe es; jetzt erst wollen Sie mir den letzten Trost rauben und mein Herz brechen... stammelte Watteau, dem die tiefe, melancholische Bewegung der schönen Frau nicht entgangen war.

— Hören Sie mich an! sprach diese Letztere. Ich bin für Sie verloren; denn ich werde sammt meinem Kinde in ein Kloster gehen, um mich von einem ekelhaften, qualvollen Verhältnisse mit einem Schlage zu befreien. Ich hatte mein Gelübde dem Himmel bereits geschworen, bevor ich Sie zuerst erblickte. Empfangen Sie das Geständniß, daß Sie und nur Sie es waren, wodurch ich verhindert wurde, dies Gelübde zu erfüllen. Aber meine Verblendung, als könnte ich in der Welt Ruhe und Glück finden, nachdem ich einmal an diesen abscheulichen Possenreißer durch die Noth gekettet wurde, ist vorüber. Ich will keine Seligkeit durch ein Verbrechen erkaufen... Wir werden uns bald nicht mehr sehen und diese Trennung wird eine ewige sein.... Vorher aber empfangen Sie von mir den Wink, auf welchem Wege Sie sich über meinen Verlust trösten und Ihr Glück erbauen sollen... Maria Chiarini liebt Sie, Antoine... Ich hab's heute Abend aus ihrem eigenen Munde gehört. Die La Bresson moquirte sich darüber, daß Theodor de la Boulaye der Chiarini entrissen sei, da bekannte das edle Mädchen offen, daß Sie ihr Alles wären, daß ihr Herz aber für la Boulaye nie geschlagen habe.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

— Ah, Madame, wenn das auch Wahrheit wäre, seufzte der Maler, indeß er ihre kleinen Hände preßte, was hülfe es mir, da ich für Niemanden als für Sie Liebe hege und hegen werde?

— Scherzen Sie nicht, Antoine! Ich bin eine alte Frau mit einem Kinde von fünf Jahren...

— Madame, die Venus ist auch Mutter...

— Ah, Watteau, Sie werden empfindsam und dann sind Sie unausstehlich! sagte Madame de Saint Foix übellaunig.

Sie besaß nämlich die den Damen aller Zeiten anklebende Schwäche, sich durch das Anzetteln von Liebesintriguen zwischen Andern dafür zu entschädigen, daß sie selbst als Hauptperson an dergleichen Unterhaltungen keinen Antheil nehmen durfte.

— Sehen Sie, da kommt die Italienerin! fuhr die Frau besänftigter fort. Ist sie nicht reizend, göttlich? Und dies Mädchen liebt Sie.... Sehen Sie, wie kalt Theodor de la Boulaye von ihr empfangen und zu der Bresson zurückgewiesen wird, die gleich einem Haifische ihre Beute in Empfang nimmt? Bemerken Sie diesen verwirrten Blick, welchen Signora Maria auf Sie richtet... Da ist sie... Sie wissen genug...

Der Maler erhob sich und machte eine sehr steife Verbeugung. Madame de Saint Foix flüsterte der Sängerin einige Worte in's Ohr... Die Chiarini stutzte; dann aber ward sie sehr aufgeräumt.

— Bon! lispelte sie, Watteau die Hand reichend. Ich nehme mein Wort nicht wieder zurück... Herr Watteau, ich bringe Ihnen meine Huldigung dar... Bemerken Sie aber wohl, daß ich nicht besiegt wurde, sondern freiwillig als Siegerin vor Ihnen stehe.

— Ach, meine Dame! murmelte Watteau, der sich in diese neue Situation durchaus nicht finden zu können schien.

— Sie scheinen sehr unglücklich! sprach die Chiarini mit einem ziemlich verachtenden Seitenblicke auf den Fassungslosen.

— Ach ja! stammelte dieser, kaum wissend, was er sagte.

— Tropf! flüsterte die Italienerin, die schönen Lippen aufwerfend. Geben Sie mir Ihren Arm, mein Herr, und gehen Sie mit mir durch die Säle und vergessen Sie nicht, mich Ihren Freunden und namentlich dieser Jahrmarkts-Marquise als Ihre Verlobte vorzustellen.

— Ja, ja!

Watteau gehorchte und machte in der Gesellschaft die Runde. Die Chiarini triumphirte und der Maler sah bei diesem unerwarteten Ereignisse aus wie ein Leichendiener. Die La Bresson schien sich aufrichtig über diese Neuigkeit zu freuen; Theodor de la Boulaye aber, der neben ihrem Stuhle stand, ward bleich wie ein Gespenst.

— Andere Menschen können sich auch verloben, wenn Sie erlauben! murmelte die Chiarini.

— Dem Teufel habe ich erlaubt, sich zu verloben, aber nicht Ihnen, Madmoiselle! sagte der sehr leidenschaftliche Marquis. Signora Maria, wollen Sie jetzt noch in diesem Augenblicke ein einziges Wort hören?

— Ich weiß nicht, was Sie wollen können, erwiderte die Sängerin. Vermuthlich aber

Digitized by Google

wollten Sie die schöne Braut an Ihrer Seite und nicht mich anreden..... Kommen Sie, Antoine; es ist längst zwei Uhr Morgens... Besorgen Sie mir eine Sänfte...

Der Maler schied mit der neuen Geliebten, die ihn unterwegs mit Vorwürfen über sein kindisches Benehmen überhäufte und ihn endlich an ihrer Thüre stehen ließ, ohne ihm nur gute Nacht zu wünschen. Antoine schlug sich vor die Stirn. Er war wüthend, außer sich; er begriff diese Italienerin nicht... Und dennoch! Er hatte nie im Leben eine Geliebte besessen. Ein ganz eigenthümliches Gefühl bemächtigte sich seiner. Dies von ganz Paris bezaubernd genanntes Mädchen war die Seinige. Ihre Hand hatte in der seinigen geruht, sie hatte ihm Liebe geschworen, und seine Bitte um einen Kuß war vielleicht doppelt und dreifach erhört. Maria hatte wirklich im Sturme sein Herz erobert, und noch waren keine drei Stunden vergangen, da war Monsieur Watteau so verliebt in seine neue Braut, daß er auf die Zeit, während welcher er die Saint Foix, das Eigenthum eines Andern, anbetete, als auf eine glücklich vorübergegangene Periode bemerkenswerthen Schwachsinns zurückblickte. Allem Anscheine nach war seine jetzige Herzensdame so wild und unbändig, daß dem sanftmüthigen Watteau das Herz ängstlich pochte, wenn er daran dachte, daß diese Tirannin bestimmt sei, seine Ehegenossin zu werden.

Früh am andern Morgen kam der Läufer des Marquis Boulaye und überbrachte dem Maler die Einladung nach dem Sept Fontaines. Sie war zugleich auf die Signora Chiarini gerichtet und ein besonderes Billet schärfte es dem Maler ein, keineswegs seine schöne Braut in Paris zurückzulassen. Watteau eilte so schnell als möglich zu seiner Tirannin.

Sie empfing ihn höchst übellaunig. Watteau konnte kaum an ihr reizendes Negligee, an ihre kleinen Pantoffeln denken. Nur mit Mühe vermochte er die Sängerin zu bewegen, ihm zu folgen. Er trieb im Quartier latin mit nicht geringer Mühe eine Sänfte auf, packte die eigensinnige Schöne hinein und lief zu Fuß nebenher, weil Signora Chiarini behauptete, dem Manne gebühre erst nach der Hochzeit eine Porte Chaise.

Als sie in der Straße anlangten, wo der Marquis de la Boulaye wohnte, konnten sie kaum vorwärts dringen. In langer Reihe waren vorsündfluthliche große Karossen aufgefahren, in denen die niedlichsten und kühnsten Gesichter sich bemerklich machten. Signora Maria stieg aus und hüllte sich fest in ihren Shawl. Ein finstereres Gesicht hatte sie noch nie gezeigt, als heute, zumal als sie gewahrte, daß Damen vom Theater français sie mit spöttischen Blicken betrachteten und höchst wahrscheinlich bonmots in Bezug auf die Bemühungen zum Besten gaben, die der Marquis la Boulaye so hartnäckig aufgewandt hatte, um die Chiarini zu gewinnen. Heute war Madame la Bresson die Königin des Festes, und zwar eines Festes, das zum glänzenden Finale eine Hochzeit aufweisen konnte. Die zahlreichen Diener kamen heran und legten die Kammern in Beschlag. Auch für sie war eine Kutsche vorhanden, und Theodor de la Boulaye flog herbei, um seinen Freund zu umarmen und der Chiarini eine Verbeugung zu machen, die sie fast mit Thränen in den Augen erwiderte.

— Antoine! sagte Boulaye; Du fährst unmittelbar hinter mir, denn mein einziger, obwohl menschenfeindlicher Freund wird mir heute zur Seite stehen...

Ernster war Theodor nie gewesen, als heute; so ernst und so trübsinnig, daß Watteau fragen mußte:

— Aber Theodor! Ist das die Miene eines glücklichen Bräutigams? Bist Du etwa

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

durch Deine Familienverhältnisse genöthigt, Paris diese Demonstration zu machen: so kannst Du mir wenigstens den schlimmen Humor dieses Tages anvertrauen.

— Komm und siehe! erwiderte Theodor einfach.

Der verwachsene Saint Foix kam an Watteau's Wagen heran, aufgeräumt wie ein boshafter Affe heute, bestand er, obwohl vergebens, darauf, daß Madame de Saint Foix mit in Watteau's Wagen Platz nehmen solle. Hatte der Bucklige im Sinne, dem armen Maler eine neue Tortur zu bereiten?

Endlich war Alles zur Abreise bereit. Sechzehn Wagen setzten sich in Bewegung, und nach den verschiedensten Abenteuern ward endlich Abends das Dorf erreicht, welches Les Sept Fontaines hieß.

Hier angekommen, lagerte sich die Gesellschaft im Garten des Schlosses. Watteau war heute verliebter als je, die Chiarini spröder, als er früher nur geahnt hatte. Der dicke Farini in seinem orientalischen Costüme gab das Zeichen, daß die Gesellschaft sich niederließ. Der grüne Rasen ward zum Sopha. Madame de Saint Foix mit ihrem Kinde lagerte sich neben Farini und Saint Foix selbst bemühte sich, seiner Frau auf die grotesketse Weise den Hof zu machen. Er umarmte sie und kollerte sich mit ihr, der Weinenden, auf dem Rasen umher, indeß Watteau, im höchsten Grade unglücklich, neben der Chiarini zu Füßen einer steinernen Venus saß und seine ganze Unterhaltungsgabe aufwandte, um seiner Göttin nur ein einziges Lächeln abzugewinnen.

Theodor de la Boulaye ging am Arme der La Bresson vorüber. Ihr nicht eben sehr edles Gesicht drückte höhnische Verachtung aus; als sie neben dem Maler Watteau und der Italienerin vorüberging. Die ganze Gesellschaft war auf den Act der Trauung gespannt, welcher bald folgen sollte. Es ward zu Tische geblasen. Geblasen sagen wir, denn ein herrliches Musikcorps war mitgekommen, damit die Lust der Geladenen nicht etwa einschläfere.

Theodor kam zu Watteau und führte ihn in die Tiefen eines ausgezeichneten Kellers.

— Du, Freund, bist vollkommen nüchtern trotz Deiner Braut! Suche hier den Wein für den Tisch und für unsere spätere attische Nacht aus! bat de la Boulaye.

Und Watteau fing mit zwei Küfern an, den Wein zu kosten.

Als er wieder zur Oberwelt gelangte, war seine erste Frage nach der Signora Chiarini. Sie war verschwunden. Bald aber vernahm er, daß die Marquise de la Bresson nicht minder eifrig ihren Bräutigam suchte, als er die Italienerin aufzufinden strebte. Die ganze Hochzeitsgesellschaft kam in Bewegung. Der Bräutigam Theodor La Boulaye war eben so wenig aufzufinden, als die schöne italienische Sängerin. Das Pfeifen und Musiciren der Hochzeitsgäste schien sich in Wehklagen verwandeln zu wollen.

Da rollte ein Wagen um elf Uhr auf den Schloßhof. Heraus trat der Marquis im Bräutigamsstaate und die einfach angekleidete Maria Chiarini. Sie trug einen Kranz von Mirthe und sah unbeschreiblich glücklich aus. In einem Augenblicke waren sie von den Neugierigen umringt.

— Es hat eine Hochzeit stattgefunden! sagte Theodor mit hallender Stimme. Es thut mir leid, daß die Erwartungen von vielen der hier Anwesenden einigermaßen getäuscht wurden. Mit Gewalt habe ich meine Braut zum Altar geführt: denn ich wußte, ihr Stolz war zu groß,

Digitized by Google

als daß sie je dem flehenden Worte der Liebe Gehör gegeben hätte. Sie aber, Paris und Frankreich werden Zeugen sein, ob ich der Mann bin, Signora Maria Chiarini glücklich zu machen, dieselbe, welche ich Ihnen hiermit als Marquise de la Boulaye feierlich vorstelle.

Die unter Thränen lächelnde Italienerin verbeugte sich leicht nnd schmiegte sich dann an den Arm ihres Gatten. Madame de Saint Foix schien ganz einfältig geworden; Watteau mochte erst in diesem Augenblicke begreifen, daß er nur von der Chiarini als Liebhaber aufgegriffen war, damit sie ihre Eifersucht gegen die La Bresson, ihren gekränkten Stolz desto besser verbergen könne. Theodor hatte die Chiarini mit Gewalt geraubt. Ob es ihm schwer geworden sein mag, diejenige zum Altar zu führen, welche schon längst ihn heimlich liebte? Kaum glauben wir's. Die La Bresson trug ihr herbes Schicksal mit Geduld.

— Ich bin's gewesen, verkündigte sie, welche diese Partie anstellte, und zwar nur zu dem Zwecke, um dem Marquis Boulaye Gelegenheit zu geben, sich der spröden Italienerin zu bemächtigen.

Diese Contenance war so großartig, daß es selbst Saint Foix für unverantwortlich gefunden hätte, die Jahrmarktsmarquise zu versichern, daß er von ihrer Auskunft kein einziges Wort glaube.

Der Unglücklichste der Unglücklichen war übrigens Antoine Watteau. Von diesem Augenblicke an beginnt sein Weiberhaß, und er hat es nachher nie unterlassen, den Weibern in seinen Gemälden eine solche Darstellung zu geben, daß ihre „Unwürdigkeit" so ziemlich nahe auf der Hand liegt. Er zog sich nach Nogent zurück und starb hier schon im Jahre 1721, nicht älter als siebenunddreißig Jahre.

Mit ihm starb zugleich eine Kunst, welche für seine galante Zeit einer der genialsten historischen Zeugen ist. Nie wieder erstand die graziöse Koketterie seiner Gestalten, die neben der nngemeinen Zierlichkeit der Ausführung einen hohen Platz in der Culturhistorie Frankreichs behaupten. Der Maler ward wirklich ein Misanthrop und verzehrte sich in einem Winkel der Erde, während seine Freunde in Paris Alles erschöpften, was Glück und Lebensgenuß genannt werden kann.

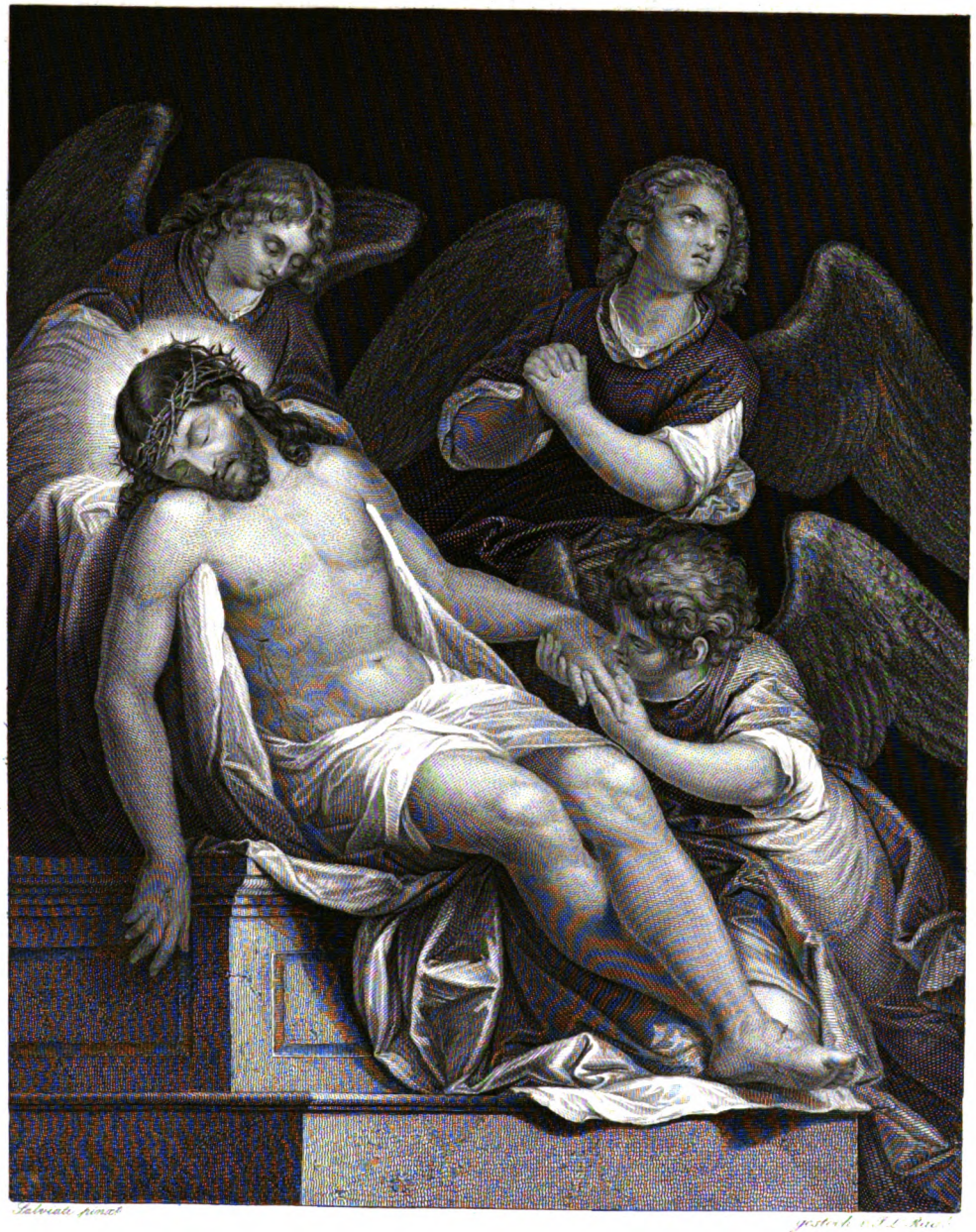
Rembrandt.

Paul Rembrandt, oder niederländisch Rymprandt, van Rhyn, ward im Jahre 1606 in der Nähe von Leyden geboren. Dieser Maler, einer der berühmtesten und originellsten der niederländischen Schule, war der Sohn eines Windmüllers. Unter Jakob van Zwaanenburg in Leyden erlernte er die Anfangsgründe seiner Kunst, und gab schon hier, fast noch ein Knabe, Beweise seines genialen Sinnes für schlagende, pikante Beleuchtung, welche seine ganzen spätern Werke auszeichnet. In Amsterdam machte er sich unter Peter Lastmann und Jakob Pina, zweien nicht unberühmten Malern, die höhere Technik eigen, insofern solche erlernt werden kann.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Salviati pinxt

gestoch v. J. L. Raab

The Burial of Christ — Grablegung Christi

[illegible]

Digitized by Google

Digitized by Google

Vom ersten Augenblicke an war Paul Rembrandt jedoch durchaus in Composition wie in Bearbeitung seiner Vorwürfe einer so selbstständigen, originellen Richtung anheim gegeben, daß er sich von seinen Kunstgenossen zurückzog, auf die einsame Mühle seines Vaters sich begab und, Alles, außer der meisterhaften Technik, ignorirend, nur auf sich selbst und die handgreifliche Wirklichkeit sich stützend, zu malen begann. Es war seine unumstößliche Meinung geworden, daß die Natur, gleichviel wie sie erscheine, die einzige Führerin des Künstlers sein müsse. Er erreichte wirklich den höchsten Grad äußerlicher Wahrheit in seiner Kunst, und sein Ruf verbreitete sich sehr bald durch ganz Holland und Frankreich. Paul Rembrandt verheirathete sich mit einer Bäuerin aus Leyerdorp, in welcher er, so weit für einen Künstler von so materieller Richtung ein Ideal stattfinden konnte, sein Ideal der Schönheit gefunden hatte. Als seine Ausgaben stiegen, begab er sich nach dem Haag, wo seine Bilder wahrhaft Rubens'sche Preise erfahren hatten.

Er schloß sich auch hier, wie bisher, vollständig ab, verkehrte nur mit Leuten gemeinen Schlages — seinen Originalen — und ward durch seine Darstellungen des niedern Lebens von Tage zu Tage berühmter, reicher und geiziger. Was er indeß als Maler erwarb, verschleuderte er als Sammler der Meisterwerke der Künstler italienischer und spanischer Schule, so daß er arm in Amsterdam starb; — 1674.

Paul Rembrandt's origineller, nicht selten bizarrer Charakter war seinem Streben als Künstler nachtheilig. Ohne Kenntnisse in den für einen Maler so nothwendigen Wissenschaften der Geschichte, Mythologie u. s. w. und von keinen erhabenen Phantasien gleich Rubens und Van Dyk emporgetragen, blieb er, dem es nur um möglichste Naturtreue und schlagende Effecte zu thun war, einseitig, fast abstoßend, zumal da er über der fesselnden Färbung Composition und Zeichnung selten einer großen Aufmerksamkeit würdigte.

Höchst bewundernswürdig, von wenigen Meistern erreicht, ist er hinsichtlich des Ausdrucks, des Colorits, ganz besonders aber wegen seines Helldunkels. Seine melancholische und dennoch grelle Beleuchtung, seine wahrhaft magische Färbung, wobei entweder das Licht scharf von einer Seite, oder geheimnißvoll oder blendend von oben fällt, fesselt den Beschauer fast unwiderstehlich. Gewöhnlich hat Paul Rembrandt eine ausgezeichnete, fast minutiöse Bearbeituug seiner Köpfe, Figuren und Gewänder, wie auch der Nebensachen und Staffagen. Sein Nacktes ist uncorrect, massig; so prachtvoll er Gesichter und Hände malte, so wenig verstand er, der Anatomie unkundig und der Fleischtöne kaum mächtig, Fleischpartien oder nackte Figuren gleich Rubens zu malen. Seine Gewandung ist reich; die Stoffe sind täuschend nachgeahmt; die Drapirung voll, aber überladen und nur selten von antiker, graziöser Einfachheit; die Perspektive aber ist mangelhaft und voller Fehler.

Es konnte, bei dieser Richtung und Ausbildung des Künstlers, nicht anders sein, als daß von den sehr zahlreichen Gemälden desselben die Portraits und die Portraitstücke einen solchen Rang einnehmen, daß seine geistlich-historischen, seine Conversations-Bilder und sogar seine effectreichen Genrestücke hinter den Portraits zurückstehen müssen.

Nachdem wir erwähnt haben werden, daß Rembrandt, gleich großer Kupferätzer als Maler, mindestens gegen 400 geätzte Blätter lieferte, welche meist unübertrefflich und daher ausgezeichnet gesucht sind, und nachdem wir von seinen zahlreichen Schülern den besten, Goevaert Flink,

Digitized by Google

genannt haben, wenden wir uns zu dem vorliegenden Blatte, den Künstler und seine Frau darstellend, welches heute, nachdem es verschiedene Male die Besitzer wechselte, die Gallerie zu Dresden ziert.

Fast jedes Bild von Rembrandt ist bei seiner originellen, obgleich einseitigen Kunstrichtung ein Erlebtes. Er sprach, er rauchte, er trank mit den Figuren seiner Gemälde; er saß mit diesen ewig holländischen Gestalten am Kamin; er war neben ihnen in den vorsündfluthlichen Schenken; er handelte und feilschte mit ihnen auf seinen köstlichen Jahrmärkten und Kirmsen, und hörte die seltsame Musik seiner zerlumpten Fiedler, Clarinettisten und Dudelsackpfeifer selbst mit an. Gehen etwa die Bilder Rembrandt's über die bloße geniale Abschrift der Wirklichkeit hinaus: so findet der sinnige Beschauer dennoch sehr leicht den äußern Anstoß auf, aus welchem die Composition des Werkes hervorging. Ohne diesen äußern Anstoß malte Rembrandt selten; er war ihm nothwendig, und bot sich derselbe nicht etwa von selbst dar, so machte der Künstler geflissentlich Jagd darauf.

Deutlich weist unser Bild des berühmten Niederländers in der ganzen Situation, in der Costumirung, in dem zum Lautwerden, zum Greifen dargelegten besondern Stück Leben und in dem Ausdrucke, welcher in den Gesichtern der beiden Figuren liegt, auf eine solche äußere Anregung, auf eine aparte Ursache seines Entstehens hin.

Das Bild redet und erzählt einen Theil seiner Geschichte, welche wir hier in ihrer ganzen niederländischen, wohlbehäbigen Gemüthlichkeit wiedergeben.

Paul Rembrandt hatte sich mit seiner jungen Frau seit noch nicht langer Zeit nach dem Haag übersiedelt. Er hatte eine kleine Wohnung in der Nähe der Kathedrale in einem kleinen, aber sehr lebhaften Gäßchen bezogen. Die Vorübergehenden hatten hinter den mit runden Scheiben versehenen Fensterchen des Malers kaum einige seiner unsterblichen Bilder gesehen, als sie auch von früh Morgens bis spät Abends die Wohnung förmlich belagerten. In Folge dieses damals durchaus nicht gebräuchlichen Mittels erreichte es der Maler, daß die Stadt in wenigen Tagen wußte, sie beherberge ihn in ihren Mauern. Er hatte sich zugleich dadurch der Nothwendigkeit überhoben, bei den vornehmen Beschützern und Liebhabern der Kunst sich vorzustellen: sie drangen selbst in sein kleines, aber prächtiges Atelier, und bald sah sich der junge Künstler, ungeachtet des Monopols, welches der Fürst der niederländischen Maler, Peter Paul Rubens und seine Schüler, Van Dyk, Vanhoek, Teniers und Andere bisher in ihrer Kunst ausübten, mit den ehrenvollsten, lohnendsten Aufträgen überhäuft.

Vor diesen seinen Kunstgenossen hatte sich der eben so stolze als jedem Zwange durchaus abholde Rembrandt gar nicht sehen lassen. Er fühlte, daß er, ungeachtet er dieser Malerschule isolirt gegenüberstand, stark genug sei, um seinen Weg zu finden, ohne — wie es gewöhnlich der Fall war — dem Meister Rubens den Hof zu machen oder gar, wie die meisten seiner großen Schüler, unter seiner Leitung, nach seinen Entwürfen und für seine Rechnung zu arbeiten. Dafür wurde er von seinem bereits auf der Höhe des Ruhms stehenden Kunstgenossen — wie es etwa der Dichter der „Räuber" von Göthe erfuhr — längere Zeit hartnäckig ignorirt.

Ein Zufall führte Rembrandten, welcher die feinen Gesellschaften, wo er seinen Kunstgenossen hätte begegnen können, vermied und dafür die Tabernen, die Winkelschenken, die Bettler- und Zigeunerherbergen und die Paradiese der Landsknechte besuchte, den Haager Malern näher.

Digitized by Google

Es war draußen in einer der Vorstädte, wo sich ein altes, halb zerfallenes, langes Gebäude befand. Dies war eine Schmiede. Rembrandt hatte dies malerische Gebäude mit seinem noch viel malerischeren Treiben im Innern auf seinen Abendwanderungen längst herausgefunden. So oft er aber auch schon hinauspilgerte, um die Schmiede mit ihren Cyklopen zu zeichnen, so wenig waren die äußern Umstände günstig gewesen, um das Lebensbild in all den schlagenden Effecten zu zeigen, dessen dasselbe fähig war. An einem Frühlingsabende hatte Meister Rembrandt Pinsel und Palette von sich geworfen, seine getreue Pelzmütze abgelegt und sich, in seinen Marderpelz gehüllt, in einen Lehnstuhl an's Kamin gesetzt. Er erwartete seine junge schöne Frau, welche in die Stadt gegangen war.

Als sie endlich erschien, beklagte sie sich über das Wetter, welches sie länger als gewöhnlich zurückgehalten habe.

— Regnet es etwa? fragte Rembrandt.

— Es fällt ein dichter, feiner Staubregen! erwiederte die schöne Jantje. Ich freue mich, daß Du nicht fortgehst, sondern den Abend bei mir verbringen willst.

— O, o, schöne Frau, sagte Mynheer Rembrandt. Nicht so voreilig. Laß hören: es ist etwa finster draußen?

— Sehr finster.

— Du hast nicht bemerkt, wie das Licht in den großen Laternen auf den Straßen aussieht?

— Doch, Paul; es brennt sehr trübe und sieht roth aus!

— Sehr gut, Frau! Und es ist noch nicht neun Uhr! Dann werden sie also noch arbeiten, und ich muß eilen, damit ich wenigstens heute Abend die Gelegenheit nicht verfehle . . .

— Wohin gedenkst Du, Mynheer? fragte die schöne Jantje ängstlich.

— Gieb mir meine Mütze und meine Mappe. Ich muß nach der Schmiede in der Vorstadt. Dann sind's noch zwei Tage, mein Bild ist fertig und Jantje wird einige hundert Gulden mehr im Säckel haben.

Rembrandt hatte sich nicht getäuscht. Als er vor die Schmiede kam, stieß er einen Ausruf freudiger Ueberraschung aus. Die Dunkelheit draußen, die seltsam beleuchteten, arbeitenden Knappen am Ambos und vor der roth strahlenden Esse . . . Der Maler legte sich über die niedrige Unterthür und fing mit blitzenden Augen zu zeichnen an. Er warf einige Geldstücke in die Schmiede und veranlaßte die kräftigen, rüstigen Gesellen zu mehren Stellungen, wie er sie gebrauchte. Dann schlug er seine Mappe zu und blieb, mit Kennerauge Studien machend, schweigend und aufmerksam in der Thüre lehnen.

— Mynheer! wollt Ihr uns einen Augenblick Euren Platz abtreten? sagte ihm Jemand, indeß Rembrandt einen leichten Schlag auf seiner Schulter fühlte.

Zwei junge, bärtige Männer standen hinter ihm. Rembrandt erkannte das edle Antlitz Van Dyk's und die entschiedenen Züge Van Schut's. Er trat lächelnd zurück.

— Das willst Du malen? murmelte er für sich. Es ist Schade, daß Paul Rembrandt dies Bild ebenfalls gesehen hat.

Van Dyk fing sammt Schut zu skizziren an. Rembrandt blieb ruhig zur Seite stehen und sah der Arbeit zu. Er murrte unzufrieden.

Digitized by Google

— Mynheer, mein Bild gefällt Euch nicht! sagte Van Dyk zur Seite blickend.

— Das ist kein Wunder! Malt das fertig, Meister, und es wird Euch selbst eben so wenig gefallen.

Damit ging Rembrandt fort.

— Kennst Du den Mann? fragte Schut den Freund.

— Ich kenne ihn nicht! Aber dieses breite Gesicht muß etwas von der Sache verstehen; denn ich sehe mich genöthigt, eine andere Skizze zu entwerfen, will ich die Beleuchtung so scharf fassen, wie ich es beabsichtigte.

Drei Tage später standen Van Dyk und Schut vor Rembrandt's Wohnung. Seine „Schmiede" war ausgehängt.

— Was sagst Du dazu, Freund? fragte Van Dyk. Dieser Mann malt ein Helldunkel, wie es Rubens nnd Correggio verstehen, aber er übertrifft sie weit an Keckheit und Kühnheit der Lichter. Dies düstere Bild ist ein Meisterstück ohne Gleichen. Komm, Schut, wir werden den Künstler sehen. Ist der Einsame zu stolz, um uns aufzusuchen, so soll er gewahr werden, daß Van Dyk wenigstens Künstler genug ist, um vor seinem Genie den Hut zu lüften. Dies Bild und meine „Schmiede"! Ich werde dies Bild besitzen und sollte ich dasselbe für mein bestes Stück eintauschen müssen!

Schut aber ging eigensinnig fort. Van Dyk trat bei Rembrandt ein.

— Ich bin Van Dyk, Meister! sagte der schöne Maler, dem kleinen fetten Paul die Hand entgegenstreckend. Ich will Euch begrüßen, um etwas von Euch zu lernen. Wißt Ihr, meine Schmiede taugt wirklich nichts, deshalb komme ich, um mir die Eurige zu holen. Ich biete Euch eins von meinen Gemälden dafür an; Ihr dürft zu mir kommen und Euch aussuchen, welches Ihr wollt.

Rembrandt, so gefaßt, widerstrebte nicht länger. Er zeigte seine Bilder, vertheidigte seine Manier, dem Anstreben von Großem, Ungewöhnlichem gegenüber, und nahm endlich Van Dyk's Arm und ging mit ihm in dessen Atelier.

Rembrandt beachtete die Bilder, in welchen etwas von der Grazie, von der himmlischen Anmuth Raphael's sich zeigte, nicht; er ging kalt vor den reichen, ideellen Compositionen seines Kunstgenossen vorüber und lobte nur hier und da die gelungene Technik; er bekümmerte sich nicht um die Stücke, in denen der junge Van Dyk die menschliche Seele in den verschiedenartigsten Lagen und Zuständen zu malen versucht hatte.

— Gebt mir dies Bild für meine Schmiede und ich bin zufrieden! sagte Rembrandt endlich, auf die „Schnitter" (Les moissonneurs dans les Flanders) zeigend, welches Bild sich noch auf der Staffelei befand. Die Schnitter waren ein Lebensbild, in welchem Rembrandt etwas ihm Verwandtes auffand. Es war unvollendet.

— Dies ist die schlechteste meiner Arbeiten! sagte Vank Dyk. Sucht eine andere, Mynheer.

— Die beste, sagt lieber; hier habt Ihr die Wirklichkeit nahezu getroffen.

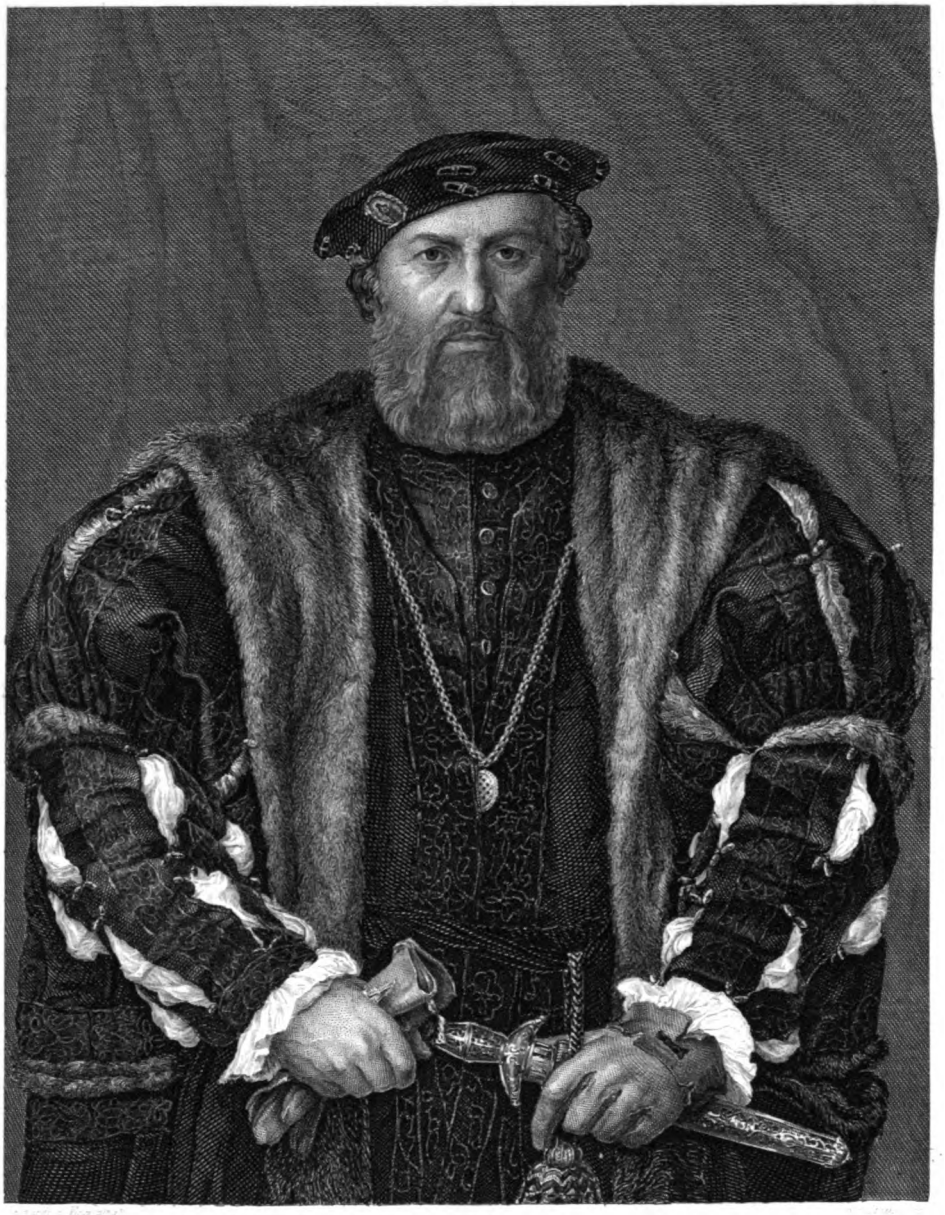
— Aber ich will nur künstlerische Wahrheit, Meister Rembrandt!

— Ihr wollt über die Natur hinaus und erreicht sie nie, erwiederte Paul Rembrandt. Sie, nur sie ist die ewige Mutter aller Kunst. Sie kann schaffen; der Mensch nie. Er kann

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

aus ihren einzelnen Zügen eine Art Ganzes zusammenstoppeln, das nennt Ihr: nach der Phantasie malen; aber dies werden Undinger. Ihr könnt nichts geben, als was Ihr der Natur abschriebt, stahlt; das ist echt, das ist vortrefflich, wahrhaft lebendig! Seht diese Schnitterinnen, das sind prachtvolle niederländische Mädchen, zum Küssen, zum Anbeißen; sie können lachen, scherzen, lieben, trinken und unverschämten Liebhabern Ohrfeigen geben. Was aber gedenkt Ihr, Meister Van Dyk, mit dieser unvollendeten Hauptfigur im Vordergrunde anzufangen.

— Es ist die Königin der Schnitterinnen! Sie ist die Trägerin des idealen Lebens in meinem Bilde; sie erst soll dem gemeinen, alltäglichen Leben den künstlerischen Stempel verleihen....

— Ihr wollt also jedenfalls ein Unding in das Bild bringen. Dann verlange ich es nicht.

— Nein, einfach eine ideale Gestalt, sagte Van Dyk, und ich habe mir sie im Geiste noch nicht klar genug gemacht, um sie malen zu können.

— So geht doch und sucht Euch Eure Königin der Schnitterinnen. Fangt Euch ein Mädchen, wie Ihr sie braucht, portraitirt sie, und gebt mir dann Eure Moissonneurs.

— Ich brauche sie nicht zu suchen, denn ein lebendes Frauenbild wird dennoch nie an mein Ideal hinanreichen.

— O, Prahler! rief Rembrandt sehr aufgeweckt; seht Euch vor, daß Ihr nicht etwa einem Mädchen begegnet, an welchem Euer Pinsel zu Schanden wird, vor welchem Ihr gestehen müßt: meine Kunst ist, dieser Natur gegenüber, todt.

Van Dyk richtete sich stolz auf. Rembrandt aber nahm lächelnd Abschied und ermahnte ihn abermals, sich ein schönes, wirkliches Modell für die Königin der Schnitter zu suchen, und ging fort. Zu Hause angekommen, sagte er zu seiner Frau:

— Kennst Du Van Dyk?

— Ich habe sein Portrait gesehen, antwortete Jantje.

— Kennst Du den goldenen Kirchenstuhl neben dem Königsstande in der Kathedrale?

— Ei, ja, es ist derjenige des Rubens!

— Gut, schmücke Dich und geh gleich in die Messe. Rubens und Van Dyk werden nicht fehlen. Setz' Dich ihnen gegenüber und sorge, daß Mynheer Van Dyk Dich, schönes Frauchen, so genau als möglich sieht. Verstehst Du?

— Aber wozu?

— Er hat ein Modell nöthig, welches er nicht aus der lieben Gotteswelt, sondern aus seinem leeren Gehirn holen will. Er wird aber Dich sehen und marblex! er wird Dich malen wollen und wird Dich auf mein Bild malen. Ich werde diesem Stolzen eine Schlappe beibringen; ich bin entschlossen, ihm gegenüber Recht zu behalten. Geh, Jantje, sei liebenswürdig; verstehe mich; aber nicht zu sehr!

Jantje begriff lächelnd und schmückte sich wie eine Königin, ging zur Kirche und nahm den verabredeten Platz ein. Van Dyk erschien sehr bald an Rubens Seite. Sein Blick fiel auf das strahlende, blühende Gesicht der Frau des jovialen Rembrandt, welche, sanft lächelnd, den blitzenden Blick der Augen des jungen Malers aushielt. Sie schien Van Dyk, welcher ungeachtet seiner Liebe zum Fräulein Van Maleder nichts weniger als unempfindlich war, auf's Höchste zu

Digitized by Google

intereſſiren, und die verſchmitzte Jantje that Alles, um ſein Intereſſe noch zu ſteigern. Als ſie aus dem Tempel hinausſchritt, trat Van Dyk an ihre Seite, zog ſeinen Federhut und bat um Erlaubniß, ihr das Meßbuch tragen zu dürfen. Jantje gab es zu, und ging zu dem Hauſe einer Verwandtin, um den Maler über ihre Perſon ſicher zu täuſchen. Dieſes Rencontre wiederholte ſich einige Tage. Jantje ward nachdenklich und Van Dyk fing an, ernſtlich verliebt zu werden. Die ſchöne Frau Rembrandt's wollte ſich zurückziehen; aber Van Dyk ſchwor, er könne ſich dann erſt von ihr trennen, wenn er ihr Portrait beſitze. Jantje mußte ihm ſitzen und der Maler malte ſie richtig als „La Reine des Moissonneurs".

An demſelben Abende ſchickte ihm Rembrandt eine Einladung, zum Nachteſſen nach ſeinem Hauſe zu kommen und jedenfalls, ſeinem Verſprechen gemäß, das Bild: „Die Schnitter", fertig oder nicht, mitzubringen. Van Dyk küßte das Portrait der ſchönen Unbekannten und ſagte ſeufzend ſein Erſcheinen zu.

Es war ſpät, als er bei Paul Rembrandt eintrat, den Mantel zurückſchlug und ſein Gemälde zum Vorſchein brachte. Rembrandt im Feſtkleide, den Federhut auf dem Kopfe, den Degen an der Seite, hielt eine ſchlanke, prächtig geſchmückte Frauengeſtalt auf den Knieen. Van Dyk ſah ihr Geſicht nicht, denn ſie hatte ihm den Rücken zugewandt und machte ſich an dem Tiſche zu ſchaffen, wo das Nachteſſen und ein prächtiger Pfau mit ausgebreitetem Schwanze paradirte.

Rembrandt blickte auf das Gemälde.

— Die Königin der Schnitterinnen iſt ſüperbe! rief er lachend dem ernſten Van Dyk zu. Es iſt gut, Mynheer, daß Ihr meinem Rathe folgtet und ein Portrait ſtatt Eures Ideals liefertet.

— Dies iſt mein Ideal! rief der Maler.

— Wie das meinige! Ihr habt's in Gedanken, ich, wie gewöhnlich, in der herrlichen, fühlbaren Wirklichkeit. Sieh Dich doch einmal um, ſchöne Jantje!

Die junge Frau wandte lächelnd den Kopf und blickte den erſtaunten Van Dyk halb ſchelmiſch, halb ſinnend an.

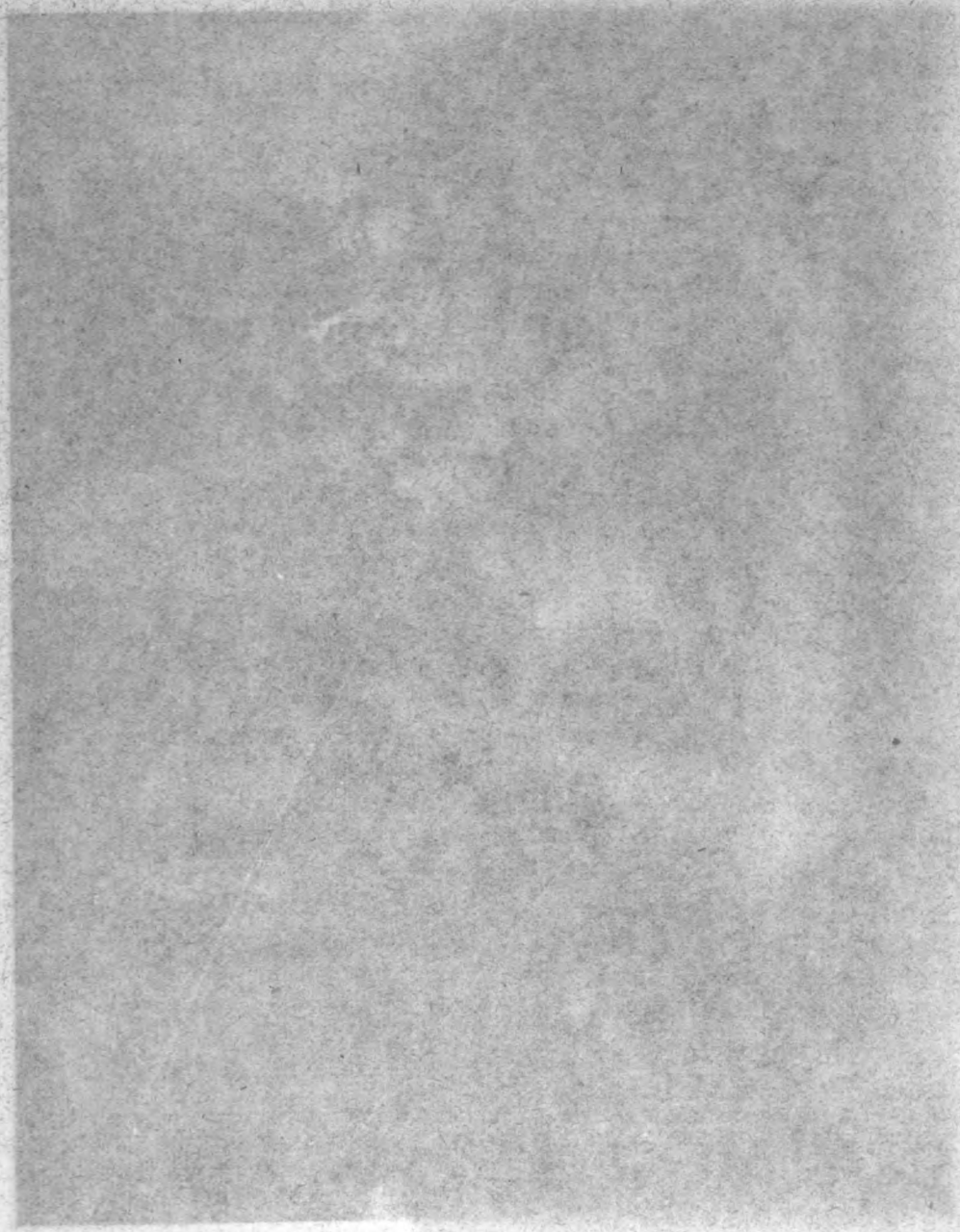
— Es lebe Jantje van Rhyn! Die Van Dyk'ſche Schnitterin! rief Rembrandt, hoch das gefüllte Glas emporhebend. Und hoch lebe die Natur und Alle, die ihren Fußtapfen folgen, und vergehen möge Phantaſterei und Nebeldunſt! Hoch alle Maler!

— Für dies Mal mögt Ihr Recht behalten! ſagte Van Dyk, indeß er ſich faßte und mit wiederkehrender Heiterkeit der ſchönen Jantje die Hand küßte und mit Rembrandt kräftig anſtieß.

— — — — —

Acht Tage ſpäter hatte Rembrandt das Portrait von ſich und ſeiner Frau vollendet, welches ihn an ſeinen kleinen Triumph erinnerte. Es war lange im Beſitz Goevaert Flinks, dem es Van Dyk vergeblich abzukaufen ſuchte.

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

G. v. d. Eckhout pinx.t A. H. Payne sculp.t

Simeon in the Temple — Simeon im Tempel

Lemon & Arnold

Digitized by Google

Digitized by Google

Die heilige Cäcilia.

Von Carlo Dolce.

Vergleicht man die Legende von der heiligen Cäcilia mit dem dieselbe darstellenden Bilde des Carlo Dolce: so kann man kaum umhin, über die gänzlich ungebundene, von Zeit und Ort unabhängige Auffassung des ausgezeichneten Malers zu erstaunen.

Die heilige Cäcilia, welche eine Erfinderin der Orgel und Schutzpatronin der Musik genannt wird, stammte aus einem vornehmen Geschlechte Roms und gelobte, obgleich nahe vor ihrer Vermählung mit einem ausgezeichneten Jünglinge, ewige Keuschheit. Sie hielt nicht allein ihr Versprechen, sondern brachte es durch ihre Standhaftigkeit und Beredtsamkeit auch dahin, daß ihr, einer heimlichen Christin, ihr Bräutigam Valerianus und der Bruder desselben, Tiburtius, Gehör gaben und sich taufen ließen.

Cäcilia soll, gleich dem Paulus, durch die Erscheinung Christi und seiner Engel zum Glauben bekehrt geworden sein, und seit diesen Visionen hatte sie weder Ruhe noch Rast, bis sie Andern eine lebendige Vorstellung ihrer geistigen Verzückung geben konnte. Dies erreichte sie durch die Erfindung der Orgel, auf denen sie die Lobgesänge der Engel zur Ehre des Dreimalheiligen spielte, wie sie sie gehört hatte. Es kann bekanntlich keine Rede davon sein, daß Cäcilia, welche im Jahre 220 n. Chr. starb, das herrliche Instrument erfand, welches Ktesibios von Alexandrien volle 100 Jahre früher zu der Gestalt und Einrichtung brachte, wie dasselbe bis zum Jahre 750 bestand, zu welchem Zeitpunkte Kaiser Konstantin und der Khalif Harun al Raschid der Vervollkommnung der sogenannten Wasserorgeln die größte Aufmerksamkeit widmeten. So viel scheint indeß aus der Legende als gewiß hervorzugehen, daß Santa Cäcilia eine Meisterin im Spiel des damals für sehr schwierig gehaltenen Instruments gewesen sein muß. Nicht minder sicher kann es gelten, daß die Heilige selbst die Componistin der Lieder und Melodien war, die noch kein sterbliches Ohr gehört hatte. Die Töne der himmlischen Heerschaaren quollen, bezaubernd und unwiderstehlich zum Glauben an den Gottessohn hinreißend, aus ihrer Orgel hervor. Die göttliche Wirkung ihrer Musik und ihres begeisterten Gesanges erregte sehr bald die Aufmerksamkeit der Christenverfolger, und die heilige Jungfrau ward mit Valerianus und Tiburtius ergriffen und zum Tode verurtheilt. Sie ward in kochendes Wasser geschleudert, starb aber nach den vom Henker empfangenen Beilhieben erst drei Tage später. Im Jahre 1821 ward sie heilig gesprochen und an ihrem Tage, den 22. November, feierte man die großartigen Musikfeste, welche den Namen der Jungfrau Märtyrin trugen.

Für die Dichter wie für die Maler ward die Heilige oft der Gegenstand bedeutender Schöpfungen. Namentlich sind's Engländer, welche dieselbe besungen haben, so Chaucer, Dryden, Pope, Addison. Des Letztern Jubelhymne dürfte, was den Schwung der Sprache betrifft, den Rang verdienen. Von den Malern stehen Raphael, Domenichino, Mignard und Carlo Dolce da, um den Ruhm der heiligen Cäcilia zu verherrlichen. Die Darstellung von Mignard, fast

Digitized by Google

den Charakter einer Studie tragend, dürfte die schwächste sein, und Carlo Dolce's Bild darf, auch nicht mit dem der beiden andern Meister verglichen werden. Hier ist keine gotterfüllte Seherin, welche in vollen Orgeltönen und im Gesange die von lichteren Sphären nur ihr hörbar erklingenden Engelshymnen ausströmt, um wunderbar die Herzen der Menschen dem Könige aller Himmel zuzuwenden. Aber eine solche schwungreiche Auffassung ist auch Carlo Dolce's Sache nicht. Er glänzt auf einem andern Felde.

Die sanfteste Weichheit, die zarteste, reinste Innerlichkeit in seinen Bildern wiederzuspiegeln, alle entsagenden, duldenden Tugenden mit der Verklärung, welche sie über das Menschenantlitz hauchen, zur Erscheinung zu bringen, das ist das große Geheimniß seines Meisterpinsels. Und so giebt er auch von der heiligen Cäcilia nach seiner Auffassungsweise ein erschöpfendes Bildniß, von einem engelartigen Ausdrucke in Blick und Mienen. Ihr selbst unbewußt scheint das Geschenk der himmlischen Töne in ihrem Innern zu ruhen. Sie beugt sich leicht, als vernähme sie das Säuseln und Flüstern der schwebenden Heerschaaren; ihr Blick ist vergeistigt, tief in die Welt heiliger Töne versenkt. Wahrlich merkwürdig und selbst dem ungeübten Beschauer auffallend aber ist die erhabene, von keinem Irdischen zu trübende Ruhe der Jungfrau, die wahre Ruhe einer Heiligen, die Carlo Dolce über dies Bildniß ausgoß. Und dennoch thut diese Ruhe der unbeschreiblichen, sanftmüthigen Ergebung der Heiligen nicht nur keinen Eintrag, sondern hebt sie noch vielmehr. Die Malerei dieses Stücks ist weich, ohne matt zu sein, ein Fehler, den Carlo Dolce nicht immer vermeidet; die Drapirung hat das Unklare, Bauschigte, welches der Maler gern anbringt.

Von einem Maler geschaffen, der als der Zarteste auf dem einen Flügel der glänzenden Reihe der italienischen Meister steht, indeß der Stärkste, Gewaltigste, Michel Angelo, die entgegengesetzte Richtung schließt, verdient dies Bild nicht geringe Aufmerksamkeit. So kann man auch von dem willkürlichen Costume, von der unrichtigen Form der Orgel nach damaliger Zeit absehen. Der Kern und Gehalt des Genius von Dolce, dieses Malers mit dem Kindesgemüthe, bricht glänzend durch alle diese Verhüllungen hervor.

Wildschweins-Jagd.

Von Peter Paul Rubens.

Das alte Antwerpen hatte im Frühlinge des Jahres 1596 einige stürmische Tage erlebt. Die Parteien hatten sich gesondert und standen einander gegenüber; es war zu blutigen Auftritten gekommen, in denen die nationale Partei gegen die dem tiranischen Königshause von Spanien anhängende das Uebergewicht behauptete. Um die katholische Partei vollends niederzudrücken, erschien der Statthalter, Oranien, selbst und streckte über die Stadt seine schon damals eiserne Hand aus. Es ward in den Straßen, wo sonst bis Mitternacht reges Leben zu herrschen

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Roman Soldiers. Römische Soldaten.

Żołnierze rzymscy

Digitized by Google

pflegte, jetzt mit dem Eintritte der Dämmerung öde und leer, denn Jeder mußte sich den Kriegerhäuflein, welche die Straßen durchzogen, als in Geschäften befindlich ausweisen, außerdem aber eine ordentliche Laterne bei sich führen. Um ein Viertel nach zehn Uhr waren alle Häuser stockfinster; es war Befehl des Feldherrn, die Lichter zu löschen, und wehe den Unbesonnenen, welche etwa nicht gehorcht hätten.

An einem Abende nach elf Uhr durchzogen die Wachen in Abtheilungen von zwölf Mann hoch zu Roß, geharnischt, für den Nothfall mit Stricken versehen, um die eingefangenen widerderspenstigen oder muthmaßlichen Verbrecher sofort henken zu können, die schweigenden Straßen. Der Hufschlag der Pferde erdröhnte, die Eisenrüstungen und Schwerter der Mannen klirrten und Anrufe der einander begegnenden Patrouillen und kriegerische Commando's erschallten. Das Wetter war höchst unfreundlich. Der Sturm fegte die Straßen, und ein feiner, aber dichter Regen veranlaßte die Reiter Oraniens, den Kopf zu den Mähnen ihrer Thiere herabzuneigen und die Mäntel hoch emporzuziehen. Sie wenigstens hätten schwerlich einen Einzelnen bemerkt, wenn er ohne Laterne an den Häusern fortgeschlüpft wäre.

Der Führer einer dieser Abtheilungen jedoch bekümmerte sich um das wahrhaft niederländische Wetter nicht. Er hatte den mit einer Stahlhaube bedeckten Kopf stolz erhoben und ließ seine Augen jeden Winkel durchspähen. Unermüdlich ritt er von einer Straße in die andere, trieb sein Pferd durch enge, verdächtige Gäßchen und schien durchaus nicht geneigt, heute seine Wache vor dem zukünftigen Sonnenaufgange zu beschließen.

Die Soldaten murrten untereinander.

— Ich möchte nur wissen, was er eigentlich sucht heute Nacht. Mitternacht ist ganz gewiß schon vorüber; sagte der vorderste Reiter im Zuge zu seinem dicht neben ihm reitenden Kameraden.

— Der? antwortete dieser; nichts, verlaß Dich d'rauf. Du kannst es ihm ansehen, daß er gar nicht daran denkt, daß wir hier in diesem Seehundswetter spazieren reiten. Den Spanier hat er im Kopfe und den Parma, und da giebt's noch viele andere Dinge, wie Festungen und so etwas, die ihm verzweifelt im Wege sind.

— Ja, ja; Maas und Over-Yssel wollen auch endlich genommen sein und Nester, wie Fort Grove sind nicht allein dem Oranien, sondern uns Allen ein Dorn im Auge.

— Siehst Du, das wollt ich Dir eigentlich sagen, fuhr der zweite Soldat fort; jetzt denkt er sich's aus...

— Was denn?

— Wie er den Spanier bedienen und Niederland endlich von diesen gelben Hunden befreien will. Du wirst sehen, es dauert nicht lange mehr: so fallen wir wieder über die Katholischen her. Ich hab's da an „seinem" Federbusche: er schüttelt ihn immer, wenn's bald losgehen wird. Gieb nur Acht d'rauf, hat er dies Schütteln, dann kannst Du nur Abschied von Deinen Damen nehmen, denn sicherlich ist in zwei Mal vierundzwanzig Stunden Marschbefehl da.

— Immerhin! sagte der Kamerad mit einem fürchterlichen Fluche, indeß er seinen stürzenden Gaul rauh in die Höhe riß. Besser eine Kugel, als hier zwischen diesen Spelunken sich den Hals brechen.

Digitized by Google

Der Führer wandte etwas den Kopf und sah kaltblütig in die beiden mit starren Bärten versehenen wilden Gesichter der Reiter.

— Warum meldet Ihr nicht, daß da links oben in den beiden Fenstern Licht ist, statt von meiner Helmfeder zu sprechen? sagte er mit sehr gutmüthiger Stimme, nach einem mächtigen Gebäude mit der Rechten zeigend.

— O, mein Prinz, mein Capitain, wollte ich sagen, es kommt mir, da ich einmal unterwegs bin, auf eine Strafwache gar nicht an. Versichere Euch daher ganz aufrichtig, ich schere mich den Teufel um alle Lichter in den ganzen Niederlanden, wenn Ihr beliebt, Euren Helmbusch zu schütteln.

Der Prinz Moritz murmelte etwas von Gehorsam, von Eseln und Grobianen und schwieg. Die beiden Reiter stießen sich an und nickten sich zu, als wenn sie sagen wollten: — der hat's aber bekommen. Dann strichen sie ihre Bärte, sahen den Führer mit einem bewundernden, fast zärtlichen Blicke an und brummten für sich: Er ist doch nur einmal da.... Er hat den Teufel im Leib, aber er ist der Vater über Alle, die da niederländische Küraſſe und protestantische Tranchirmesser tragen...

Die Reiter hielten jetzt vor dem großen Gebäude, in dessen zweitem Stocke, dem Befehle des Statthalters entgegen, hell und freundlich Licht in die Regennacht hinausstrahlte. Sie ritten in eine Art von Hof hinein und schauten sehr finster nach den hellen Fenstern.

— Wer wohnt hier? fragte Moritz mit klingender Stimme.

— Comte de Lalaing! antwortete ein Soldat; das heißt ein Katholik und Spanier, so gut es einen geben kann.

Mit einer heftigen Bewegung stieg Moritz vom Pferde.

— Sitzt ab; klopft an die Thür, und wird sie nicht augenblicklich geöffnet: so schlagt sie mit den Streitäxten ein, und feuert Euer Faustrohr in's Schloß ab.

Die Soldaten schienen sich zu freuen. Graf Lalaing hatte jedenfalls eine höchst unangenehme Nacht zu erwarten. In diesem Augenblicke sprang einer der Soldaten klirrend vorwärts und verfolgte einen schnell an der Hofmauer hinschlüpfenden, behenden Schatten. Der Mensch wäre entkommen, aber zwei von den übrigen Reiten verrannten ihm das Thor. Der Fremde warf seinen Mantel vom rechten Arm und zog einen schmalen Degen von anständiger Länge, um sich mit Gewalt Bahn zu machen. Der eine Soldat hielt ihm ein Pistol entgegen.

Ein zweiter aber sprang mit gezücktem Schwerte vor und fiel sofort gegen den Fremden aus, indeß er rief:

— Gleiche Waffen! Klinge gegen Klinge! Thue Deine Schuldigkeit, mein Freund, Du bist auf jeden Fall verloren. Ist mein Faustgelenk besser als das Deinige, so stoß ich Dich nieder, und fährt mir Deine verdammte spanische Klinge durch den Leib: so hängt man Dich!

Das Handgelenk des jungen und schlanken Mannes war das bessere. Sein Degen schnellte die Spitze des Schwertes des Soldaten mit solcher Kraft auf das Steinpflaster, daß die Waffe wie Glas absprang. Die ganze Scene hatte nur wenige Augenblicke gewährt. Als der Fremde sich jetzt umsah, um zu entfliehen, hatten die Soldaten einen Kreis um die Fechter geschlossen. Sie lobten die Parade des Fremden, lachten den Kameraden aus, zeigten aber dem Sieger ein halbes Dutzend entblößter Klingen und nahmen ihm den Stoßdegen ab.

Digitized by Google

Prinz Moritz trat auf den Entwaffneten zu.

— Ihr seid ein tapferer Kämpfer! sagte er, dem jungen Manne aufmerksam in's Gesicht sehend, um seine Züge zu erkennen. Finsterer fuhr er fort: Aber diese Eigenschaft giebt Euch, zum Henker, kein Recht, ohne Laterne Nachts die Stadt zu durchstreifen, auf den Anruf nicht zu stehen und Euer Geschäft hier draußen zu beweisen und zuletzt gegen die Wachen des Prinzen Statthalters Euren Degen zu gebrauchen. Man wird Euch lehren, in Zukunft als ruhiger Bürger Euch zu benehmen... Macht dem Herrn da einen Strick um die Hand und bindet ihn an den Sattelbogen.

Mit Indignation trat der Jüngling vorwärts bis dicht vor den Prinzen.

— Ich bin ein ruhiger Bürger, sagte er mit bewegter Stimme, und ich bitte Euch, da Ihr ein Offizier seid, mich vor unwürdiger Behandlung zu schützen. Ich fordere eine Unterredung mit Euch allein, um Euch zu überzeugen, daß ich bei meiner Anwesenheit hier nichts im Sinne gehabt habe, was Euch oder dem Prinzen von Oranien irgendwie nachtheilig wäre. Ich berufe mich auf den Statthalter, der es nicht billigt, daß ein unschuldiger Mann wie ein Dieb und Mörder geknebelt wird!

— So? sagte Moritz. Kennt Ihr den Oranien denn so genau?

— Ich kenne ihn nur, wie ihn die ganze Welt kennt; aber ich weiß, daß der Prinz Moritz sich von Feldherren, wie Juan von Oesterreich, wie der Herzog von Parma, die er an Kriegstalent überragt, an Ritterlichkeit nicht übertreffen lassen kann.

— Da könnt Ihr Recht haben, mein zungenfertiger Herr! bemerkte Moritz trocken und trat mit dem Jüngling bei Seite. Jetzt, fuhr er dann fort, kurze und bestimmte Antwort auf meine Fragen. Wie heißt Ihr?

— Peter Paul Rubens.

— Rubens; so hieß ein Maler von Niederland...

— Er war mein Vater, erwiderte der Jüngling; und auch ich bin Maler.

— Und was wollt Ihr, mit Eurer Erlaubniß, hier um Mitternacht malen? Gehört Ihr etwa in dieses Haus?

— Nein!

— Aber Ihr wolltet Euch einschmuggeln?

— Mein Herr Offizier! sagte der junge Maler; ich sehe, Ihr seid, Eurem ganzen Wesen nach, mehr Cavalier, als ich nach Eurem ersten Befehle glaubte...

— In der That, Ihr habt eine eigenthümliche Art, höflich zu sein, Mynheer! sagte Moritz und legte dankend die gepanzerte Rechte an den Stahlhelm.

— Gebt mir Euer Ehrenwort, daß Ihr keinen Mißbrauch von meiner Erklärung machen wollt und ich werde Euch die offene Wahrheit sagen. Ich denke, Ihr werdet Grund finden, mich zu entlassen.

Mit halbem Lachen sagte der Prinz:

— Ich will sehen, was sich thun läßt, Herr Maler; ich gebe Euch das verlangte Versprechen. Beginnt indeß jetzt zu beichten, denn mit dem Herrn dieses Hauses habe ich ebenfalls noch ein Wort zu reden.

Digitized by Google

Rubens dämpfte seine Stimme, strich sich die nassen Streifen langen Haares aus dem Gesichte und begann:

— Hier wohnt die Gräfin Lalaing.

— Ah, das ist eine Liebesangelegenheit! Ihr habt Madame la Comtesse zu sehen gewünscht?

— Nichts weniger. Die Gräfin ist übrigens Wittwe...

— Thut nichts, Herr Maler!

— Und fünfundsechzig Jahre alt.

Der Prinz brach in ein helles Lachen aus.

— Ja das, mein Freund, das allerdings verändert die Sache! bemerkte er sehr heiter werdend.

— Bei dieser Gräfin ward ich, bevor ich noch wußte, daß ich ein Maler war, Page. Ich habe an der Dame eine gütige Herrin, an ihrem Sohne, dem Grafen, fast einen Freund gefunden: so lange, bis Maria von Lalaing, die einzige Tochter der Gräfin, mich mit einer, mir bis dahin fremden, Leidenschaft erfüllte, mich bezauberte und mich fast wahnsinnig machte. Denn Wahnsinn hieß es, daß ich, kaum siebenzehn Jahre alt und dazu weder reich noch adelig, von der Güte der Gräfin die Hand ihrer Tochter erwartete. Von diesem Augenblicke bis zu meinem Abschiede aus dem Dienste erduldete ich eine Art von Höllenqual; die Comtesse und Franz, der junge Graf, suchten mich mit Gewalt festzuhalten, um mir nach allen Kräften mein Verbrechen zu Gemüthe zu führen. Maria erlitt eine Strafe, die sie mir, der aus diesem Hause entfloh, nicht anzuthun vermochten: sie ward für die Unbesonnenheit, einen armen Pagen geliebt zu haben, in ein Kloster der Ursulinerinnen nach Yfselland gesteckt. Ich ward Maler...

— Bei welchem Meister? unterbrach ihn jetzt der Prinz.

— Bei Theodor Verhaegt und bei Mynheer van Oort.

— Die Meister sind nicht gut, junger Mann. brummte Moritz; fahrt indeß fort.

— Und während der zwei Jahre, von damals bis jetzt — ich bin neunzehn Jahre alt — schrieb mir Maria aus dem Kloster drei Briefe, in denen sie mir ihr Elend klagte und die Niederländer herbeiwünschte, damit sie das Kloster abbrennen und die Nonnen befreien.

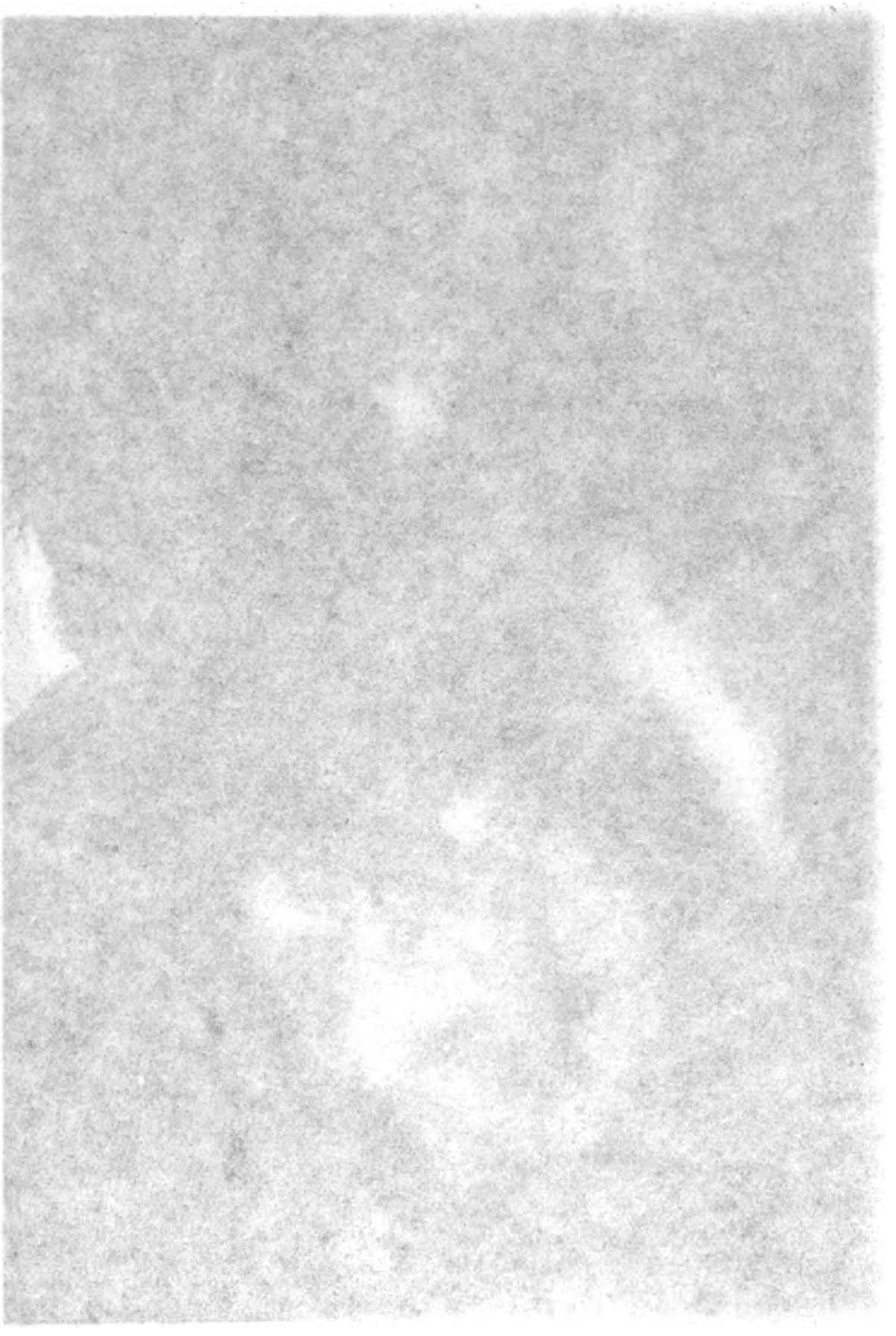
— Das ist ein sehr gutgesinntes und verständiges Mädchen! sagte der Prinz. Aber meine — unsere Leute sind doch, meine ich, in der Yfseler Gegend gewesen; haben auch ziemlich aufgeräumt...

— Ihr sagt recht, Herr Offizier: das Kloster, in welchem Maria war, hat Moritz von Oranien geplündert...

— O, o! er selbst wird wohl nicht geholfen haben!

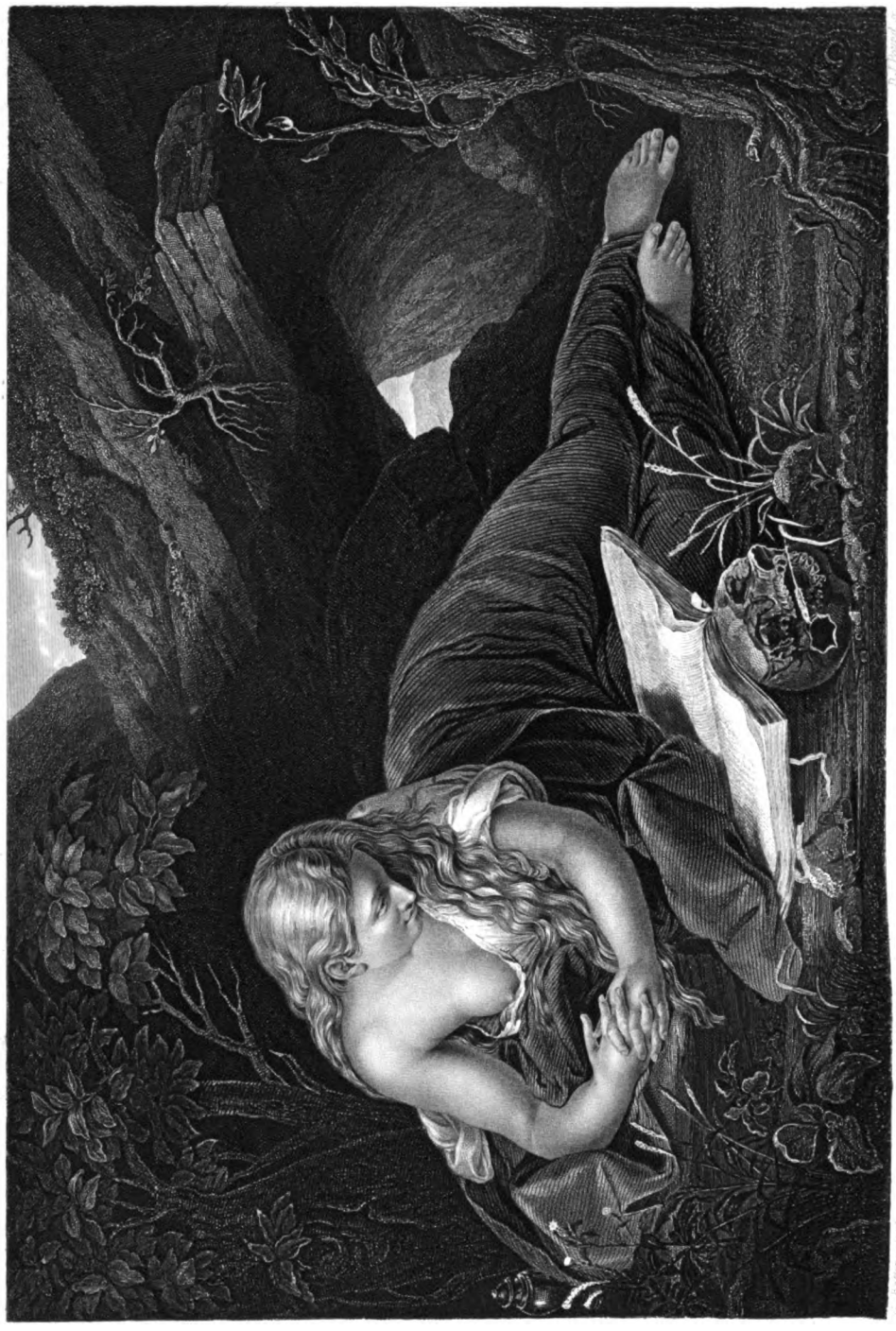
— Aber es ist ausgeplündert, wiederholte der Maler. Maria ist geflohen und zu mir. Bereits am andern Tage aber hatten die Lalaing's ihre Anwesenheit hier erfahren und Gerichtsdiener kamen und führten das Mädchen mit Gewalt fort. Jetzt hat sie mir sagen lassen, wenn ich sie heute Nacht nicht befreien könne: so sei sie verloren; denn sie werde morgen früh von ihrem Bruder mit starker Begleitung nach Valenciennes in ein Kloster gebracht. Da sind ihre Fenster und hier bin ich!

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

— Sehr gut! Und liebt Ihr die Dame wie früher? Thut mir die Gefälligkeit und antwortet mir ehrlich.

— Nein, Mynheer! Ich liebe sie, aber nicht sie mehr, sondern die Kunst ist mein Höchstes, der Inbegriff aller meiner Empfindungen und Gedanken geworden. Dennoch möchte ich Alles daran setzen, um die Gräfin Maria vor einem Schicksale zu bewahren, das mit ihrem Wesen im directesten Widerspruche steht und sie fernerhin bis zum Tode zu dem elenden Geschöpfe machen wird, als welches sie zwei Jahre nicht gelebt, nein, blos existirt hat.

Moritz wandte sich um.

— Jacob, bewache Du diesen Mann! sagte er in seinem Befehlshabertone. Ihr da öffnet die Hausthür, da die Leute drinnen nicht neugierig genug sind, um aus eigenem Antriebe mit uns Bekanntschaft zu machen.

Einige Streitaxthiebe krachten; da ward die Thür von einer Anzahl von Dienern, die augenscheinlich in nicht geringer Angst geharrt hatten, ob das Erscheinen der Soldaten diesem Hause gelte, geöffnet. Moritz trat rasch ein. Der junge Graf erschien jetzt im Nachtanzuge und erkundigte sich ziemlich hohen Tones nach dem Begehr der nächtlichen Gäste.

— Wißt Ihr nicht den Befehl zum Lichtlöschen, widerspenstiges Volk, so wird er Euch verdolmetscht werden! sagte der Prinz sehr aufgebracht.

— Betragt Euch höflich, rief Lalaing, oder ich werde Euch bei dem Statthalter anklagen! Hier brennt nicht so viel Licht im Hause, außer diesem, das ich eben anzündete, um Euch zu sehen, als ein Johanniswürmchen von sich giebt.

Moritz ging die Treppen hinan zum zweiten Stock, gefolgt von einigen Soldaten.

— Hier muß es sein! sagte er und versuchte eine Thür zu öffnen.

Ein Schrei ertönte drinnen und erst nach der bestimmtesten Drohung wurden die Riegel entfernt. In dem erhellten Zimmer stand bleich, wortlos die Hände gefaltet, ein sehr zarter junger Mann in Reisekleidern. Moritz hatte sogleich begriffen; Comte de Lalaing erkannte seine Schwester jedoch erst nach dem ersten überraschten Anblicken und brach in eine Fluth von Vorwürfen der wüthendsten Art aus.

— Da der junge Herr hier dennoch mehr Licht als ein Johanniswürmchen von sich giebt, in Anwendung gebracht hat: so werde ich denselben als Gefangenen mitnehmen, damit er bestraft wird, wie es den Subordinationswidrigen gebührt.

Lalaing war in Verzweiflung.

— Es ist meine Schwester! rief er. Wagt es nicht, die Hand nach ihr auszustrecken...

— Ihr habt da eine merkwürdige Schwester. Wißt Ihr, daß Ihr jeden Augenblick Euch noch verdächtiger macht, als Ihr es schon seid? Dies ist ein Page, und wenn er sich auch in Eure Schwester verwandeln könnte, wie er es nicht kann, so wird er dennoch auf die Wache geführt. Marsch!

Der Graf mußte sich fügen; aber er schwor bei allen heiligen und unheiligen Dingen die furchtbarste Rache an dem Offizier zu nehmen. Er wollte mit zur Wache und ward demgemäß mitgenommen, jedoch sogleich von zwei Mann fortgeführt.

Der schöne Page gelangte mehr todt als lebend in den Hof. Hier erkannte Maria den jungen Maler... Sie gewann fast augenblicklich Fassung und Haltung wieder, als ahne sie einen

Digitized by Google

Zusammenhang der Begebenheiten. Moritz ging zu Fuß neben den beiden Gefangenen, welche sich gegenseitig zu trösten und Muth einzusprechen suchten. Er entließ seine Leute bis auf die ersten beiden Reiter, welche ebenfalls absteigen und zu Fuß gehen mußten. Der Prinz fragte nach den genaueren Umständen der von den Lalaing's gegen dies Mädchen verübten Tyrannei.

— Und Ihr wollt frei sein?

— Ja, so gern ich lebe! flüsterte Maria.

— Wollt Ihr nach dem Haag? Ihr seid da sicher...

Das Mädchen willigte ein, da sie, wenn sie frei war, Hoffnung hatte, den Maler wieder zu sehen. Auf dieses Wort hielt der Prinz an und sandte den einen Mann fort. Nach etwa zehn Minuten kam eine gut bespannte Kutsche im Galopp durch die Straßen gefahren und hielt vor der Gruppe der Wartenden still.

— Nehmt Abschied! sagte Oranien und öffnete den Schlag. Aber rasch, sonst stehe ich für nichts.

Maria gehorchte weinend; der Maler und der Statthalter hoben sie in die Kutsche, ungeachtet ihres Sträubens. Maria wollte durchaus nicht ohne den Geliebten abreisen. Moritz flüsterte ihr einige Worte in's Ohr; das Mädchen schrie laut auf vor Ueberraschung — der Wagen aber rollte fort.

— Wollt Ihr mir sagen, was dies bedeutet? fragte Rubens, welcher glauben mochte, er träume.

— Erinnert Euch, daß ich zu fragen habe! Laßt uns erst sehen, ob Ihr vielleicht nicht eben so die Unwahrheit in Bezug auf Euch gesagt habt, wie der Graf Lalaing wegen des Lichtes log. Wo wohnt Ihr?

Rubens führte ihn nach seinem nahen Quartier.

— Hier! sagte er.

— Nur aufgemacht, damit wir sicher sind.

Der Krämer unten mußte öffnen und hinauf ging's auf das Zimmer des Malers. Die Soldaten blieben draußen.

— Also das sind Eure Malereien? sagte Moritz, als auf seinen Befehl Licht angesteckt war. Er sah die fertigen Gemälde und eine Masse von Zeichnungen, welche umherlag, aufmerksam durch, war aber augenscheinlich von der Kunst des Gefangenen nicht sonderlich erbaut. Er machte einen lebhaften Ausruf, als ihm Planzeichnungen in die Hände fielen. Mit blitzenden Augen durchflog er sie und urtheilte, daß diese militärischen Sachen bei weitem das Beste von den vorhandenen Arbeiten wären. Eines dieser Blätter zeigte er dem Maler von weitem und sagte sehr kalt geworden:

— Wollt Ihr mir diesen Plan vielleicht verkaufen?

— Was für einer ist's? sagte Rubens. Die Festung Grove? Ich schenke ihn Euch mit tausend Dank für den kühnen Dienst, den Ihr Marien erwiesen...

Von jetzt an war Moritz nicht mehr zu sprechen. Er zog noch einige Mal sehr eilig den Plan hervor, erkundigte sich, wer ihn aufgenommen habe, und examinirte den jungen Mann, als er gehört, dieser habe ihn selbst an Ort und Stelle gemacht, ob er auch die Kenntnisse besitze,

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

[illegible]

[illegible]

Digitized by Google

Digitized by Google

eine solche Zeichnung richtig zu vollenden. Dann sagte der Statthalter kurz gute Nacht, ohne nur noch ein Wort über etwaige Bestrafung oder dergleichen zu verlieren.

Rubens blieb, von den Vorfällen dieser Nacht ganz betäubt, zurück. Er sah den Officier nicht wieder, die Geliebte eben so wenig, und konnte sich längere Zeit von dem Andenken an diese Begebenheit nicht losmachen. Moritz war auf den Kriegsschauplatz geeilt, und sein erster Schlag, den er führte, war die Eroberung der Festung Grove. Wenige Tage später empfing Rubens durch einen unbekannten Boten hundert Goldgulden und ein sehr tröstliches Schreiben von Marien, die jedoch durchaus nichts erwähnte, wo und in welchen Verhältnissen sie sich befinde.

Bald sollte sich das Dunkel lüften. Der Statthalter kam abermals nach Antwerpen. Vor seiner Wohnung stand er eines Nachmittags, eben im Begriff, sein Pferd zu besteigen. Er war in einer bequemen Bürgertracht, nur führte er einen Degen. Augenscheinlich wollte er einen Spazierritt machen. Zufällig kam Rubens die Straße daher, sah den Prinzen, erkannte den damaligen Commandeur der Wache und blieb sprachlos vor Ueberraschung stehen. Aber auch der Prinz erkannte den Maler. Er winkte ihn zu sich.

— Ich habe mit Dir zu reden, mein Sohn, sagte er mit Hoheit. Ich besitze jedoch keine Zeit für Dich, als eben diese, während welcher ich ausreite. Charles, sagte er zu dem Reitknechte, gieb Dein Pferd; Du kannst zu Hause bleiben. Setze Dich auf, Rubens — so heißt Du doch?

Der Maler gehorchte. Bald waren die Reiter im Freien. Der Prinz hielt erst nach langer Zeit am Rande eines Wäldchens sein Roß an. Der Ritt war so rasch gewesen, daß Keiner ein Wort gesprochen hatte. Jetzt sagte Oranien:

— Mein Freund! es ist Dir gewiß angenehm, daß Du erfährst: Marie ist in dem Hause des ehrwürdigen Senators Beurhelm im Haag und von der Dame des Hauses als Kind angenommen. Sie ist frei und zufrieden. Du aber wirst Dich nicht mehr um sie bekümmern; Ursache: das Niederland braucht solche Maler, wie Du einer werden wirst, um auch im Reiche der Kunst sich selbständig und glänzend zu erheben. Du hast mir einen Dienst geleistet; die Festung Grove verdanke ich Dir und Deiner Zeichnung zunächst, obgleich die letztere nicht so fehlerlos war, wie Du rühmtest. Du wirst es daher billig finden, daß ich Dich dem Meister Otto von Veen übergebe und ein aufmerksames Auge auf Dich richte.

Rubens wagte kaum seinen Dank auszusprechen, und als er einigermaßen mit seiner Rede im Flusse war, da schnitt ihm der Prinz dieselbe durch ein lautes: Hallo! Hallo! ab. Aus dem Walde heraus stürzte ein Rudel von Schwarzwild, Keiler und Bachen, mit aufgesträubten Borsten, glühenden Augen und schäumenden Rachen, von einer prächtigen Meute wüthend verfolgt. Eine Anzahl von mit Fangeisen bewaffneter Treiber drang schreiend aus dem Walde und suchte einem ungeheuren Keiler beizukommen, welcher mit den schaumbedeckten Hauern einen Hund nach dem andern niederlegte.

Moritz war ein eben so leidenschaftlicher Jäger als Kriegsmann. Während der Maler mit dem Auge seiner Kunst dies herrliche, bewegte Bild sammt der im Vordergrunde malerisch-wilden, in der Perspektive unvergleichlich klaren, Waldlandschaft betrachtete, setzte der Prinz sein Pferd in Galopp und griff nach dem Degen, um den vordersten Keiler zu stellen.

Digitized by Google

— Aber hier ist fremde Jagd! rief Rubens, ebenfalls in Galopp vorsprengend und den Degen, wo nöthig, zum Schutze des Prinzen ziehend.

— Ich muß alle Tage für die Niederländer ihre Feinde, die Spanischen und ihre Alliirten jagen, so werden sie nichts dagegen zu sagen haben, daß ich zur Abwechselung einmal ihre Schweine jage! rief Moritz, dessen Wangen sich bereits vor Jagdlust rötheten.

— Wir sind in der Jagd des Grafen Lalaing! bemerkte Rubens nochmals mit lauter Stimme.

— Lalaing? Er hat es leiden müssen, daß seine Schwester gekapert wurde; ich möchte wissen, wie er es anstellen wollte, zu verhindern, daß wir nicht augenblicklich diese verdammte, schwarze Bestie niederstoßen .... Er führte mehrere Hiebe nach dem Thiere, verfehlte es jedoch. Der Keiler hielt nur kurz Stand, dann rannte er wüthend auf die Treiber los, welche an einem großen umgestürzten Baume Stellung genommen hatten. Mit einem halben Dutzend von Hunden am Körper konnte das starke Thier dennoch vorwärts kommen ... Eben in dieser Secunde kamen, dem Prinzen und dem jungen Maler gerade gegenüber, zwei Reiter mit gezogenen Jagdmessern im Galopp aus dem Walde. Der vordere war Graf Lalaing, welcher im Vorbeisprengen seine Waffe dem Thiere in den Nacken bohrte, dann, unfähig, sein Pferd zu halten, einige Hunde niederritt und sein Thier erst unmittelbar vor demjenigen des Prinzen pariren konnte. Der Keiler ward indeß mit Spießen und Fangeisen zum Hallali gebracht. Rauchend von Blut wälzte er sich sterbend zwischen der siegreichen Hundecolonne.

Lalaing und sein Begleiter schienen sehr unangenehm überrascht, als sie die ungebetenen Jäger betrachteten.

— Ihr, Mynheer! rief Lalaing aus, dann verstummte er. Er erkannte den Maler, trotz der Unordnung, in welche sein Haar nach dem Verluste des Barettes gerathen war; er erkannte den Offizier der Nachtpatrouille, dessen Name nie von ihm hatte ausfindig gemacht werden können. Diese Bekanntschaft ... der Raub seiner Schwester ... In einem Augenblicke war ihm Alles klar ... Mit hochgeschwungenem Degen fiel er den Statthalter an.

— Endlich, endlich also ... schrie er.

— Ja, endlich siehst Du den Prinz Moritz von Oranien! rief Rubens, ebenfalls auf Lalaing eindringend, der Deiner und Deiner Mutter Grausamkeit gegen ein wehrloses Mädchen Grenzen setzte.

— Warum schweigst Du nicht, Gelbschnabel! rief Moritz, einen Meisterhieb als Antwort auf Lalaing's Stoß nach dessen Kopfe führend. Genirt Euch nicht, Monsieur le Comte; Moritz oder nicht Moritz, wir werden uns schon zusammen verständigen ...

Lalaing brach das Gefecht ab, wandte kurz sein Pferd und ritt sammt seinem Begleiter in rasendster Carrière waldeinwärts. Er floh über die französische Grenze, weil er die Rache des Prinzen sehr ohne Grund fürchtete.

Der Statthalter warf jetzt einen Blick auf seine Umgebung. Der Keiler war todt; die Jagdmannschaft umstand ihn und hielt die Hunde von ihm ab.

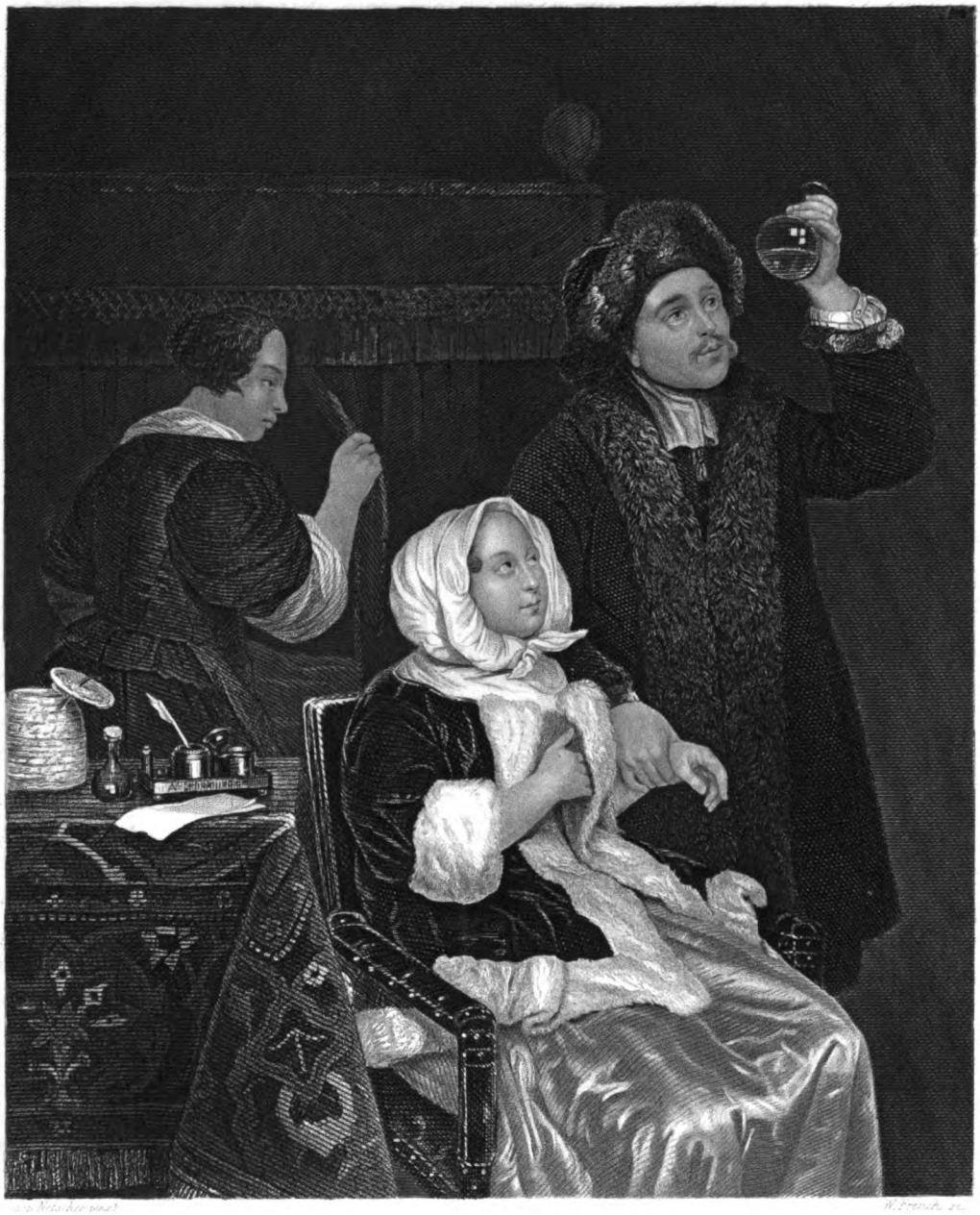
— Die Beute gehört uns! sagte der Prinz. Wir haben sie dem Feinde abgejagt. Bringt das Thier gegen guten Lohn nach dem Palaste Oraniens, Ihr Leute da.

An dem folgenden Schmause ward auch der Maler betheiligt. Es war das erste Mal,

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

daß er sich in den höchsten Kreisen der Gesellschaft bewegte, in denen er später als Künstler und Diplomat so sehr glänzen sollte. Der Statthalter hielt Wort: er wußte von Otto Venius zu erhalten, daß er den Rubens als seinen besten Schüler mit wahrer Unermüdlichkeit heranbildete, und spätere Vorfälle aus seinem Leben beweisen, daß Oranien, ungeachtet seiner wachsenden Schwermuth und tyrannischen Härte, dennoch den von der Feuerwache aufgegriffenen genialen Nachtwandler nie vollständig vergessen hat.

Des Herolds Rast.

Von Nikolaus Verkolje.

Der Rang dieses Künstlers gehört, ungeachtet seiner eminenten Leistungen, zu den weniger genannten in der Geschichte der niederländischen Malerei. Wir wüßten kaum einige der Niederländer, deren Werken wir lieber begegneten, als denjenigen des jüngeren Verkolje. Es sind zwei Künstler dieses Namens: Vater und Sohn. Der Vater, Johannes, hat als Autodidakt — er war der Sohn eines Schmiedes — große Erfolge in der Landschaftsmalerei und im Portrait errungen. Sein Sohn Nikolaus sollte ihn jedoch weit übertreffen. Im Jahre 1673 ward dieser in Delft geboren urd wurde bald neben Thomas von Wild, Johannes von der Spriet, Albert Vanderburg und Heinich Steen der ausgezeichnetste Schüler seines Vaters. Johannes führte seinen Sohn zuerst auf seiner eigenen Bahn, und Nikolaus kam als Landschafter seinem Vater fast gleich, erreichte ihn aber selten. Im Portrait dagegen übertraf er ihn bald und gewann den Uebergang zu Genre- und historischen Bildern, die Johannes nicht malte.

Diese letzteren Bilder zeichnen sich durch eine feine, charakteristische Auffassung aus und haben den Vorzug vor so sehr vielen Bildern anderer niederländischer Genremaler, daß sie fast immer ein ganzes Moment, nicht selten von poetischem Inhalte, umfassen und darlegen. Von den historischen Bildern Verkolje's haben eine Bathseba im Bade, ein Petrus, der Christum verleugnet, und ein Moses, den die Thermutis im Nil auffindet, den meisten Ruf erhalten. Die Zeichnung ist correct und immer sehr anmuthig, ohne weichlich zu werden; die Beleuchtung im höchsten Grade künstlerisch und die Färbung frisch und harmonisch. Von seinen Genrebildern dürfte dieser Herold, welcher Rast hält und eine junge Dame einladet, ihm beim Mahle Gesellschaft zu leisten, das ansprechendste sein. Jedenfalls ist keines derselben vollendeter und werthvoller.

Nikolaus Verkolje hinterließ auch eine Sammlung von eigenhändig gefertigten Tuschzeichnungen, welche jetzt ungemein selten geworden sind. Ebenfalls behaupten seine Bilder, deren Anzahl verhältnißmäßig gering ist, einen bedeutenden Geldwerth. Der Maler selbst lebte in angenehmen Verhältnissen in Delft, wo er 1746 starb, ohne einen bedeutenden Schüler gebildet zu haben.

Digitized by Google

Bildniß eines Unbekannten.

Von Ant. Van Dyk.

Glänzender als in diesem Bildniß hat Van Dyk kaum seine bewährte Meisterschaft für die künstlerische Auffassung von Persönlichkeiten dargelegt. Das Portrait eines Unbekannten steht, was den Kopf anbetrifft, neben den unübertroffenen Bildnissen von der Hand Leonardo da Vinci's. Rubens mit seiner mächtigen, strotzenden Virtuosität im Portraitiren, Tizian mit seiner selbst das Leben überbietenden und dennoch im Bilde wahren Farbengluth, sie sinken hier zurück. Ist je der geistige Gehalt, welcher sich in den Formen eines Menschengesichts kund giebt, das Innere eines Künstlers passirend, künstlerisch wiedergeboren, so ist es hier der Fall. Es scheint uns, als wenn die geheimnißvolle Unterschrift dieses Bildes, durch die Vergleichung mit dem abgeschlossen Charakteristischen desselben, eine unwidersprechliche Wahrheit erhielte. Einen so lebensvollen, durchaus individuellen Kopf hat Van Dyk auf keinem seiner Phantasiebilder aufzuzeigen.

In dem Unbekanuten sehen wir einen Mann in der Blüthe der Kraft mit kurzgeschornem, von einer Pelzmütze bedecktem Haar, mit langem Schnauz- und Knebelbarte, welcher, in einen reichen Pelz gekleidet, in einem kostbaren Lehnstuhle sitzt. Das Gesicht des Mannes ist ernst, im höchsten Grade geistvoll, die Miene herrenmäßig, ohne stolz oder gezwungen zu sein. Blick, Züge und Haltung deuten unverkennbar auf einen Mann vom höchsten Range. Außer der Kleidung und dem Sessel darf man außerdem hierfür seine schwere goldene Halskette mit einem Schaustück daran, sowie einen nach der Art seiner Fassung höchst kostbaren Ring an seiner Rechten anführen.

Wer aber dieser im höchsten Grade anziehende Mann war, den hier Van Dyk's Pinsel verewigte, ist noch nicht ermittelt, so sehr unterrichtete Forscher auf dem Gebiete der Kunst auch das Dunkel aufzuhellen strebten. Nach einer ziemlich wahrscheinlich gemachten Annahme soll der Unbekannte ein walachischer Fürst, oder Hospodar der Moldau-Walachei gewesen sein Das malerische Costüm des Mannes, welches wesentlich von der zu Van Dyk's Zeiten in den westlichen Ländern Europa's gebräuchlichen Tracht abweicht, würde bei der erwähnten Annahme erklärlich gefunden werden.

Abgesehen hiervon, macht das Bild des Unbekannten einen unfehlbaren, fesselnden Eindruck. Ein einmaliger Blick auf diesen markirt geschnittenen Kopf genügt, um seine Züge sich auf immer einzuprägen. Die Ausführung des Originalbildes ist in Van Dyk's bester, besonnenster Weise gehalten; mit herrlicher Leichtigkeit sind der Bart, das kurze Haar und die Pelzränder der Mütze und des Kaftans gemalt. Die charakteristische Wahrheit dieses Bildnisses hat dasselbe seit langer Zeit zu einem Lieblingsstücke der Kupferstecher gemacht, und wirklich giebt es, außer mehren Stücken von Rembrandt, nur wenige Figurenbilder, welche gleich diesem Portrait der brillantesten Behandlung durch den Stich fähig wären und in ihrer Wirkung derjenigen des Originalgemäldes so auffallend nahe kämen.

Digitized by Google

Landschaft.

Von Nicolaus Berghem.

Mögen wir uns auch unter den Gemälden der besten Landschaftsmaler umsehen: so werden wir doch schwerlich Landschaftsbilder finden, welche an duftiger Leichtigkeit den Vergleich mit denjenigen Nicolaus Berghem's aushalten. Seine Bilder, von reicher Phantasie zeugend und immer einen Hauch von klassischer Klarheit tragend, sich herzerquickend und bedeutungsvoll, wie eine Ode des Horaz, welche die idyllischen und glühenden Freuden des Landlebens feiert. Berghem idealisirt fast immer in seinen Gemälden, ohne aber der Natur je ungetreu zu werden. Bei aller Abwechselung seiner Composition bleibt jedoch der Grundton der Gemälde derselbe, weshalb fast alle seine Bilder denselben Eindruck auf das Gemüth des Beschauers machen. Die Kritik hat Berghem dies als Einseitigkeit angerechnet und mit gutem Grunde, und den Wunsch ausgesprochen: Berghem hätte mögen mehr nach der Natur malen, statt sich seiner Phantasie ganz zu überantworten. Berghem zeichnete nie nach der Natur, kam überhaupt sehr selten aus seiner Vaterstadt Harlem heraus, muß aber doch, namentlich während er auf dem Bentheimer Schlosse ein fast müssiges Leben führte, ein sehr genauer Beobachter der Natur gewesen sein, wie sich an jedem seiner Bilder nachweisen ließe. Seine in späteren Jahren gemalten Bilder verlieren immer mehr an edler Simplicität und werden verworren. Die Staffage, immer in heiterster Uebereinstimmung mit der Landschaft und manchmal auf's Meisterhafteste gruppirt, würde einem Meister im Genrefach Ehre machen. Oft aber wäre ihr eine zu große Skizzenhaftigkeit zum Vorwurfe zu geben, und hier würde also die Leichtigkeit des Malers zum Fehler. Die Färbung und Beleuchtung ist durchgehends warm und lebendig und von einer großen Wahrheit.

Die Lebensumstände des Malers waren immer eigenthümlich. Er schien geboren, um sich fortwährend tiranniſiren zu lassen. Berghem war sehr häßlich von Person, und sein Vater, der Maler Pieter von Harlem, konnte den „strupphaarigen Kobold", welcher überdem in seiner Jugend sehr wenig Talent und noch weniger Fleiß zeigte, nicht leiden. Der Maler hielt eine Zeichnenschule für Kinder von zehn bis fünfzehn Jahren, wobei er nicht selten übellaunig wurde. Dann mußte der Rücken des armen Nicolaus zum Blitzableiter des väterlichen Unmuths dienen, und zuweilen kamen Perioden, wo der Kobold geprügelt wurde, sobald er sich nur blicken ließ. Dann erbarmten sich die Mitschüler über ihn und stellten sich vor ihn, damit ihn der Vater nicht erreichte.

— Berg hem! riefen sie dann wohl, das heißt: verbirg ihn, oder steh' ihm bei. Dieser Ruf ertönte zuletzt jedesmal, sobald van Harlem Anstalt zur Execution machte, und das Wort ward zum Spitznamen des Jünglings. In der Folge führte er, wohl aus Rache gegen seinen Vater, diesen Namen in vollem Ernste. Als er sich verheirathete, bekam er eine ungeheuer habgierige Frau, die ihn kaum aus der Werkstatt ließ und ihn nöthigte, jahraus jahrein angestrengt zu arbeiten. Er fügte sich endlich in sein Geschick und lieferte eine ungewöhnlich reiche Anzahl von Bildern. Doch war er kurz vor seinem Tode, in seinem neunundfünfzigsten Lebensjahre,

Digitized by Google

so erschöpft und abgestumpft, daß die Nachfragen nach seinen neuen Gemälden fast aufhörten. Unser Bild, wo links sich ein mächtiger Fels erhebt und rechts eine Aussicht über einen flachen Teich nach einer Waldgegend sich eröffnet, ist aus seiner mittleren Periode und weist Spuren von großer Raschheit im Malen. Die Staffage, welche verschiedenes Vieh, einige Weiber und Treiber zeigt, welche sich sämmtlich anschicken, den Teich, oder besser vielleicht, die überschwemmte Wiese zu durchwaten, dürfte derjenigen auf seinem Bilde, die Fähre, angebrachten an künstlerischem Werthe nicht gleichkommen.

Eine Dame im Atlaskleid.

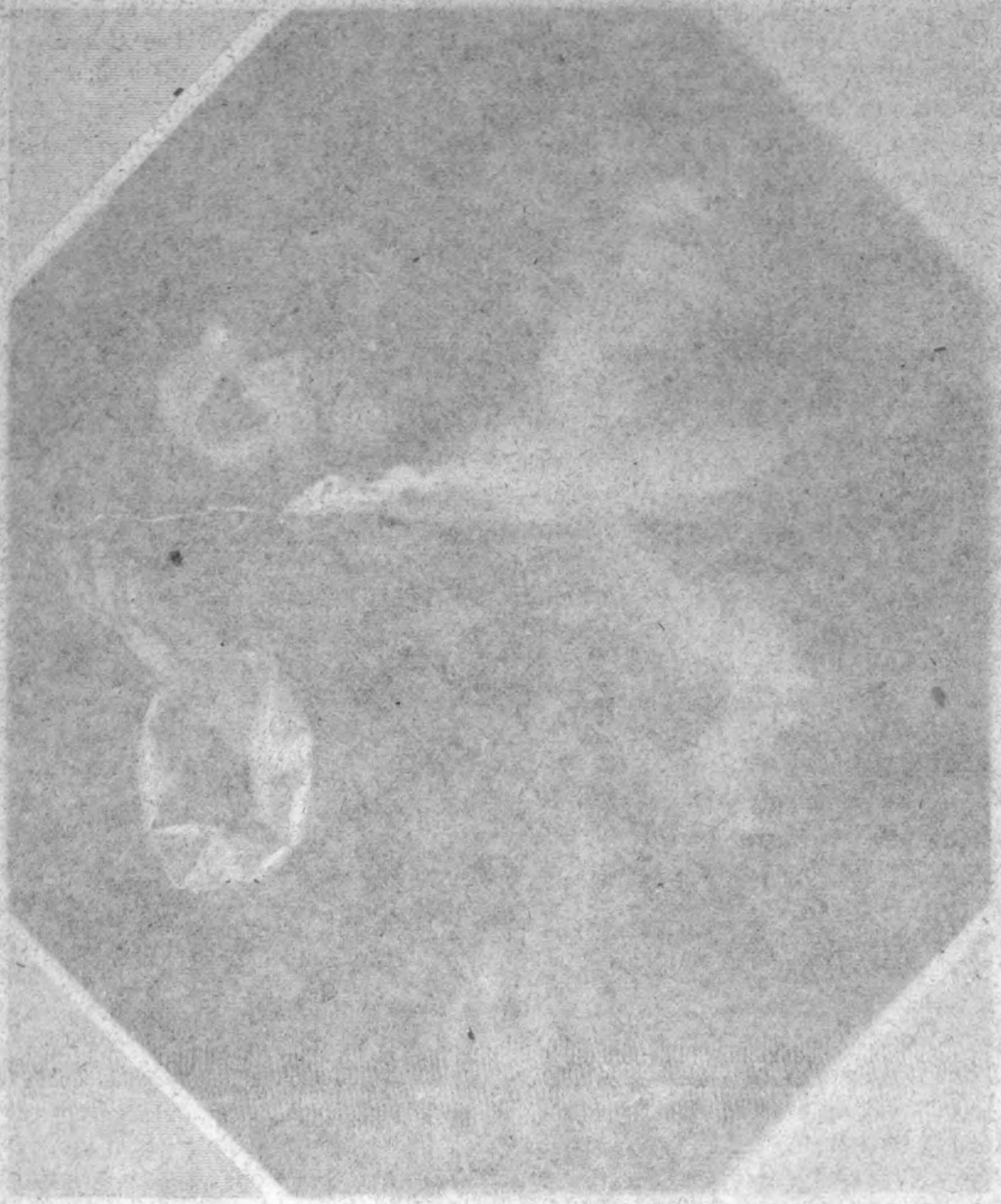
Von G. Terburg.

Gerhard Terburg, auch Terborch genannt, einer der größten Maler Hollands, kann mit Recht als der Vater der Conversationsmalerei angesehen werden, in welcher Dow, Mieris, Metzu und Netscher so große Erfolge errangen. Es ist vielleicht aus der Ursache, weil Terburg in Holland zuerst diese Richtung verfolgte, daß man sich gewöhnt hat, ihn als den vorzüglichsten Meister in der Schöpfung von Conversationsstücken zu betrachten. Man führt auch für Terburg's Ueberlegenheit den Umstand an, daß namentlich die obengenannten Maler ihn stets als ihr unerreichtes Vorbild betrachteten.

Doch möchte es Terburg schwer werden, definitiv vor einem Dow, Mieris und Netscher den Rang zu behaupten. Terburg's Phantasie reicht zu einem vollen Genrebilde nur selten aus und er begnügt sich meistens mit höchst einfachen Situationen, die sich in der Regel alle innerhalb desselben, sehr enggezogenen Kreises bewegen. Selbst die gepriesensten Gemälde Terburg's verleugnen selten eine eigenthümliche Inhaltsleere, an welche sich der Beschauer erst gewöhnen muß, um die Kunst des Darstellers völlig zu würdigen. Terburg, welchem die Erfindungsgabe so ziemlich fehlt, wiederholte sich so oft, wie kaum ein anderer Maler. Der Drang zum wahren Schaffen in der Kunst beschränkt sich bei Terburg auf den Drang zum bloßen Malen. Das aber versteht Terburg auf eine so eminente Weise, daß ihn die niederländischen großen Maler, welche seiner Richtung folgten, selten erreichen und nie übertreffen. Das Kraftvolle bei aller Feinheit der Ausführung, das Geistreiche in der Auffassung, welches uns aus den Bildern entgegenstrahlt, die Dow und Mieris malten, als sie sich von Terburg's beschränkter Weise emancipirt hatten, besitzt Terburg nicht; doch ist er an treffenden, feinen Nuancirungen des Ausdrucks seiner wenig bewegten Gestalten bei weitem reicher, als Kaspar Netscher in seiner letzten, so überfruchtbaren Periode. Am verwandtesten dürfte dem Terburg Metzu sein, obgleich der letztere immer noch mehr geistige Beweglichkeit besitzt.

Terburg's Figuren gehören meist immer den höhern Ständen an und zeigen eine Vornehmheit in Haltung und Miene, eine feine Gemessenheit, wie sie kaum ein anderer Maler darstellen kann. Eine eigenthümliche Grazie liegt in diesen Personen, ohne daß man jedoch jedem

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Herodias Daughter. Herodias Tochter.

Herodias Dotter.

Digitized by Google

Digitized by Google

Maler das absichtliche Ringen nach anmuthigen Haltungen vorwerfen könnte. Terburg's Zeichnung ist ungemein correct, leicht, frei, zierlich. Der Ausdruck seiner Köpfe ist mehr anmuthig als charakteristisch; Härten in den Zügen derselben findet man nicht. Das Effectvolle verschmäht der Maler beständig. Harmonisch und milde wie die Zeichnung ist auch das Colorit, und in diesem und in der herrlichen Beleuchtung liegt Terburg's größte Kraft. Alles ist bei ihm auf's Sauberste ausgeführt, ohne daß der Gedanke an Aengstlichkeit der Behandlung je aufkommen könnte. Es ist bei Terburg eine feine, leichte und breitere Malerei als sie etwa Dow aufzeigt, dem man oft die Mühe ansieht, welche ihn seine Arbeit kostete.

Die Harmonie der Färbung bei Terburg ist unvergleichlich, dazu kann sie kaum wärmer und voller sein. Es ist ein Terburg'sches Stück mit einem Zauber der Färbung angehaucht, wie ihn keiner seiner Nebenbuhler in der Gewalt hat. Auch ist er in der Verdämpfung der Farben, namentlich in der Luftperspektive vollendeter Meister. Zeugstoffe wußte er mit herrlichster Wahrheit darzustellen.

Die Dame, welche auf diesem Bilde die Hände wäscht, während die Zofe aus einem silbernen Gefäße Wasser drüber gießt und mit der linken Hand ein Becken unterhält, hat Terburg sehr oft gemalt. Es wird Terburg's Gattin sein: eine frische, zarte Blondine, mit unverkennbar holländischem Gesichtsschnitte. Sie ist fast jedesmal wie hier im reichen weißen Atlaskleide, oder trägt eine Pelzjacke. Zuweilen ist sie neben vornehmen Herren oder Offizieren dargestellt, oder sie musicirt, oder empfängt Unterricht, oder läßt sich einen Brief überreichen.

Terburg hat während seiner langen Laufbahn viel gemalt und die besten Gemäldegallerien sind reich von seiner Hand geschmückt. Dresden hat allein drei Bilder, auf welchen diese blonde Dame dargestellt ist. Sehr oft wird das Bild Terburg's genannt, welches „die väterliche Ermahnung" betitelt ist; er wiederholte dies Stück öfter. Noch sind zwei Bilder zu erwähnen: die Beschwörung des Friedens zwischen den Niederlanden und Spanien zu Münster am 15. Mai 1648, worauf sich neunundsechzig Portraits von Gesandten der europäischen Mächte befinden, und ein alter Klosterhof mit einer Schleifmühle, die ein Pferd treibt, während der Schleifer arbeitet, der Eigenthümer des Instruments ruhig wartet und eine Frau ein Kind von Ungeziefer reinigt. Man sieht auf beiden Bildern den Meister in einer andern Weise wirken, als gewöhnlich. Das erstere Stück ist in Amsterdam, das andere in Berlin. Die humoristische Schleifmühle behauptet einen bedeutenden Kunstwerth.

Terburg, um 1610 geboren, stammte aus einer alten Familie aus Zwoll und war der Sohn eines dortigen Malers. Von einem namhaften Meister wurde Terburg nicht gebildet. Er machte eine Kunstreise durch Deutschland, ging nach Italien und blieb längere Zeit in Rom, als ein eben so unverfälschter Niederländer wieder gehend, wie er gekommen war. Zur Zeit des westphälischen Friedensschlusses befand sich Terburg in Münster, ein hochgeehrter Künstler, dessen Bildnisse ungemein theuer bezahlt wurden. Dann reiste er nach Madrid, vom Könige eingeladen, und ward hier sehr ausgezeichnet, sogar zum Ritter des Reichs ernannt. Hier in Madrid malte Terburg eben so wie in London, welches er später besuchte, fast nur Portraits. Auch in Paris hielt er sich länger auf. Seine Bildnisse waren sehr ähnlich und hatten dabei die geschätzte Eigenschaft, daß der Maler unwillkürlich eine sanfte Anmuth über seine Gesichter und Figuren ausgoß.

Digitized by Google

Endlich setzte er sich in Deventer zur Ruhe und ward hier Bürgermeister. Er starb 1681. Terburg wird als ein sehr schöner Mann geschildert, welcher es durch seine Sitte und edlen Charakter verstand, alle Herzen, besonders diejenigen der Damen, zu erobern. Seine Gemälde zumeist in festen Händen, steigerten sich fortwährend an Werth, so daß einige derselben, wenn sie zufällig los wurden, mit 6000 Thalern und 45,000 Francs verkauft sind.

Abraham und Hagar.

Von Adrian van der Werff.

Der Maler dieses Bildes hat sich auf dem Felde der Portrait-, Genre- und Geschichtsmalerei einen bedeutenden Ruf erworben. Van der Werff ist ein Holländer; sein Geburtsort ist Kralingerambacht in der Nähe von Rotterdam, wo er 1659 das Licht erblickte. Obgleich sein Vater sehr arm war, so brachte er es doch zu Stande, daß ein damals in Rotterdam blühender, äußerst gewandter Portraitmaler, Cornelius Picolet, den Knaben in die Lehre nahm, wo er so rasche Fortschritte machte, daß Eglon van der Neer, dem Kunstjünger eine glänzende Laufbahn voraussagend, ihn zu seinem bevorzugtesten Schüler machte.

Von der Portraitrichtung her bewahrte van der Werff bis in seine letzte Periode ein inhaltreiches Charakteristisches, welches nie durch die spätere bloße Gewandtheit bei dem Entwurfe seiner Gemälde völlig verdrängt werden konnte. Diese Charakteristik, durch eine sonst den holländischen Malern nicht eigenthümliche Leichtigkeit in Composition und Zeichnung abgeschliffen, giebt den Genrestücken van der Werff's eine attische Würze, wie sein Lehrer sie selten erreichte. Eine Reise, welche er mit dem letzteren unternahm, diente besonders dazu, dem jungen Maler in seinen folgenden Werken eine Eleganz zu verleihen, wie sie, zum Schaden der Kunst, damals von den vornehmen Beschützern derselben erheischt wurde.

Im siebzehnten Jahre war Adrian so weit vorgeschritten, um selbständig zu arbeiten. Es war der kunstliebende Kurfürst von der Pfalz, welcher den Künstler lange fast ausschließlich beschäftigte und dadurch die Ursache wurde, daß Adrian van der Werff bei der vornehmen Welt in Mode kam. Aus seiner ersten Periode stammen die Portraits der kurfürstlichen Familienmitglieder und, im historischen Fache, das Bild: Urtheil des Salomon, welches unendlich oft durch den Grabstichel wiedergegeben wurde. Van der Werff's ersten Bilder sind markiger, breiter gemalt als diejenigen aus einer spätern Zeit, und diese frühen Blüthen des Talents müssen an Pracht und Werth weit über die Productionen des spätern Lieblingsmalers der Fürsten gestellt werden.

Die Richtung, welche van der Werff mit seinem steigenden Ruhm einschlug, kommt zunächst auf Rechnung der an ihn gestellten Forderungen. Der Maler wurde genöthigt, seine Bilder bis auf's Genaueste auszuführen. Man verlangte von ihm Cabinetsstücke und er lieferte sie und sah sich genöthigt, die Zierlichkeit in Zeichnung und Färbung statt der großen künstlerischen Wahrheit

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

derselben zu verfolgen. Diese miniaturartige Ausführung seiner Bilder liegt vom Ursprung an nicht in van der Werff's Wesen, wofür namentlich seine frühesten Portraits Zeugniß geben. Eine Ausführung mit Dow'schem und Mieris'schem Fleiße war ihm keineswegs natürlich, daher wird er manierirt und mit Ausnahme des in der Regel mit glücklicher Harmonie gewählten Colorits geht er weit ab von künstlerischer Schönheit und Wahrheit.

Van der Werff hat stets eine ungemeine Vorliebe für Geld gezeigt, ohne aber, wie der alte Rembrandt, dabei die tiefste Verachtung gegen die Ideen nnd Wünsche der Leute zu empfinden, welche seine Bilder kauften. Seine hohen Gönner liebten den damals modischen Ton des Fleisches, welcher, der Wirklichkeit fremd, elfenbeinglatt sich zeigt, und Werff eignete sich nur zu bald diese gläserne, geleckte, unwahre Weise in seinen Gemälden an. Ebenfalls, und das darf nicht weniger strenge Beurtheilung finden, machte Werff viele Bilder, deren hauptsächlichstes Verdienst eine versteckt sein sollende, darum aber nur um so unverschämtere Lüsternheit ist. Dies Lüsterne verleugnet später der Maler selbst in seinen heiligen Bildern nicht.

Unser Bild, die Austreibung der ägyptischen Sclavin, Hagar und ihres Sohnes Ismael, verbirgt einen Hauch dieser Lüsternheit nicht; ist übrigens rein und reizend aufgefaßt und zeigt eine fast ideale Wahrheit. Auch hat sich der Maler in der Composition einer Einfachheit befliffen, wie er sie selten erreicht. Die diesem Stücke zu Grunde liegende wunderschöne biblische Erzählung darf als bekannt vorausgesetzt werden. Sara, die Frau des Erzvaters, welche ihm keinen Erben geben kann, führt ihm ihre ägyptische Sclavin, Hagar, zu, welche den Ismael gebiert. Als aber die Verheißung des Engels erfüllt war und Sara in ihrem hohen Alter den Isaak, den Einzigen geboren hatte, durch welchen die Völker der Erde gesegnet werden sollten, ward Sara auf ihre Sclavin eifersüchtig und trieb den Erzvater so lange ein, bis er den Ismael, den Spötter, sammt seiner Mutter, mit wenigen Lebensmitteln versehen, aus dem Hause wies. Dies ist der Moment des Gemäldes. Später in der Geschichte ereignet sich die rührende Scene zwischen Mutter und Sohn in der Wüste, als sie sich weit von ihm absetzt und verzweifelnd ausruft: Ich kann nicht ansehen des Knaben Sterben! Aber die fast Verschmachteten wurden durch den Herrn gerettet, welcher ihnen eine Quelle wies, und bald wurden die Nachkommen Ismael's, die Vorväter der Araber — wie diese behaupteten — die Herren der Wüste und ein handeltreibendes reiches Volk.

Höchst ehrwürdig und bezeichnend steht hier der Erzvater, in dessen Mantelfalten sich der kleine Isaak, schadenfroh seinen bittenden Bruder anblickend, verbirgt. Kaum wagt es Abraham, das weinende Mädchen mit widerstrebender Hand fortzuweisen, während seine Rechte den Sohn segnet. Sara, an einen Pfeiler gelehnt, blickt mit kalter Befriedigung auf ihr Werk, während das Auge Abraham's von feuchtem Glanze umflort scheint. Im Hintergrunde beginnt mit der Pyramide die steinige, wasserlose Wüste. Die Landschaft ist jedoch höchst nebensächlich behandelt. Die Zeichnung ist sauber, die Gewandungen frei und namentlich beim Abraham in breiter Weise gehalten; die Wirkung des Ganzen ist lebhaft und eindringlich. Doch ist der Farbenauftrag geleckt, obwohl das Nackte bei der Hagar weicher und elastischer erscheint, als dies bei Adrian van der Werff gewöhnlich der Fall ist.

Dieser Maler erhielt für seine Bilder ungeheure Preise; fünf- bis zehntausend Gulden für ein Gemälde war bei ihm nichts Ungewöhnliches. Von dem Chevalier Page bezog Werff 33,000

Digitized by Google

Gulden. Werff hat, obgleich er so sehr fleißig ausführte, eine nicht geringe Anzahl von Bildern geliefert, von denen Dresden und München die schönsten bewahren. Seinen Adel empfing er vom Kurfürsten von der Pfalz, welcher ihm auch ein Jahrgeld von 4000 Gulden zahlte, das später auf 6000 Gulden erhöht wurde. Werff wurde daher am Ende ein Mann von sehr großem Vermögen, der mit den ersten Familien Rotterdams verwandt war. Für seine Lieblingsstadt Rotterdam zeichnete Werff, der in architektonischer Hinsicht bedeutende Kenntnisse hatte, den Entwurf der jetzigen Börse, und seine Freunde, die Baumeister in Rotterdam, hatten sich sehr oft von seiner Hand der schönsten Risse zu ihren Portalen und Façaden zu erfreuen. Einige dieser architektonischen Zeichnungen, sehr sauber ausgeführt, sind noch vorhanden; anderweite Zeichnungen, die er stets gleich seinen Gemälden auszuführen pflegte, sind im höchsten Grade selten und daher von ganz ausnehmendem Werthe. Nach Werff ist oft gestochen und dabei ist seinen Genrestücken stets der Rang eingeräumt; wohl auch ein Anzeichen, daß seine selten so vollendet als das Bild Abraham und Hagar aufgefaßten geschichtlichen Gemälde diesen Genrestücken an künstlerischem Gehalte nachstehen. Van der Werff starb in Rotterdam im Jahre 1722. Von seinen zahlreichen Schülern verdient sein Bruder Pieter van der Werff besonders genannt zu werden, obgleich derselbe die Manier des Meisters noch weiter auf die Spitze trieb und keineswegs an Phantasie und Compositionstalent dem Adrian gleichkam. Pieter lebte von 1665 bis 1718.

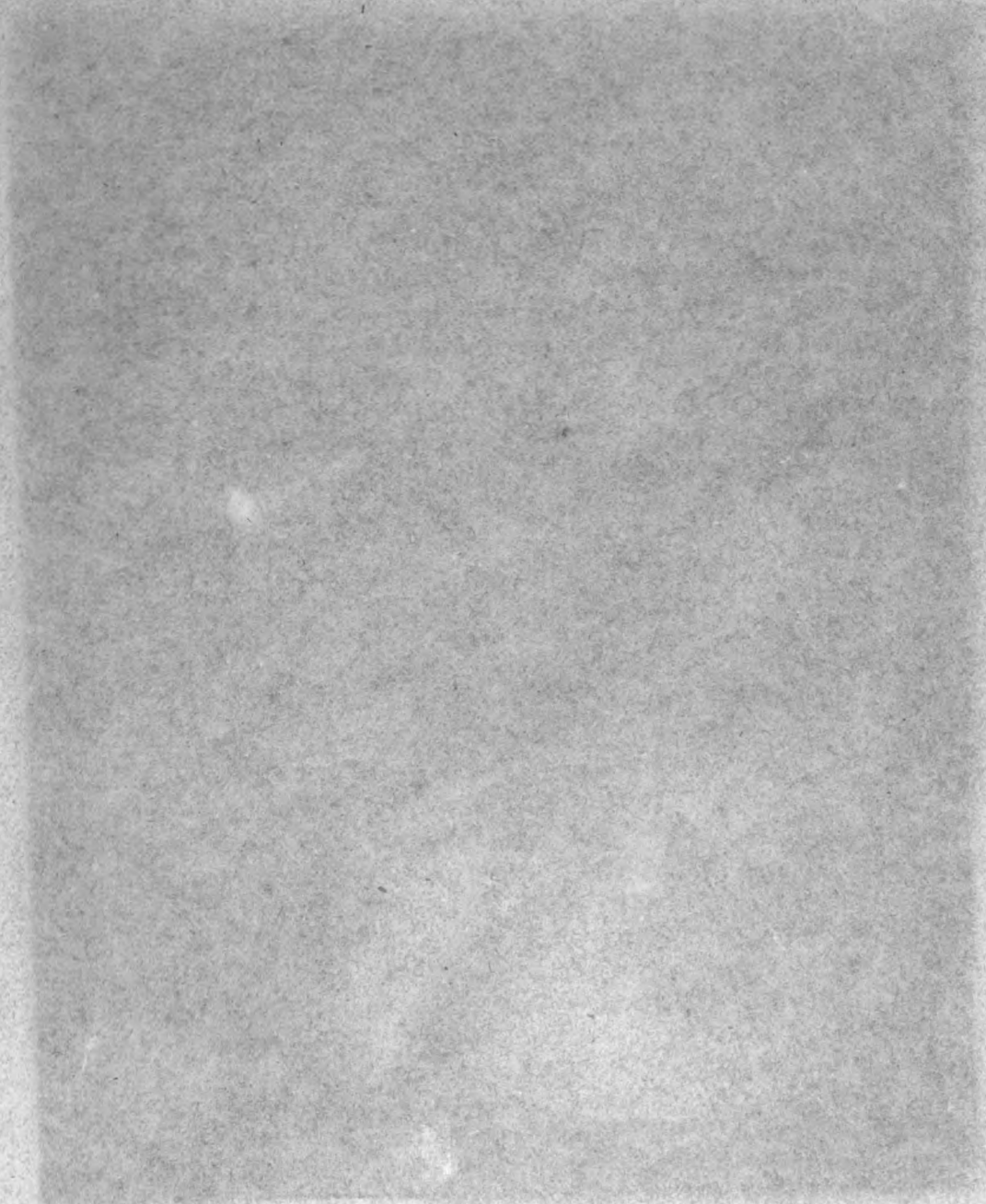
Mutter und Kind.

Von B. van der Helst.

Ueber das Geburtsjahr dieses ausgezeichneten holländischen Bildnißmalers sind die besten Kunsthistoriker nicht einverstanden. Jedenfalls aber muß dasselbe zwischen 1601 und 1613 fallen. Sein Lehrer wird nirgend erwähnt. Um so bewundernswürdiger ist dieser, als Autodidakt anzusehende Maler durch die hohe Vollendung, welche er in seinen Werken erreichte. In seiner vortrefflichen Färbung und Beleuchtung nähert er sich dem alten Zauberer Rembrandt; mit Van Dyk hat van der Helst die breite, klare Behandlung und ästhetische Auffassungsweise der Köpfe gemein und in der Darstellung der Gewandung kann er mit Terburg wetteifern. Ganz besonders zieht die charakteristische, sprechende Wahrheit seiner Portraits an.

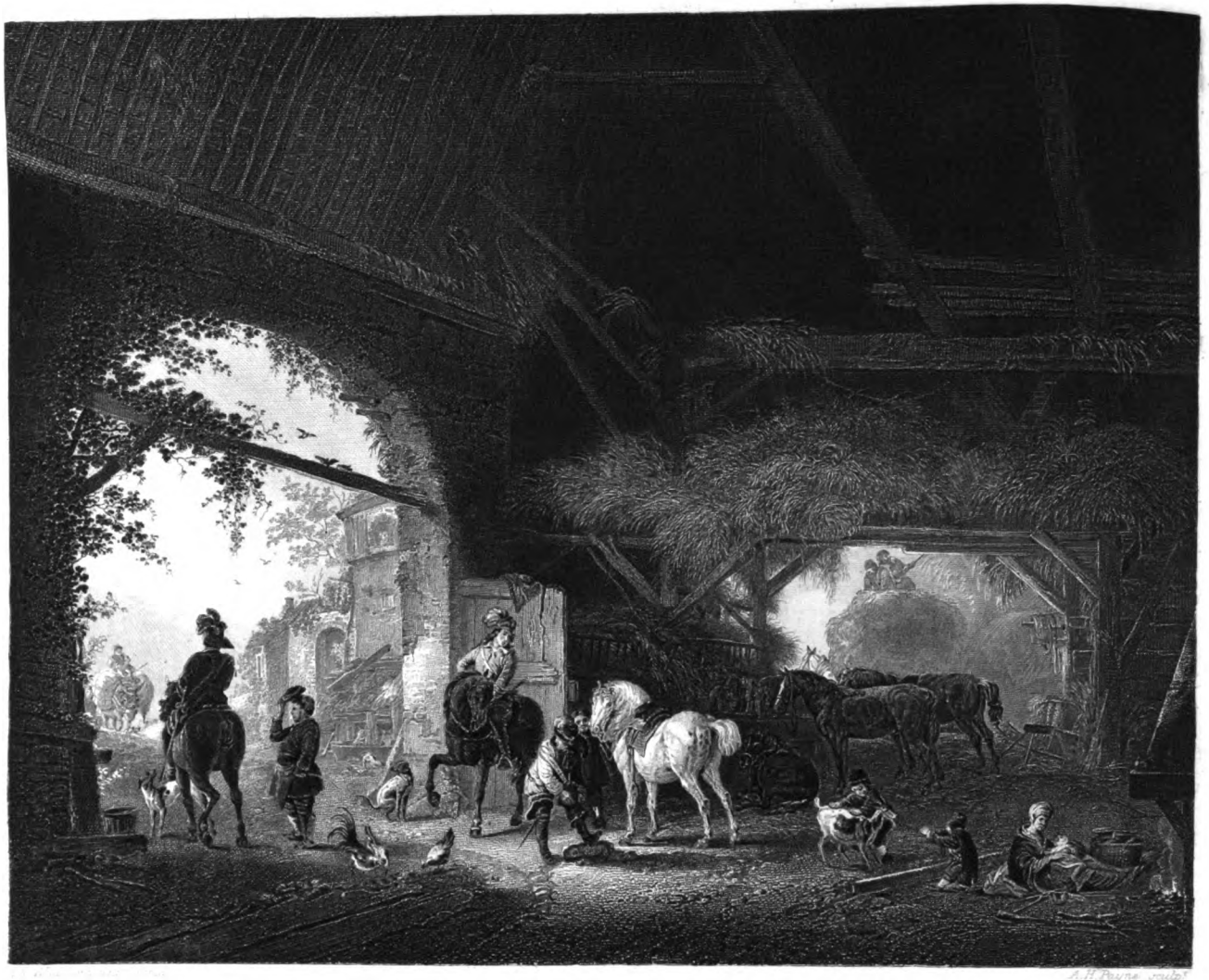
Die feine geistreiche Auffassung der Form und des Inhalts menschlicher Gesichtszüge hätten van der Helst den glänzendsten Weg zur naturkräftigen Historienmalerei bahnen können, wenn der Fleiß eine größere Herrschaft über sein unbändiges Gemüth besessen hätte. Er malte, stets im Strudel wilder Zerstreuungen lebend, nur dann, wenn er durchaus Geld brauchte; übrigens betrachtete er seine Kunst ganz als eine Nebensache. Er lachte die Leute aus, welche für seine Bilder schweres Geld bezahlten und dieselben für Meisterwerke erklärten.

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Dieser Leichtsinn ist in den Augen des Kunstliebhabers um so unverantwortlicher, als Helst, bei seiner gänzlichen Nonchalance, mehre auf unsere Zeit herabgekommene Bilder malte, welche nur zu genau bezeugen, welcher geistreiche, feurige und kräftige Kopf lachend dem höheren Streben in der Malerei den Rücken wandte.

Eines seiner Bilder, in welchem er seinen höchsten Aufschwung nahm, gilt heute noch für unübertrefflich. Es ist das Schützenmahl im Museum zu Amsterdam, welches die Bürger dieser Stadt ihrem Hauptmanne Wits zur Feier des westphälischen Friedens im Jahre 1648 gaben. Das Gemälde ist von bedeutender Größe und zeigt vierundzwanzig portraitähnliche, lebensgroße Figuren in herrlicher Gruppirung. Sie sind in ihren reichen, malerischen Trachten mit einer Kraft, Kühnheit und Genauigkeit in der Ausführung gemalt, die in Erstaunen setzt. Die Charakteristik dieser Repräsentanten der alten Bürgerschaft Amsterdams ist so treffend, daß der Beschauer vielleicht nirgends bessere Studien als hier über das alte Wort machen kann: „Hie gut Holland allewege."

Genreartig gehalten, mit einer guten Dosis feinen Humors gewürzt, ist das nicht weniger berühmte Bild in der Pariser Nationalgallerie, wo die vier Amsterdamer Bürgermeister tiefsinnig berathen, welcher Armbrustschütze beim Vogelschießen den Preis erhalten soll.

Ein drittes Meisterstück van der Helst's, welches unwillkürlich an das Compromiß von de Biefve im Ausdruck der Figuren denken läßt, ist ein Bild, auf welchem dargestellt ist, wie die Repräsentanten von Holland den bekannten Waffenstillstand von 1639 beschwören.

Wir haben hier eins von van der Helst's Bildnissen: eine Amsterdamer Bürgersfrau im Sonntagsanzuge, ihre etwa sechsjährige Tochter an der Hand haltend. Betrachtet man das Bild, so vergißt man sofort die Kunst des Malers, vor der überraschenden Wahrheit, mit welcher der Gegenstand des Bildes uns entgegentritt. Man stellt, statt das Gemälde als solches zu würdigen, Betrachtungen an über die Zeit und das Leben, welchem diese Frau angehörte. „Jeder Zoll Altholland!" muß man unwillkürlich ausrufen bei dieser holländischen Gemüthlichkeit, diesem unerschütterlichen, ehrenfesten Wohlbehagen und bei der wahrhaft in's Holländische übersetzten Poesie, welche in dem Gedanken von einer Mutter mit ihrem Kinde unabweislich sich bei uns hervordrängt.

Dann erst kann man sagen: aber wie ist das gemalt! Breit, sicher, kräftig stellt sich die Arbeit des Künstlers derjenigen der besten Meister im Bildnißfache zur Seite. Dies ist eines derjenigen Portraits, welches der geniale Künstler deswegen so sprechend wahr malte, um aus vollem Herzen über die dargestellte Person lachen zu können.

Van der Helst stiftete in Amsterdam, aus welcher Stadt er sich selten entfernte, die St. Lucasgesellschaft für Maler, in welcher mehrere angesehene Künstler, wie Kretser, Stokade u. s. w., Theil nahmen. Van der Helst aber wußte es immer so einzurichten, daß diese projectirte Akademie nie den Hauptcharakter einer Zechgesellschaft einbüßte. J. van Dyk nennt van der Helst den Castellan der Doelen, die nach dem Namen des Malers die Helstendoelen genannt wurden.

Van der Helst wird gegen 1670 gestorben sein.

Digitized by Google

Rembrandt's Tochter.

Von H. Rembrandt.

Eins der Bilder von Rembrandt's Tochter gaben wir bereits: es ist dies Rembrandt's Tochter mit der Nelke, in welchem der Maler eine Grazie entfaltet, die den Beschauer unwiderstehlich hinreißt. In dem ersten Bildniß ist die Dame, welche hier im Federhute erscheint und Rembrandt's Tochter mit dem Federhute genannt wird, kaum siebzehn Jahre alt, und wir wundern uns nicht, wenn wir lesen, daß das aufblühende Mädchen die ganze junge Männerwelt des Haags bezauberte.

Hier im Hute ist die schöne Blüthe schon überreif, fast verwelkt. Die pikanten Züge der Siebenzehnjährigen erscheinen ausgeprägt, fast markirt und der ganze Kopf ähnelt demjenigen Rembrandt's in auffallender Weise. Statt der unbewußten Lieblichkeit des jungen Mädchens, statt des offenen anmuthigen Lächelns desselben begegnen wir hier einer gemachten, koketten, fast lüsternen Miene. Hier quillt der Ausdruck nicht mehr aus dem Herzen hervor wie ein klarer, duftiger Strom; das Lächeln liegt blos noch in den Muskeln des Antlitzes und entbehrt alles weiblichen Reizes.

Rembrandt's Tochter weiß hier ihre — vergangene Schönheit und sucht mit den schönen Resten sich fast gewaltsam zu schmücken... das ewige Bestreben alternder Jungfrauen. In dieser Hinsicht ist gegen Rembrandt's Tochter mit der Nelke, Rembrandt's Tochter mit dem Hute leer und unangenehm.

Desto mehr hatte Rembrandt Gelegenheit, bei ihren fast männlichen Zügen, bei dem lebhaften Muskelspiel ihres Gesichts die ganze, unbegreifliche Kunst zu entfalten, welcher er im Helldunkel und in der Beleuchtung mächtig war. Und wenn diese Kunst betrachtet wird, die Macht des Pinsels, welche sich kaum irgend auf einem Bilde Rembrandt's so schlagend zeigt als hier, so muß selbst ein befangenes Auge erkennen, daß Rembrandt's Tochter im Hute vor demjenigen Bildniß, auf welchem sie die Nelke hält, bedeutend den Vorrang behält. Leider ist dies Bild bedeutend nachgedunkelt. Wir wüßten indeß kaum einen Stich, welcher dies Portrait mit solcher Nachbildung des Rembrandt'schen Clairobscur darstellte, als der unsrige, auf dem die Linienmanier dem Effecte der Malerei sehr nahe kommt.

Digitized by Google

Die Terrasse.

Von Antoine Watteau.

Die beiden Levers, welche regelmäßig den Beginn des Tages im Versailler Schlosse bezeichneten, waren soeben eröffnet. Die Elite der Höflinge glitt lautlos nach den Gemächern Ludwigs XIV. Voran schritten neun oder zehn Personen, meistens in reiferem Alter, mit ungeheuren Perrücken versehen. Ihr Anzug dagegen war absichtlich vernachlässigt und machte Ansprüche auf die Bezeichnung Negligé-Toilette. Diese „Unangekleideten", welche nur durch ihre Wolken-Perrücken zu verstehen gaben, daß sie bei dem Könige ihre Aufwartung machten, hatten das beneidenswerthe Privilegium, bei dem Aufstehen Ludwigs gegenwärtig zu sein, mit dem Allmächtigen über das Wetter, über die Jagd, das Theater, über die Neuigkeiten der Chronique scandaleuse zu sprechen, oder genauer, da eine regelmäßige Unterhaltung durchaus nicht gestattet war, kleine, geistreiche oder fade, witzige, gutmüthige oder boshafte Bemerkungen zu wechseln. Daneben war es ihnen vergönnt, Zeuge davon zu sein, wie die bereits sehr gebrechliche, neunundsechzigjährige Majestät von Frankreich sich allerhöchst eigenhändig mit schweren, langen Seidenstrümpfen versah und sich rasiren ließ. Frisirt war der alte König vielleicht schon lange bevor irgend einer seiner Hofleute erwachte. Die Geheimnisse dieses Levers avant la lettre kamen keinem Sterblichen als dem Signor Pompeo Francese, dem ersten Kammerfriseur, nicht einmal der Frau von Maintenon zu Gesichte, denn Ludwig hatte eine sehr stark ausgeprägte Abneigung, in kahlem Schädel zu erscheinen, obschon er in Anderweitem nichts weniger als eitel, oder gegen seine zunehmende Altersschwäche blind war.

Nach den Auserwählten folgten die Personeu des großen Levers, die glücklichen Zeugen davon, wie Ludwig XIV. frühstückte. Während sie eintraten, wurde die kleine Unterhaltnng des kleinen Levers erweitert; es durfte ordentlich menschlich gesprochen werden. Der König hörte in der Regel zu, ohne zu antworten. Doch hatten nur die zum kleinen Lever Berechtigten die Erlaubniß zu sprechen und irgend etwas vorzutragen, ohne von dem Könige angeredet zu sein. Zum großen Lever kamen oft Fremde von Distinction, und war Ludwig nicht, wie er es gewöhnlich zu sein pflegte, zu apathisch, um sich zusammenhängend zu unterhalten, brach noch ein Mal wie die sinkende Sonne durch nebliges, schweres Gewölk seine noch stets unvergleichliche, majestätische Liebenswürdigkeit hervor, dann pflegten diese Minuten zu den interessantesten zu gehören, die man auf dem weiten Boden des interessanten Frankreichs irgendwie verleben konnte. Wen der König anredete, durfte so lange frei reden, bis es ihm gefiel, eine andere Person dadurch auszuzeichnen, daß er sich an dieselbe wandte. Entstand eine Pause, so fingen die privilegirten Sprechmaschinen vom kleinen Lever auf eigene Hand an zu spielen. Mit einem Worte, diese Levers strebten ernstlich dahin, das feine, geistreiche, unvergleichliche China an den Strand der Seine zu verpflanzen und die Franzosen zu europäischen Chinesen zu bilden. Die Höflinge waren zu gelehrig, als daß sie nicht ihre chinesische Metamorphose hätten vollständig bewerkstelligen sollen.

Digitized by Google

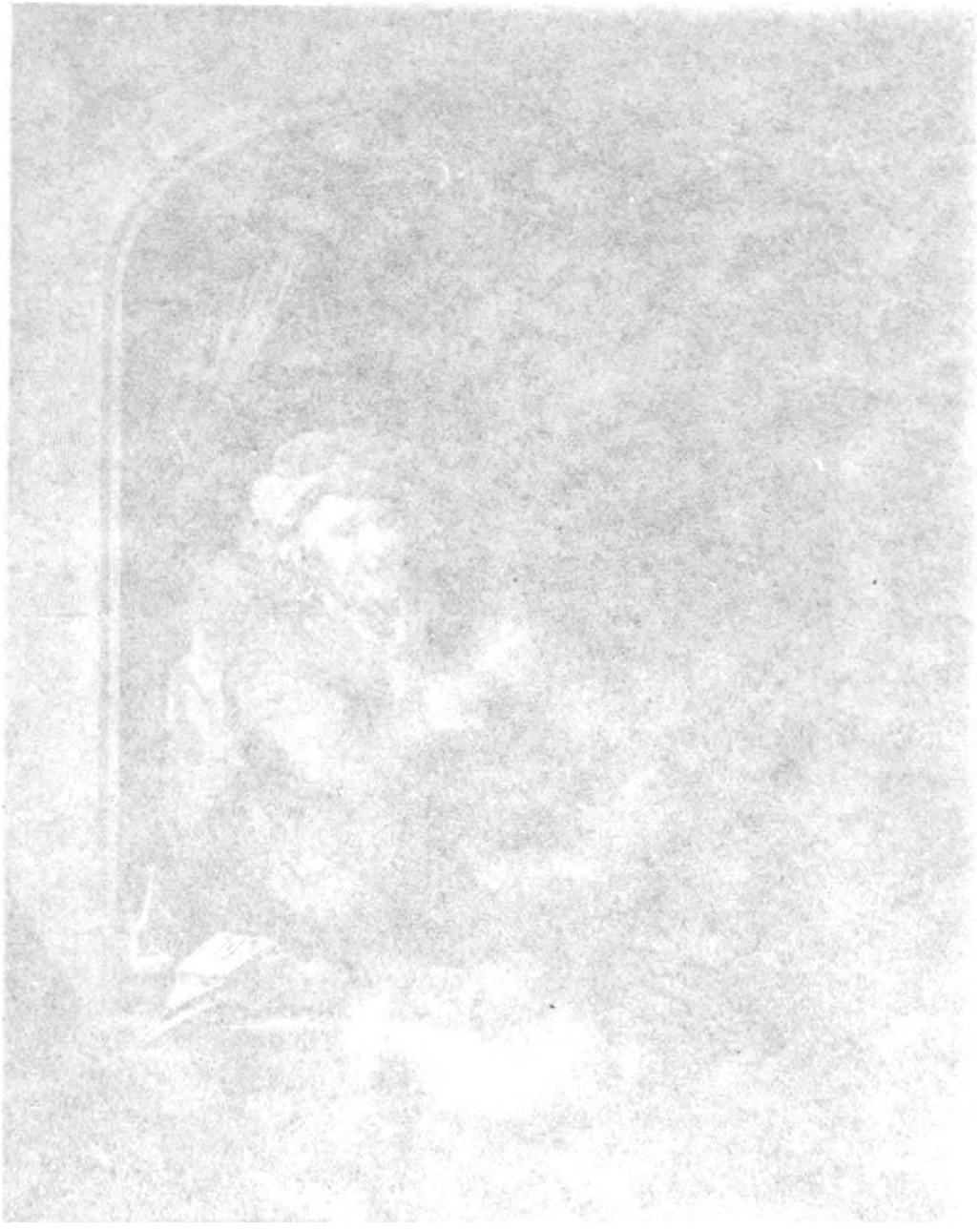
Zum großen Lever wurden nicht selten Damen zugelassen, obwohl es Ludwig eigentlich nicht liebte. So war's auch an dem Morgen, welchen wir im Auge haben. Die Herzogin von Maine, die dem Könige im Grunde seines Herzens beinahe so unangenehm war, als er ihren Gemahl, den Herzog, seinen legitimirten Sohn von der Montespan, liebte, war zum Lever gekommen. Sie war eine Priezessin von Charolais-Condé, sah sehr gut aus, war klein, aber sehr graziös gewachsen, trug sich dabei phantastisch und glaubte wegen dieser Albernheit das begründete Recht zu haben, Jeden mit ihren geschraubten Reden, die sie ungemein witzig fand, anzufallen und zu langweilen. Auch der König entging ihr selten. Wandte er sich von der eitlen Zwergin mürrisch und schweigend ab, so ward die Herzogin nur noch aufgeräumter, als sie es gewöhnlich war, und hatte wiederum die glänzendste Gelegenheit, ein schon in Bereitschaft gehaltenes boshaftes Bonmot über die Schwachköpfigkeit des Monarchen und den beispiellosen Erfolg seiner Erziehung durch Madame de Maintenon anzubringen. Bat daher die Herzogin um eine Gunst des Königs, so durfte man ungefähr schon überzeugt sein, er werde sie abschlagen oder erklären, sich darüber zu besinnen. In letzterem Falle kam diese Bitte in das mit Crucifixen gezierte Boudoir der Maintenon, und vor dem furchtbaren Richterstuhle, welcher hier die Gestalt eines schwarzbehangenen Fauteuils hatte, ward dann unfehlbar die Schwiegertochtrr der Montespan abgewiesen.

Außer der Herzogin von Maine war auch die Gräfin de Noailles zum Lever. Ihr Gemahl war der Sohn des berühmten Herzogs von Noailles, ein ziemlich unbedeutender Mensch, welcher sehr der Aussteuer seiner Frau, 150,000 Francs, bedürftig gewesen war. Dies Geld hatte der König der Gräfin geschenkt und zwar auf Vermittelung der Madame de Maintenon, welche, um den Ruf ihrer unerhörten Uneigennützigkeit zu bewahren, sich sehr selten mit solchen Angelegenheiten einließ. Dasmal aber hatte sie ihrer Nichte nicht widerstehen können und das war die Gräfin Noailles, früher Mademoiselle de Vilette genannt.

Die Gräfin Louise de Noailles, zweiundzwanzig Jahre alt, war gewiß damals, das heißt im Jahre 1707, eine der schönsten Damen am Hofe. Sie war schlank und besaß dennoch eine graziöse Fülle der Formen. Ihr reiches Haar trug sie so einfach als möglich à la chinois, indeß die Herzogin von Maine eine wahre thurmhohe Frisur auf dem Kopfe zu balanciren pflegte. Der duftende, wie zarter Reif auf dem Haar der Gräfin zitternde Puder ließ ihre von Natur zarte und blühende Gesichtsfarbe nur noch reizender erscheinen, und überraschend wirkten ihre glänzenden blauen Augen unter den hochgeschwungenen, schwarzen Augenbrauen auf Jeden, der die Gräfin noch nicht oft gesehen hatte.

Louise de Noailles konnte, gleich der Herzogin von Maine, die Maintenon nicht leiden. Sie ergriff jede Gelegenheit, um sich namentlich über den pedantischen Geist der Wittwe des alten „Bajazzo Scarron" lustig zu machen; ja sie ging sogar so weit, höchst verdächtige Abenteuer zum Besten zu geben, in denen ihre Tante, Madame de „Maintenant", in Gesellschaft der zwei Jahre vorher gestorbenen französischen Aspasia, der Ninon de l'Enclos, der Madame de Pommereuil und der noch schlimmer berüchtigten Madame de Montchevreuil eine Rolle gespielt haben sollte. Hauptsächlich mochte aber diese Bosheit der Nichte gegen die Unentbehrliche des Königs daher kommen, daß sie prinzipiell so sehr wenig für ihre Verwandten that. Als die Maintenon ihr das königliche Hochzeitsgeschenk vermittelt hatte, ließ der Groll der Gräfin nur

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

in so weit nach, daß sie die erstere, mit nicht viel abgestumpfterer Bosheit, meine „neue Tante" nannte.

Dennoch war Louise der Liebling der Maintenon, vielleicht deßhalb, weil sie ganz rücksichtslos die Wahrheit sagte, wodurch sie in den Abendzirkeln des Königs die Gesellschaft schon oft in so große Verlegenheit gesetzt hatte, daß der Monarch auf einen Augenblick seine wundervolle Haltung vergessen, in helles Lachen ausbrechen und den beiden gefährlichen Witzbolden, dem alten Hofmeister des Dauphin, Herrn von Montausier, dem Misanthropen, und dem Herzog St. Simon, dem großartigen Lügenmeister auf Kosten der Thorheiten Anderer, das Signal geben konnte, unbarmherzig über die durch die Offenheit der Dame Compromittirten herzufallen. Ebenfalls liebte die Maintenon den gutmüthigen Gemahl ihrer Nichte herzlich und bekümmerte sich sehr um das Glück dieser Ehe, vermuthlich weil sie dieselbe angestiftet hatte. Das Höchste, was Louise von ihrer Tante für ihre bitteren Aeußerungen — die einer Andern den Besuch von Pignerol oder gar der Bastille zugezogen hätten — zu erdulden brauchte, war, daß Madame Maintenon sie, die Gräfin, eine Zinngießerin schimpfte. Hatte die Gräfin ihre Tante bis zum Aussprechen dieses Wortes gereizt, so blieb die letztere unbestritten Siegerin und Louise fing an zu weinen. Der Vater ihrer Mutter war nämlich ein Kupferschmied oder etwas Aehnliches gewesen. Die Versöhnung der beiden Verwandtinnen pflegte dann dadurch wieder eingeleitet zu werden, daß Louise de Noailles ihre Tante um irgend etwas bat, was diese zu gewähren sich beeilte.

Diese Aussöhnung war nicht vor langer Zeit erfolgt. Die Gräfin stand also mit der Madame de Maintenon, folglich auch mit dem von ihr gänzlich unumschränkt beherrschten Monarchen im ausgezeichnetsten Vernehmen. Die gewöhnliche Bitte um eine Gnade, welche dem heftigen Finale der Differenzen zwischen beiden Damen zu folgen pflegte, war dasmal eine ziemlich ungewöhnliche.

Es war, wie bemerkt, im Jahr 1707, und zwar im Frühling, der diesmal in Frankreich in reizendster Gestalt erschienen war. In Spanien spielten die letzten Acte des dreizehnjährigen spanischen Erbfolgekrieges, in welchem bekanntlich Oesterreich, England und die Niederlande für den Sohn des römischen Kaisers Leopold I., Karl von Oesterreich gegen den von der französischen Macht vertheidigten Enkel Ludwigs XIV., Philipp von Anjou, rastlos kämpften, indeß Spanien sich bald dem einen, bald dem andern Prätendenten zuneigte. Die Sympathien der Spanier jedoch fingen seit längerer Zeit an, sich Philipp von Anjou entschieden zuzuwenden. Vielleicht war sein letztes Misgeschick davon die Ursache. Die alliirten Armeen eroberten fast ganz Spanien, trotz des verzweifelten Widerstandes der Franzosen und namentlich der Castilier, und die englischen Kriegsflotten eroberten alle Hafenstädte Spaniens, die nur irgend Bedeutung hatten, ohne Ausnahme und besetzten einige Hauptpunkte der Inseln im Mittelmeere. Den Anmaßungen der Sieger gegenüber wandten sich die Herzen der Spanier dem unerschrocken sich haltenden Philipp und namentlich der Seele aller seiner Unternehmungen, seiner geistreichen Gemahlin, zu. Der Herzog von Berwick, als französischer Oberbefehlshaber, strengte alle seine Gewandtheit an, um neben seinem ziemlich unbedeutenden Heere von Franzosen die unregelmäßigen spanischen Zuzüge zu organisiren, und er konnte es, nach ungeheurer Mühe, wagen, dem englischen General Lord Ralway und dem erbittert für Karl von Oesterreich fechtenden, die feindlichen spanischen Streitkräfte befehligenden General Las Minas die Schlacht bei Almanza

Digitized by Google

anzubieten. Berwick siegte für Philipp von Anjou, Galway und Minas wurden schwer blessirt und ließen 5000 Todte und wenigstens doppelt so viele Gefangene auf Almanza's Wahlplatze.

Unter den Gefangenen waren hundertachtzehn Offiziere, entweder, und das war durchschnittlich der Fall, von hohem militärischem Range, oder aus einer der höchsten Familien Spaniens. Diese vornehmen Herren wurden, während Berwick Arragonien unterwarf, nach Frankreich geführt. Einige dieser spanischen Offiziere, deren Familien in ihrer Heimath einen bedeutenden Einfluß ausübten, brachte man nach Paris und Versailles, nahm ihnen das Ehrenwort ab, daß sie keine Flucht versuchen wollten, und zog sie dann an den Hof und in den Kreis der ungeachtet des Alters der Königin und der Bigotterie der Maintenon noch immer höchst brillanten Vergnügungen desselben, indeß man sie mit Zuvorkommenheiten überhäufte, um sie den französischen Prinzen in Spanien geneigt zu machen. Es ist gewiß, daß nur bei wenigen dieser so liebenswürdig gefangen gehaltenen Männern der beabsichtigte Zweck des Hofes nicht erreicht wurde.

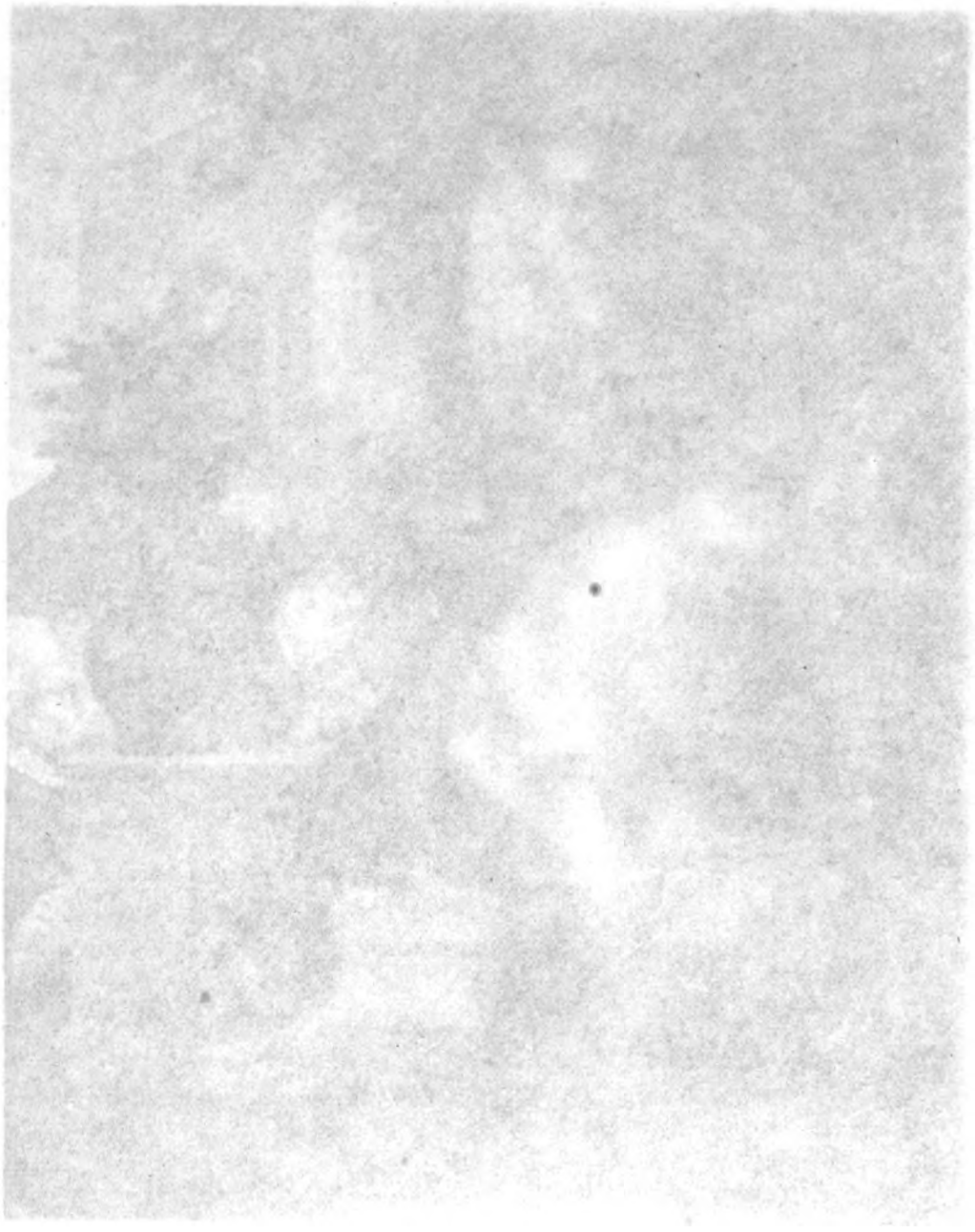
Nicht allein Offiziere, auch eine Dame war den Siegern bei Almanza in die Hände gefallen. Es war die Tochter des eben so umsichtig tapfern als höchst einflußreichen Generals Las Minas y Huesco. Auch der Donna Josita hatte man sich versichern zu müssen geglaubt und sie war mit den Gefangenen nach Versailles geführt. Wie die Officiere hatte die junge Spanierin ihr Wort gegeben, nicht zu fliehen, und sofort war sie von den vornehmsten Damen des Hofes feierlich als Schützling erklärt und mit solcher liebevollen Aufmerksamkeit behandelt, daß Donna Josita gewiß keine Ursache hatte, ihre unfreiwillige Reise nach Frankreich zu bereuen.

Wer sich aber der Spanierin vollständig bemächtigt und alle andern Protectricen derselben verdrängt hatte, das war die Herzogin von Maine und die Gräfin de Noailles. Donna Josita war, des Glanzes, der sie umgab, ungeachtet, nicht glücklich. Sie hätte sich lieber unter dem Zelte ihres Vaters im Getümmel des Feldlagers zur Ruhe gelegt, als hier im Versailler Schlosse in ihrem prächtigen Zimmer mit Malereien von Philipp von Champagne an den Wänden und mit ungeheuren Spiegeln und venetianischen Fensterteppichen geziert. Der General Minas bedurfte ihrer Pflege und sie war fern von ihm gefangen. Ihr einziger Trost war, daß sie in der Sprache ihrer Heimath sich mit ihren Beschützerinnen unterhalten und ihre Klagen aussprechen konnte; denn die Herzogin von Maine schnatterte die Lengua castellana gleich einer beredten Donna von Manzanares, und wenn Louise de Noailles auch die außerordentliche Zungenfertigkeit der kleinen Herzogin nicht besaß, so hatte sie dagegen die Eigenschaft, mit ausgezeichnetem Wohlklange aus dem Gedächtniß eine Menge der schönsten spanischen Gedichte vortragen zu können.

In der ersten Zeit, nachdem die Spanierin in Versailles angekommen war, hatten die beiden Damen dieselbe aus wahrem Egoismus zurückzuhalten gestrebt, denn sie liebten das eigenthümlich bezaubernde Mädchen aus Valencia viel zu sehr, um sich sobald wieder von ihr zu trennen. Kaum aber hatte ihnen Josita ihr Herz, ihre heftige Sehnsucht nach der Heimath und den Schmerz um das Geschick ihres verwundeten Vaters gezeigt, da beeiferten sich die Französinnen um die Wette, es möglich zu machen, daß Josita's Wunsch erfüllt werde.

Es war nach einer vorübergegangenen, stürmischen Scene zwischen Madame de Maintenon und ihrer Nichte die erste Bitte der letzteren gewesen, man möge, wie der General Minas in einem eigenhändigen Schreiben an den König vorgeschlagen, einen besonders von Ludwig XIV. begünstigten jungen Marquis d'Uzelles, der sich in der Gewalt der Engländer befand, gegen

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Josita auswechseln. Madame de Maintenon konnte unmöglich widerstehen; aber sie bemerkte sehr ängstlich, daß der Herzog von Berwick hinsichtlich der kleinen Spanierin ausdrücklich an den König geschrieben habe, daß man durch sie die bedeutendsten Resultate in Bezug auf die gegen Philipp von Anjou noch in Waffen stehenden Spanier erzielen könne.

— Die Verbindung mit dem General Minas ist angeknüpft, schloß die Maintenon, sie muß bis zum Ende geführt werden...

— Aber, gnädige Tante, hatte Louise mit großer Lebhaftigkeit erwidert, es wird doch Niemand so ganz und gar barbarisch sein, zu beabsichtigen, diesen spanischen General dadurch für Frankreich gewinnen zu wollen, daß man seine einzige Tochter zum Preise seines Uebertrittes macht?

— Wer redet denn davon? Nein, der König besitzt in Donna Josita blos einen gewissen Punkt....

— Josita wäre ein Punkt? Wenn Sie so von der Armen zu reden im Stande sind, so ist sie sicher verloren!

Die Maintenon, keineswegs eine Freundin von empfindsamen Scenen, die sie nicht selbst angestiftet hatte, erhob sich im höchsten Grade erzürnt über die Komödie ihrer Nichte, die sich niederwarf, als wenn sie nie mehr aufstehen wollte, weinte, und in dieser angreifenden Situation ihre Tante „bei den Göttern" beschwor, die kleine Spanierin ihrem Vater zurückzusenden.

Madame de Maintenon beugte sich jetzt zu Louise hinab, beide Hände wie eine ächte „Dame der Hallen" auf die Hüften stemmend.

— Ich wünschte, sagte sie, vor Aerger bebend, daß Sie mit Noailles diese unausstehliche Posse aufführten und nicht mit mir; Sie würden dann wenigstens die sichere Hoffnung haben, für Ihre Anstrengung die angemessene Belohnung, das heißt eine derbe Ohrfeige zu empfangen.

In einem Augenblicke stand Louise aufrecht da.

— Noailles? rief sie. Er mir Ohrfeigen appliciren?

— Meinetwegen, sagte die Maintenon, sehr kaltblütig sich niedersetzend. Das wird ganz Eure Sache sein, wie Ihr Euch unterhalten wollt. Ich sehe übrigens, daß Du nach dem kalten Bade soeben nüchtern und vernünftig genug geworden bist, um mit mir ferner von Deinem Schützlinge, der Josita, reden zu können.

Die Gräfin schmollte noch einen Augenblick, nahm aber ein Tabouret, setzte sich und nahm sich ernsthaft vor, ihre Tante gewähren zu lassen.

— Es ist nothwendig, sagte die alte Dame, daß wir Las Minas gewinnen, denn sein Einfluß auf seine Landsleute, namentlich auf die Truppen, welche noch gegen „Uns" im Felde stehen, ist von größter Bedeutung. Der Vater Deiner Josita ist schon seit langer Zeit in Frankreichs Interesse zu bearbeiten versucht; unerschütterlich hat er alle ihm gebotenen Vortheile ausgeschlagen. So lange aber seine Tochter hier ist, hat er sich uns auffallend genähert und es ist unzweifelhaft, daß er sich nach einiger Zeit für den Prinzen von Anjou erklären wird. Um aber des Erfolges unserer Schritte gewiß zu sein, müssen wir zuverlässig den General bewegen können, die Unterhandlungen fortzusetzen. Die Anwesenheit Josita's in Versailles ist die Bürgschaft dafür, daß er nicht mit uns abbricht. Uebrigens werden wir ihm Vortheile genug zu bieten haben, sollte ich glauben, um von dem Umstande, daß wir seine Tochter gefangen halten, gegen ihn

Digitized by Google

Nutzen zu ziehen. Bewege also Josita, daß sie, wenn sie abermals an ihren Vater schreibt, von Uns ein so einnehmendes Bild als möglich entwirft, ihren Entschluß kund giebt, wo möglich immer in Versailles zu bleiben und dem stolzen Spanier Hoffnung macht, daß für ihn, wenn er der Krone Frankreichs huldige, bereits eine Gouverneurstelle in der Gascogne oder in Guyenne und der Marschalls- oder Admiralstitel in Bereitschaft gehalten würde...

Aber Louise de Noailles wollte nichts Derartiges hören. Der Refrain ihrer Reden war, daß die Spanierin sobald als möglich ihrem „sterbenden, seufzenden Vater" wiedergegeben werden müsse. Nach vielen andern minder wichtigen Ausflüchten bequemte sich die Maintenon, nachzugeben.

— Nun gut, sie mag also reisen! sagte sie endlich. Ich zweifle aber, ob dieser Act französischer Großmuth im Stande ist, den General, ihren Vater, für uns zu gewinnen.

— Der Herzog von Berwick wird auch ohne ihn Spanien zu erobern wissen.

— Oh, oh! Du weißt also nicht, welchen entschlossenen Widerstand Murcia und Catalonien ihm entgegenstellt..... Ich versichere Dich, es bleibt uns noch ungeheuer viel zu thun übrig, bis die Krone fest auf Philipp's Haupte sitzt. Aber immerhin. Mag die Spanierin reisen... das heißt, wenn Seine Majestät der König es genehmigt...

— Ah, Madame, Sie werden ihn bitten und er wird nicht widerstehen...

— Sehr wohl, ich will Euch unterstützen, aber Eure Bitte müßt Ihr selbst anbringen. Es wäre gut, wenn der König Josita selbst sähe...

— Mein Gott, sie ist ja fast jeden Abend im kleinen Zirkel gewesen und der König hat sie mehr als ein Mal angeredet! rief die Gräfin.

— Hat er sie angeredet, so mußte die Spanierin so antworten, daß sie bemerkt wurde. Als ich gestern jedoch von ihr sprach, äußerte der König, er erinnere sich der Fremden nicht, als einer stummen, vom Kopfe bis zu den Füßen in einen schwarzen Trauermantel gehüllten Gestalt.

— Ich werde schon dafür sorgen, daß Josita heute Abend bei der Lotterie des Königs von ihm genauer betrachtet werden soll! sprach Louise sehr lebhaft.

— Aber habt Ihr denn für heute Abend Karten? Außer den Gesandten sind nur Personen von Geblüt eingeladen, meine ich...

Die Gräfin machte ein ziemlich unschönes Gesicht und zuckte die Achsel.

— Außerdem ist der König Abends immer sehr zerstreut, Nichte! Benutze lieber das zweite Lever, um Josita Minas und ihre Bitte zu empfehlen. Ich werde Seine Majestät heute Abend aufmerksam machen, daß Du etwas bei ihm nachzusuchen hast...

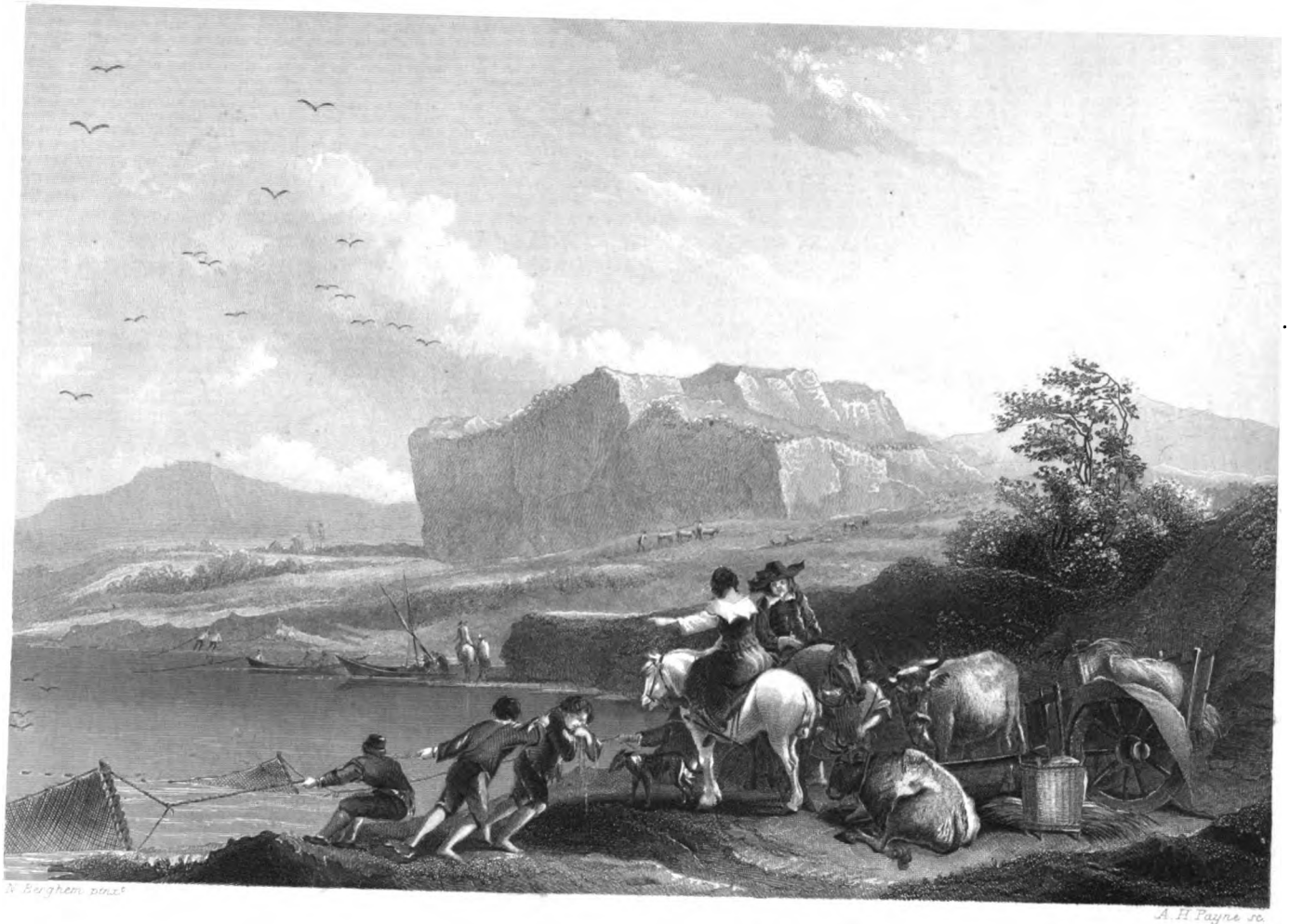
Wir haben bemerkt, daß Louise de Noailles und die Herzogin von Maine zum Lever gingen. Sie führten Beide mit großer Prätension ihren Schützling, die in schwarze Seide gekleidete Spanierin. Donna Josita's Schönheit strahlte aus der düstern Capa wie ein Stern aus den Wolken der Nacht.

— Desdichada de mi! Ich Unglückliche! seufzte Josita, sich schwach auf den Arm der Gräfin stützend, welche ihr Muth einsprach, während die Dame de Maine Jedem, der es hören wollte, mit lauter Stimme insinuirte, diese Spanierin sei ein Schlachtopfer und zwar ein Schlachtopfer der unverzeihlichsten königlichen Tirannei.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



The Fishery — Der Fischfang.

Below right

Digitized by Google

Louise de Noailles hatte ihren Schützling zum Könige geführt, im festen Vertrauen, die Maintenon habe ihr Versprechen gehalten und der König werde seine Schuldigkeit thun, das heißt der Maintenon gehorchen. Höchst wahrscheinlich hätte es bei Ludwig nichts weniger als großer Künste bedurft, um ihn zu veranlassen, die arme kleine Gefangene freizugeben. Als die Gräfin de Noailles daher mit Donna Josita durch die prachtvolle Gallerie des Schlosses ging, wo die Hofleute ihre unvergleichlichen Ebenbilder in den ungeheuren Spiegeln bewunderten, welche, siebenzehn an der Zahl, den Bogenfenstern gerade gegenüber angebracht sind, nahm die Dame eine triumphirende Siegermiene an und verkündigte: daß sie, Louise de Noailles, die Spanierin „dem gebrochenen Herzen ihres tapfern Vaters" zurückgeben werde.

Donna Josita stand dicht an die Edeldame geschmiegt, ihren großen Fächer von schwarzer Seide und Elfenbeinstäben in der Hand und ließ sich nur selten bewegen, den vielen Herren, welche sich um sie drängten, auf ihre Fragen eine Antwort zu geben oder gar ihre unvergleichlichen braunen Augen aufzuschlagen. Sie war reizend, diese Siebenzehnjährige, Unglückliche, und die Herzen der jungen und vielleicht noch mehr der alten Hofcavaliere schlugen ihr entgegen. Man beeilte sich, ihr von allen Seiten die zarten, kleinen Hände zu drücken, nachdem der Herzog de St. Simon, welcher längere Zeit in Madrid war, mit dieser Freundschaftsbezeugung unter der Entschuldigung den Anfang gemacht hatte, ein Händedruck sei in Spanien Mode; woran er freilich so sehr log, als er zu lügen gewohnt war. Gleichviel aber, dieser Mode wurde von den Hofleuten in Bezug auf Donna Josita sofort gehuldigt, und als einer der Offiziere von den königlichen Mousquetaires, der junge Marquis de la Feuillade, Neffe des berühmten Marschalls dieses Namens, der Spanierin die Hand zu küssen wagte, erhielten ihre Hände im Nu wenigstens ein Dutzend Küsse von glühenden Lippen, bis die Gräfin de Noailles, welche sich mit St. Simon über seine Lüge zankte, den Schwarm der jungen Cavaliere zurücktrieb.

Unglücklich genug war die Theilnahme der Herzogin von Maine an dieser Expedition. Sie war sehr nachlässig angekleidet, hatte um ihren magern Hals aber schon ein Diamanten-Collier von ungeheurem Werthe geknüpft. Sie trug keine Schleppe, sondern nur ihr kurzes Morgenkleid, wahrscheinlich um ihre äußerst winzigen Füße zu zeigen, sammt ihrer Kunst, sich auf so spitzigen, hohen Schuhabsätzen zu balanciren, wie sie gewiß, aus Rücksicht für die gefährdeten Fußknöchel, Niemand anzuziehen wagte. Die Herzogin war bereits frisirt und trug ein colossales Kissen auf dem Kopfe, über welches man das Toupée gespannt hatte. Ihr Seitenhaar war nicht stark genug, um das Kissen vollständig zu bedecken. Man sah, es war von rother Seide. Damit Jeder jedoch unzweifelhaft überzeugt wurde, es sei allerdings die Absicht der Herzogin, die innern Geheimnisse ihres Kopfputzes sehen zu lassen, hatte das Kissen an jeder Seite eine goldene Troddel, welche über den Ohren hin und her baumelte, sowie sie den Kopf bewegte; und sie war gewohnt, ihn keine Secunde still zu halten. Die Herren sahen sich bei dem Anblicke dieser kleinen Person mit großen Augen an; bei ihrer Boshaftigkeit wagte aber Niemand eine weitere Miene, um zu bezeugen, wie sehr er die Herzogin auffallend und absurd finde. Nur der Herzog St. Simon, den Madame de Charolais-Maine wegen seiner ungeheuren Fertigkeit in der Erfindung von den wahrscheinlichsten, unwiderstehlichsten Lügen fürchtete, konnte sich nicht enthalten, gutmüthig zu bemerken: wie glücklich einer oder der andere der armen Gardeofficiere sich fühlen würde, wenn ihm die Herzogin ihre Kissentroddeln als Epaulettes zu schenken

Digitized by Google

geruhen wollte. Die Herzogin von Maine sah den Erzlügner mit einem wüthenden Blicke an und machte auf ihren spitzen Absätzen mit Heftigkeit rechts um, so daß die Troddeln lustig ihr um die Ohren flogen, als freuten sie sich der von St. Simon gewünschten Veränderung ihrer Bestimmung.

Kaum hatte die Dame de Maine erklärt, daß sie die Donna Josita Minas dem Könige vorstellen und um ihre Freilassung nachsuchen wolle, so reichte die kleine Herzogin dem Mädchen die Hand und betheuerte, daß sie entschlossen sei, den König zu forciren.

— Aber, meine Liebe.... bemerkte die Noailles mit einem bedeutsamen Blicke auf den Anzug ihrer Freundin.

— Ah bah; als wenn das für diesen kindischen König nicht genügte, der kaum seine eigenen Schuhschnallen zu erkennen vermag! erwiderte die Herzogin halblaut, aber laut genug, um verstanden zu werden.

Triumphirend blickte sie im Kreise. Alle hatten sich bestürzt abgewandt und führten eine soeben in der Secunde erst entstandene Unterhaltung mit großem Eifer. Nur St. Simon war furchtlos genug, um es nicht zu verbergen, daß er die Lästerung der schönen Zwergin gehört habe.

— Madame, sagte er mit vollkommenster Kaltblütigkeit, Sie haben Recht, der König leidet an den Augen. Gestatten Sie mir indeß, Sie davon auf das Bestimmteste zu versichern, daß Seine Majestät, wenn es gerade das Wetter erlaubt, von Versailles aus nicht allein die Bastille, sondern sogar Pignerol sehen kann.

— So sehr strengt also der König sich an, um diese miserablen Oerter zu sehen? fragte die Herzogin unerschrocken vor der Drohung St. Simon's. Das ist in der That überflüssig, denn für ihn ist Versailles mehr als Bastille und Pignerol.

— Hüten Sie sich, Madame! sagte Simon, indeß er sich verbeugte, um in den königlichen Vorzimmern zu verschwinden.

— Ja, so steht geschrieben, rief ihm diese nach, hütet Euch vor den falschen Lügenpropheten!

Von diesem Augenblicke an hieß St. Simon nur der Lügenprophet. Der neu ernannte Würdenträger beeiferte sich indeß bei Ludwig XIV., nicht etwa die Herzogin ihrer boshaften Ausdrücke zu bezüchtigen, denn dazu war Niemand weniger der Mann als er; sondern ihr einen Empfang beim Lever zu bereiten, der geeignet war, die Herzogin für ihre Lästerungen sofort genügend zu bestrafen.

St. Simon beschrieb auf's Burleskeste den Aufzug der Herzogin, namentlich ihren kurzen Rock und das Troddelkissen, so daß der König auf seine noch immer sehr reizende Weise lachte.

— Die kleine Dame spielt zu leidenschaftlich groteske Komödie, bemerkte der König; man muß ihr daher verzeihen, wenn sie sich in ihrem Eifer auch einmal so auf der Bühne zeigt, wie sie nur hinter den Coulissen angekleidet sein sollte.

— Bon, Sire! antwortete der Herzog de St. Simon; Sie werden sofort Gelegenheit haben, Ihre nachsichtigen Grundsätze in Anwendung zu bringen; denn irre ich nicht gänzlich, so beab-

Digitized by Google

sichtigt die Herzogin, hier beim zweiten Lever Eurer königlichen Majestät eine Probe ihrer heitern Kunstfertigkeit zu geben.

Der König sah den Grafen groß an, dann ward er sehr mürrisch und sagte mit schnarrender, lauter Stimme:

— Marquis Laurence — der dienstthuende Kammerherr — machen Sie den Damen, namentlich der Frau Herzogin von Maine, bemerklich, daß ich heute darauf verzichte, sie zu sehen.

St. Simon lächelte ironisch.

In diesem Augenblicke aber standen die Herzogin von Maine und die Gräfin von Noailles, zwischen sich die Spanierin an der Hand führend, bereits auf der Thürschwelle. Louise hörte die letzten Worte des Königs und war in Begriff, sich stolz zurückzuziehen.

Die Herzogin aber faßte ihren Schützling fester und drang, trotz aller Laurence's, mit Donna Josita in das Audienzzimmer. Louise de Noailles konnte, wollte sie nicht feig erscheinen, nichts weiter, als der Prinzessin, welche ihr Condé'sches Blut in den Adern zu fühlen schien und sich dem Könige wie zu einem Angriffe näherte, folgen.

— Gerechtigkeit, Sire! rief die Herzogin mit ihrer bewunderten Aussprache. Gnade! Dies ist die gefangene Tochter des tapfern spanischen Generals Las Minas ...

Der König stand von seinem Fauteuil auf, warf Messer und Gabel klirrend auf den silbernen Teller und betrachtete mit dem Ausdrucke unzugänglicher Majestät im Antlitze die kühne Herzogin vom Kopf bis zu dem Fuße.

— Genug, genug! unterbrach er sie entschieden und winkte ihr mit der Hand die Entlassung, ohne die arme Donna Josita auch nur anzusehen.

— So laß mich doch nicht allein, Louise! wandte sich die Herzogin sehr aufgebracht an die Freundin, welche sich im Hintergrunde hielt.

Die Gräfin stellte sich neben ihr auf.

— Ah, ich ahnte! sagte St. Simon sehr aufgeräumt; da ist eine zwar sehr alberne, doch höchst ergötzliche Scene fertig.

Die Herzogin von Maine riskirte, ohne St. Simon zu antworten, einen regelmäßigen Fußfall vor dem Könige; Donna Josita sank weinend neben ihrer Beschützerin nieder, und Louise de Noailles sah sich, edelmüthig genug, genöthigt, sich ebenfalls auf die Knie zu legen, damit die Dame von Maine später nicht allein das Gewicht dieser Scene zu tragen hatte. Louise kniete mit einem solchen Ernste nieder, daß die Anwesenden sich dadurch imponirt fühlten und ihren satirischen Mienen einen edleren, fast feierlichen Ausdruck gaben. Dennoch, betrachtete man die Herzogin in ihrer unordentlichen Kleidung, mit ihrer etwas in Verwirrung gekommenen Frisur und hauptsächlich mit den unglücklichen Troddeln, welche in einer Art convulsivischer Bewegung schienen, so wurde die ganze Scene unwiderstehlich komisch. Noch immer hielten sich die Hofleute. Aber als jetzt die knieende Herzogin gegen den auf's Höchste durch diesen Knalleffect überraschten König rednerisch die Hand ausstreckte und, als sie unbewußt dazu den einen Fuß bewegte, ihren Schuh verlor, so daß sie erschrocken aufsprang und nach demselben suchte, da brach ringsum ein helles Gelächter aus. Das Spiel der Damen war um so mehr unwiederbringlich verloren, als die Herzogin, anstatt geistreich und den König verbindend, über den Auftritt zu scherzen, alle Fassung verlor und eine so aufgebrachte Miene annahm, wie sie dieselbe noch nie gezeigt hatte. Es blieb

Digitized by Google

der Herzogin nur Eins übrig, und das brachte sie denn auch zur Ausführung: ihre Truppen sammeln, wie sich St. Simon später ausdrückte, und ohne einen Kanonenschuß den Rückzug antreten. Die kleine Dame nahm Louise de Noailles an die eine, Donna Josita an die andere Hand und verließ eiligst den kleinen Saal, nachdem sie, ohne noch ein Wort zu sprechen, dem Könige einen wüthenden Blick zugeschleudert hatte.

Fast erschöpft und ersichtlich außer Fassung, ließ sich der König in seinen Lehnstuhl nieder.

— Mein Gott! flüsterte er, sich den Schweiß von der Stirne wischend, wie hat mich diese Person alterirt! Das ist mir geradezu noch nie, nein, noch nie vorgekommen.

— Eure Majestät haben also heute Morgen die Frau Herzogin zum ersten Male in ihrer ganzen Stärke gesehen? murmelte Fabien de Narbonne. In der That, dann ist es noch möglich, sich über den Trouble zu trösten, welchen sie verursacht.

Im Ganzen genommen aber war Ludwig über die auf Anlaß der Donna Josita geschehene Verletzung aller Etiquette so nachhaltig verdrießlich, daß er Laurence andeutete, die Spanierin sei zu beschränken, damit sie sammt ihren Freundinnen nicht abermals dergleichen Angriffe unternehme. Nachdem dies geschehen war, empfahl sich St. Simon fast augenblicklich.

— O, ich wette, sagte der Prinz von Condé, daß dieser Würdige den Befehl Sr. Majestät augenblicklich an die Herzogin überbringt; denn ich müßte mich sehr täuschen, wenn ich nicht vorhin bemerkte, daß das Gerücht, dieser alte Lügenherzog habe sich in dies Kind, die Spanierin, verliebt, gegründet ist.

Dies war geschehen, als die drei Damen wieder in die große Gallerie traten. Sie wurden abermals von einem Kreise von Neugierigen umgeben, dem sich Louise de Noailles vergebens zu entziehen suchte. Der junge Lieutenant de Feuillade kam athemlos heran. Er schien der verweinten Josita Muth einsprechen zu wollen, wagte es aber nicht, sich ihr zu nähern, sondern blieb, wie eine Bildsäule, mit herabhängenden Armen, stehen und betrachtete die Schöne, ohne ein Wort zu sagen.

St. Simon trat näher. Er legte der Spanierin die eine seiner schneeweißen Hände auf die zitternde Schulter und sah die Herzogin sehr gutmüthig, fast bewegt an.

— Donna Josita, beschweren Sie sich bei der Frau Herzogin, sagte er; man muß mit Dingen, wie es die Bastille und die „Sommerwohnungen" in Pignerol sind, nie scherzen. Erschrecken Sie nicht; Sie werden von heute an wirklich eine Gefangene sein. Verlassen Sie sich darauf, der König hat Laurence gesagt, Sie sollten beschränkt werden, damit sich ein tragikomischer Vorfall, wie vorhin, nicht wiederhole. Laurence wird Ihnen den ausgezeichnetsten Stubenarrest geben, den Sie sich denken können.

Ganz wider Erwarten schien die Fassungslosigkeit der beiden französischen Edeldamen bei dieser Eröffnung gänzlich zu verschwinden.

— Was sagst Du, Louison? flüsterte die Herzogin von Maine mit blitzenden Augen. Ist das eine Herausforderung?

— Ja, und eine, die ich wenigstens auf der Stelle anzunehmen entschlossen bin, erwiderte die Gräfin Noailles.

— Mesdames, ich denke doch, sagte St. Simon, daß Sie mich ebenfalls von der Partie sein lassen?

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

The Scholar. *Der Gelehrte.*

Digitized by Google

Digitized by Google

— O ja, lieber Freund, erwiderte die Herzogin; denn ich setze voraus, Sie werden sich, dieser hilflosen Fremden zu Liebe, Ihrer unerträglichen Schwatzhaftigkeit wenigstens auf einige Zeit enthalten ...

— Sicherlich, Madame, wenn Sie hinsichtlich Ihrer liebenswürdigen Extravaganzen dasselbe versprechen.

— So folgen Sie uns!

Die drei Menschen gingen, ihre kleine Spanierin wie im Triumphe zwischen sich führend, durch die Hofleute und zu den Gemächern der Herzogin, welche mit denen Louisens de Noailles auf demselben Corridor lagen. Josita begriff nicht, was sich aus den Stürmen dieses Morgens entwickeln werde.

Als man im Gesellschaftszimmer der Herzogin angekommen war, erschien Laurence und bat Josita, ihm zu folgen.

— Sie wollen die Dame verhaften, Unmensch! rief die Herzogin.

— Ich werde zuvor sehen, fügte die Gräfin hinzu, ob meine Tante hier nicht so viel gilt, um schreiende Ungerechtigkeiten verhüten zu können ...

— Ereifern Sie sich nicht, sagte Laurence hämisch, mit einem Zettel spielend, der augenscheinlich seine Vollmacht enthielt. Ich habe Befehl, diese Donna zu beschränken, das heißt in ihrer Freiheit zu beschränken, und dieser Befehl wird ausgeführt werden. Das Fräulein wird von dieser Minute an Stubenarrest erhalten. Sie würde also ihre Zimmer auf diesem Corridor verlassen und mir nach dem „schwarzen Flügel" folgen müssen.

— Nimmermehr; antwortete die Maine.

— Gut, der Hofmarschall ist der Meinung, daß Mademoiselle de Minas ganz nach Belieben in dieser Beziehung verfügen kann. Sie bleibt also in ihrer Nähe.

Josita ward von St. Simon und ihren Freundinnen nach ihren bisherigen beiden Zimmern begleitet, welche dicht an diejenigen der Herzogin stießen. Der Kammerherr konnte kaum eine boshafte Freude in seinen Mienen unterdrücken.

— Was lachen Sie denn, Herr! fuhr ihn der Herzog hochmüthig an.

— Mille pardons! mein Herzog! Wenn ich Sie sehe, fallen mir nothwendig immer einige Ihrer ausgezeichneten Geschichten ein und da denke ich, ist's eine Ehre für sie, wenn ich nach Herzenslust meine Lachmuskeln in Bewegung setze.

St. Simon sah den klapperdürren Kämmerling vernichtend an, aber es war gewiß, der „Lügenprophet" war dasmal unerhört geschlagen. Alles, was er thun konnte, beschränkte sich darauf, die dürren Schenkel des Würdigen stechend zu betrachten und zu erwidern:

— Ihre Lachmuskeln? Als ob Sie überhaupt noch einen Muskel besäßen!

Josita ward in ihre Zimmer gesperrt. Dieser Gewalt gegenüber schien sie ihren ganzen Muth wieder zu finden; dann auch las sie in den Augen ihrer Beschützerinnen die Gewißheit, sie werde, da man sie durch den Arrest ihres gegebenen Wortes, nicht zu entfliehen, entbinde, weder lange in diesem Zimmer, noch in Versailles, noch in Frankreich überhaupt bleiben.

Laurence schloß hinter der Spanierin die Thüre, steckte den Schlüssel in die Tasche und empfahl sich mit unendlichen Bücklingen. Die Damen zogen sich mit St. Simon wieder in der Herzogin Zimmer zurück, um einen Kriegsplan zu berathen. Der Herzog von Maine erschien

Digitized by Google

jetzt ebenfalls, im tiefsten Negligée, eben glücklich durch eine Gewaltanstrengung dem Bette entronnen, wo er dem Schlafgotte wahrhaft übermäßige Opfer zu bringen pflegte.

Der Herzog von Maine hatte die ungemein lieblichen Züge der stolzen Montespan und schönes, halblanges, schwarzes Lockenhaar, das er, außer bei den feierlichsten Gelegenheiten, ohne Perrücke trug und nie puderte, da er behauptete, der Puder fiele ihm Nachts in die Augen und störe ihn im Schlafe. Seine fortwährende Schläfrigkeit abgerechnet, war der Herzog sehr liebenswürdig, sehr sanftmüthig und eben so sehr in seine kleine extravagante Herzogin verliebt, wie diese in ihn, was ihm bei Hofe als Dummheit und Trägheit und ihr als eine ihrer überspannten Marotten angerechnet wurde. Der Herzog pflegte sich sehr selten mit jemand Anderes als mit seiner Gemahlin zu unterhalten, da er aus Bequemlichkeit sich nicht die Mühe gab, beim Sprechen die Zähne von einander zu bringen, so daß er Jedem ziemlich unverständlich wurde, welcher nicht so einexercirt war, ihn zu verstehen, als die Herzogin. Daß diese mit einer so ungeheuren Schnelligkeit sprach, daß das Ohr ihren Worten kaum folgen konnte, denken wir, haben wir oben bei ihrem Bildniß zu bemerken vergessen.

Dieser Schläfrigkeit des vortrefflichen Herzogs war es zuzuschreiben, daß er von den Entführungsplänen der Anwesenden in Bezug auf Josita nichts wissen wollte. Plötzlich scheint er jedoch vollständig wach zu werden, länft nach der Thüre und blickt auf den Corridor. Die Andern eilen ihm nach und machen einen Ausruf des Unwillens: ein riesenhafter Mousquetaire in voller Uniform marschirte als Wache vor der Thüre Josita's auf und ab.

— Dieser schändliche Laurence! schrie der Herzog und machte augenblicklich Vorbereitungen, um sich zum Könige zu begeben und Genugthuung für die Schmach zu fordern, daß man in seiner Wohnung eine Schildwache aufzustellen wage.

Die Damen hielten ihn zurück. Jetzt aber widerstrebte der Herzog nicht länger, sich dem Complot anzuschließen, ja seine Erbitterung überstieg die Aufgebrachtheit seiner Verbündeten noch um Vieles.

— Ich werde diesen Coquin von einem Söldlinge eigenhändig niederstechen! rief Maine.

— Bestechen wir ihn vielmehr! entgegnete St. Simon, welcher ziemlich blaß geworden war.

— Nein, entschied die Gräfin, wir lassen den Hauptmann Donaldson, den schönen Schotten, kommen. Es bedarf nur eines Wortes, und er stellt uns hier einen Mousquetaire, der weder sehen noch hören kann.

— Sehr wohl, Cousine; aber ich versichere Sie, daß dieser schöne Schotte mir nicht in meine Behausung kommen soll, und daß ich meiner Frau verbiete, sich an der ganzen Geschichte nur mit einem Worte zu betheiligen, sobald dieser schottische Flegel nur noch einmal in dieser Beziehung erwähnt wird.

Diese Entscheidung gab der Herzog in großer Aufregung.

— Du bist eifersüchtig? rief die Herzogin, mit unverhehltem Entzücken auf ihren Gemahl zueilend und ihn sehr theatralisch, wir glauben aber dennoch, mit sehr herzlicher Empfindung in die Arme schließend. Wie glücklich bin ich doch!

Der Herzog brummte noch etwas zwischen den Zähnen, was selbst seine Gattin nicht verstand, ließ sich aber nach und nach wieder besänftigen und wurde heiter.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

— Ich werde einen Vorschlag machen! rief er. Wir werden George de la Feuillade rufen lassen; nicht wahr, theurer St. Simon? Er ist ohnehin der Liebling unserer Damen hier.

— Wie es scheint, auch derjenige der Donna Josita! bemerkte St. Simon, der sich eben so sehr über den kleinen Lieutenant ärgerte, wie sich der Herzog von Maine über den schönen Schotten geärgert hatte.

— Desto besser, mein Lieber, desto besser! rief Maine, eifrig die Hände reibend. Feuillade wird uns eine Schildwache ermitteln, wie wir sie gebrauchen, und dann — fort mit ihr.

— Ich erbiete mich, die Dame mit einigen zuverlässigen Cavalieren zu escortiren, und wir werden eher mit dem Degen in der Faust sterben, als unsere Prinzessin uns rauben lassen.

St. Simon richtete seine schlanke Gestalt höher auf, indeß sein Auge gleich demjenigen eines Zwanzigjährigen blitzte.

— Sehr gut! schrie der Herzog; aber es kommt hauptsächlich darauf an, daß wir Alle hier uns an der eigentlichen Entführung betheiligen, um Revanche an dem Könige und an seinen Satelliten zu nehmen; glänzend heißt das. Ich biete mein Schloß zu Pau als das vorläufige Ziel der Reise an...

— Entschuldigen Sie, gnädiger Herr, aber Schloß Rouvroy dürfte sich noch mehr als Pau dazu eignen, die junge Dame sicher zu verbergen...

Dies bemerkte Simon mit einer Verlegenheit, die ihm nichts weniger als gewöhnlich war. Alle sahen den Herzog an und wechselten dann einen einzigen, vielsagenden Blick. Dieser war aber so wirksam, daß alle Drei dem Lügenpropheten gegenüber auf's Herzlichste und Munterste zu lachen anstimmten.

— Parbleu, mein Freund! Es würde sich da nahezu für die arme Josita um eine neue Gefangenschaft handeln! sagte die Herzogin.

St. Simon ward offenbar übler Laune. Man kehrte sich jedoch nicht daran. Louison de Noailles setzte es durch, daß ein in einer einsamen Gegend an der Seine, einige Meilen aufwärts von Pont de l'Arche liegendes Landgut als die erste Station der Flucht der Spanierin angenommen wurde. Man wollte die Seine hinabfahren, worüber Niemand mehr als der Herzog von Maine entzückt war, der sich etwas darauf einbildete, vom Seewesen Kenntnisse zu haben, und der mit großen Kosten nach einer freilich sehr unpraktischen, von ihm selbst erfundenen Construction ein ziemlich großes Schiff hatte erbauen lassen, auf welchem er zuweilen diejenigen seiner Freunde bewirthete, die es über sich gewinnen konnten, den Wein des Herzogs mit seinen endlosen nautischen Vorträgen hinabzuspülen. Die Abfahrt sollte so glänzend als möglich sein: mit Musik und Gesang, und als deshalb die Noailles bemerkte, ob man nicht den Italiener Gherardi vom Theater an der Porte Saint Martin mit seiner Gesellschaft zu miethen gedenke, um sich im Parke des Schlosses Schäferspiele und Lustspiele geben zu lassen, da stimmte das herzogliche Paar entzückt bei. Der Herzog nahm in einem Schreiben an den König sofort Urlaub, St. Simon und die Gräfin nicht minder. Als dies Geschäft beendigt war, entfernte sich St. Simon seufzend, um, wie er sagte, einige nothwendige Angelegenheiten vor seiner Abreise zu erledigen.

St. Simon ging direct zu Le Tellier, einem zwar jungen, aber sehr häßlichen Lieutenant

Digitized by Google

von den Mousquetaires des Königs. Beide gingen auf dem Kasernenhofe spazieren, bis endlich Simon sagte:

— Hört, wißt Ihr etwas von der Spanierin, mein Freund?

— Wieder die Spanierin? Diable! Eben hört Feuillade auf, mich von ihr zu unterhalten.

— Ach! Kann ich auf Eure Freundschaft rechnen?

— Rouvroy, ich denke, ich habe eine solche Frage nicht verdient. Wort und Handschlag, habt Ihr einen Ehrenhandel etwa?

Sehr gepreßt rückte St. Simon mit seinem Geheimnisse hervor. Er hatte, von heftiger Liebe zu Josita ergriffen, den Entschluß gefaßt, sich ihrer jedenfalls zu bemächtigen, um sie in bester Form zu seiner Gemahlin zu machen. Bis so weit stand ihm nichts im Wege; Josita mußte entfliehen; aber wie später? St. Simon instruirte den Offizier, sich, sobald die Flucht der Spanierin bekannt werde, bei Laurence zu deren Einholung zu melden, und er gab dem Herrn von Tellier einige Zeilen an seinen Freund, den Kämmerer, damit etwa kein Anderer den Auftrag erhalte, die Flüchtige zu verfolgen.

— Habt Ihr sie gefangen und bringt sie wieder auf den Weg von Paris rückwärts, dann, Herzensfreund, ist es Eure Sache, sie entwischen zu lassen, damit ich sie von dannen bringen kann, wohin ich will. Es versteht sich von selbst, daß Ihr sie zum zweiten Male nicht findet... sagte St. Simon.

— Was? rief der Offizier.

— Und damit Ihr nicht etwa sagt: ich vergäße gegen Euch gefällig zu sein, fuhr St. Simon unerschütterlich fort, als wenn er die aufsteigende Entrüstung Le Tellier's gar nicht bemerkte, so schenke ich Euch hiermit meinen Young Abbas nicht nur, sondern auch meine Schimmelstute Semiramis. Und nun gebt mir Eure Hand, daß Ihr als Freund handeln und schweigen wollt!

Vor Entzücken konnte der Eitle kaum antworten.

— Die beiden besten Pferde in ganz Paris, das heißt in ganz Frankreich! Ihr sagt, Rouvroy, daß sie mein sind?

— Ja!

— Und ich kann sie auf der Stelle in meinen Stall bringen lassen?

— Ja, mein Liebenswürdigster!

— Bon! Hier ist meine Hand. Ich werde thun, wie Ihr wollt. Aber jetzt erlaubt, ich hole mir die Pferde.

St. Simon sandte seinen beiden Rossen einen Seufzer nach, war aber ruhig, da er sicher wußte, sein angelegter Plan könne nicht fehlschlagen, indem er Tellier gewonnen hatte.

Zu derselben Zeit fast war der hübsche, junge George La Feuillade, einer der geistreichsten jungen Edelleute, am Hofe bei dem Herzoge von Maine. Er war so bewegt, daß die drei Verbündeten ihm Trost einzusprechen suchten.

— Du liebst sie also sehr, mein Bester? fragte Maine.

Statt der Antwort öffnete der Lieutenant sein Collet, wo er eine verwelkte Blume trug, welche die Spanierin für den schönen Offizier fallen gelassen hatte.

Ach, le pauvre! flüsterte Louison mitleidig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Es ward beschlossen, daß Feuillade sich vom Capitain Donaldson ebenfalls Urlaub erwirken und mit nach Chateau Noailles reisen sollte. Das Entzücken des armen Georges kann kaum beschrieben werden. Er küßte den Damen mit Ungestüm die Hände, umarmte den Herzog aus aller Macht, und würde auch die Damen in der Freude seines Herzens umarmt haben, wenn diese nicht geflohen wären und ihn durch ihr Lachen einigermaßen zur Besinnung zurückgeführt hätten. Zugleich versprach er dafür zu sorgen, daß die Schildwache im Augenblicke der Flucht der Spanierin, welche auf den folgenden Morgen festgesetzt wurde, ein gefälliger Mensch sei, auf dessen Treue man rechnen könne.

Früh am andern Morgen, nachdem sämmtliche Betheiligten der Intrigue in angenehmer Unruhe und Sorge die Nacht zugebracht hatten, war Alles bereit. Der Herzog hatte gearbeitet wie ein Bootsknecht, um sein Schiff zu verproviantiren, auf welchem sich die italienischen Schauspieler, zehn Personen, Herren und Damen, und der Signor Poëta, ein Abbé Montucci, berühmt wegen seiner herrlichen Tenorstimme, schon befanden. Jetzt meldete der schwarze Lockenkopf schweißtriefend:

— Die „Amphitrite" ist segelfertig!

La Feuillade befand sich im Zimmer des Herzogs, wie die Herzogin und Louison de Noailles. Der Graf de Noailles war viel zu sehr besorgt, sich am Hofe in eine falsche Stellung zu bringen, als daß er sich hätte bewegen lassen, sich dem eleganten Occupationsheere anzuschließen. St. Simon erschien ebenfalls und nahm sofort das unausstehlichste Wesen von der Welt an, als er den Marquis La Feuillade bemerkte.

— Schweigen Sie, George! lispelte ihm die in ihrem Reisenegligée unvergleichlich reizende Louison de Noailles in heiterster Laune zu. Sie haben an dem Lügenpropheten Jemand, der nur zu sehr geneigt scheint, Ihre Pläne zu durchkreuzen.

Feuillade war in der damals so beliebten Tracht eines Abbé. Er sah in seinem glänzenden, schwarzen Tuchwamms, mit seinen Spitzenmanschetten und der aufgesteiften, gefältelten Halskrause, mit seinem schwarzen Seidenmantel und Baret wo möglich noch frischer und liebenswürdiger aus, als in Uniform. Die entscheidende Minute kam. Der Herzog fragte nach den Weinflaschen, die Herzogin nach ihren Büchern, Feuillade nach der Spanierin, St. Simon schwieg hartnäckig und Louison erkundigte sich mit dringendem Tone, ob der Italiener Montucci wirklich an Bord der „Amphitrite" sei, worauf der Herzog lachend erwiderte, daß er dem Grafen de Noailles darüber eine beglaubigte Bescheinigung ausstellen werde.

Die Herzogin von Maine ging auf den Corridor. Der Soldat blickte aus dem großen Bogenfenster am Ende desselben und, die Ohren durch Dukaten verstopft, hörte es nicht, daß die Dame die Thüren Josita's eilfertig aufschloß, um die blässer gewordene Gefangene, welche sich tief in ihre Capa gehüllt und den malerischen Rebozzo um den Kopf geschlungen hatte, zu befreien. Die Herzogin zog ihren Mantel über den Kopf, die Gräfin de Noailles nicht weniger, und sofort eilten sie die Treppen hinab zu zwei Kutschen, welche genau nach dem Muster der Arche des alten Noah erbaut schienen.

Die Herzogin stieg mit der vor Freuden Thränen vergießenden Josita in den ersten Wagen; der Marquis La Feuillade folgte ihr augenblicklich, so daß St. Simon so unglücklich war, neben dem heute ungeachtet der frühen Stunde unaufhörlich Witze reißenden Herzog und der wenig

Digitized by Google

lächelnden Louiſon im zweiten Wagen Platz zu nehmen. Nach einer ziemlich unintereſſanten Fahrt erreichte man die Seine.

In einer Bucht derſelben lag die Amphitrite des Herzogs, ein Fahrzeug, welches große Aehnlichkeit mit einer chineſiſchen Yonque hatte, aber ſo klein war, daß Louiſon, welche das Wunderwerk zum erſten Male erblickte, ihre großen Beſorgniſſe äußerte, wie die zehn Schauſpieler ſammt dem Abbate Montucci, die vier Bootsleute und die ankommenden ſechs Perſonen mit zwei Kammermädchen und zwei Bedienten Platz in dieſer Nußſchale finden ſollten. Der Herzog ärgerte ſich hierüber und bemerkte:

— Es iſt ſo viel Platz vorhanden, Madonna, daß Sie keineswegs „hoffen" dürfen, mit dem Signor Posta vielleicht eine Matratze zur Nacht theilen zu müſſen.

Hierauf nannte die Gräfin den Herzog ein Ungeheuer, wodurch dieſer ſo entzückt wurde, daß er ſich auf eigene Hand ausgelaſſen luſtig bezeigte, und nun eine Maſſe von Geſchichten erzählte, wie ſie die Lieblingsunterhaltung der Pagen und der jüngſten Gardeoffiziere bildeten. Die genialſten, lächerlichſten, ausſchweifendſten, gefährlichſten und verführeriſcheſten Liebesgeſchichten wurden aus Rache für das Schimpfwort der unverbrüchlich ſchweigenden Dame mit einer bei dem Herzoge ungewöhnlichen Zungenfertigkeit vorgetragen, ſo daß ſelbſt St. Simon, bekanntlich der Meiſter nicht allein im Erzählen, ſondern auch im Erfinden ſolcher Geſchichten, ganz verwundert verſtummte. Der Herzog war ſo boshaft, der Gräfin zu bemerken: ſie ſchweige nur deshalb ſo trappiſtenartig, damit ſie beſſer zuhören könne und nicht das Unglück habe, daß ihr irgend ein beſonders anziehender Umſtand entſchlüpfe.

Ein raſcher, italieniſcher, von kunſtfertigen Kehlen ausgeführter Geſang unterbrach den Unermüdlichen. Die Geſellſchaft ſtieg aus; rechts und links breiteten ſich von Gehölz umgebene Wieſenmatten aus, zwiſchen denen die ſtolze Seine ihre breiten, raſchen Wellen dahintrieb.

— O, meine Amphitrite! ſchrie der Herzog, plötzlich ſeiner Natur gemäß wieder Seemann werdend, als er das kleine flaggende Fahrzeug bemerkte, auf deſſen Verdeck Signor Gherardi als Pantaleon und Signor Montucci als Arlequino gekleidet durch einen ſchwülſtigen Dialog die Reiſenden empfingen, indeß ſie von Meergöttern und Nixen und andern Waſſergeſchöpfen tanzend umſchlungen wurden. Jetzt ſchon war das Schiff ganz voll von Menſchen.

Unerſchrocken aber ſchiffte ſich der Herzog ein, nachdem er vorher ſeine Frau, ſowie die tiefſinnige Joſita gezwungen hatte, ein ganzes Glas voll des gelben Seinewaſſers als Präſervativ gegen die Seekrankheit zu trinken.

Die Herzogin von Maine hatte unterwegs ſchon im Vereine mit ihrem ſchönen Günſtlinge, dem Marquis La Feuillade, Alles angewandt, um Joſita zu bewegen, daß ſie ſich von Letzterem nach ſeinem väterlichen Schloſſe führen laſſen möchte. Die Spanierin liebte dieſen jungen Edelmann ohne Zweifel; ſie hatte dies nie heftiger gefühlt, als eben jetzt, da ſie ſich von ihm und von Frankreich für immer zu trennen im Begriff ſtand. Sie geſtand ihm unter einer Thränenfluth ihre Liebe und erklärte endlich, daß ſie ihm folgen werde, wenn er ihr verſpreche, ſie gleich nach ſeiner Ankunft bei ſeinen Aeltern zu heirathen. Die Herzogin erbot ſich, die Liebenden zu begleiten, um den etwaigen Widerſtand der Aeltern des Liebhabers zu beſeitigen, und ertheilte den vor ihr in der Kutſche Knieenden in höchſt bewegter Stimmung ihren Segen als

Digitized by Google

Freundin und Eheprocuratorin. Später ward sie so gut gelaunt, daß selbst der Geschmack des Seinewassers das Lächeln von ihren Lippen nicht verwischen konnte.

Die Seinereise begann. So kurze Zeit dieselbe dauerte, so gab sie doch Stoff zu wenigstens einem der ergötzlichsten Romane von der Welt und St. Simon sah und hörte hier genug, um bis an sein seliges Ende die pikantesten Anekdoten zu erzählen. Diese Tour bis Pont de l'Arche ward von ihm „die Geschäftsreise" genannt, und gelangte unter diesem Titel zu einer sehr zweideutigen Berühmtheit. Es gelang weder dem Herzoge noch der kleinen Herzogin, noch weniger der Gräfin de Noailles, die bisher so glänzenden Wappenschilder ihres Rufs von den auf diese Tour bezüglichen boshaften Anekdoten rein zu waschen. St. Simon nahm überreichliche Rache für die lächerliche Rolle, welche die beiden Liebenden und ihre hohen Verbündeten ihn spielen ließen. Gherardi ließ dafür den Herrn von Rouvroy St. Simon später als Arlequin, le Menteur et Misanthrope, unter ungeheurem Scandal über die Bretter des italienischen Theaters schreiten. Daß St. Simon nicht gelinde behandelt wurde, darf kaum erwähnt werden, wenn gesagt wird, daß St. Simon Veranlassung fand, den Tag nach der Aufführung des Stücks sich als Gesandter nach Madrid schicken zu lassen.

Nach einer für die Bootsleute äußerst beschwerlichen Fahrt, welche außer ihnen und St. Simon Jeden und Jede am Bord der Amphitrite entzückte, langte das Fahrzeug am andern Tage vor der Terrasse des Schlosses der Gräfin an. Es wurde Quartier in dem einfachen, aber glänzend im Innern eingerichteten, ländlichen Palaste genommen, dessen Ausstattung St. Simon mit der impertinenten Frage an Louison de Noailles bewunderte:

— Reizend, Madame? Jetzt bin ich selbst überzeugt, daß diejenigen Recht haben, welche behaupten, diese Schäferhütte habe die ganze Brautausstattung verschlungen, welche Ihnen von Sr. Majestät ausbezahlt wurde.

— Ihre Ueberzeugung ist sehr erklärlich; erwiderte die Herzogin von Maine. Sie leben in der Welt der Dichtungen und Fabeln, welche wohl nur von Uneingeweihten Lügen genannt werden. Ist's wunderbar, wenn Ihnen die Wahrheit als Dichtung, und nur die Dichtung als Wahrheit erscheint?

Es ward Toilette gemacht und der ganze Schwarm der glänzenden Fremden strömte in den Park hinaus, welchen Louison de Noailles nach einem reizenden Entwurfe Antoine Watteau's aus einem dichten Walde durch Art und Gartenscheere hatte bilden lassen. Der interessanteste Punkt dieses Gartens, welcher zum Aerger der Bewunderer von Lenôtre's Geschmack weder die steifen Hecken, noch die geometrisch angelegten breiten Wege zeigte, der interessanteste Punkt dieses Gartens war die große Terrasse, an deren Grundmauern die Seine stolz vorüberrauschte. Rings um diese, oben eine breite Stufe und einen Sitz zeigende, lange Terrasse war duftiges Grün; herrliche Bäume, welche im Mittelgrunde auf einige ländliche Hütten und ein altes verfallenes Kloster, weiterhin auf schön geformte Berge eine unvergleichliche Aussicht frei ließen, umschlossen die Terrasse und ließen dicht hinter derselben einen sanft emporsteigenden Rasenplatz sehen, der von Natur wie zu einer Bühne eingerichtet schien. Unter der Terrasse war, von Außen nicht sichtbar, ein Werk angebracht, wodurch die Wasserkünste im Park ins Spiel gesetzt wurden. Unmittelbar neben der Terrasse thronte das steinerne Bild der Seine, auf einer umgestürzten Urne liegend, ringsum das steinerne, epheuumrankte Postament reichlich mit schneeweißen

Digitized by Google

Fluthen netzend, deren kühlender Hauch dem Sitz auf der Terrasse einen neuen Genuß hinzufügte. Berceau's von Rosen winkten allenthalben; sie hingen bis auf die Terrasse ihre duftenden Blüthen herab.

Gherardi, der stets Bewegliche, fing sofort, mit dem Antlitz gegen die Terrasse gekehrt: Galatea im Olymp! zu spielen an, nachdem Signor Montucci ganz einfach den Gang des unter den Augen der Zuschauer erstehenden Schäferspieles angegeben und die Rollen vertheilt hatte. Und wirklich fiel die Improvisation der gewandten Acteurs lieblich genug aus, um die Gesellschaft in die heiterste Stimmung zu versetzen. Die Schauspieler machten eine Pause und lagerten sich unter den Bäumen. Der Signor Dichter trat mit seiner Guitarre, womit er den Gesang der eingelegten Couplets begleitet hatte, auf die Terrasse und ließ sich in seinem Negligée neben Louison de Noailles nieder, sein Instrument zu einer Barcarole stimmend. Die kleine Herzogin von Maine saß auf der Fußstufe der Terrasse und blätterte neugierig in einem Rollenhefte der Schauspieler, während sie mit dem Herzoge so verliebt plauderte, als hätte ihr nie Signor Gherardi, und ihm nie Signora Colombina gefallen. Josita in ihrer schwarzen Capa saß neben La Feuillade und ihr Blick zeigte, daß sie im Herzen nicht wenig von dem Glücke empfand, welches das jugendliche Gesicht ihres Bräutigams verklärte. Nur St. Simon war der einzige Misanthrop. Mit einer höchst ennuyirten Miene stand er ganz am Ende der Terrasse, den satyrischen Blick auf den Körpertheil der steinernen Mademoiselle Seine richtend, wovon die Venus Kallipygos den Namen führt. Er hörte nicht auf den Gesang des Signor Montucci, auf das Geplauder der Zofen, welche Blumen von den Büschen pflückten, auf das Geplärr einer kleinen vierjährigen Schauspielerin, welche eben unvergleichlich eine Elfin dargestellt hatte. Er hatte nur ein Ohr für das Liebesgeflüster seines Nebenbuhlers und der Spanierin, die er dennoch nicht aufzugeben beschlossen hatte, obgleich sie ihn, durch die Kunstgriffe der Herzogin von Maine, wie er glaubte, bewogen, offenbar verschmähte. Er wartete mit einer solchen Sehnsucht auf Le Tellier und seine Mousquetaires, daß sein Herz stärker klopfte und seine sonst so sehr farblosen Wangen sich stark rötheten.

Ein Trompetenstoß kündigte endlich die Ankunft der Verfolger an. Man kann die Verwirrung der Gesellschaft und die hämische Freude St. Simons kaum beschreiben, als Tellier mit seinem blatternarbigen Gesichte, St. Simons „Semiramis" reitend, an der Spitze von fünfzehn Mousquetaires geradezu in den offenen Park sprengte und bis zwischen die Bäume kam. St. Simon war zwar sehr betroffen, als er seinen Zeugen, das Pferd erblickte, war aber unverschämt genug, ruhig zu scheinen.

— Ist das Ihr Pferd, Rouvroy? schrie der Herzog von Maine. Der Teufel hole Sie, verstehen Sie mich ... Ich werde Sie augenblicklich in den Fluß werfen, damit Sie wenigstens nicht den Erfolg Ihrer abscheulichen Verrätherei erleben ...

Tellier ritt bis dicht an die Terrasse und begann, nachdem er die Gesellschaft höflichst begrüßt hatte, mit lauter Stimme zu verkündigen, daß er Befehl habe, die Dame Josita Minas mit Güte oder mit Gewalt zu verhaften und nach dem Gefängnisse in Grand-Commun — leichtes Gefängniß im Palaste der Hofadeligen in Versailles — abzuführen.

Jetzt erfolgte eine sehr lebhafte Scene. Der Herzog, die Herzogin, die Gräfin boten dem Offizier große Geschenke und immerwährende Freundschaft, wenn er seinen Befehl nicht

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Casp. Netscher pinxt. A. H. Payne sculpt.

The Spinner. Die Spinnerin.

Bergeka

Digitized by Google

Digitized by Google

ausführe, sondern einige Monate Bastille riskire. Vergebens! Er blickte St. Simon zwar mit einem kläglichen Gesichte an, als hätte er sagen wollen: Siehst Du, ich hätte können doch mehr verdienen? blieb aber fest.

La Feuillade stürzte auf ihn zu.

— Camerad! Willst Du mir meine Braut rauben? fragte er leise.

Tellier strich seine braunröthlichen Locken zurück und kratzte sich am Kopfe.

— Eine verdammte Geschichte, George! Warum sagtest Du mir das nicht früher, so hätte ich wenigstens den Befehl nicht übernommen, sondern hätte mich krank gemacht.

— Krank gemacht? Siehst Du, das kannst Du ja noch diesen Augenblick...

— Wie? fragte Tellier erstaunt.

— Du wirst gleich in dieser Secunde tödtlich krank; ich bin zufällig hier, ein Offizier der Garde gleich Dir, und weil Du es nicht riskiren willst, einem der Mousquetaires Deine Gefangene anzuvertrauen, so übergiebst Du mir die Ausführung dieses Befehls. Das Andere ist meine Sache und Verantwortlichkeit.

— Gut! Das geht, George! Und Niemand kann mir an's Collet kommen, wenn ich heimkehre. Aber... parbleu... Eine so große Gefälligkeit.. Siehst Du? Und Du hast es immer hartnäckig verweigert, Deinen damascirten deutschen Degen an mich zu verkaufen...

— Ich schenke ihn Dir! Nun aber rasch!

Tellier schnitt eine entzückte Grimasse und versicherte, der Degen sei ihm lieber, als eine Garde-Compagnie.

Plötzlich zog Tellier mit großer Würde sein Schnupftuch und brachte es an die Nase.

— Mein Gott! rief er mit hallender Stimme. Ich glaube, ich werde krank!

— Was, Herr von Tellier! schrie St. Simon.

— Hören Sie zu, wenn Sie mich verstehen wollen! rief Tellier, mit wahrhaft lederner Stirn den Grafen anfahrend. Es ist ein Blutsturz, oder etwas Aehnliches im Anzuge... Meine Herren und Damen... Kommen Sie einem sterbenden Soldaten zu Hülfe...

Die Gesellschaft eilte hinzu und hob, indeß die Herzogin selbst Hand anlegte, den Kranken vom Pferde und legte ihn sammt seinem Taschentuche auf das Gras nieder.

— George! rief Tellier dann. Herr Lieutenant Marquis La Feuillade. Treten Sie zu mir. Sie sind hier der einzige Offizier von Sr. Majestät Mousquetaires. Ich rufe die Gegenwärtigen zum Zeugen meiner plötzlichen, schrecklichen Krankheit, die mich verhindert, die Dame Minas befohlenermaßen zu verhaften. Marquis La Feuillade, ich übergebe Ihnen daher hiermit das Commando über meine Soldaten und diese Ordre, mit dem Befehle, dieselbe statt meiner auszuführen. Habt Ihr verstanden?

— Ja, Lieutenant Chevalier Le Tellier.

— Und Ihr auch, Ihr Mohren? fragte er die Mousquetaires.

— Ja! brummten diese.

— Nun so bringt mich an einen Platz, wo ich in Ruhe sterben kann... Aber Herzog, sagte er dringend, eine Flasche Wein für mich und eine für jeden der Reiter...

Das innere Ergötzen der Gesellschaft braucht nicht beschrieben zu werden. Auf den Wunsch ihres kranken Offiziers saßen einige Mousquetaires ab und trugen Le Tellier in das

Digitized by Google

Dickicht des Parks. Hier nahm La Feuillade die Kleidung und Bewaffnung seines Cameraden und dieser kam in La Feuillade's schwarzer Abbé-Kleidung, sorgfältig unterstützt, wieder daher geschwankt.

St. Simon sagte kein Wort mehr. Er hatte gründlich verloren. Mit Zähneknirschen sah er, wie sein Nebenbuhler sich auf seine geliebte Semiramis schwang, die Geliebte auf den Schloßhof geleitete, hier sie eine Kutsche besteigen ließ und mit den Soldaten, dem Fuhrwerke folgend, unter den Segenswünschen seiner Freunde den Schloßhof verließ und sofort den Weg nach seinem ritterlichen Schlosse einschlug. Wir dürfen nicht vergessen, daß die Herzogin von Maine kühn genug war, ihre kleine Spanierin zu begleiten.

St. Simon trat an demselben Abende, da er nicht so viel Geld bei sich führte, um ein Pferd zu kaufen, welches ihm der Herzog verweigerte, zu Fuß den Weg nach Versailles an, ewige Rache seinen Feinden schwörend. Als er dort endlich anlangte, war La Feuillade bereits mit Donna Josita verheirathet und auf der Flucht nach Spanien.

La Feuillade, der Marschall, war bekanntlich Ludwigs besonderer Liebling gewesen. Auch seinem Neffen hatte er eine glänzende Carrière bestimmt. Desto zorniger war er über diese ausgezeichnete Intrigue. Es fehlte wenig, so hätte er dem Herzog von Maine eine Ohrfeige gegeben, als dieser wieder vor ihm zu erscheinen wagte. Die Herzogin durfte ebensowenig am Hofe erscheinen, als die Gräfin de Noailles, und St. Simon arbeitete eifrig, um seine Feinde vollends zu verderben, wie denn Tellier in die Bastille gesteckt wurde.

Aber Louison drang dennoch zur Maintenon bei Nachtzeit und wußte der Geschichte ihre wahre Gestalt zu geben, vielleicht nur mit Ausnahme der Seine-Reise. Madame Maintenon, keineswegs eine Freundin St. Simons, lachte herzlich ... und am andern Morgen kam Le Tellier, auf St. Simon fürchterlich schimpfend und fluchend, wieder auf dem Schloßhofe zu Versailles an, um sogleich die Wache als commandirender Offizier zu beziehen. Louison erhielt Verzeihung, die Herzogin von Maine kam wieder an den Hof und La Feuillade ward zurückgerufen. Nur St. Simon ging ab, als Gherard sein furchtbares dramatisches Pasquill gegen ihn losgelassen hatte.

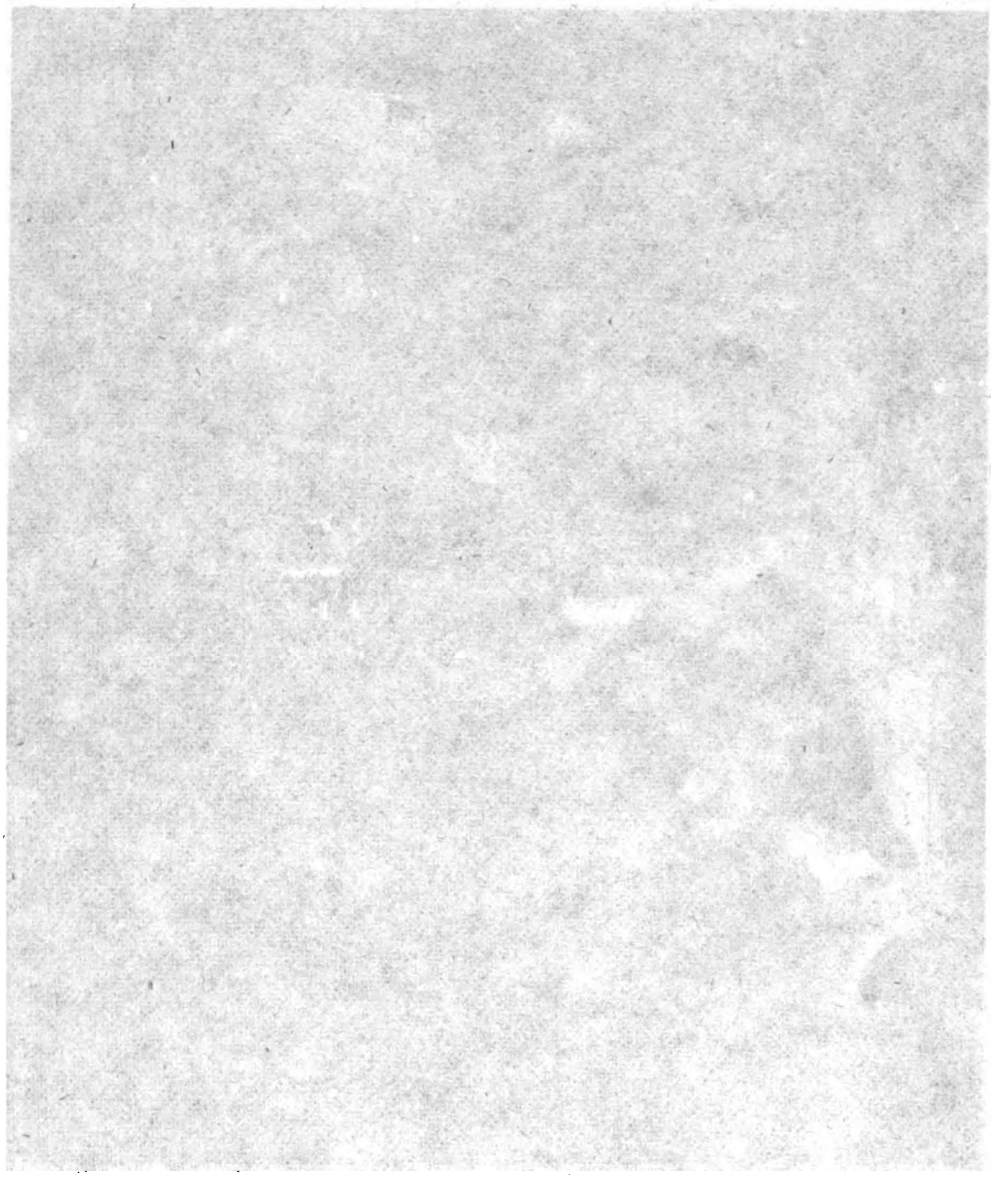
Der Ausfall.

Von Philipp Wouverman.

Abermals wogte im schönen Schwabenlande ein wildes kriegerisches Treiben. Kaum war ein volles Jahr vergangen, als die Schlacht von Tuttlingen, wo die Franzosen den Baiern unterlagen, Schrecken und Elend verbreitete. Jetzt, im Jahre 1644 standen die Franzmänner schon wieder im Breisgau, occupirten den ganzen jetzigen badischen Seekreis und drangen auf Freiburg am Dreisam vor, ohne daß der tapfere baiersche Feldherr, François de Mercy, ein Lothringer von Geburt, und sein getreuer Johannes von Werth, diese Bewegung aufhalten konnten.

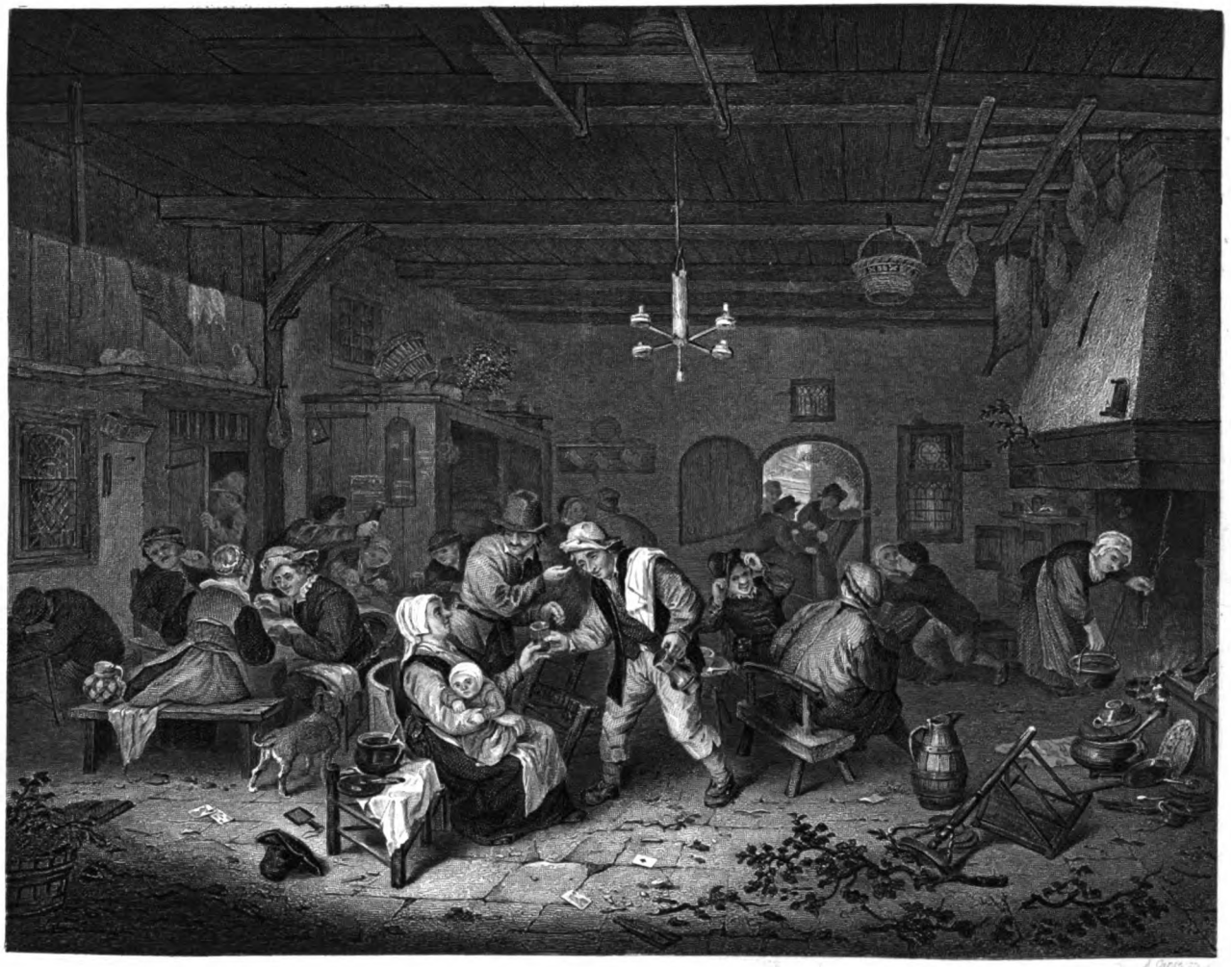
Die Franzosen hatten in jüngster Zeit eine ungewöhnliche Rührigkeit entwickelt. Der

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Sieger von Rocroy, Prinz Louis Bourbon-Condé, der spätere große Condé, war an die Spitze des Heeres getreten. Der Jüngling hatte seinen Soldaten wie durch Zauber seinen Feuergeist, seine Rastlosigkeit mitgetheilt, und seine reißend schnellen Bewegungen hatten schon mehr als einmal den baierschen Befehlshaber blutig überrascht. Im offenen Felde gegen diesen ebenso tapfern, als unergründlich listigen französischen General zu manövriren, wollte der ehrliche und brave de Mercy nicht wagen. Er beschloß vielmehr, sich eine feste Operationsbasis zu schaffen, dann aber felsenfest Stand zu halten. Freiburg ward sein Centralpunkt. Durch ihre Lage schon natürlich geschützt, war sie von so vortrefflichen Festungswerken umgeben, daß sie mit Erfolg einem feindlichen Angriffe Trotz bieten konnte. Hier erwartete Mercy seinen Gegner. Vergebens waren die Künste, welche der Prinz von Condé anwandte, um die Baiern in eine andere Stellung zu locken, etwa an die Positionen des berühmten Höllenthals, in die Waldeshöhen und Thalschluchten des Schwarzwaldes, wo der Franzmann gewandt seine Beute als ein Adler umkreisen und mit einem verzweifelten Angriffe hätte vernichten können. Durch seine detachirten Corps hielt Mercy den Condé unaufhörlich in Athem; er wars jetzt, der gegen die Franzosen alle Vortheile des kleinen Krieges ausbeutete, während Condé genöthigt war, wollte er den ihm entschlüpfenden Feind fassen, unter den Mauern Freiburgs einen entscheidenden Kampf zu bestehen.

Allerdings zögerte Condé einige Zeit, bevor er sein Glück jenseit des Rheines auf einen Hieb setzte. Aber das Zögern war durchaus nicht die Sache des jugendlichen Prinzen. Müde der verdeckten und der Scheinmanöver, durch welche sich der alte Degenknopf Mercy nicht im Geringsten irre machen ließ, warf er stolz jede Maske fort. Er reinigte die Umgegend von den baierschen Streifcorps und kehrte, mit seinen Streitkräften einen halben Kreis bildend, wieder nach Freiburg zurück, indeß sein Centrum sich von dem, durch das Siegel'sche Gefecht am 23. April 1848 in weiteren Kreisen bekannt gewordenen, Günterstthal ab auf der großen Straße nach Freiburg fortbewegte.

Den Abend darauf war in der ganzen Gegend ein eigenthümliches und unheimliches Leben. Das ganze hügelige Terrain des dichten und finstern Sternenwaldes war lebendig; hier lagen die französischen Fußregimenter. Nur im Innern des Waldes brannten kleine Feuer, bei denen die Soldaten kochten. Außerhalb des Waldes sah man kaum die etwas heller gefärbten Luftsäulen, welche, über das Blättermeer emporsteigend, die Lagerfeuer verriethen. Kam man zufällig vor eine Lichtung des Waldes, welche es möglich machte, daß man tiefer hineinblickte, so konnte man das Blitzen von Musketenläufen im Wiederschein des fernen Feuers und auch wohl dichte Haufen von geräuschlos sich in den Gebüschen bewegenden und nur vorsichtig murmelnden Kriegsleuten bemerken. Uebrigens war der finstere Waldessaum still und todt, und ein im Feldlager geübtes Soldatenauge wäre erforderlich gewesen, um zu bestimmen, ob ein hier und da fast unbemerkbar hervorragender Gegenstand ein einsamer Busch, oder ein abgestumpfter Baum, oder wie es denn der Fall war, ein französischer Mousquetaire war, der, fest wie aus Eisen gegossen, stehend, mit Falkenaugen das wellenförmige Terrain vor sich bewachte. Weit dehnte sich dieser Flügel der Franzosen aus, damit die Baiern, welche man gleich dem Edelhirsche umstellt hatte, nicht etwa der ihnen zugedachten Vernichtung heimlich sich entziehen möchten. Die Garden Condé's, die sogenannten Plumets, oder Federhüte, die Lieblinge der

Digitized by Google

pariser Damenwelt, sehr geschmackvolle, feine Männer, aber nicht weniger unerschrockne Degen, campirten bei dem Dörflein Horben, rückwärts vom Sternenwalde. Die Reiterei dagegen war kühn auf der Freiburger Straße vorgeschoben. Sie hielt bei zahlreichen, freundlich durch die Nacht lodernden Feuern Bivouac auf den Feldern, deren Saat die Rosse sich trefflich munden ließen. Hier lag ein Fußregiment aus dem Orleannois, tapfere, kampfeslustige Burschen, und das schöne Regiment von Monseigneur, von dem jede Compagnie fünf und zwanzig Mann Schweizer mit ungeheuren, haarscharfen Partisanen bewaffnet, besaß. Vor dem Dorfe, Ebnet genannt, von der Reiterei und dem Fußvolke geschützt, waren die imposanten Batterien der Franzosen aufgefahren. Die Reiterei, wie die Artillerie konnte frei nach rechts und links wirken, um die in den Wäldern versteckten mörderischen Fallen noch zu verstärken. Derartige Fallen legte Condé mit wahrer leidenschaftlicher Liebhaberei. Er sollte auch in dieser Nacht das Vergnügen haben, sie wenigstens etwas wirken zu sehen.

Mercy wußte nichts von der erst gegen Abend erfolgten starken Besetzung der westlichen Fronte des Sternenwaldes. Er suchte den französischen Prinzen von Freiburg so weit als möglich abzuhalten, um zuvor schlagen und dann selbst im Fall der Niederlage noch die Stadt behaupten zu können, während er sonst einfach auf ihre Vertheidigung beschränkt gewesen wäre. Ein starkes Corps, etwa 4000 Mann stark, meist Infanterie, schob sich um Ebnet auf dem etwas schwierigen Terrain fort, um über Horben in den Rücken des Feindes zu gelangen. Am andern Morgen um vier Uhr hatte Mercy nämlich beschlossen, aus dem Schwaben- und Martinsthor in Freiburg über den Dreisamfluß hervorzubrechen und die Franzosen durch den Sternenwald zurück und den Musketen seines detachirten Corps entgegenzuwerfen. Er fiel aber richtig in die Falle seines listigen Gegners. Ungestört zog sich das Corps, die Ebneter Straße umgehend, zwischen den herrlichen Weinbergen fort bis zum Waldessaume, als dieser, bisher schweigend und dunkel, sich mit einem feuersprühenden Gürtel umgab, und aus jedem Busche krachten Musketenläufe, bei deren Blitz man die festgeschlossenen Reihen der im Hintergrunde aufmarschirenden Mousquetaires erblickte, wie sie nach kurzem Zeitverluste sich in Marsch setzten, die Hecken überstiegen, durch die Waldgräben liefen und jedesmal etwa fünfzig Schritt mit Haltmachen vordrangen, um den Baiern mörderische Salven beizubringen. Nesle, der Befehlshaber der Baiern, sah die Unmöglichkeit, durchzudringen und zog sich in großer Unordnung zurück. Sein Glück war's, daß die französischen Reiterregimenter bei dem coupirten Boden, zwischen den Weinbergen und eingehegten Feldern, nicht rasch genug wirken konnten, um dem Obersten Nesle seinen Rückzug auf Freiburg vollkommen abzuschneiden und ihn sammt seinen Soldaten bis auf den letzten Mann niederzumachen.

Mercy bezog dennoch am andern Morgen eine Stellung vor Freiburg, gab sie aber schon am Nachmittage desselben Tages wieder auf, weil die Franzosen über die Dreisam setzen zu wollen schienen, um die entgegengesetzte Seite Freiburgs mit dem Zähringer- und Predigerthore anzugreifen. Aber Condé that auffallender Weise nichts; er blieb drei Tage vollkommen unthätig und ließ den Baiern Zeit, allenthalben an den bedrohten Punkten in Kanonenschußweite von Freiburg große Schanzen aufzuwerfen und die bereits vorhandenen möglichst zu verstärken. Ebenso machte der französische Feldherr keinen Versuch, einen starken Proviantrain, welcher von der Südseite her sich Freiburg nahte, aufzuhalten oder abzuschneiden, wie er es wohl gekonnt

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

hätte. Die Ursache dieser Unthätigkeit war eine ziemlich eigenthümliche. An dem Abende, als Condé seine Falle stellte, drang er mit seinem Lieblinge, dem im folgenden Jahre schon bei Allerheim im siegreichen Vordringen erschossenen Major, Xavier de l'Hôpital, bis weit über die Vedetten der Reiterei hinaus nach Freiburg hinzu. Die Baiern waren schon wieder zurückgeworfen; der weite Plan war augenscheinlich von keinem Feinde durchschwärmt, und der Abend war zu lockend, als daß der Prinz nicht hätte versucht werden sollen, eine Recognoscirung bis unter die Kanonen Freiburgs vorzunehmen. Er ritt unbekümmert unter dem feinen und witzigen Gespräche, welches ihm eigen war, mit seinem Adjutanten im großen Galopp auf der Freiburger Straße, und dann, als hier Verhaue und Aufwürfe sich zeigten, neben derselben bis vor die äußerste sogenannte Pfeilschanze der Baiern. Ein halbes Dutzend Schüsse fielen und harmlos pfiffen die Kugeln durch die Nachtluft weiter, ohne von den Reitern beachtet zu werden. Bei einer Wendung des Weges ward übrigens die Scene ernsthafter. Condé, welcher nicht zu wohl in die Ferne sah, behauptete hartnäckig, ein großer, breiter Gegenstand, der ihnen in einiger Entfernung quer vor dem Wege sich zeigte, sei ein in der Tiefe liegendes, großes Wohngebäude, während l'Hôpital versicherte, dieser Gegenstand sei in aller Form Rechtens eine feindliche Redoute. Als Condé mit Entschiedenheit seine Meinung wiederholte, schwieg der sorglose l'Hôpital und ritt nur um einige Schritte voraus, um den Prinzen durch seinen Körper zu decken, wenn sich dennoch das imposante Gebäude in eine imposante Schanze verwandeln sollte. In diesem Augenblicke hörten die beiden vornehmen Abenteurer hinter sich das dröhnende, unregelmäßige Stampfen eines im vollen Trabe herankommenden Infanterietrupps.

— Ventre-saint-gris! murmelte der Prinz, gleich seinem Ahn und glänzenden Vorbilde Heinrich IV. Ich glaube, diese deutschen Elephanten haben den Einfall, mit uns eine Parforce-Jagd anzustellen. Laß ausstreichen, l'Hôpital; ich denke, wir werden, wenden wir uns bei jenem Hause links, wieder mit leichter Mühe das Blachfeld gewinnen.

Das wäre möglich gewesen, wenn jenes „Haus" nicht eine mächtige Redoute gewesen wäre, die den Weg versperrte.

— Wer da? hallte es dicht vor den Reitern, die betroffen die Zügel straff anzogen; und: Wer da? lief der Ruf durch die Kette von Schildwachen neben der Schanze hin.

— Abgesessen! flüsterte Condé und stand neben seiner stolzen Schecke, indeß er sein Pistol aus der einen Halfter zog und aus der andern einige Briefe und Zettel nahm, die ihm im Reiterlager eingehändigt waren.

— Aber mein Ajax! sagte l'Hôpital mit lauter, grimmiger Stimme und zögernd absteigend, als die Schildwache auf der Brustwehr einen donnernden Musketenschuß auf die in der Dunkelheit unsichtbaren Reiter abfeuerte. Was soll mit meinem Pferde werden?

— Etwas Aehnliches, als das, was mit meinem Thiere wird! sagte Condé, sprang von der Straße fort und bemühte sich, über eine sechs Fuß hohe Mauer zu gelangen, welche einen Weinberg einschloß.

— Bei Gottes Blut, mein Prinz! Ich kann nicht fort! sagte l'Hôpital und wollte sich wieder aufsetzen. Ich will sterben, bevor ein Baier sich auf diesen meinen Kampfgenossen in sechsundzwanzig Gefechten schwingt.

Digitized by Google

— Siehst Du die Schecke! sprach in hohem Tone der Prinz. Es ist mein Schlachtroß von Rocroy!

L'Hôpital sah auf die herannahenden Feinde, auf einen Infanterietrupp, welcher neben der Redoutehervorbrach, zog sein Pistol und schoß seinen Ajax nieder.

— Hurrah! schrien die Deutschen, welche bei dem Pulverblitz ihre Feinde erkannten. Franzosen! Franzosen!

Sie feuerten auf's Gerathewohl — und laut heulten und schrien die Fußsoldaten, welche aus der Redoute vorgedrungen und jetzt von den Kugeln der eigenen Brüder getroffen waren. Die Mannschaft aus der Schanze wich zurück, die Verfolger machten bei dem Geschrei in deutscher Sprache bestürzt Halt, und während dieser kurzen Secunden durchbrachen die beiden Franzosen die Ranken der Reben und rannten die Weinstöcke in dem Weinberge nieder, um mit aller Macht das Weite zu suchen.

Ungeachtet die Baiern es nicht an der eifrigsten Verfolgung ermangeln ließen, so ward es ihnen dennoch unmöglich die beiden entschlossenen und listigen Flüchtlinge einzuholen und aufzufinden. Gleich verfolgten Mardern benutzten sie jeden Terrainvortheil, ließen kaltblütig die feindlichen Fußknechte dicht neben sich vorbeistöbern, wandten sich links und rechts, und setzten mit jeder Minute mehr Raum zwischen sich und ihre Feinde.

Nach einer mühseligen Wanderung von zwei vollen Stunden herrschte rings um sie tiefe Stille. Jetzt erst versuchten sie sich, der Feinde ledig, denen auszuweichen bisher ihre Hauptaufgabe gewesen war, zu orientiren. Sie befanden sich in einer größeren Nähe von Freiburg, als zuvor. Die Vertheidigungswerke im freien Felde lagen noch weit, weit von ihnen. Condé, welcher bis zu diesem Augenblicke, voll Vertrauens auf seinen günstigen Stern, scherzen konnte, ward mäuschenstill und seufzte nur noch aus gepreßter Brust; l'Hôpital, der unerschrockenste Krieger, den es geben konnte, fluchte verzweifelnd, und fing dann an, mit völligster Niedergeschlagenheit die Folgen darzulegen, welche die unzweifelhafte Gefangennahme ihres Feldherrn für die französische Armee herbeiführen würde. Er entwickelte hierbei eine solche Scharfsichtigkeit, eine die trostloseste Zukunft malende, orakelartige Allwissenheit, daß Condé, außer sich gebracht, mit den Zähnen knirschte, mit den Füßen den Boden zerstampfte und endlich beide Zeigefinger tief in seine Ohren bohrte. Einige höchst vorsichtig unternommene Versuche, sich der militairischen Außenlinie zu nähern, zeigte erst vollkommen, wie sicher der Prinz und sein Begleiter in der Falle saßen. Und immer näher rückte der Morgen, wo die Baiern oder, was ziemlich dasselbe war, die Freiburger Winzer die beiden Franzosen einfangen sollten, wie man etwa einen auf dem Sande liegenden Cachelot fängt, der sich, während die Ebbe eintrat, in der Nacht zwischen den Klippen der Küste verirrte. Jede Minute zog l'Hôpital seine Uhr, um mit zitternden Fingern zu fühlen, denn sehen konnte er's nicht, um wie viele Augenblicke der Tagesanbruch näher gerückt sei.

Seit etwa fünfzehn Minuten hatten die beiden, wenige Stunden vorher noch so stolzen, siegessichern Helden in erbärmlichster Gemüthsverfassung zwischen jungen Weinstöcken auf der feuchten Erde gesessen. Es war kein Wort mehr geredet.

Endlich erhob sich Condé und schnallte seinen Degen fest um die Hüften.

— Steh' auf, mein Freund! sagte er mit einer Stimme, die eben so eigenthümlich vibrirte,

Digitized by Google

als diejenige, womit er seine Commando's gab, wenn sein Sieg sich der Entscheidung nahte. Wir werden versuchen, was sich thun läßt. Du verstehst mich. Schlimmer als: todt und in die Hölle! läuft unser Versuch sicherlich nicht ab, und ich bin entschlossen, selbst dies Schlimmste hinzunehmen, wenn ich morgen früh nicht bei meinen Gardereitern sein soll. Komm, mein Xavier! Und sei mir nicht so kleinlaut und beschaulich! Schnalle den Degen fest; Du glaubst nicht, um wie viele Procente man sich leichter fühlt.

L'Hôpital schnallte den Degen sehr fest, schien aber davon keine besonders ermuthigende Wirkung zu spüren. Vorhin hatte der Major die Führung der nächtlichen Expedition übernommen; jetzt trat Condé wieder in das Recht des Befehlshabers ein. Statt die Stadt zu vermeiden, näherte er sich derselben. Er erreichte den sogenannten Schloßberg, wo die kleine Karthause zu St. Ottilien stand. Hier war Alles still; die Baiern hatten den heiligen Ort mit einer militairischen Besatzung verschont.

Vorsichtig umkreiseten die Franzosen die Karthause und suchten in die hohen, schmalen Fenster zu blicken, von denen zwei durch ein mattes Licht erhellt wurden. L'Hôpital vermochte nicht empor zu kommen; der Prinz aber, von ausgezeichneterer körperlicher Gewandtheit, kletterte so lange, bis er die Fensterbrüstung erreicht hatte.

Er sah in dem schmalen, gothischen Stübchen einen Geistlichen, der bei seiner klösterlichen Lampe ungeachtet der späten Stunde höchst eifrig mit Briefschreiben beschäftigt war. Dieser mochte draußen ein Geräusch gehört haben; denn er wandte sich um, schob sein Käpplein aus der Stirn und die ungeheure Brille in die Höhe und horchte einen Augenblick gespannt. Dann nahm er seine Arbeit wieder auf.

Condé hatte in dem einen Blicke viel gesehen. Der etwa fünfundvierzigjährige, ziemlich hagere Mann wies sich durch seine Tracht als einen Jünger Loyola's, als ein Mitglied der Gesellschaft Jesu aus.

— Jesuiten! flüsterte der Prinz, wieder zur Erde herabsteigend; Xavier, mein Freund, Jesuiten!

— Ah, Dieu merci! murmelte l'Hôpital; Jesuiten! Ich hoffe wieder! Mit den Banditen läßt sich alles Mögliche anfangen.

— Und der Fuchs drinnen ist sicherlich ein Franzose! fuhr der Condé lebhafter fort. Sein wirres, langes Haar, seine Miene, besonders sein Blick ist so durchaus französisch, daß ich mich nicht irre, wenn ich sage, wir haben hier einen Landsmann — vielleicht einen Freund und Diener unseres verehrtesten Herrn Cardinals Mazarini und unserer glorreichen Frau Tante, Anna von Oesterreich, vor uns. Dieser Mann soll uns salviren und sollte ich heute Nacht alle meine Güter ihm und seinem vermaledeiten Orden verschreiben!

— Mein Prinz, ja! rief l'Hôpital, jetzt erst wahr und vollkommen seiner Angst um das Schicksal des Feldherrn ledig. Das ist der Punkt, den Ihr festhalten müßt; denn das ist der einzige, dem diese Teufel zugänglich sind. Und rückt nur gleich damit heraus, damit sie sich über unsere großartige Dankbarkeit nicht etwa irren und dem Mercy einen Wink geben, bevor wir mit ihnen auf dem Reinen sind ...

Condé konnte kaum ein helles Gelächter unterdrücken.

— Ob sie bekommen, was Ihr ihnen versprecht, wird sich am Schlusse unserer Rechnung finden.

Digitized by Google

— Bah! Wir würden schlechte Geschäfte machen, könnten die Herren nicht auf das Wort eines Condé-Bourbon (wohl von demjenigen eines bloßen Bourbons zu unterscheiden), ein Ding bauen, gleich dem alten Münster drüben in Freiburg.

Das bemerkte der Prinz in trocknem, fast frostigem Tone, indeß er seine, von den schönen Händen der Gräfin Louison de Vervières empfangene Schärpe losband. Gleich darauf stand er wieder am Fenster, drückte geräuschlos eine Scheibe ein, deren Splitter in den Falten der Schärpe hängen blieben, öffnete das Fenster und stand mit einem Satze dicht hinter dem Großvaterstuhle des Jesuiten.

Entsetzt öffnete dieser den Mund; zum Schreien kam er indeß nicht, denn der Prinz umarmte ihn und hielt ihm den Mund zu. In dieser zärtlichen Stellung, der sich der Jesuit, aus allen Kräften sich sträubend, in Todesangst zu entziehen suchte, fand folgende Unterhaltung Statt.

— Mein bester Pater! Mein theuerster, geehrtester Herr Pater! Einen Augenblick! Es geschieht Ihnen nichts, auf Ehrenwort, nichts! Aber beruhigen Sie sich! Wollen Sie zum Diantre? Schreien Sie, so kostet es mein Leben .... Ich steche Sie daher nieder, wenn Sie sich weiter rühren, oder nur einen Laut machen ...

Diese Drohung machte dem Ringen und Zerren der beiden Herren ein plötzliches Ende. Das bisher sehr aufgetriebene Gesicht des Jesuiten ward bleich und fahl, und er setzte sich sehr ruhig wieder auf seinen Stuhl, durch Mienen und Gesten den Prinzen bedeutend, daß er unbedingt gehorchen werde.

— „Wollen Sie denn vernünftig sein, Pater Geronimo?" fragte Condé, der auch jetzt seine Neigung zum Scherzen nicht verleugnete, mit dem Worte des ausgezeichneten spanischen Romanes: „der Ring", der damals Paris entzückte.

— Ich heiße nicht Geronimo ..... bemerkte der Pater mit fast unhörbarer, fistulirender Stimme. Ich heiße Felix und bin Coadjutor dieses Hauses, wo auf den Befehl des ehrwürdigen Rectors des Collegs zu Freiburg eine Schule unseres Ordens angelegt wird .... Sie sind ein Franzose? Hat Condé die Baiern heute Nacht überfallen, besiegt: so bitte ich Sie, Herr Officier, mich glimpflich zu behandeln, denn ich bin selbst Franzose, bin zwar Katholik, aber Sie und die Soldaten Frankreichs werden es nicht minder sein als ich ... Und dazu bin ich hier, um eben so wohl für die Interessen unserer allerheiligsten Religion, als für diejenigen Frankreichs, meines Vaterlandes, zu wachen ... Mein Officier, eine schwere Verantwortlichkeit würde Sie treffen, wenn Sie es wagten, mich irgendwie zu verletzen, wenn Sie nicht allen Einfluß aufbieten wollten, um mir Schutz und Beistand zu gewähren!

Der Prinz blinzelte auf eine ungemein schlaue Art mit dem rechten Auge, aber eine Secunde genügte, um ihm zu zeigen, daß er durch eine Verheimlichung seiner wahren Lage dieselbe nicht verbessern konnte.

— Pater Felix, erwiderte er daher rasch, Ihr habt nicht meinen Schutz, sondern ich habe den Eurigen nachzusuchen. Condé hat die Baiern nicht besiegt; er hat sich vielmehr selbst besiegen lassen ...

Der Jesuit nahm plötzlich eine sehr zuversichtliche Miene an.

— Der Prinz befindet sich in der Gewalt Mercy's, obwohl dieser selbst es noch nicht weiß ....

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Poan Slingeland pinx^t A H Payne sc

The Musical Rehearsal. Die Musikprobe.

Digitized by Google

Digitized by Google

— Das wolle Gott verhüten! rief Pater Felix aufspringend, mit unverkennbarem französischen Patriotismus. Condé ist nicht der Mann, sich von deutschen Büffeln fangen zu lassen...

Der Prinz umarmte den Jesuiten mit lebhafter Bewegung.

— Das ist er gewiß nicht: so lange ihm französische Herzen zur Verfügung stehen! sagte er. Aber verdammt, Pater Felix, es wird dennoch nicht so leicht für mich sein, wieder zu meinen Mousquetaires zu gelangen...

Pater Felix sah jetzt erst den Jüngling mit prüfendem Blicke an. Seine Hutfeder war freilich geknickt, sein ganzer Anzug in großer Unordnung; dennoch verrieth seine prächtig gestickte Wäsche, der unschätzbare Diamant auf dem Knopfe seines goldenen Degengefäßes, noch mehr sein edles Gesicht, das ungeachtet der Jugend des Prinzen — er war dreiundzwanzig Jahre alt — hohen Ernst zeigte, sowie sein blitzendes Falkenauge den Fürsten und Feldherrn.

— Sie sind Condé, der Prinz Louis von Condé? sagte der Jesuit mit Ueberraschung, indeß er sich ehrfurchtsvoll verbeugte. Ja, ich erkenne Sie, mein Fürst... Aber welche verzweifelte Situation!

Es erfolgten jetzt von beiden Seiten nähere Erklärungen. Der Jesuit, welcher sich hier im Lager der Deutschen befand, diente allerdings den Zwecken seines Ordens, aber nicht minder dem Manne, welcher angefangen hatte, gleich dem großen Richelieu, Frankreichs Geschicke mit fester Hand zu leiten. Pater Felix war Berichterstatter des Cardinals Mazarini, und zwar mit Vorwissen seines Ordens, der eben so glücklich gewesen war, sich eine kräftige Begünstigung des französischen, allmächtigen Ministers zu erschleichen und zu erringen. Der Orden wirkte mit dem Erfolge, welchen jesuitische Bestrebungen, namentlich in jener Zeit, immer aufzuweisen hatten, dahin, daß die Politik Mazarins, die Uneinigkeit der Deutschen und die Verwirrung ihrer Angelegenheiten noch mehr zu vergrößern, um sie Frankreich gegenüber ohnmächtig zu machen, reiche Früchte trug. Mazarin selbst verrieth seine deutschen, protestantischen Bundesgenossen und ließ wiederum durch seine Creaturen die Katholiken an die Protestanten verrathen. Nach Mazarins hinterlistiger Politik hatte der Prinz Condé den Befehl, die französische Armee aufs Aeußerste zu schonen, so wenig wie möglich zu schlagen, aber durch Contributionen und Brandschatzungen so viel Geld als möglich zusammenzuraffen.

Pater Felix war zu sehr Jesuit, als daß er nicht hätte wissen sollen, daß seine Pflicht gegen Mazarin die Rettung Condé's von ihm erheischte, obgleich der Prinz die Macht der Kirche angriff, für welche der Jesuitismus zu kämpfen verbunden war. Er sah es augenblicklich ein, wie hoch seinem Orden ein Dienst gleich der Rettung des französischen Befehlshabers, der dazu ein Condé war, bei Hofe angerechnet werden würde, und er war fest entschlossen, für den Prinzen das Aeußerste zu wagen. L'Hôpital ward an der Schärpe Condé's ins Zimmer gezogen, die Fenster wurden dicht verhängt und ein Kriegsrath begann.

Um die beiden Krieger vollends zu beruhigen, erklärte ihnen Pater Felix, daß er im Stande sei, sie wochenlang zu verbergen. Er sei das einzige Ordensmitglied in der Karthause, und außerdem wohnten hier nur noch zwei sogenannte Scholastiker, beide Römer von Geburt, die durch das eifrigste Studium sich zu ihrer bevorstehenden Prüfung für einen höhern Ordensgrad vorbereiteten.

— Und dann, fuhr Felix fort, ist noch die Wirthschafterin der Karthause hier...

Digitized by Google

— O weh! Ein Weib? sagte der Major. Sorgt dafür, guter Vater, daß die uns wenigstens nicht sieht. Das Geheimniß ist zu viel werth, als daß ein Weib dasselbe verschweigen könnte.

— Eben auf dies Frauenzimmer baue ich einen Plan! bemerkte Felix. Weder Sie, edler Prinz, noch Sie, Herr Major, sind von hoher Gestalt; Sie besitzen Beide schönes, langes Haar und Ihr zarter Bart läßt sich noch spurlos vertilgen. Hände und Füße sind bei Ihnen völlig damenartig. Sie werden sich daher in Athanasia's Anzüge theilen, sich als Mädchen verkleiden und von ihr selbst mit Tagesanbruch über die Schanzen hinausgeleitet werden.

Xavier schwor freilich, er werde sich lieber braten lassen, als seinen Degen zurückzulassen und Weiberkleidung anzuziehen; aber Condé nahm mit wahrem Interesse an dem Komischen des Rettungsmittels dasselbe an und verlangte, sofort seine Metamorphose zu bewerkstelligen.

— Lassen Sie Athanasia kommen! rief der Prinz.

Pater Felix unterdrückte einen Anflug von Verwirrung und klopfte dann an eine Seitenthür des Gemaches. L'Hôpital winkte dem Prinzen mit bezeichnender Miene; der Jesuit aber nahm ein ungewöhnlich ernstes Wesen an.

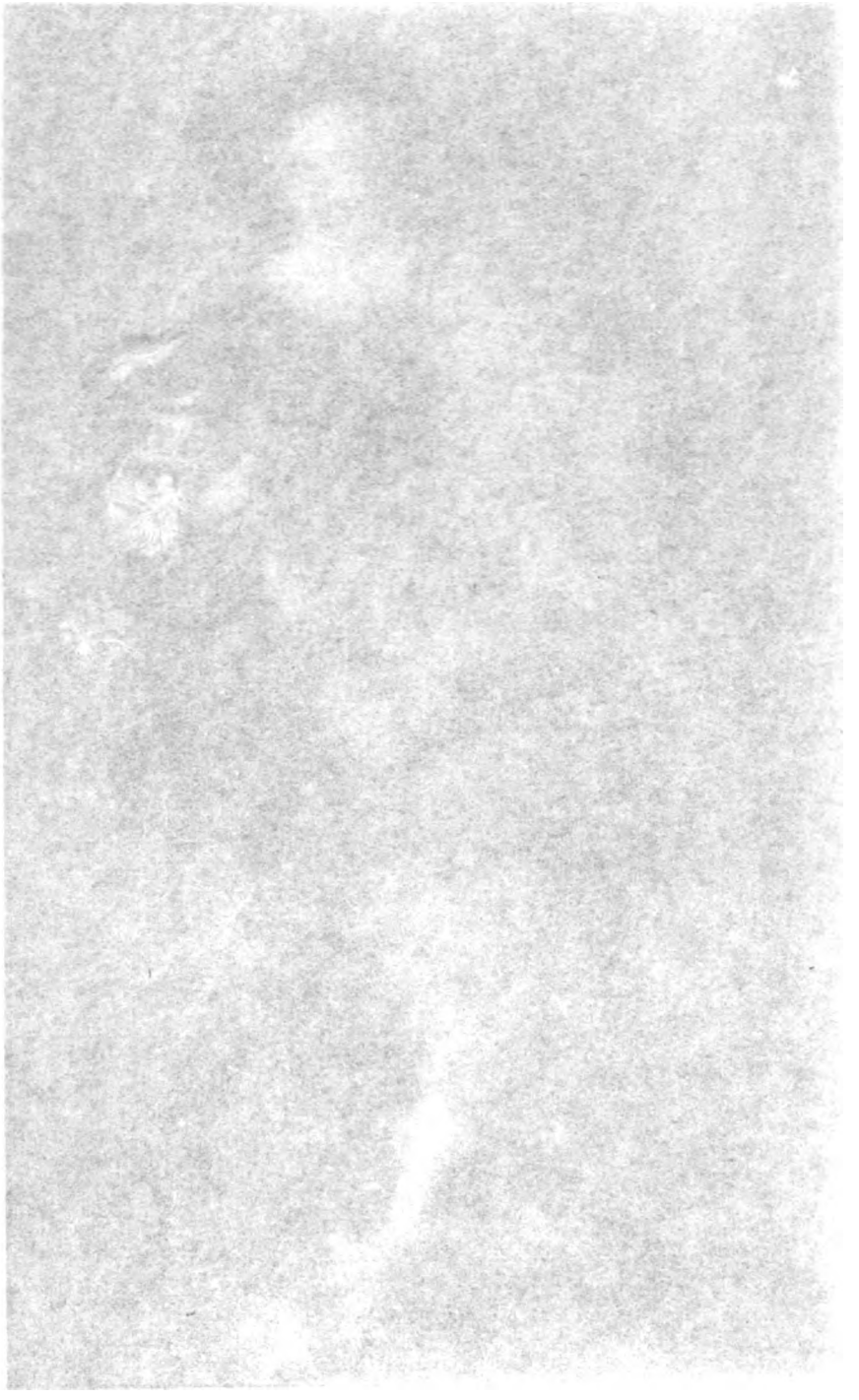
— Athanasia ist meine Tochter! sagte er in schwermüthigem Tone. Die Tochter meines unvergeßlichen Weibes, deren Tod mich die Welt unerträglich finden ließ und mich dem Dienste der Kirche in die Arme trieb. Sie sehen, Sie dürfen in Bezug auf dies Kind eben so ruhig sein, als ich, obgleich sie Gelegenheit gehabt hat, unsere Unterhaltung nach Mädchenart zu belauschen.

Die Blicke des Prinzen schienen mit einem Male einen ganz neuen Ausdruck erhalten zu haben. Sein leidenschaftliches, keine Zügel kennendes Gemüth war, nach dem unstäten Funkeln seiner Augen zu schließen, plötzlich durch dies „Kind des Jesuiten" in Flammen gesetzt und er erwartete mit der höchsten Spannung die Erscheinung Athanasia's.

Das Mädchen trat bald aus der finstern Zelle hervor. Sie hatte sich vollkommen angekleidet; dennoch war ihre Toilette in dem Dunkel reizend nachlässig gerathen. Athanasia stand von dem Lichtglanz einige Secunden geblendet, dann konnte sie die großen, schwermüthig blickenden, braunen Augen aufschlagen, doch nur, um sie sofort vor den brennenden Blicken des Prinzen und des forschenden l'Hôpital wieder zu senken. Dies hohe, schlanke Mädchen mit den frisch wie Morgenroth erglühenden Wangen, dem üppigen, gekräuselten Braunhaar, das in seiner Unordnung fast antik aufgebunden erschien, übte auf den Condé einen Eindruck, wie er, der galanteste — besser, ausschweifendste — Cavalier am französischen Hofe, ihn seit seinem ersten Verlieben nicht erprobt hatte. Der Jesuit bemerkte diese Wirkung der Schönheit seiner Tochter mit scharfem Auge und nahm sie bei der Hand, gleichsam als wolle er sie instinktmäßig gegen diesen Raubgeier weiblicher Tugend schützen.

Athanasia entfernte sich, um ihre Kleider zurecht zu legen. Mit reizender Schamröthe auf den Wangen kehrte sie zurück und lud die beiden Cavaliere ein, in ihrem Schlafzimmer ihre Verwandlung zu bewirken. Die Secunde drauf befanden sich die beiden Soldaten in dem klösterlich einfachen und saubern Closet, wo kurz vorher ein bezauberndes, jungfräuliches Wesen schlummerte. Hätte die Aufregung des Prinzen noch neuer, glühender Nahrung bedurft — hier war sie auf der Breite jedes Zolles vorhanden. Er achtete nicht auf l'Hôpitals Fluchen, als derselbe seine Stiefel

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Rubens pinx^t A. H. Payne sc.

Lys of Rubens. Die Sohne Rubens.

Lynowie Rubensa

Digitized by Google

Digitized by Google

und sein Wamms ablegte und feierlich betheuerte, daß ihn nichts in der Welt zwingen werde, sich seiner kurzen Pluderhosen zu entledigen. Er vertiefte sich in die Welt, welche um ihn war, eine Welt, die so verschieden von den ihm genügend bekannten, prächtigen Cabinetten liebeskranker, großer Damen, und dennoch in ihrer Einfachheit unendlich reizender war. Träumerisch legte er endlich Athanasia's Kleider an. Er hörte es kaum, daß Xavier in helles Lachen ausbrach, als er seinen neuen Feldherrn musterte, und übersah es, daß l'Hôpital gerade mit der gespreizten Grazie der Donna Maria Mancini, der Nichte Mazarins, wie zum Menuet antrat. Mit Gewalt fast zog ihn der Major mit sich fort in die Klause des Pater Felix.

Dieser lächelte ebenfalls; Athanasia aber betrachtete die beiden „Mädchen", indeß sie hell auf zu lachen begann.

Diese Mädchen waren wahrlich nicht häßlich. Und als Athanasia erst dem Prinzen und dann seinem Begleiter das Haar aufgeflochten und dasselbe mit einer kleinen, steifen Haube geschmückt hatte, als der gefältelte Ringkragen um den Hals der „Schönen" gelegt war, da hätten sie selbst unter Frauen für Frauen gelten können.

Der Morgen war hereingebrochen. Condé versicherte den Jesuiten seiner ewigen Dankbarkeit, umarmte ihn, schenkte ihm den Diamant seines Degens und machte sich dann zu der seltsamen Fahrt bereit, das französische Lager zu gewinnen. Athanasia versah die Freundinnen mit Reisetüchern, nahm selbst ein solches und ging mit einem merkwürdigen Muthe zu dem Officier der Feldwache, zwischen zwei Schanzen aufgestellt. Athanasia sprach einigermaßen deutsch, die Franzosen aber wußten kein Wort. Mit einer liebreizenden Schüchternheit standen sie einige Schritte entfernt, als Athanasia dem Baier verständlich machte, daß diese beiden burgundischen Mädchen, ihre Verwandtinnen, ihre Brüder zu sehen gekommen seien, die bei den Condé'schen Reitern dienten, und bat, daß man sie nicht aufhalten möge, ins französische Lager zu gehen.

— Ihr wollt Euern Bräutigam besuchen? sagte der Officier, sich Condé nähernd und ihm schmeichlerisch den starken, weißen Nacken klopfend, indeß er sehr geläufig französisch sprach. Eigentlich gönne ich Euch diesen Schelm-Franzosen nicht... Aber geht immerhin, wenn Ihr sie von uns grüßen und sie bitten wollt, uns sobald als möglich zu attakiren, damit sie die nothwendigen deutschen Hiebe ausgezahlt bekommen. Und Du sagst, wandte er sich an Athanasia, daß Du wieder zurückkehrst? Wo bist Du denn hier in Freiburg?

— Dort, in der Karthause der Väter Jesu wirthschafte ich! sagte Athanasia.

Das Wesen des Mädchens athmete eine solche kindliche Reinheit, daß der baiersche Schnurrbart es nicht wagte, die grob-witzelnde Antwort, welche ihm wegen dieser Auskunft auf den Lippen schwebte, auszusprechen.

Die drei Mädchen wanderten zwischen den Schanzen fort, oft von den Schildwachen angerufen und geneckt. Condé nahm Athanasia's Arm, um sich ihrer zu versichern; dann musterte er mit Flammenblicken die Festungswerke, die Schanzen, die Zahl der Karthaunenschlünde, welche ihm entgegenstarrten, und jegliche Terrainverschiedenschiedenheit, mochte sie auch unbedeutend erscheinen.

— Hier, hier, murmelte er, werden wir in einigen Tagen einen heißen Strauß zu bestehen haben, Freund Xavier, oder Xavière. Hier will ich zur Nachtzeit meine ganze Reiterei durchbringen, ohne daß ich nur eine richtige Salve zu befürchten habe.

Digitized by Google

— Mardi! sagte l'Hôpital, hätten wir gestern Abend diesen „todten Paß" gewußt, so hätte ich meinen Ajar noch und meinen Degen und meine goldenen Sporen, und müßte nicht, par Dieu! hier wie ein Bergschotte spazieren.

— Ich segne unsre Unwissenheit! sagte der Prinz. Denn ohne diese würde ich wahrscheinlich nie das Glück gehabt haben, Athanasia zu sehen.

— Ein Glück ist das? fragte das Mädchen erstaunt. Ah, wohl; denn sonst wären Sie gefangen . .

— Ich bin sicherer gefangen, als mich die Baiern je fangen werden . . .

Und nun begann Condé, der seine wahrste Zuneigung, seine Liebe zu der Tochter des Jesuiten mit jedem Augenblicke mächtig wachsen fühlte, von seinen Empfindungen hingerissen, seinen Angriff auf das Herz Athanasia's. Er bot alle seine feine Kunst auf, um in die Seele des Mädchens nicht allein den Gedanken der Liebe, sondern auch des Liebesgenusses zu schleudern, und er erreichte, was er beabsichtigte: Athanasia's Wangen glühten, ihr Auge ruhte auf ihrem Begleiter mit einem heißen, sinnenden Ausdrucke, sie ward ernster und ihre Stimme war unsicher geworden.

Nie wohl wäre Athanasia in so kurzen Minuten dem Prinzen so nahe gerückt, um von seinen Worten getroffen und im Herzen verwundet zu werden. Der Umstand, daß Condé als Mädchen neben ihr ging, daß sie anfangs nicht im Stande war, den Gedanken abzuwehren, dies sei wirklich ihre Freundin und kein schöner Jüngling, hatte sie unbefangen, heiter gemacht und sie dem Prinzen vertrauter gemacht, als es ein längerer freundschaftlicher Umgang vermocht haben würde. Sie war wirklich waffenlos von dem Prinzen überfallen, und er, er sorgte dafür, daß das Mädchen, so lange sie ihn begleitete, nicht aus diesem süßen Rausche der Empfindungen hinausgelangte, welcher das Erwachen der ersten Liebe begleitet.

Fern standen die baierschen Vorposten hinter den Wandelnden. Die Sonne stieg majestätisch über den Horizont, und vorwärts auf dem wellenförmigen Blachfelde traf ihr Strahl die breiten Hellebarden der Schweizer und die Schwerter der schweren Reitergeschwader, die in Linie rückten.

— Sie werden drüben angreifen, um den Condé zu holen! sagte dieser.

— Ja, und den l'Hôpital! ergänzte der Major.

— Diese köstlichen Minuten sind zu Ende, Athanasia! Ich muß eilen, damit diese Wahnsinnigen drüben sich bei ihrer miserablen Aufstellung hier nicht die Köpfe einrennen. Drum nur noch ein Wort, Mädchen! Geh voraus, Xavier!

— Ah, ich gehe, ich laufe schon! rief dieser, seine Röcke aufnehmend und sich in vollen Galopp versetzend. Mögen sie mich auslachen in meinem Schottencostüm . . . Aber da schwenkt meine Schwadron auf mit dem Esel, dem alten Courbière an der Spitze . . . . . He! Tonnerre! Hunde! Courbière, wo wollen Sie hin? Halte-là! Was wollen Sie mit meiner Schwadron anfangen, Herr von Courbière . . .

L'Hôpital, eine wahre Amazone, rannte mitten zwischen die Reiterei und stellte den dicken Hauptmann wüthend zur Rede . . . . Ein unauslöschliches Gelächter erfolgte . . . . Ein endloses Hurrah, in das allmälig die ganze französische Linie einstimmte, rollte von Corps zu Corps.

Condé versuchte es vergebens, Athanasia zu bewegen, ihm zum französischen Lager zu folgen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Venice. *Venedig.*

Vienna

Digitized by Google

Digitized by Google

Welche Versprechungen, welche Schwüre strömte er hervor, Schwüre, die er feierlich zu halten entschlossen war... Nein! war die Antwort. Aber Eines errang er dennoch: Athanasia wollte ihn wiedersehen, wiedersehen, ohne daß Pater Felix es gewahr werden sollte. Sie beschwor ihn aber, er möge nicht, ihr zu gefallen, sein Leben abermals auf's Spiel setzen. Mit geheimem Vergnügen, mit süßer Angst hörte sie es dennoch, daß Condé schwor: es werde nicht wieder Mitternacht, bevor er an ihrem Kammerfenster sei.

Condé zog einen herrlichen Ring aus seinem Busen.

— Es ist ein Andenken an diejenige, welche ich bisher am meisten liebte! sagte er mit bewegter Stimme. Er gebührt Dir, Athanasia, denn Du, meine Retterin, bist von heute an der Stern meiner Seele... Leb' wohl, leb' wohl... Einen Kuß...

Er raubte ihn der Widerstrebenden.

— Um Mitternacht! rief er ihr zu, warf noch einen Kußfinger zurück und eilte dann dem Lager seiner Soldaten zu.

Wie träumend, wie berauscht kam Athanasia in der Karthause an. Es war ein ganzes Lebensalter, das sie bis zur Nacht durchlebte. Sie war wie im Fieber. Wie bewachte sie jetzt jede Bewegung der Franzosen, der Baiern. Mit welcher Heftigkeit richteten sich die bisher zwanglos und ohne Ziel zerstreuten Gedanken auf den einen Gegenstand, der sich plötzlich zum Herrn ihres Innern gemacht hatte...

Am Abende erschien Condé allein, jedoch in Mannstracht, vor der Karthause; am andern Abende abermals; aber diesmal durfte er nicht draußen stehen.

Pater Felix aber rief seine Tochter in der Nacht, und kaum konnte der Prinz noch durch einen Sprung ins Freie entkommen. Der Jesuit sah aus dem Fenster und er mußte sich zu erkennen geben. Condé gab vor, er habe ihm Mittheilungen machen wollen: Freiburg solle überrumpelt werden; er erwarte von dem Pater Notizen über den Platz.

Diese Nachrichten gab der Jesuit mit großer Ruhe. Condé sah, daß seine Ausrede wahr gemacht werden, daß Freiburg einem Handstreiche unterliegen könne, und er theilte seine augenblicklich entworfene Disposition des Angriffs dem Pater mit.

— Ich werde an Eurer Seite sein, bemerkte Pater Felix, und werde Euch zum Sturme auf den schlecht gebauten und schlecht vertheidigten Thurm an dieser Stadtseite führen. Ich werde den Rector unseres Collegs für Frankreich vollends gewinnen, und für Geld finden wir reichlich Bürger und Soldaten, welche das Thor sammmt dem Fallgatter im entscheidenden Augenblicke öffnen...

Der Angriff ward von dem Prinzen beschlossen. Er wollte am folgenden Morgen sehr früh zwischen den Schanzen durchbrechen und zuerst mit der Reiterei vordringen... Der Jesuit ward vollständig unterrichtet und beordert, sich bereit zu halten. Condé schied.

Am andern Morgen schienen plötzlich die Würgengel zwischen den Weinbergen zu hausen. Die erste Schanze ward — ein seltener Fall — von der französischen Reiterei genommen, und an der Spitze der Mousquetaires drang Condé fast unaufgehalten bis zu St. Ottilien vor. Der Jesuit erschien, grüßte den im kriegerischen Schmucke strahlenden Prinzen und führte ihn einen ansteigenden Weg hinauf zu den schweigenden Mauern, die von einem mächtigen Thurme überragt wurden.

Digitized by Google

Condé ließ jetzt das von dem Jesuiten mit den von ihm gewonnenen Deutschen in Freiburg verabredete Zeichen geben, damit die Ausfallpforte geöffnet werden möchte. Es waren dies drei Carabinerschüsse. Sofort öffnete sich die Pforte und die Franzosen, Condé und l'Hôpital an der Spitze, sprengten mit gezogenen Schwertern den aufsteigenden Schwabenpfad hinan und über die in zwei mächtigen Bogen über den Fluß führende Brücke...

— Jesus — Maria! dröhnte ihnen da das Feldgeschrei der Baiern tausendstimmig entgegen. Vor ihnen schien sich die Hölle aufzureißen, und auf zehn Schritte Entfernung empfingen die Franzmänner aus der dichten Rauchwolke, welche die Ausfallpforte, die Mauern, selbst den Thurm des Schwabenthores plötzlich umhüllte, einen Hagel von schweren Musketenkugeln, der Männer und Rosse niederschmetterte.

— Nous sommes trahis! Verrathen sind wir, verrathen! heulten die Franzosen und wandten sich zur Flucht, die der Prinz so wenig aufzuhalten vermochte, daß er selbst mit fortgerissen wurde. In dichten Reihen drängten die Baiern nach und ihre rollenden Musketensalven wurden, vereint mit dem Karthaunendonner aus den Schießscharten der Mauern der Stadt, zum vollständigen Schlachtconcert.

Unaufhaltsam wichen die Franzosen der ersten Geschwader. Condé sammelte sie wieder und führte seine Tapfern gegen das baiersche Fußvolk, dessen Reihen, durch immerwährenden Nachzug aus der Stadt, von Minute zu Minute dichter und unerschütterlicher wurden. Der Prinz hatte sich von der ihm bereiteten furchtbaren Ueberraschung erholt, und es gelang ihm, das Gefecht zum Stehen zu bringen. Er sprengte zu l'Hôpital, welcher wie rasend daher galoppirt kam, und gab ihm den Befehl, die in diesem Augenblicke nachrückenden neuen französischen Geschwader, welche siegesgewiß auf den Kampfplatz eilten, zum Rückzuge zu beordern.

— Mardi! Wenn jener Hund todt ist, so wird Alles geschehen! schrie der Major und ritt mit hochgeschwungenem Degen auf einen Mann los, welcher eiligst die Stadt zu gewinnen strebte.

Es war dies kein Anderer, als Pater Felix, welcher seinen Rückzug noch nicht hatte bewirken können. Aus seinem Verstecke, einem trockenen Graben, war er entsetzt gewichen, als einige französische Cavalleristen unmittelbar über ihn fortgesetzt waren. Felix hatte seinen Oberhabit weggeworfen, wodurch die baiersche Schärpe, die er vorsichtig umgebunden hatte, sichtbar wurde; seinen großen Hut besaß er längst nicht mehr; ein kleines Faustrohr, welches er zu seiner Sicherheit zu sich gesteckt hatte, hielt er krampfhaft in der Linken, ohne eine Idee zu haben, dasselbe zu gebrauchen.

L'Hôpital verfolgte den mit lautem Geschrei um Hülfe fortrennenden pfäffischen Schurken bis fast vor die Musketen der Baiern, die sofort den Jesuiten von seinem Verfolger befreiten. L'Hôpitals Pferd ward drei-, vierfach getroffen und wälzte sich sammt seinem Reiter, der betäubt liegen blieb, sterbend auf dem Boden.

Prinz Louis Condé, seine große Pflicht gegen das Heer bedenkend, hatte seinen schönen Fliegenschimmel gewandt, um das Blachfeld zu gewinnen.

— Nicht zum Fußknechte, zum General gebar mich meine Mutter! murmelte er mit Publius Cornelius Scipio, als er mit verhängten Zügeln vom Wahlplatze sprengte, vorläufig seine Reiter ihrem Geschicke und ihrer Tapferkeit überlassend. Es war höchste Zeit für den Feld-

Digitized by Google

herrn, seine Truppen vor der vereinzelten Vernichtung durch Herstellung einer Schlacht zu bewahren; denn der brave Mercy ließ Truppen auf Truppen aus dem Thore von St. Martin vorrücken, und bereits sah man zur Linken des Schlachtplatzes die Eisenhelme und blanken Küraſſe der baierschen schweren Reiter, welche in gewichtigem Trabe dem Fußvolke zu Hülfe kamen.

Diese Bedenken hielten jedoch bei Condé nicht Stich, als er seinen getreuen l'Hôpital anscheinend leblos stürzen sah. Noch hatte er sein Schwert so wenig gezogen, als Tilly das seinige je während der Schlacht zog; jetzt aber blitzte der Stahl in seiner Hand und er rief mit Posaunenton:

— Kameraden! Voran! Ich werde den l'Hôpital weder lebend noch todt in der Gewalt des Feindes lassen, und soll dieser verfluchte Platz mein Kirchhof werden!

Ein halbes Dutzend französischer Reiter, welche bereits das Weite suchten, folgten dem Feldherrn. Ihnen aber warfen sich drei vortrefflich berittene, soeben als die ersten ihres Regi' mentes auf dem Wahlplatze ankommende baiersche Küraſſiere entgegen. Ein riesiger, lanzenbewehrter Bretagner stieß den ersten derselben sogleich nieder; dann steckte der Franzose kaltblütig die Lanze links in den Schuh und zog den Degen. Condé war zugleich mit dem zweiten Baier, einem Officier, handgemein geworden, während der dritte, ein wilder Kämpe auf einem unschätzbaren, schneeweißen Schimmel, allein zwei Franzosen in die Flucht trieb, von denen der eine, ein Trompeter, angstvoll auf seinem mit einer Standarte nach damaliger Sitte geschmückten Instrumente zur Retirade blies. Condé führte einen erbitterten Hieb auf seinen Gegner. Durch eine geschickte Wendung des Baiern aber traf er den Küraß desselben .... Die Toledoklinge des Prinzen sauſete klingend über seinem Kopfe und fiel zur Erde; Condé hatte nur den Stumpf seines Schwertes in der Hand.

Glücklich leuchtete der Stern des Feldherrn, als der edle Schimmel des dritten baierschen Küraſſiers, mit furchtbarer Gewalt hintenausschlagend, den leichten Renner des Prinzen traf und ihn über den Haufen warf. Der sicher tödtliche Hieb, welchen Condé's Gegner auf sein Haupt führte, ging über dem Federhute des Niederstürzenden fort. In der nächsten Secunde ward der Officier auf immer stumm gemacht, denn der Bretagner bohrte ihm sein Schwert durch den Leib.

Einen augenscheinlich gefährlicheren Moment als diesen des wüsten, wilden Reitergefechts hat der große Condé während seiner langen Kriegerlaufbahn sicherlich nicht durchlebt. Sein Verderben war nicht weiter von ihm entfernt, als die Schneide eines scharfen Säbels breit ist. Mercy selbst mit seinen Küraſſieren brauſete heran — eben als der Fliegenschimmel Conde's mit zwei Kraftansätzen emporsprang und den in Carrière fliehenden französischen Cavalleristen folgte. Der arme l'Hôpital blieb in der Hand des Feindes.

Die Franzosen vermochten die beiden vorhin genommenen Schanzen nicht zu behaupten, und in großer Unordnung kamen sie bis nach Ebnet. Hier stellte Condé sein Heer auf; die Reserven langten vor Horben an; die Infanteriemaſſen kamen in's Gefecht gegen die immer mehr sich entwickelnden baierschen Streikräfte, und um neun Uhr Morgens, also nach vierstündiger Anstrengung, konnte der jugendliche Held Frankreichs seinerseits dem General Mercy das Uebergewicht seines Genies und die Bravheit seiner Soldaten fühlbar machen.

Mercy ward in seinem Siegeslaufe aufgehalten und ward Schritt vor Schritt wieder auf

Digitized by Google

Freiburg getrieben, wo ihm seine eigenen, den Rückzug hindernden Schanzen blutige Verluste bereiteten. Die Baiern indeß schrieben sich nicht weniger als die Franzosen die Ehre des Sieges zu. Für Mercy galt indeß, wie die Folge zeigte, der Tag wirklich als ein verlorner. Als einige Tage später, hauptsächlich wegen l'Hôpital, von Condé die Auswechselung der Gefangenen vorgeschlagen wurde, konnte Mercy für drei seiner Baiern nur jedesmal einen Franzosen anbieten.

Die Karthause zu St. Ottilien hatte, da der Kampf in ihrer unmittelbaren Nähe gewüthet, bedeutend gelitten. Die Kanonenkugeln hatten Dach und Mauern durchlöchert; die Fenster waren zerschmettert; die Insassen aber geflohen. Es war gewiß, der Jesuit hatte die Franzosen an Mercy verrathen; l'Hôpital aber brachte, als er wiederkehrte, erst etwas Genaueres über den Schurkenstreich des Paters Felix, indeß er dem Prinzen einen aus Mercy's Händen kommenden Brief übergab.

Dieser enthielt folgende Zeilen:

— Mein Prinz! Als Du in höchster Bedrängniß warst, da handelte ich an Dir als Ehrenmann und Franzose, um Dich mit Verachtung der Gefahr, welcher ich selbst mich dadurch aussetzte, zu retten. Du hast mir dadurch gelohnt, daß Du, der Reiche, dem wie dem König David so viele Schafe zu Gebote standen, dem Armen sein einziges Lamm raubtest und dasselbe unbarmherzig Deiner Schändlichkeit opfertest. Du hast Athanasia ins Verderben geführt. Meine Rache ist es, die Dir die Niederlage von Freiburg bereitete. Diese Rache hat nur erst begonnen. Von jetzt an zittere bei jedem Schritte, den Du thust; denn das Unglück, durch meine Hand bereitet, wird Dir nimmer fern sein, bis es Dich hingetrieben hat zu dem Teufel und seiner Genossenschaft, der Du angehörst... P. Felix de Joliette, Coadj. S. J.

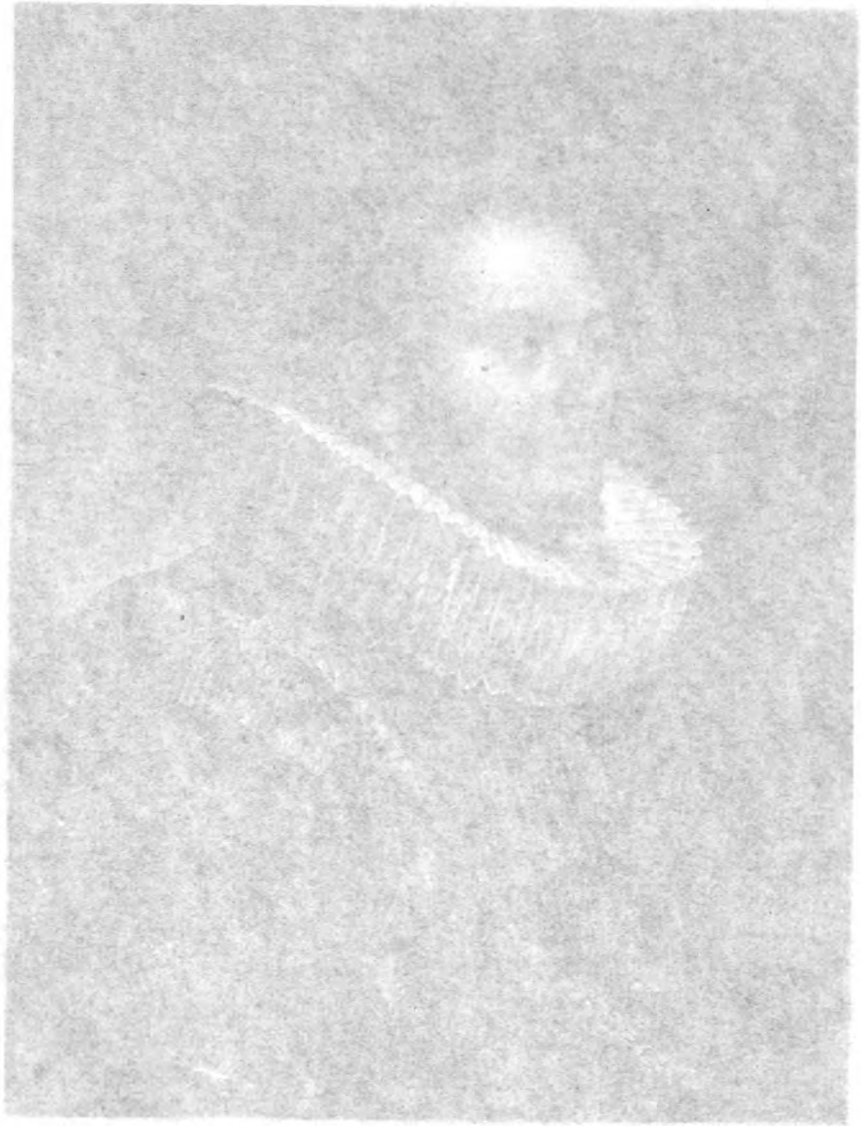
Hätte Louis Condé ein gutes Gewissen gehabt, so würde er über diesen Brief eines fanatisch Aufgeregten gelächelt haben; so aber machte derselbe bei ihm einen tiefen Eindruck. Dieser wurde noch verstärkt, als am folgenden Tage beim Recognosciren unmittelbar aus der Nähe eines französischen Pikets ein Schuß auf ihn abgefeuert wurde, dessen Kugel seinen goldenen Schnabel am Sattelknopfe zerschmetterte. Condé wollte es sich nicht gestehen, daß die Kugel von dem Jesuiten oder seinen Freunden kam. Er schämte sich seiner Unruhe, seiner Besorgnisse; schrieb aber dennoch an den Cardinal Mazarin, obgleich dieser kein Freund von ihm war, um ihm die Verrätherei seines Berichterstatters anzuzeigen.

Sechs Wochen später erhielt Condé durch Vermittelung des päpstlichen Nuntius am kaiserlichen Hofe zu Wien einen mit St. Peters Fischerringe gesiegelten Brief. In dem Umschlage lag ein Blatt des Inhalts:

— Auf den mir durch Se. Eminenz, den Cardinalbischof von Frascati auferlegten Wunsch seiner Heiligkeit, des Papstes, ist der P. Coadjutor Felix Nathanael de Joliette der Mission der Gesellschaft Jesu zu Cantong in China zugetheilt und demgemäß von Ancona über Alexandria nach seinem Bestimmungsorte abgegangen. So bescheinigt's: der Pater Ordens-General der Gesellschaft der Väter Jesu.

Ein weiterer Schritt des Prinzen Louis, durch Mazarin das Geschick Athanasia's zu erkunden, blieb erfolglos. Der Cardinal behauptete ein hartnäckiges Schweigen, und Condé konnte nur vermuthen: Athanasia, seine reizende, liebende Retterin, sei ihrem Vater nach dem fernen Osten Asiens gefolgt.

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Martin Engelbrecht.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die heilige Familie.

Von Hannibal Caracci.

Der Name Caracci oder Carracci ist einer der glanzvollsten in der Geschichte der italienischen Malerei. Es sind sechs Künstler, welche, zu derselben Familie gehörend, diesen Namen führten. Doch bezeichnet man, wenn die Caracci genannt werden, mit Hinweglassung der drei unberühmten und mittelmäßigen Maler, nur drei Mitglieder der Familie: den Ludovico, Annibale (Hannibal) und Agostino (Augustin). Das Wirken dieser drei Caracci steht in so genauem Zusammenhange, daß man von dem einen Caracci kaum reden kann, ohne die andern nicht gleichfalls erwähnen zu müssen. Die Caracci haben gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts mit vereinter Kraft eine Reform italienischer Kunst zu Stande gebracht, welche von größter Bedeutung für die Richtung der Italiener in der Malerei, als auch anderer Völker werden sollte, die durch das Studium der italienischen Kunstwerke ihre Bildung zu veredeln strebten. Die Caracci betraten in einer Periode den Schauplatz, in welcher die Kunst in Italien mit einer auffallenden Schnelligkeit von der erhabenen Höhe herabsank, auf welcher die Raphael und Michel Angelo, Leonardo da Vinci, Correggio und Tizian glänzen. In kaum fünfzig Jahren schien Alles verloren, was die edelsten Geister im Verlaufe von fast dreihundert Jahren errungen hatten. Die unsterblichen Werke der großen Meister schienen ganz machtlos geworden zu sein, denn auf der einen Seite spreizte sich die gehaltloseste, weichlichste Manierirtheit, während auf der andern ein roher Naturalismus erstand, vor welchem jeder geistige Aufschwung unterzugehen drohte. Es war den Caracci beschieden, sich dem immer weiter greifenden Verfall der Kunst mit starker, ernster Manneskraft entgegenzustemmen. Ein geläuterter Geschmack in Zeichnung und Composition ward durch sie wiederum hergestellt, und weniger ward dieses durch ihre originalen Schöpfungen, als durch die Strenge und Verständigkeit herbeigeführt, womit sie das Studium der großen Meister als die Grundlage ihrer Thätigkeit feststellten.

Alle drei Caracci sind nicht mit jener ursprünglichen Schöpferkraft ausgerüstet, welche den vollendeten Werken der vergangenen Zeit gegenüber fast unwillkürlich durchbricht und neue Bahnen zeigt. Diese Maler sind kritische Genie's, welche mit feinem Verstande die eigenthümlichen Vorzüge ihrer Vorbilder zu ergründen suchten, welche diese Vorzüge beinahe systematisch zusammenzustellen verstanden, und Nachahmungstalent genug besaßen, um wirkungsreich das als vorzüglich Erkannte in ihren Gemälden wiederzugeben. Von Begeisterung darf man bei den Caracci wenig reden; hier liegt ihre Kraft nicht; sie waren stark durch die vom berechnenden Verstande und von einem richtigen Geschmacke dictirte Methode. Es ist dies die eklektische Methode, welche in der Malerei zuerst durch die Caracci geübt wurde, bis sie als eigentliche Lehrmethode sich auf allen spätern Kunstschulen und Akademien Bahn gebrochen hat.

Es liegt in der Natur der Sache, daß eine Kritik, wie die Caracci sie übten, sich vorzugsweise der Form, welche die großen Meister zur Erscheinung brachten, zuwenden mußte. Die Zeichnung, das Knochengerüst eines Gemäldes, ward von den Caracci mit einer bis dahin unbe-

Digitized by Google

kannten Strenge bis in ihre Elemente zerlegt, um eine von allen Schwächen und Unrichtigkeiten freie Zeichnung aus diesen Grundlagen aufzubauen. Es ist sehr natürlich, daß durch ein Streben der Art vorläufig die Kunst ihrer herzgewinnenden, naiven Anmuth entkleidet werden mußte; daß das eigentliche Lebenselement, das künstlerisch Empfundene, zurückstehen mußte vor dem zersetzenden, trennenden Verstande, welcher bei den Caracci selten von einem Schwunge der Phantasie begleitet wird, der es ermöglicht, daß aus allen aufgefaßten, richtig abgeleiteten Einzelheiten eine ganze Composition hervorspringt. In der Regel sind die Caracci, eben ihres Bildungsganges und der daraus gefolgerten Methode wegen, statt einfach wahr, in ihrer Zeichnung strenge und hart, in ihren Compositionen statt voll und lebenswarm, nüchtern, inhaltsleer und die Färbung selbst ausgezeichneter Bilder dieser Meister verwischt nie den Gedanken an eine ausgeführte Skizze. Hinsichtlich des Colorits, des Fleisches und Blutes der Malerei, haben die Caracci leicht erweislich der Kunst eben so viel geschadet, als sie ihr im andern Falle durch eine genaue und gründliche Zeichnung genützt haben. Das ganze eklektische Streben der Caracci, welches den geistigen Inhalt ihrer Stoffe der ästhetischen Form derselben blos unterschob, statt daß der Künstler aus der idealen Composition heraus die entsprechendste Form finden soll, dies Streben schließt die Caracci aus dem Bereich der Malerei in Oel völlig aus. Es giebt in den Bildern unserer Künstler keine Illusion. Die bezaubernde Lyrik der Malerei, Farbenglut und sanft verschmolzene Lichteffecte, findet sich höchst selten bei den Caracci; dagegen weist ihre Methode unverkennbar auf die Frescomalerei hin, bei welcher die dem Oelbilde eigenthümlichen Vorzüge geradezu fehlerhaft sind, wollte man sie an der Mauer hervorrufen. Ein akademischer Styl, wie ihn die Caracci begründeten, und wie er in den Kunstschulen bis heute noch besteht, eine Methode des Zeichnens und Malens wird stets in der Oelmalerei zu untergeordneten Werken führen, während das Feste und Gleichmäßige eines gewissen Styls, bei welchem die Kritik stets der freien Productionskraft übergeordnet ist, sehr wohl mit der einfachen und strengen, monumentalen Objectivität der Frescomalerei bestehen kann. Die Caracci sind daher in ihrer fast unbewegten, nackten Wahrheit nie erhebender und genialer, als in ihren Frescobildern, während ihre Oelgemälde in Hinsicht auf eigentliches Malen einen kahlen, skizzenhaften Eindruck machen. Wir erwähnen als Beweis für dieses Urtheil die ungeheuer umfangreiche und prachtvolle Frescomalerei Ludovico's in dem weltbekannten Porticus di S. Michele in Bosco bei Bologna, die Geschichte der heiligen Cäcilia und diejenige des heiligen Benedictus darstellend; ferner von Annibale die Frescomalereien im Saale des Palastes Farnese, den Triumph des Bacchus mit der Ariadne, Juno mit dem Liebesgürtel der Aphrodite, Herkules und Jole, Diana und den Schläfer Endymion, Venus und Anchises, und die Geschichte der Galathea ,Aurora und des Cephalus zeigend; ein Werk, welches mit den üppigen, reizenden Nebengemälden nach den heitersten Mythen und im Sinne von Ovidius den Künstler bis ins achte Jahr beschäftigte, ihm die schmähliche Bezahlung von fünfhundert Thalern etwa einbrachte und seinen frühen Tod unmittelbar zur Folge hatte; endlich führen wir von Agostino das Gemälde von der Galathea in der Farnesina in Rom an, welches er selbst, bevor er es al fresco ausführte, als Studie in Oel malte. Es war diese gemeinschaftlich ausgeführte Composition, welche dem reizbaren Annibale den wüthendsten Haß gegen Agostino einflößte; diese eifersüchtige Wuth Annibale's ward noch gesteigert, als der sanfte Agostino für den Herzog von Parma al fresco die himmlische, die irdische und die käufliche Liebe malte.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

F. v. Mieris pinx.t W. French sc.

The Tinker. Der Messerflicker.

Weiland.

Digitized by Google

Digitized by Google

Um von den Caracci, diesen merkwürdigen Künstlern, eine mehr genaue Vorstellung zu geben, skizziren wir kurz ihr Leben und ihre Thätigkeit. Als Haupt der von den Caracci gestifteten Malerschule muß Ludovico gelten. Er war der 1555 zu Bologna geborene Sohn eines Fleischers, zeigte von frühester Zeit an bereits eine fast peinliche Aengstlichkeit beim Zeichnen, und machte daher nur sehr langsame Fortschritte. Ludovico grübelte über die Richtigkeit seiner Linien schon als Knabe; die Kritik scheint namentlich diesem reich begabten Geiste angeboren. Er wechselte, eben seiner ästhetischen Skepsis wegen, in Bologna so lange seinen Lehrer, bis keiner mehr übrig war. Dann ging er, von der Erbärmlichkeit der bolognesischen Maler aufs Tiefste überzeugt, nach Florenz und arbeitete bei Andrea del Sarto, welcher ihn durch seine beißende Laune gegen alle damals in Florenz blühenden Maler fest an sich kettete, bis der untersuchende Kunstjünger an seinem Meister ebenfalls keine geringen Schwächen entdeckte. Das Einvernehmen ward gründlich gestört, und Passignano, ein vorzüglicher Zeichner, übernahm es, den strebsamen Jüngling weiter auszubilden. Hier mußte Ludovico, obschon der reinen, kräftigen Zeichnung mächtig, mit geraden Strichen seine Schule wieder beginnen, und die Ueberzeugung, welche Ludovico von dem Werthe und der Wirkung dieses rigorosen Unterrichts gewann, ist nicht wenig Ursache gewesen, daß der spätere Meister von seinen Schülern, namentlich was die Elemente der Zeichnung anbetrifft, eine Ausdauer und ein willenloses Hingeben verlangte, wodurch nicht wenige Schüler abgeschreckt wurden, den Weg zum Tempel der Kunst durch die caraccischen düstern Vorhallen derselben weiter zu verfolgen.

Diese rigorose Art der Behandlung der Elemente der Kunst durch Ludovico Caracci muß geradezu als die Grundlage der spätern Erfolge dieser Malerfamilie angesehen werden. Ludovico's Starrheit bequemte sich nur sehr schwer dazu, als er in Bologna, Florenz und Venedig nach den besten Meistern arbeitete, namentlich nach Tizian, Tintoretto und Andrea, das Eigenthümliche dieser Maler zu erfassen. Er hatte bereits unendlichen Fleiß entwickelt, immer aber noch nichts selbst geschaffen, was ihm einen Namen machen konnte. Außerdem sah er klar ein, daß er allein schwerlich stark genug sein werde, sich den Manieristen erfolgreich entgegenzustemmen. Ludovico verband sich mit seinen nicht minder als er berühmt gewordenen Vettern, Annibale und Agostino Caracci. Unter diesen Beiden war Annibale derjenige, welcher die bedeutendste Energie des Charakters zu zeigen vermochte. Sein feuriger Geist riß die beiden andern Caracci mit fort, und seine große Begabung reizte sie zu immerwährendem Wetteifer mit ihm an.

Annibale war mit Agostino der Sohn eines Schneiders und wurde 1560 wie Agostino 1558 zu Bologna geboren. Annibale war mit Agostino ein Schüler Ludovico's bis zum Jahre 1580. Da genügte ihm der Vetter nicht mehr und er ging mit seinem Bruder nach Parma, um hier volle drei Jahre nach Correggio zu malen, wodurch er sich gänzlich in den Styl dieses Malers hineingearbeitet hatte. Tizian übte weniger Einfluß auf Annibale aus; in Paolo Veroneſe aber erkannte er ein verwandtes Element, und die klare, harmonische Färbung dieses Vorbildes hat Annibale später in seinen eigenen Gemälden glücklich nachgeahmt. Doch waren die bedeutenden Gemälde, welche kurz darauf von Annibale, als aus seinen Studien hervorspringend, geschaffen wurden, nur als der Ausdruck einer Uebergangsperiode in seiner künstlerischen Bildung zu betrachten. Seine eigentliche Entwickelung, die Verfolgung der kritischen Methode in der Malerei, beginnt erst mit seinem Aufenthalte in Rom, wohin ihn der Cardinal Farneſe berief.

Digitized by Google

Michel Angelo ergriff den jungen Künstler auf's Gewaltigste und Raphael schien ihn wie mit Zauberbanden zu fesseln. Der Geist der Kunst, die schöne, gehaltvolle Idee in schöner und erhabener Form kam bei Annibale zum Durchbruch, und jetzt erst beginnt die so sehr bewunderte, vollendetste Reinheit der Zeichnung Annibale's sich zu entfalten, welche sich dreist neben diejenige Angelo's und Raphaels stellen darf. Seine Richtung ward eine vollkommen akademische, ließ aber schon jetzt die Mannigfaltigkeit der Conception, den Ausdruck eines reichen, bewegten Lebens und eine harmonische, breite Färbung vermissen. Um die vollendete Schönheit zu erreichen, suchte er die von den verschiedenen Meistern erreichten einzelnen Vollkommenheiten zusammen, um ein tadelloses Ganze zu erbauen; diese Formenschönheit war jedoch nichts weniger, als gedankengeboren, und blieb kalt und leblos trotz aller Richtigkeit der Zeichnung und aller Harmonie des Colorits. Es liegt etwas Sculpturartiges in fast jedem Bilde Annibale Caracci's; Kraft, in vielen Fällen eine gewisse classische, unbewegliche Hoheit und Größe, ist dem Meister selten abzusprechen; doch ist fast kein einziges Bild die Frucht einer gedanken- und empfindungsvollen, ursprünglichen Schöpferkraft, welche sich gewaltig dazu drängt, in künstlerischer Form zur Erscheinung zu kommen. Hier stehen wir bei der Composition Annibale's; sie ist selten mehr, als eine künstlerische Combination; die Handlung ist herausstudirt, so daß die Figuren oft wie willkürlich zusammengestellt erscheinen und die innere Nothwendigkeit des Gemäldes, was Composition belangt, selten schlagend und ergreifend hervortritt. Hinreißen wird Annibale Caracci mit seinen Schöpfungen schwerlich; er besitzt nicht das göttliche Geheimniß, die Herzen seiner Beschauer zu rühren und den Strom der poetischen Empfindung in ihnen fließen zu machen; die berechnende Kritik aber wird durch die, einen festen Haltpunkt für die bloße Betrachtung darbietende Tadellosigkeit der Formen, namentlich der männlichen Figuren, in Annibale's Bildern widerstandlos gefesselt. Mengs, so auffallend genau den Caracci geistesverwandt, Winkelmann, Poussin u. A. m. haben oft Annibale Caracci den Platz unmittelbar nach Raphael eingeräumt.

Die ganze Art der Malerei Annibale's wies ihn von selbst zur Frescoarbeit hin, und hier erscheint das Gemessene und Gehaltene in der Bewegung seiner Figuren fast als Verdienst. Es liegt eine classische, klare Ruhe über dem Meisterwerke Annibale's im Palaste Farnese zu Rom; bei aller Grazie, bei den wechselnden Stellungen und der mannigfaltigen Gruppirung an dem Deckengemälde und den beiden großen Bogenfeldern hat die ganze Arbeit etwas Monumentales. Fünfhundert Thaler wagte der schamlose Cardinal Farnese dem Künstler, welcher sieben Jahre an diesem Werke arbeitete, als Bezahlung zu bieten.... Annibale verfluchte seinen Stand und starb aus gekränktem Ehrgeiz.

Annibale war ein außerordentlich fleißiger und gewissenhaft arbeitender Meister. Seine technische Fertigkeit war bedeutender, als die seiner Namensgenossen; dennoch malte er nie schnell. Im Ganzen hat der Künstler, welcher in der besten Manneskraft starb, viele Gemälde hinterlassen. Oelbilder von ihm sind in fast allen bedeutenden Gallerien, und viele Kirchen besitzen Werke von seiner Hand. Die Gallerie in Dresden bewahrt außer der Madonna mit dem Kinde noch einen heiligen Rochus und mehre weniger hervorragende Stücke.

Diese Madonna gilt als eine der anmuthigsten Frauengestalten, welche Annibale je malte. Zugleich besitzt das Gemälde einen herrlichen, lebendigen Farbenton, welches durchaus nicht von allen Werken Annibale's gesagt werden kann. Das Antlitz der heiligen Jungfrau ist immer der

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Ph. Wouwermans pinx. A.H. Payne sc.

The Smithy. *Die Schmiede*

Kuźnia

Digitized by Google

Digitized by Google

Gegenstand lebhaftester Bewunderung gewesen, und wirklich liegt etwas reizend Geheimnißvolles, ein süßer Ernst und die verschämte Jungfräulichkeit in diesem himmlischen Gesicht. Das Jesuskind ist wider Annibale's Gewohnheit etwas derb gehalten, übrigens herrlich gezeichnet und gemalt. Der Meister wählte gern heilige Geschichten zu seinem Vorwurfe; ist indeß in den mythologischen, antiken Stoffen in der Regel am glücklichsten gewesen. Das inbrünstige, andächtige Element der christlichen Religion war ihm nicht lieb; er malte lieber in dem griechischen Geschmack einer heitern, formenschönen Ruhe. Eins von Annibale's größern Bildern, eine Kreuzabnahme, müssen wir ebenfalls als in der Gallerie zu Dresden befindlich bezeichnen. Der Künstler hat selbst viel radirt und gestochen; einige zwanzig Blätter mögen von ihm vorhanden sein, welche im hohen Grade geschätzt werden.

Agostino erhielt seinen ersten Unterricht von Fontana und Passerotti, nachdem ihm die Beredtsamkeit Ludovico's der Werkstatt eines Goldschmieds entführt hatte. Der Kunstjünger war sanftmüthig und liebte leidenschaftlich Poesie, Musik und philosophische Studien, wodurch sich ihm sehr bald die elegante Gesellschaft Bologna's eröffnete. Diese Anerkennung seiner persönlichen Vorzüge und der Ruf, den Agostino als gewandter Schriftsteller über mathematische und philosophische Gegenstände, sowie als Gelegenheitsdichter errang, scheinen den Annibale zuerst gegen den Bruder aufgereizt zu haben. Annibale war, wie gesagt, heftig, leidenschaftlich und befand sich nur unter Menschen wohl, vor denen er seinen Cynismus, seine rohen Sarkasmen nicht zu verbergen brauchte. Annibale bewies dem Bruder, daß er von vornherein schon zu den Feinden, das heißt zu den Manieristen gehöre, daß er bei seiner weibischen Feinheit und Zierlichkeit nie ein Maler, kraftvoll wie Angelo, oder begeistert und glühend wie Raphael zu werden hoffen dürfe.

— Du wirst uns ruiniren! rief Annibale dem Agostino wüthend zu. Du wirst den Vetter und mich zum Gespött machen, wenn wir auf deine Pinseleien hingewiesen werden, um die Wirkungen unserer neuen Methode der Malerei zu studiren. Stich nach, was wir malen, schreib' Verse und Abhandlungen über unsere Bilder, aber rühre keinen Pinsel wieder an, wenn wir Brüder bleiben wollen.

Agostino gab nach und stach in Kupfer und radirte, während Annibale nach Parma ging. Kaum war der Tirann jedoch zurück, so begann der Streit abermals über Agostino's Bild des heiligen Hieronymus, welches die Carthäusermönche als das beste der ihnen für ihre Capelle übersandten Bilder erklärt und gekauft hatten. Annibale ward wüthend vor Eifersucht und die Brüder trennten sich in bitterer Feindschaft. In Rom jedoch bedurfte Annibale des Agostino in der Farnesina und der Friedfertige ging, erfand und entwarf sogar mehre der schönsten Partien dieses Meisterstücks. Seine „Galathea" in dem Palaste Farnese erwähnten wir schon; diese Schöpfung, welche nach dem Urtheil der damaligen Kenner den Agostino als den ersten der Caracci hinstellte, vergab ihm Annibale nie; er quälte den Bruder, trieb ihn ein, beleidigte ihn fortwährend und verscheuchte ihn endlich von Rom. Agostino starb in Parma aus Gram über die Intriguen seiner Feinde.

Agostino ist sicherlich der gebildetste der Caracci, welcher sich seiner Kunstprincipien am klarsten bewußt war. Seine Lehrschriften über Malerei und ihre Hülfswissenschaften sind noch heute brauchbar, und seine Gedichte über die Schönheit, über Naturscenen ꝛc. sind geistreich und zierlich.

Digitized by Google

Als Maler hat er jedoch bei Weitem die beiden andern Caracci nicht erreicht. Seine Zeichnungen sind dagegen von größter Vollendung und in diesem Punkte weicht er weder seinem Vetter noch seinem Bruder. Agostino war der eigentliche Lehrer in der Malerschule der Caracci, und zeigte sich als höchst einsichtsvollen Beobachter und Lenker der individuellen Richtungen seiner Schüler in Bezug auf Kunst. Das beste Oelgemälde Agostino's ist die genannte, zu Paris bewahrte Communion des heiligen Hieronymus, wie die Galathea oder, wie Andere wollen, die Venus Anadyomene auf dem Meere seine beste Frescoarbeit. Es sind überhaupt wenige Oelbilder von Agostino vorhanden, desto mehr Kupferstiche, unter denen viele von höchster Schönheit des Stichs und der reinsten Schattirung, welche letztere Agostino eigentlich erst in Italien einbürgerte. Die Kreuzigung nach Tintoretto in drei Platten wird mit dem Aeneas und Anchises nach Baroccio für sein schönstes Werk im Kupferstich gehalten.

Der Trompeter.

Von Gerhard Terburg.

Es war noch nicht seit lange, daß Meister Gerhard Terburg in dem alten Münster eingetroffen war. An der Hauptstraße der ehrwürdigen Stadt hatte der berühmte Maler eine Wohnung bezogen, wie sie sicherlich die österreichischen und französischen Gesandten nicht glänzender besaßen. Noch weniger konnten sich diese meist ältlichen Herren an Schönheit der persönlichen Erscheinung mit Terburg messen, und nur einige der jüngeren, namentlich der französischen und kurbrandenburgischen Cavaliere durften sich neben dem kunstreichen Holländer zeigen, ohne von ihm verdunkelt zu werden.

Gerhard Terburg war erst seit einigen Monaten von der Roma zurückgekehrt. Er zeigte in seinem Anzuge von schwarzem Sammt die ausgezeichnete, geschmackvolle Feinheit, in welcher die Italiener von damals selbst die Franzosen weit übertrafen. Doch aber hatte Terburg statt des jähzornigen und hinterlistigen Herzens eines Italieners, dasjenige eines ehrlichen Niederländers wieder mit über die Alpen gebracht.

Der Maler war zu jener berühmten Zeit, 1648, als die Staatsmänner von ganz Europa jenes seltsame und ungeheuerliche Werk zu Stande gebracht haben, welches der westfälische Frieden heißt, etwa sechsunddreißig Jahre alt. Seine Gestalt war schlank und zierlich, sein Haar voll und lockig und die Miene war eben so fein und geistreich, als seine delicat gezeichneten und ausgeführten Gemälde. Diese Gemälde Terburg's behaupteten schon damals einen hohen Ruf. Es waren noch nicht die anziehenden, vornehmen Conversationsstücke, welche Terburg später in Deventer zu malen anfing, sondern meistens Bildnisse, denen der Maler seine Berühmtheit verdankte. Aber diese Portraits waren meistens auch als Genrebilder feinsten Styls anzusehen, denn Terburg verstand, seine Figuren in den passendsten und interessantesten Umgebungen darzustellen, und diese Umgebungen waren mit seltener Meisterschaft gemalt. Nicht weniger spiegelten die Bildnisse Terburgs die dem Künstler eigene hohe Anmuth wieder; er vermochte im Portrait künstlerische Wahrheit statt einer genauen Abschrift der nicht selten unschönen Wirklichkeit zu geben,

Digitized by Google

ohne die eigentliche Aehnlichkeit des Bildes mit der dargestellten Person zu beeinträchtigen. Außerdem konnte es kaum vollendetere Cabinetsstücke als die Terburg'schen Portraits geben. Es war wirklich kein Wunder, daß die hohen Herren, welche um den Frieden tagten, sammt den Damen ihrer Familien mit wahrer Leidenschaft auf den Maler eindrangen, um sich portraitiren zu lassen. Terburg empfing, als es eine Art von Ehrensache wurde, von ihm gemalt zu sein, Preise für seine Arbeiten, wie sie ein niederländischer Maler bei seinen Lebzeiten vor ihm kaum bezogen haben dürfte, wodurch er im Stande blieb, sich mit bedeutendem Aufwande in den hohen Gesellschaften Münster und Osnabrücks zu behaupten.

Wie in Italien, so war Terburg auch hier in Münster bald der erklärte Liebling der Damenwelt. Obgleich die letztere ihm bei Weitem nicht so leidenschaftlich huldigte, wie später die hohen Damen Madrids es thaten, wo der Künstler in Folge seiner Liebesabenteuer flüchten mußte: so entstanden doch genügende Ursachen, daß Terburg von verliebten Nebenbuhlern angefeindet wurde.

Während der Friedensunterhandlungen hatte sich eine reiche Anzahl von Sängern, Schauspielern und Tänzern nach Münster gezogen, wo der Ton, wahrscheinlich wegen der französischen und italienischen Cavaliere, bedeutend frivoler war, als in Osnabrück, wo die kaiserlich österreichischen, die reichsständischen und schwedischen Gesandten ehrenfest tagten. Die Damen der fahrenden Gesellschaften in Münster waren es besonders, auf welche die fremden, lebensfrohen Herren Jagd machten, da die ehrsamen Bürger Münsters in der Regel die Thüren fest genug verschlossen hielten, um ihre girrenden Täubchen vor den fremden Habichten zu sichern.

Die ausgezeichnetste dieser fahrenden Gesellschaften war gewiß diejenige, welche der Gesandte des stolzen Venedig, der Nobile, Contarini Contareno, mitgeführt hatte. Es war dies eine Sänger- und Tänzer-Truppe. Der Stern derselben war die Primadonna und erste Tänzerin Signora Alessandra Faletti, ein sicilianisches Mädchen, welche, ungeachtet sie schon fünfundzwanzig Jahre zählte, dennoch eine bezaubernde Schönheit und Frische besaß. Sie war die erste, welche kurz nach Terburgs Ankunft zu ihm kam, um sich malen zu lassen. Ihre Speculation hatte die Italienerin nicht getäuscht; denn als sie ihr Bild bei einem Gemäldehändler nur wenige Tage hatte ausstellen lassen, schienen ihre gefährlichen Pariser Rivalinnen gar nicht mehr für die vornehme Welt vorhanden zu sein, und Jeder sprach nur von Signora Alessandra und Jeder wollte nur sie singen hören und sich an ihren graziösen Schwebekünsten ergötzen.

Alessandra hatte es besonders darauf angelegt, das Herz des Malers zu erobern. Wohl mochte die erste Ursache dieses Planes eben so schlaue Berechnung sein, als es der Auftrag zur Arbeit war, welchen sie Terburg gab. Dieser durfte nur seine Pinsel mit den schmelzreichen Farben füllen, und Mademoiselle Mimi, oder Colette glänzten den Kunstliebhabern aus goldnem Rahmen vielleicht eben so verlockend als Signora Alessandra entgegen. Lange ließ sich der ziemlich eigennützige Künstler bitten, bevor er der italienischen Sängerin das Versprechen gab, keine ihrer Nebenbuhlerinnen malen zu wollen; aber endlich versprach er es doch. Die schlaue Reizende hatte tiefen Eindruck auf Terburgs Herz gemacht, und das wollte viel sagen; denn dem Maler war es eben nichts Ungewöhnliches, sich von schönen Frauen angebetet zu sehen.

Die arme Alessandra aber, welche bis zu dieser Zeit so oft ungestraft mit dem Verlieben gespielt hatte, fühlte sehr bald, daß sie selbst arglos in die von ihr dem Maler gelegte Falle

Digitized by Google

gerathen war. Sie liebte den schönen Maler, welcher kaum halb ihrer mächtig und ohne Rückhalt hervorbrechende Gluth erwiderte, und von diesem Augenblicke an war sie taub und empfindungslos gegen die Aufmerksamkeiten und Bewerbungen des glänzenden Kreises von Anbetern, welcher sie umlagerte.

Jedenfalls der bemerkenswertheste dieser Verliebten war der Liebling Mazarins und Lyonne's, der Graf d'Avaux von der französischen Gesandtschaft. Der Graf war einige Jahre älter als Terburg, höher und von imposanteren Manieren als dieser, und kaum konnte der Herzog von Dunois und Longueville die Pracht verdunkeln, welche dieser Cavalier aufwandte. Alessandra hatte nie etwas Aehnliches gesehen, als die prachtvollen Perlenschnuren und ein Halsband von Diamanten, das ihr der Graf d'Avaux mit einem Briefe sandte, in welchem er ihr beschwor, er werde nur seiner Liebe zu ihr gehorchen, sich um sein adeliges Wappen mit der Herzogskrone drüber nicht kümmern, sondern sie, die Sängerin, zu seiner Gemahlin machen, wenn sie es über sich gewinnen könne, seinen Bitten Gehör zu geben. Signora Faletti aber sandte, ohne nur ein Wort zu erwidern, das Brautgeschenk wieder zurück.

An demselben Abende, spät nach dem Theater, trat der Graf zu großer Ueberraschung der Italienerin, welche ihre Wohnung und ihr Zimmer gut verschlossen glaubte, in ihr Gemach. Alessandra war fast im Nachtkleide. Ihr reiches, braunes, goldig schimmerndes Haar war aufgelöst und fiel der im Divan Sitzenden in großen Wellen über Schultern und Arme bis in den Schooß, wo ihre gefalteten Hände lagen. Die Füße waren auf eine gepolsterte Bank gesetzt, so daß sich die goldgestickten Spitzen ihrer kleinen Atlasschuhe unter der silbergrauen Wolke des seidenen Unterkleides neugierig hervorstahlen.

Die schöne Frau hatte sich mit dem Oberkörper leicht nach vorn gebeugt, und ihr träumerisches, schwarzes Auge heftete sich, indeß tiefe Blässe ihre antik geformten Züge überzog, unverwandt nach ihrem von Terburg gemalten Bildniß, vor welchem ein zierlicher Armleuchter brannte.

— Das bist Du! Du bist's! hatte sie geflüstert. Das ist Deine Stirn, das muthwillige Blitzen Deines Auges und der schönste Strahl Deines Lächelns umzieht jenen Mund. Wie schön bist Du, Mädchen, auf der Leinwand, wie schön! Und doch wie erbärmlich ohnmächtig sind Deine Reize! Kannst Du ein Herz fesseln, wie ich es liebe? O, gewiß, Du kannst nicht, sonst hätte sich der Maler in sein eigenes Werk verliebt, bevor er noch den letzten Pinselstrich gethan hätte.

In diesem Augenblicke trat der Graf d'Avaux bei der Sängerin ein. Das Mädchen sprang entsetzt in die Höhe und rief laut nach ihrer Dienerin.

— Schöne Frau, bemühen Sie sich nicht! antwortete d'Avaux mit tiefer Verbeugung. Giuliettta ist mitleidiger gewesen als Sie und hat mich hier eingelassen. Sie wird Ihrem Rufe nicht gehorchen, denn endlich, ja endlich muß ich ungestört diese Unterredung mit Ihnen haben, von welcher mein Leben abhängt...

Alessandra machte, noch immer der Sprache nicht wieder mächtig, eine heftige, fortweisende Bewegung.

— Sie wollen mir nicht antworten? Wie Sie wollen; aber anhören werden Sie mich von Anfang bis zu Ende. Ich sehe, Sie, meine Dame, haben die Idee, dies Haus und die Nachbarschaft zu allarmiren... Ich werde in diesem Punkte keine Rücksicht kennen... Sie sind in

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

The Flight into Egypt — Die Reise auf der [illegible]

Ipso nunc vivere mercede de Egypto

Digitized by Google

Digitized by Google

dieser Minute in meiner Gewalt, und mögen Sie diesen Umstand nicht vergessen, wenn Sie mir antworten.

Alessandra schwieg unverbrüchlich. An der sich immer mehr verfinsternden Miene des Grafen d'Avaux sah man, wie sich seine aufgeregte Empfindung zur Leidenschaft steigerte. Aber noch ein Mal bezwang er die Worte, welche bereits auf seiner Zunge schwebten, gewaltsam und sagte:

— Sind Sie, Madame, nicht eine Thörin, so das Anerbieten mit Füßen zu treten, welches Ihnen das Glück macht? Und ich, bin ich nicht ein eben so vollkommener Thor, mich über Ihren Eigensinn zu ereifern? Signora, was verlangen Sie von dem Manne, dem Sie Ihre schöne Hand bewilligen? Jugend sicherlich nicht, denn, pardieu! Sie selbst werden keinen Anspruch darauf machen, jung zu sein. Alessandra, ich bitte Sie, erbittern Sie sich nicht vorsätzlich gegen mich! Ich denke, selbst die Jugend kann nicht kräftiger sein als der Mann, welcher vor Ihnen steht! Und wollen Sie Talent, Bildung? Ich darf weiter nichts bemerken! Oder Stellung in der großen Welt! Madame, ich weiß, es ist Ihnen nicht unbekannt, daß der Herzog von Dunois, obgleich ein Prinz von Geblüt, den Grafen d'Avaux hier eben so wenig in Schatten stellen kann, als er dies zu Paris vermöchte. So lange Mazarin nicht in Münster sein wird, ist der Graf d'Avaux der erste aller Repräsentanten der Staaten von Europa ...

Der Graf hatte eine hohe Haltung angenommen und reichte der Sängerin in der Weise eines stolzen Siegers die Hand. Alessandra schlug seine Hand aus und erhob sich mit einer Art von edler Erbitterung.

— Eine maßlose Eitelkeit, Graf von d'Avaux, sagte sie, giebt Ihnen noch nicht das Recht, fremde Leute zu mißhandeln. Sie berufen sich auf Ihr Herrscherrecht hier in Münster, in das Zimmer einer Dame heimtückisch einzudringen, die Ihnen nie eine Idee von Bevorzugung gegeben hat, wodurch Sie diese Unverschämtheit rechtfertigen könnten. Wer denn sind Sie, lassen Sie sehen? Sicherlich der letzte Edelmann, welcher hier in Münster beim Friedensschluß beräth! Der letzte, sage ich nochmals; denn erbärmlicher als Sie gethan, benimmt sich kaum ein Page, viel weniger ein Mensch, der Cavalier sich nennt.

— Schweigen Sie! Schweigen Sie! rief d'Avaux betroffen, aber erbittert.

— Nein, nein! rief die Italienerin. Ich habe Ihnen zu antworten. Sie wären der vornehmste der hier versammelten Gesandten? Sie? Wissen Sie, Graf d'Avaux, es sind hier neunundsechzig der berühmtesten Staatsmänner unserer Zeit, welche auf einem großen Bilde vereinigt sein werden, auf einem Bilde von Gerhard Terburg, das noch lange berühmt sein wird, wenn die Namen der hier anwesenden Gesandten schon seit hundert Jahren vergessen wurden.

— Terburg? murmelte d'Avaux.

— Ja, Terburg malt dies Bild. Und damit Sie, stolzer, eingebildeter Mensch, eine Ahnung erhalten, wie wenig andere Leute die stolze Meinung theilen, die Sie über Ihre Vortrefflichkeit hegen: so erfahren Sie, daß der niederländische Maler weder Sie, noch den Herrn de Servien, weder den Grafen Lamberg, noch den Nobile Cantareno gewürdigt hat, auf seinem Bilde von dem Compromiß des Friedens von Münster eine Stelle einzunehmen.

D'Avaux ward sehr betreten. Er erinnerte sich rasch daran, daß Terburg, so oft er ihn auch ersucht hatte, ihn zu malen, stets Ausflüchte gefunden hatte, um ihn, den Grafen, mit leeren Worten hinzutrösten.

Digitized by Google

— Und wodurch haben Sie Kenntniß davon erhalten, Madame, wen Terburg malen oder nicht malen wird? Ich bitte Sie!

— Wodurch? Durch Terburg selbst!

— Sie stehen also mit diesem schleichenden, gleisnerischen Holländer in einer Verbindung, die ich kaum ahnte ... stammelte der Franzose.

Alessandra lächelte ironisch.

— Terburg? fragte sie. Terburg! Sind Sie denn der letzte, welcher erfährt, daß Terburg der erklärte Geliebte von Alessandra Faletti ist? Sie sind ungewöhnlich allwissend, mein Herr Graf.

Von dieser Kunde ward d'Avaux so betroffen, daß er vollkommen die Fassung verlor, um nur ein Wort zu erwidern.

— Terburg! flüsterte er und seine Hand suchte das Gefäß des Degens, indeß seine Zähne sich aufeinander preßten.

Der Graf d'Avaux griff nach der Thür, indeß er der triumphirenden Italienerin eine steife, stumme Verbeugung machte. Anstatt den Abschiedsgruß zu erwidern, wandte Alessandra dem Scheidenden den Rücken. Der Franzose ging und kam auf die Straße. Hier erst besann er sich und erinnerte sich daran, was er denn eigentlich gewollt habe.

— Stirb, einfältiger Bursche! rief sich d'Avaux zu. Du hattest diese Italienerin in Deiner Gewalt; Du konntest als Herr sprechen und Niemand in ganz Münster hätte sie aus Deiner Hand zu erretten vermocht ...

Er schien wieder zurückgehen zu wollen, fand dasmal aber die Thüren bestens verschlossen.

— Aber nach diesem Terburg wollte ich gehen! knirschte der leidenschaftliche Franzose. Er gürtete seinen Degen fester und verfolgte die Richtung nach der Straße, wo Terburg wohnte. Hier klopfte er lange. Endlich hörte d'Avaux eine klare Stimme ein italienisches Liedchen singen. Der Sänger kam näher und bald hörte d'Avaux einen hellen Anruf.

— Ha! Mynheer! Ich denke, man pocht nicht so laut, wenn man nicht überzeugt ist, daß der Herr vom Hause sich daheim befindet! Was wünschen Sie von mir, denn ich denke, Sie wollen Gerhard Terburg und nicht etwa einen seiner Bedienten sehen.

— Ich bin Hippolyte, Graf d'Avaux! sagte der Franzose, welcher plötzlich fühlte, welche lächerliche Rolle er als verschmähter Liebhaber der Signora Alessandra dem begünstigten Künstler gegenüber zu übernehmen im Begriffe stand.

— D'Avaux! sagte Terburg und machte eine Verbeugung.

— Und Sie wissen nicht, weshalb ich Sie noch so spät zu sprechen wünsche? fuhr d'Avaux mit ziemlicher Arroganz fort.

— Ich, mein Herr Graf? Ihre Gedanken sind viel zu erhaben und genial, als daß ein bescheidener Maler Ideen davon haben sollte, was sich unter Ihrer edlen Schädeldecke umhertreibt! sagte der sarkastische Künstler mit ehrerbietigem Tone.

— Ah, gut, Monsieur! Ihr wollt mich lächerlich machen! Versichere Euch, das ist schlecht am Orte; tonnerre! Sie malen jetzt die Gesandten, siebenzig Männer auf einen Streich..... Warum, zum Teufel! wollen Sie den Gesandten des allerchristlichen Königs von Frankreich, weshalb wollen Sie den Grafen von d'Avaux von Ihrem Bilde excludiren?

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

— Ah! rief Terburg heiter. Einmal, mein Herr, verlangen Sie, ich soll Sie nicht lächerlich machen, und dann verlangen Sie in Gott weiß welchem Tone, ich soll Sie effectiv lächerlich machen und Ihr Bildniß neben dasjenige der berühmtesten Staatsmänner der Gegenwart malen. Sie sind ausgezeichnet, Herr Graf, das heißt in der Aufstellung von paradoren Forderungen.

D'Avaux schäumte fast vor Wuth. Er griff nach dem Degen.

— Lassen Sie den Flederwisch stecken, mein Freund! rief Terburg mit erhobener Stimme, oder Sie werden einen Fechter sehen, der, Gott bezeuge mirs, Ihre adeligen Rippen nicht im Geringsten schonen wird.

— Gut, gut! murmelte d'Avaux. Aber, Herr Maler, ich werde mich zu revanchiren wissen! Das werde ich!

Und der Franzose ging eiligst ab. Im französischen Gesandtschaftshause angekommen, rief d'Avaux den Lieutenant der Mousquetaires, welche der Gesandtschaft von Paris aus als Escorte gefolgt waren. Es war eine Abtheilung von fünfzig auserlesenen Leuten, welche in der Vorstadt ihr Quartier und die Ställe für die Pferde hatten.

— Gallois! schrie d'Avaux wüthend.

Auf diesen Ruf kam nicht nur ein schöner, blonder Offizier, sondern auch der Herzog von Dunois auf der Flur.

— Mein Gott, d'Avaux, wozu dies gräßliche Geschrei?! fragte der Herzog.

— Ein Wort, Hoheit!

Und d'Avaux erzählte sein Abenteuer zum großen Gelächter des edlen Herzogs, welcher sich mit den Worten entfernte:

— D'Avaux, das sind rein persönliche Angelegenheiten, und wir sind nichts weniger als gesonnen, Parteisache zur Sache von Frankreich zu machen. Bedürft Ihr übrigens eines Secundanten, Amice, so erinnert Euch gefälligst, daß wir, Servien und ich, kein schlechtes Handgelenk besitzen. Gute Nacht!

Aber d'Avaux ließ sich so leicht nicht irren. Er ging unten in die Wachtstube, wo ein helles Feuer im Kamin brannte, und sagte dem lächelnden Gallois:

— Jacques! Sie schicken auf der Stelle eine Ordonnanz nach Ihren Barraques, verlangen zehn Mann, und lassen auf meine und des Herzogs Verantwortung sogleich den Maler Gerhard Terburg verhaften. Er hat die königlich französische Gesandtschaft beleidigt und soll Genugthuung geben, wenn er nicht nach Paris transportirt werden und die Bastille kennen lernen will.

Gallois zog ein hörnernes Dintenfaß aus der Tasche, nahm ein ledernes Etui und brachte eine sorglich behütete, stumpfe Feder hervor. Nachdem er von dem Grafen nochmals erkundet hatte, was geschehen solle, zog er seine oben weit ausgebauschten, über die Beinkleider reichenden Strümpfe empor, schellte und putzte die Lichter am Wandleuchter sehr sorgfältig. Dann begann auf einem Feldtischchen die Arbeit des Schreibens, wobei der würdige Krieger eine seiner Thonpfeifen zerbrach und die andere, wie er sich ausdrückte, vernagelte. Doch hatte Gallois ein schon ziemliches Stück geschrieben, als ein Trompeter eintrat, gekleidet in die schöne Tracht der Reiter aus dem Franche-Comté. Der Mann, welcher im Palaste der Gesandtschaft Ordonnanz hatte, zeigte ein so schelmisches, südländisches Gesicht, daß man diesen Spaßmacher seiner Escadron

Digitized by Google

nur mit unwillkürlichem Vergnügen betrachten konnte. Der Bursch war höchstens dreiundzwanzig Jahre alt; seine schwarzen Augen zeigten den neckischen Schalk, auch wenn seine schmalen Lippen nicht so gutmüthig gelächelt hätten. Sein in langen Locken herabfallendes schwarzes Haar hätte eine Fürstin zieren können. Auf dem Kopfe trug er die Lagermütze, eine Art von Barett aus Fuchsfellen gemacht, mit großen Seitenklappen zum Niederschlagen bei schlimmen Regennächten. Jetzt standen diese Klappen, mit den Spitzen nach vorn gerichtet, unternehmend in die Höhe. Der Trompeter trug die Farben des französischen Königshauses und hatte einen schönen Waffenrock über sein ledernes Collet und eine breite, goldbefranste Schwertbinde. Die langen Stiefel der damaligen Reiterei waren so weit an den Schenkeln emporgestreift, daß sie das weite, dunkelrothe Beinkleid verbargen.

— Was befehlt Ihr, Lieutenant Gallois? fragte der Trompeter lächelnd.

— Bring' diesen Brief nach dem Commandanten unserer Escadron und sag' ihm: er habe hier zwar den Befehl, aber er werde gebeten, denselben nach geschehenem Durchlesen sofort zu verbrennen. Und er soll so wenig Aufsehen als möglich machen; doch muß er den Maler Terburg schaffen, er muß es ...

In diesem Moment trat Niemand anders als Terburg selbst ins Gemach. Die beiden Soldaten sahen sich sehr betroffen an; Gallois aber faßte sich nicht so schnell als der schelmische Tompeter, welcher letztere sofort zum Grafen eilte, um ihm die unerwartete Nachricht zu überbringen. D'Avaux trat heraus und stand seinem verhaßten Nebenbuhler gegenüber.

Terburg winkte dem Grafen gebieterisch und d'Avaux verbeugte sich unwillkürlich, indeß er die Thür seines Cabinets öffnete und den Künstler eintreten ließ.

— Ich fordere Rechenschaft von Ihnen, Herr Graf, sagte Terburg. Eine Dame hat mir den Auftrag ertheilt, Sie für das unverantwortliche Benehmen zur Rechenschaft zu ziehen ...

— Ah, gut, mein Herr! Sie sprechen von Alessandra Faletti! Aber glauben Sie in der That, daß ein Edelmann im Sinne haben konnte, eine Dame zu beleidigen?

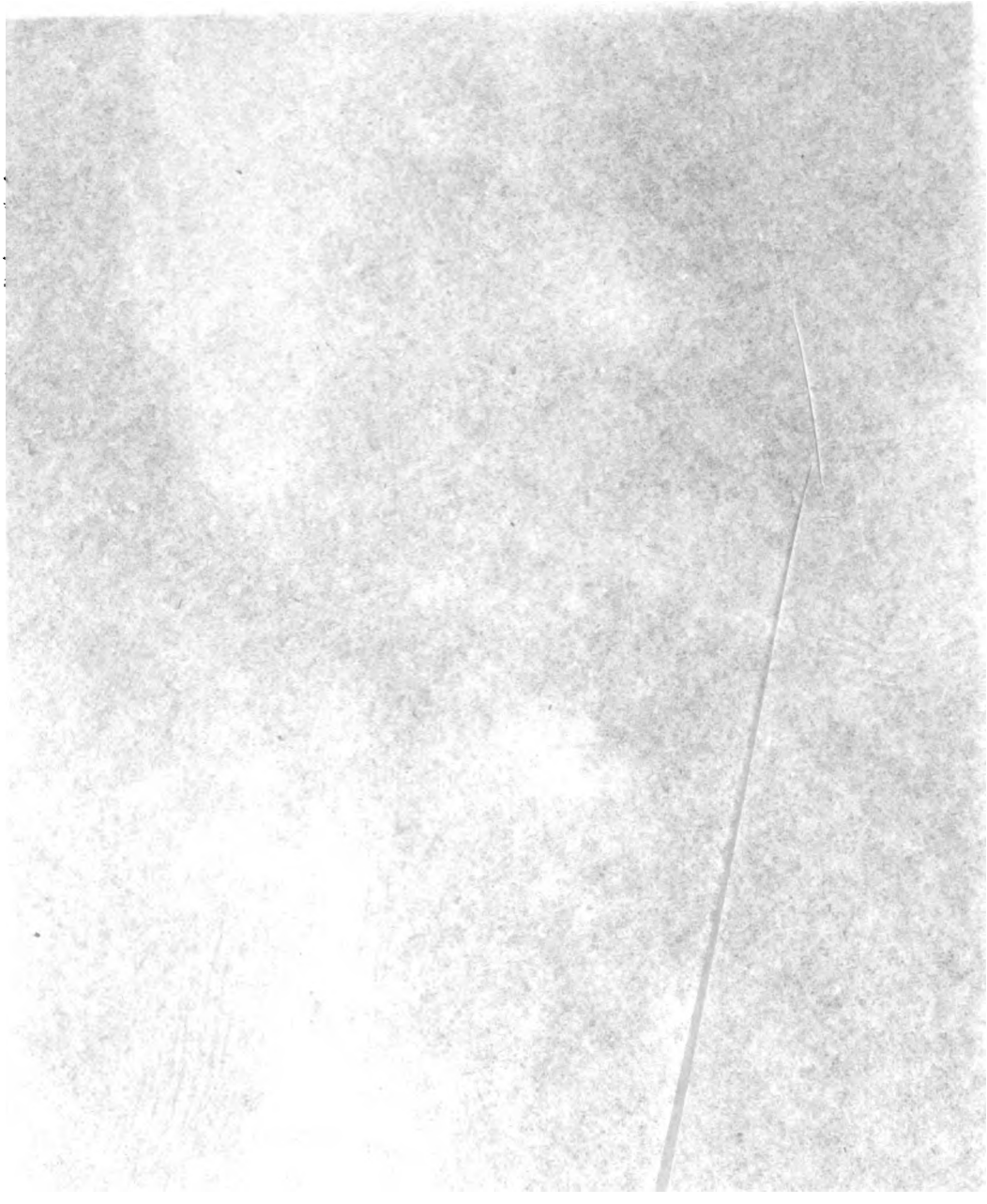
Der Franzose sprach mit einer so bemerklichen Frivolität, daß Terburg, welcher noch keine Gelegenheit hatte, sich über den chamäleontischen Charakter des Grafen zu unterrichten, ihn erstaunt anblickte.

— Was wollen Sie weiter! sagte d'Avaux fast gutmüthig lächelnd. Ich habe Sie wahrlich noch nie so genau als heute Abend betrachtet; aber jetzt sehe ich, daß Signora Alessandra keineswegs zu verdammen ist, wenn sie den niederländischen Maler dem französischen Grafen vorzieht. Morbleu! Sie müssen indeß wissen, daß mich keineswegs blos die „rosige" Liebe zu der eisenköpfigen Italienerin getrieben hat. Ich wollte von ihr Auskunft haben über eine Ehrenkränkung, die Sie mir zufügten ...

— Ich? fragte Terburg.

— Ja! Warum haben Sie absichtlich den Grafen d'Avaux von Ihrem Gesandtenbilde ausgeschlossen? Wie, mein Herr! Alessandra hatte geäußert, daß ich auf ihren Betrieb von Ihnen ausgemerzt wurde? Eh bien! Es geziemt mir wohl, in diesem Punkte bei der Signora nach der Ursache ihres feindlichen Treibens zu forschen. Sie wies mich so lange ab, bis ich, endlich die Geduld verlierend, mir mit goldnem Schlüssel ihre wohlverwahrten Thüren öffnete. Statt aber sich zu entschuldigen, warf sie mir höhnend meine Unbedeutendheit vor, welche Sie zu ver-

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

The Sally *Der Ausfall*

Digitized by Google

Digitized by Google

ewigen im Begriffe stehen. Wie, mein Herr, glauben Sie, es ist eine Kleinigkeit, wenn sich in etwa hundert Jahren Jemand auf Ihrem Bilde vergebens nach dem Grafen d'Avaux umsieht?

Der Graf warf sich mit sehr vornehmer Miene in seinen großen Lehnstuhl und schnitt mit großer Beharrlichkeit an seinen rosenfarbenen Nägeln. Dieser Herr sprach von derselben Alessandra, die ihn noch vor wenigen Minuten auf's Höchste entflammte, mit einer Gleichgültigkeit, als rede er von dem schneeweißen Windspiel, welches eben auf einen Tisch sprang und sich's mitten zwischen den hochwichtigen Staatspapieren des Grafen sehr bequem machte, ohne daß dieser nur einen Blick zur Seite geworfen hätte. Kaum konnte sich Terburg überreden, der Graf spreche die Wahrheit, und doch sah dieser feine, geübte Physiognomiker nur zu gewiß, daß der wetterwendische Franzose aus vollem Herzen heraus redete.

— Sie haben also nicht die Absicht, ferner der Signora Faletti beschwerlich zu werden? fragte Terburg, welcher, eitel im höchsten Grade wie er es war, sehr durch die Aeußerung des Grafen besänftigt worden war, daß man in hundert Jahren seine Bilder als ein Stück Weltgeschichte betrachten werde.

— Die Signora wird mich hier in Münster ertragen müssen, erwiderte d'Avaux mit feiner Ironie, denn der König von Frankreich schickt mich hierher, und bei aller Hochachtung vor schönen Frauen muß ich doch bezweifeln, daß das Belieben einer Theaterprinzessin derartige Befehle aufheben kann. Aber ich hatte die Absicht und habe sie noch, Ihnen beschwerlich zu fallen, Herr Maler. He, Gallois, Gallois!

Der Officier trat ein.

— Habt Ihr noch die Ordre für den Oberst Maraux?

Der Officier langte den Zettel aus seinen weiten Beinkleidertaschen hervor und gab ihn auf einen Wink des Grafen dem Maler. Dieser ward ziemlich betreten.

— Ja, ja, ich hätte Sie aufheben lassen, und Sie wären nicht fortgekommen, bevor Sie auch mich Ihrem Bilde einverleibt gehabt hätten. Und widerstreben Sie, so sind Sie, ich schwöre es Ihnen, noch in diesem Augenblicke nicht sicher, daß ich Sie gefangen nehmen und zu besagtem Zwecke einsperren lasse, mögen Sie und die Generalstaaten dann später sagen, was beliebt.

Terburg schwankte einen Augenblick in seinem Entschlusse. Am Ende aber behielt das allerdings für ihn Schmeichelhafte der Sache die Oberhand.

— Und ganz in den Vordergrund muß mein Bildniß kommen! näselte d'Avaux, dem Maler mit zerstreuter Miene eine Prise Tabak anbietend.

Beide sahen sich bei diesem Manöver in die Augen und Terburg konnte ein leises Lächeln nicht unterdrücken. Der Graf ward sehr ernst, dann schwenkte er sich auf der Zehenspitze rundum und brach in ein helles Gelächter aus.

D'Avaux reichte dem Maler die Hand.

— Sind wir Freunde? fragte der Franzose.

— Ja, aber Sie werden mich nicht durch Ihre Mousquetaires überfallen lassen.

— Gott bewahre mich vor diesem Frevel! Aber mein Portrait?

— Suchen Sie morgen selbst den Platz auf dem Bilde, wo Sie zu stehen wünschen, Excellenz.

— Ein Wort! rief d'Avaux sehr erheitert, in die dargebotene Hand des Malers heftig ein-

Digitized by Google

ſchlagend. Aber noch Eins. Sie ſehen, ich ſuche mir meinen äußerſt dünnen Knebelbart hervorzuziehen, da ich vielleicht im andern Jahre zur Armee gehe. Der Bart müßte etwas üppiger gemalt werden ...

Jetzt war die Reihe an Terburg zu lachen. Beide trennten ſich als die beſten Freunde.

Als Terburg ging, befanden ſich Gallois und der Franche-Comtéer noch in dem Dienſtzimmer.

— Ihr hattet mir eine vortreffliche Gefälligkeit zugedacht, Freunde! ſagte der Niederländer. Erlaubt, daß ich meinerſeits Euch meine Freundſchaft beweiſe.

Gallois ſchmunzelte und der Trompeter fing eine luſtige Melodie zu pfeifen an; denn Terburg legte den Herren zwei blanke Ducaten auf den kleinen Tiſch. Als die Soldaten ſich lebhaft bedankten, ſagte Terburg heiter:

— O, Freunde, ich bin etwas eigennützig; ich gebe nie Geld umſonſt. Ihr, Herr Officier, ſetzt Euch wohl eine Minute wieder an Euren Tiſch, und Ihr, Herr Trompeter, könntet Euch mit gekreuzten Händen, das Geſicht zu mir gewandt, ungefähr ſo ſtellen, wie Ihr vorhin ſtandet, als ich hier eintrat.

Nach einer halben Stunde hatte Terburg eine Skizze zu einem allerliebſten Genrebilde, obgleich der Maler in ſeiner Arbeit fortwährend durch den Grafen geſtört wurde, welcher ihm unermüdlich ſeine Bemerkungen machte.

Aleſſandra aber empfing am folgenden Tage ein Billet mit dem Perlenhalsbande und den Diamanten. Er ſchrieb:

— Madame! Ich habe bei Terburg mein Portrait beſtellt. Da zu vermuthen ſteht, daß die Bezahlung dafür in Ihre liebenswürdige Taſche wandern wird: ſo will ich dem von mir zu zahlenden Ehrenſolde den Weg erſparen und ſende denſelben ohne Weiteres zu Ihnen. D'Avaux.

Daß die Faletti von dieſem Augenblicke an einen unauslöſchlichen Haß gegen den Franzoſen empfand, verſteht ſich von ſelbſt. D'Avaux aber nahm richtig einen Ehrenplatz auf dem Bilde der Geſandten ein, welches ſich gegenwärtig im Beſitze des Fürſten Demidoff in Petersburg befindet.

Maria von Medici.

Von G. Fasolo.

Es iſt ein eigenthümliches Gefühl, wenn wir zum erſten Mal ein gutes Bildniß berühmter Perſonen ſehen, deren Geſchichte uns geläufig iſt und deren Geſtalt uns längſt ſchon im Nebelreiche der Phantaſie vorſchwebte. Wir ſtudiren die Züge, den Blick und die Haltung, welche das Portrait zeigt, voll Eifer und Intereſſe, um an dieſen äußerlichen Zeichen den Charakter des Originals, wie er ſich in heiterer, künſtleriſch-genialer, blutiger oder frommer, zum Himmel gewandter Weiſe geltend gemacht hat. So ſelten ein Bildniß mit ſeinem erſten Totaleindruck der

Digitized by Google

unbestimmten Idee, welche wir von der Person in uns trugen, zu entsprechen pflegt, um so sicherer aber finden wir, das Charakteristische des Bildes mit dem Leben und dem Thun des Dargestellten vergleichend, in den einzelnen Partien uns befriedigt, bis wir dahin gelangt sind, aus diesem Einzelnen uns ein Ganzes zu erbauen, dies neue Bild unserer Einbildung einzuprägen. Wir endigen dann damit, dies Bild von der Geschichte der dargestellten Person in unsern Gedanken gar nicht mehr trennen zu können. Dies trifft genau bei diesem Bildniß der Maria von Medici, deren bloßer Name genügt, um eine ganze Reihe der bedeutendsten Ereignisse in Frankreichs Geschichte vor unser inneres Auge heraufzubeschwören, Ereignisse, die wir hier nicht erst noch besonders anzudeuten brauchen.

Das Portrait athmet eine seltene Wahrheit, ist in der Weise gehalten, wie Paolo Veronese zu malen pflegte, und zeigt jedenfalls in Zeichnung wie in Färbung, sowie in der, den Italienern geläufigen, täuschenden Wiedergabe der Kleiderstoffe eine hohe Begabung des Malers. Dieser wird als Fasolo genannt, ein Meister, über dessen Lebensverhältnisse, Geburts- und Todesjahr sehr wenig feststeht. Er soll 1572 zu Verona gestorben sein, und zwar an den Folgen eines Sturzes von einem im Saale des Podesta aufgeschlagenen Malergerüste. Dieser Fasolo hieß Gianantonio, war in Vicenza geboren und Jeloti's Schüler, worauf er sich durch das Studium und das Nachahmen des Veronese selbst weiter bildete. Ganz in der Weise dieses Meisters ist sein berühmtestes Bild, die Kranken am Teiche Bethesda, gemalt. Die Gruppirung der zahlreichen Figuren dieses Stücks soll höchst meisterhaft sein. Dies Bild bewahrt die Kirche zu St. Rocco; indeß findet man in andern Kirchen und Palästen noch einige umfangreiche, meist allegorische Gemälde, denen, außer einer guten Zeichnung und harmonischen Gruppirung, jedoch kein besonderer Werth zusteht. Nicht zu verwechseln ist dieser Meister mit einem andern, fast gleichnamigen Maler, Bernardino Fassolo oder Farolo; letzterer war aus Pavia, ein Schüler Leonardo da Vinci's, von welchem nur wenige Bilder nachgewiesen werden können. Bei aller Meisterschaft Bernardino Fassolo's möchte es doch zu gewagt erscheinen, diesen Umstand dadurch zu erklären, daß die meisten Bilder Fassolo's dem da Vinci selbst zugeschrieben wurden. Fassolo blühte um's Jahr 1518.

Die Grablegung Christi.

Von Salviati.

Dieser Meister, eigentlich Giuseppe Porta, und nur seines ersten Lehrers Francesco Salviati wegen del Salviati genannt, verdient in der Kunstgeschichte nicht geringe Beachtung. Er ward zu Castell nuovo della Grafagna entweder 1520 oder 1523 geboren und ist als ein Meister nach der Schule der Florentiner zu betrachten, obwohl es mehrfach geschieht, den Giuseppe wegen seines Colorits zu den Venetianern zu zählen. Der Maler zeigt in der Behandlung seiner Stoffe

Digitized by Google

große Gewandtheit, zeichnet richtig und gefällig und hat eine sehr warme, weiche Farbengebung. Zu wahrer Originalität und Größe hat er sich jedoch in nur wenigen Werken erhoben; meist zeigen seine Gemälde mehr Routine, als eigentliche Schöpferkraft, welches den Eindruck macht, als sei der Maler nur oberflächlich zu Werke gegangen, ohne das eigentliche Wesen seiner Stoffe zur Darstellung gebracht zu haben.

Zu den wenigen wirklich meisterhaften Werken Giuseppe Salviati's zählen wir in erster Reihe eine Kreuzesabnahme, welche, da sie den ungetheiltesten Beifall der Kenner erhielt, von Salviati nochmals gemalt wurde. Das erste Bild ist auf Murano, soll aber dem zweiten an technischer Vollkommenheit weit nachstehen. Dies letztere befindet sich in Dresden, wohin es aus Modena gekommen ist. Aus derselben Sammlung schreibt sich das originelle Stück her, welches den todten Heiland darstellt, wie ihn ein Engel in's Grab legt, während ein zweiter mit gefalteten Händen und zum Himmel gerichtetem Blicke ihn betrauert, und der dritte Engel in Knabengestalt die linke, von dem Nagel durchbohrte, erstarrte Hand des Gekreuzigten küßt. Die ganze Composition ist durchaus ideal, zeigt indeß eine große Wahrheit, und macht auf das religiös gestimmte Gemüth eine Wirkung, wie sie der bloßen Allegorie — als welche verschiedene Kritiker dies Gemälde bezeichnet haben — keineswegs eigen ist.

Christus erscheint hier mit vollen, aber weich gehaltenen Formen, an denen der Umstand getadelt wird, daß sie nichts Todtenähnliches an sich haben. Das möchten wir übrigens als einen Vorzug bezeichnen. Das geistreiche Antlitz des Todten dagegen läßt keinen Zweifel darüber, wer hier seine unverkennbare Spur hinterlassen hat. Die beiden Engel in Jünglingsgestalt sind Muster des feinen Ausdrucks des Gefühls, und der kleine mit seinem Kuß ist die wahre, tief empfundene Grazie. Die Malerei ist glänzend, obgleich die tiefen Schatten, wie gewöhnlich bei Giuseppe Salviati, fehlen. Diesen reinen, aus dem Gefühl geborenen Styl findet man jedoch nur in seinen besten Werken; seine mythologischen und heiligen Geschichten sind ziemlich fade und lassen, trotz des Fleißes der Ausführung und eines schönen Helldunkels, kalt. Die im classischen Style des Meisters gehaltenen Malereien sind namentlich von seinen Zeitgenossen für unübertrefflich geschätzt, wogegen spätere Zeiten eine gerechte, nicht so günstige Kritik geltend machten. Ungeheuren Enthusiasmus und nachher eine desto herbere Beurtheilung erfuhren seine historischen Bilder vom Kaiser Barbarossa in der Sala regia in Rom, ferner der Raub der Sabinerinnen, die göttlich verehrte Psyche, Elias in der Wüste, von Engeln bedient; Lucretia, und Bathseba im Bade und viele andere Stücke, welche blos des Künstlers technische Gewandtheit zur Schau stellen. Es ist oft nach Salviati gestochen und radirt und mehre dieser Blätter behaupten einen ausnahmsweisen Werth.

Von dem Künstler selbst hätten wir nur noch die weniger bekannten Lebensverhältnisse anzuführen. Er begleitete seinen ersten Meister nach Rom, wo er den Grund zu seiner correcten Zeichnung legte; dann ging er nach Venedig. Er ging noch einmal nach Rom, um in der Sala regia den Rothbart zu malen, kehrte aber wieder nach Venedig zurück, wo er, wahrscheinlich um's Jahr 1573, starb. In heiligen Geschichten war der Meister am ausgezeichnetsten, in der Formschneiderei erfahren, auch führte er selbst schön die Radirnadel, obwohl sich kein einziges Stück in dieser Gattung der Kunst bis auf unsere Zeit erhalten hat. Außerordentliche Befähigung ist

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

dem Giuseppe del Salviati nicht abzusprechen, obgleich er, außer von den Kunstkennern, am heutigen Tage so ziemlich vergessen ist.

Sforza, Herzog von Mailand.

Von Leonardo da Vinci.

Mit einer bewundernden Ehrerbietung sprechen wir den Namen Leonardo da Vinci's aus. Es ist einer der edelsten Geister aller Zeiten, welcher uns in ihm anspruchslos, ja kindlich bescheiden und dennoch in künstlerischer Beziehung in jeder Hinsicht unvergleichlich entgegentritt. Die ausgezeichnete Vielseitigkeit Leonardo's ist allein fast ein Wunder. In seiner Jugend beschäftigten ihn Plastik, Malerei, Anatomie, Architectur, Geometrie, Mechanik, Poesie und Musik, und in keinem dieser vielen Fächer war der 1542 in dem Städtchen Vinci bei Florenz als der natürliche Sohn eines Notars geborne Jüngling nur oberflächlich ausgezeichnet, dieser Jüngling, welchem außerdem an körperlicher Schönheit, Gewandtheit und Stärke kaum Jemand sich vergleichen durfte.

Leonardo's Lehrer hieß Andrea del Verrochio, aber er ließ diesen eben so strengen als mittelmäßigen Künstler in der fast überreichen Kraft seines Genies bald hinter sich zurück. Leonardo verdarb durch seine sich schon früh zeigende, außergewöhnliche Begabung zwei Werke seines Lehrers, die dieser geradezu für unerreichbar und unvergleichlich hielt: er meiselte einem taufenden Johannes einen so herrlichen ausgestreckten Arm, daß Verrochio die ganze Statue zerschlug. Ferner hatte der Lehrer eine Taufe Christi gemalt und der ausgelassene, jugendlich übermüthige Schüler nahm die Gelegenheit wahr, in dieses Bild noch einen Engel zu malen, dessen unerreichte himmlische Grazie den Verrochio bewog, nicht nur das Bild zu zerstören, sondern auch nie mehr Pinsel und Palette anzurühren.

Ein düsteres Geschick ruht auf den Arbeiten Leonardo da Vinci's; die Mehrzahl seiner herrlichen Schöpfungen ging unter, und wir können nur nach den uns gebliebenen Resten und nach einzelnen ganz erhaltenen Stücken die Größe dieses durch und durch poetischen Künstlers einigermaßen abnehmen. Es war die Plastik, die den Leonardo zuerst fesselte, und hier schuf der, welcher stets die genialste Kraft mit der vollkommensten Anmuth vereinigte, zuerst allegorische Ungeheuer und die Züge der versteinernden Medusa. Diese, sowie seine frühesten Cartons, Poseidon, der Herrscher der Wellen im Sturm, und der Sündenfall Adam und Eva's, sind verloren.

Bald drauf wußte da Vinci sich als Musiker und geistreicher Improvisator einen Namen zu erwerben. Lodovico Sforza, genannt il Moro, ward auf den begabten Künstler aufmerksam und berief ihn eben als Improvisator an den herzoglichen Hof von Mailand, entweder 1481 oder 1482. Es ist dieser Lodovico, zuweilen auch Lodovico Maria, genannte Fürst aus der Familie des kühnen Condottieri Muzio Attendolo's, dessen von Leonardo gemaltes Bildniß wir hier sehen.

Wir wüßten für Abenteurer von Geist und Kraft kein verführerischeres Beispiel, als dasjenige der Familie Sforza. Ein Ambrosius Spinola, ein Christian von Halberstadt und der Graf

Digitized by Google

von Mansfeld sinken hier weit zurück. Der Graf Alberigo di Barbiano, der eigentliche Stifter des Condottiereweſens, ſagte ſelbſt, daß er von ſeinem Schüler Attendolo, den er Sforza, das heißt den Kräftigen oder Bezwingenden taufte, weit übertroffen wurde. Und die Familie dieſes geiſtvollen und tapfern Landmanns aus Cottignola in der Romagna, der dieſer die Macht und den Zauber ſeines Namens hinterließ, ſo daß der Sohn Franzesco Sforza ſich allen italieniſchen Staaten furchtbar machen konnte, bewahrte den unternehmenden Muth des Stifters ſo ſehr, daß bald (1447) ein Sforza auf dem Throne der Visconti in Mailand ſaß. Franzesco's Großſohn, Giovanni Galeazzo, war noch ein Knabe, als der unternehmende Lodovico il Moro Sforza ihn von der Herrſchaft verdrängen und ihn durch Gift oder Erdroſſelung aus dem Wege räumen ließ. Jedenfalls war's Lodovico Sforza, welcher während ſeiner Regierung die merkwürdigſten Umſchwünge der damaligen italieniſchen Staatengeſchichte aufzuweiſen hat. Auf ſeinen Betrieb kam Karl VIII. und fiel in Neapel ein und gründete eine franzöſiſche Uebermacht bei dem Gange der Begebenheiten auf der italieniſchen Halbinſel. Lodovico Sforza ward gezwungen, dem italieniſchen Bunde gegen Frankreich beizutreten, unterlag aber, als Vormauer Italiens, zuerſt dem Angriffe Ludwig XII. (1499), welcher ihn vertrieb. Die herbeieilenden Schweizer, von Lodovico gut bezahlt, verſchafften ihm zwar wieder ſein Herzogthum, aber als Ludwig von Frankreich dieſelben beſſer bezahlte, blieb Lodovico Sforza abermals verlaſſen, ſpäter, und ward von einem Schweizer Officier verrathen, gefangen und nach Frankreich abgeführt, wo er in den Kerkern von Loches 1510 verſchied.

Leonarda da Vinci konnte von einem Herrſcher, wie derjenige war, den er ſo ausgezeichnet im Bildniß darſtellte, wenig Unterſtützung erwarten, und ſo finden wir ihn während der heftigſten politiſchen Wirren ſehr bald nach ſeinem Einzuge in Mailand mit der Errichtung einer Kunſtakademie im größten Style beſchäftigt. Die Richtung ſeiner Schule ſtellte da Vinci in dem für ſeine Schüler ſowohl, als ſeine Gegner geſchriebenen „Trattato della pittura“ feſt, eine Schrift, welche nicht minder ſchätzbar iſt, als ſeine Gemälde, dennoch aber in ihrer erhabenen Einfachheit und Größe der künſtleriſchen Anſchauung ſeinen Zeitgenoſſen, wie viel mehr ſeinen Schülern, ziemlich unverſtändlich geblieben ſein muß.

Als ſein nächſtes Werk, welches großen Ruhm erwarb, muß das Modell einer Reiterſtatue des Franzesco Sforza genannt werden, welches in unzähligen Verſen von den Italienern als ein Wunder geprieſen wurde. Es hat ſich von dieſer Schöpfung nicht einmal eine Zeichnung erhalten. In die Zeit ſeiner Wirkſamkeit in Mailand fällt außer dieſem Portrait Lodovico Sforza's die Ausführung mehrer Bildniſſe, wie desjenigen, welches la belle ferronière genannt wird, eine Carità, die früher in Caſſel ſich befand u. ſ. w. Sein ausgezeichnetes Genie wandte ſich auch auf praktiſche Unternehmungen, und der Künſtler ward zum Wohlthäter, indeß er das Waſſer der Adda nach Mailand leitete, und außer andern ähnlichen Werken den ſchiffbaren Kanal von Morteſano nach den chiavenneſiſchen Thälern und dem Veltlin über zweihundert Miglien weit zog.

Weltberühmt aber iſt eine ſeiner Mailänder Arbeiten, das Abendmahl, geworden, ein Bild, welches nie mehr ſeines Gleichen haben wird. Es war in dem Refectorio der Dominicaner der Santa Maria della Grazia al fresco gemalt. Es iſt namentlich dadurch ſehr beſchädigt und unkenntlich geworden, daß franzöſiſche Reiter das Refectorium zum Pferdeſtall machten und die Ausdünſtung der Thiere verderblich einwirkte, vieler Säbelhiebe und Lanzenſtiche, welche das

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Urias Letter Uria's Brief.

Last Hearing

Digitized by Google

Digitized by Google

Prachtwerk empfing, nicht zu gedenken. Der Kopf des Judas Ischariothes soll dem Pater Guardian des Klosters, welcher dem Maler seinen Lohn verkümmerte, angehört haben. Wer hätte nicht da Vinci's Abendmahl bewundert, wo Christus, die liebevolle Ergebung auf dem göttlichen Antlitze, zu seinen Jüngern spricht: Wahrlich, einer unter Euch wird mich verrathen; des Menschen Sohn geht dahin, wie geschrieben steht, aber wehe dem Menschen, durch den er verrathen wird! Dies Bild, mit einer idealen Charakteristik der Köpfe, wie sie selten oder nie ein einziges Meisterbild zeigt, mit diesen bewegten Mienen und Stellungen, womit die Jünger fragen: Bin ich's? Der beste Stich nach diesem Werke ward von Raphael Morghen geliefert, und dieser hat so viele Nachbildungen erfahren, daß man ohne Uebertreibung sagen darf, die ganze Christenheit kennt das Abendmahl aus dem Refectorio der Dominicaner von Mailand. Raphael Sanzio's sixtinische Madonna kann sich bei Weitem nicht einer ähnlichen Verbreitung rühmen.

Bald aber hörte Mailand, von dem hellen Kriegsfeuer umgeben, und im Jahre 1499 unter großem Blutvergießen erobert, auf, ein Sitz für ruhige Kunstausübung zu sein. Leonardo wanderte nach Florenz zurück. Hier zeigte er, daß sein Genie an Mächtigkeit dem des jungen Buonarotti's nichts nachgab, obwohl da Vinci diesem Titanen an Grazie und tief gemüthlichem Reiz weit überlegen war. Es war Niccolo Piccinim's Sieg mit den Florentinern, den da Vinci malte und — obgleich Gemälde und Carton wie gewöhnlich bei Leonardo — verloren sind, so besitzen wir doch noch in einem später von Edelink gestochenen Blatte eine einzige Reitergruppe aus diesem Stücke, die in ihrer Unübertrefflichkeit uns ahnen läßt, was die Kunst beim Untergang jener Schöpfung verlor. Noch immer jedoch sind außer dem Abendmahl Werke genug vorhanden, welche den Ruhm da Vinci's beweisen. So das Portrait Sforza's, welches wir hier geben; Johannes der Täufer, in der französischen Nationalgallerie — wenigstens besaß es diese noch 1813 —; eine Leda, Eigenthum der Kaunitz'schen Gemäldesammlung in Wien; ferner ein Portrait eines schönen Weibes, La Gioconda genannt; ein Carton zu Ehren der Santa Anna, und die heiligen drei Könige, letzteres Bild in Florenz befindlich. Auch besitzt Rom in der Gallerie di Sciarra eine Vanitas und Modestia oder Pietas und in London bewahrt die Nationalgallerie einen Christus mit den Schriftgelehrten. In Frankreich besitzt die Nation eine Vierge aux rochers von da Vinci's Hand. Der Meister arbeitete von 1513 in Rom, wo er die größte Gunst des Papstes, Leo X., genoß; später in Paris, als Freund des ritterlichen Königs Franz, wo er im Jahre 1519 plötzlich im 67. Jahre seines Alters starb.

Leonardo ist ein Künstler ersten Ranges, dessen wunderbare Begabung nur zum allergeringsten Theile durch seine Werke wiedergegeben wurde. Sein Geist war eben so kraftvoll, als subtil, seine Phantasie so mächtig und schwungreich, als anmuthig und zart; seine Empfindung ist stets edel und groß, und seine künstlerische Schwärmerei hatte ein Ideal von göttlicher Schönheit vor Augen. Dennoch ward dieses Ideal nie unwirklich, denn schwerlich möchte es einen durchgeistigteren Naturalismus geben, als denjenigen, welchen wir in da Vinci's Werken nachweisen können. Ein ganz eigenthümlicher Zug dieses Malers war, daß er sich nie Genüge leisten konnte, weshalb er sich meistens lange vor der Vollendung von seinen Werken abwandte und sie seinen Schülern überließ, welche sie ausmalen, gut machen oder verderben konnten, ohne daß da Vinci je dieser Stücke mit einem Worte erwähnte. Diesem Genius ist in seinen Werken auch nicht eine einzige Schwäche, ein Fehler, eine schiefe Richtung u. s. w. vorzuwerfen; er ist einzig, unver-

Digitized by Google

gleichlich. Als Mensch war er liebenswürdig, heiter, von strengen Sitten, seinem Wahlspruch gemäß: Sempre vogli quel che tu debbi; oder: Immer wolle, was du sollst. Als Künstler blieb dieser herrliche Genius in seiner eignen Meinung bis an sein Ende ein Stümper, ein Schüler, der nichts schaffen konnte, was der wahren Idee der Kunst angemessen sei. Es ist sehr oft nach da Vinci gestochen; sein Leben ward von Brown beschrieben, und sein erwähnter „Trattato" ꝛc. und seine Bilder haben oft Kunstphilosophen und Kritikern Stoff zu Entwickelung ihrer Theorien gegeben, wie dem Amoretti u. A. Nachahmer hat Leonarda viele; unter seinen Schülern darf Bernardo Luini den Rang behaupten. Zu jeder Zeit bewundert, ist Leonardo nie übertroffen worden.

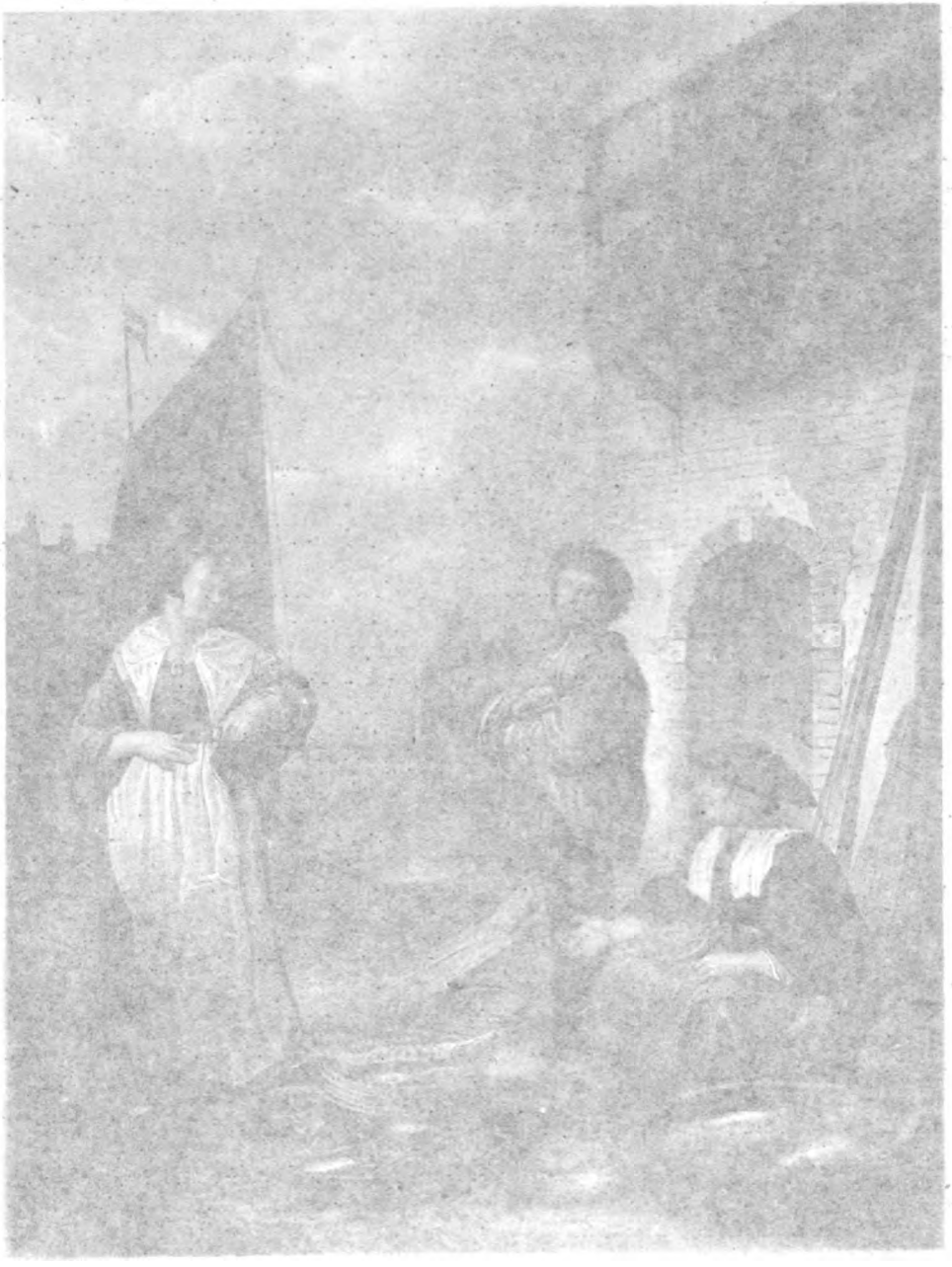
Magdalena.

Von Girolamo Battoni.

Girolamo Pompejo Battoni oder Batoni erscheint uns in einer Zeit des tiefsten Verfalls italienischer Kunst als der letzte Epigone der großen Meister. Er ward zu Lucca 1708 geboren und beschloß, neunundsiebzig Jahr alt, sein Leben in Rom. Weniger seinen allerdings vortrefflichen Lehrern Masucci und S. Canca, als dem Studium der Natur und der Werke Raphaels von Urbino mit ihrer ewigen Schönheit verdankt Battoni die glänzenden Erfolge, welche er errang und den Ruf des größten Malers seiner Zeit, den er in Rom über dreißig Jahre lang behauptete. Battoni begann seine Laufbahn unter sehr trüben Umständen, die ihn der Bildnißmalerei zuführten, worin er sich aber durch Correctheit der Zeichnung, graziöse Anordnung, charakteristische Auffassung und ein Colorit Ruf erwarb, das zwar nicht den harmonischen Schmelz und die Lebenswärme der alten, großen Farbenzauberer besaß, indeß durch Lebhaftigkeit und eine gewisse Kräftigkeit anzog. Nachdem er bereits eine große Menge Portraits gemalt hatte, öffnete sich für ihn durch die von ihm erworbenen Gönner ein höherer Weg in der Kunst. Er malte Madonnen und Heilige für Kirchen und Klöster, und stellte bald heilige Familien und biblische Stoffe dar, denen er in Anordnung und Auffassung immer etwas Neues zu verleihen wußte. Ein berühmtes Bild wird aus dieser seiner ersten bedeutenden Periode genannt: Simon der Zauberer im Tempel vor den Aposteln, welches Stück man würdig genug hielt, um nach demselben im Petersdome eine Mosaik anfertigen zu lassen, was jedoch nicht zu Stande kam. Bald sah Battoni Fürsten und vornehme Adelige bei sich Bestellungen machen; namentlich nach Petersburg an den Hof der Kaiserin Katharina gingen mehre höchst bedeutende Bilder, so der Centaur Chiron, wie er den Achilles seiner Mutter Thetis zurückgiebt u. s. w. Auch das von allen vier Welttheilen angebetete heilige Herz Jesu, nach Lissabon für die Königin gearbeitet, und der Plafond für die Gallerie Colonna verdienen hier genannt zu werden.

Es dürfte aber kein Werk Battoni's allgemeiner bekannt geworden sein, als die büßende Magdalena, in einer Felsenschlucht hingestreckt, wie sie, einen Todtenkopf neben sich, in schwär-

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

E. M. Sorgh pinx.

A. H. Layne sc

Barbarka

Digitized by Google

merischer Versunkenheit in einem Gebetbuche liest. Dies Bild zeigt die reine Zeichnung des Meisters und giebt Zeugniß für sein bedeutendes Talent, seinen Figuren eine graziöse Natürlichkeit zu verleihen. Idealisirt ist hier, wie es Battoni überhaupt vermeidet, wenig oder gar nicht; die Magdalena könnte sehr wohl ein Portrait im höhern Sinne sein. Denselben Gegenstand hat Battoni, jedoch anders aufgefaßt, für die kaiserliche Eremitage in Petersburg gemalt. In seiner letzten Zeit brach sich Anton Raphael Mengs in Rom Bahn und seine Kunsttheorien stellten den alten Meister bald in Schatten, obwohl Mengs als ausübender Maler ihm unbedingt nachstand. Battoni überlebte seinen großen Nebenbuhler und nahm den Ruf mit sich, mit bedeutender Kraft der Reinheit des Styls der großen Italiener wiederum Geltung verschafft und die Wiedergeburt der Kunst mit bedeutendem Erfolge angebahnt zu haben.

Amor.

Von Anton Raphael Mengs.

Einen ungemein großen Einfluß auf den Entwickelungsgang der Kunst seiner Zeit auszuüben, war dem gefeierten Meister Anton Raphael Mengs beschieden. Sein Name ist mit der Kunstgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts so genau und vielfach verflochten, daß wir diese bedeutungsvollen Beziehungen hier kaum anzudeuten den Raum besitzen. Er ward als der Sohn des dänischen, am Hofe zu Dresden angestellten Malers Ismael Mengs zu Aussig am 12. März 1728 geboren. Ismael war ein Künstler von untergeordneten Fähigkeiten in der Praxis der Malerei, besaß übrigens nicht wenig von jener Anlage für die theoretische Seite der Kunst, wodurch sein Sohn so groß werden sollte. Der Vater, welcher längst daran verzweifelt hatte, als Maler den Namen Mengs berühmt zu machen, entschloß sich sofort nach der Geburt seines Sohnes, diesem dies schwere Werk aufzuerlegen. So ließ er das Kind auf die Namen des Antonio Allegri da Correggio und des Raphael Sanzio, als Anton Raphael taufen, um anzudeuten, daß dieses Kind bestimmt sei, jene beiden Maler noch zu übertreffen. Der Vater war überzeugt, daß er seinen Sohn durch die Macht der Theorie und durch die äußerste Anstrengung des Kindes in dem praktischen Theile der Malerei auf die hohe Stufe erheben könne, die sein Ehrgeiz ihm vorspiegelte. Mit Gewalt und durch die consequenteste Strenge sollte Anton Raphael auf seiner Bahn fortgetrieben werden, und über den Mangel einer rigorosen Consequenz in Hinsicht auf den Vater hat der arme Schüler der Grazien ganz gewiß nicht Ursache zu klagen gehabt.

Hier dürfte übrigens ein Moment in Anton Raphaels Richtung liegen, das in seinen Wirkungen selbst in den besten Werken des Künstlers noch erkältend durchblickt. War Mengs zum Künstler geboren? War es ihm verliehen, in der bildenden Kunst seinen vollsten, natürlichsten Gedanken- und Gefühlsausdruck zu finden? Schwerlich; vielmehr zeigt Mengs später, daß Fleiß und Anstrengung allerdings Bedeutendes in der Kunst zu erreichen vermögen, aber

Digitized by Google

dennoch nicht genügen, um die Begeisterung des Malers zu ersetzen, der in seinen Bildwerken das weder durch das Wort, durch Dichtung oder philosophische Abhandlungen, noch durch die Töne der Musik zu erschöpfende Maaß seines innern Menschen findet. Mengs hat auch in seiner höchsten Glanzperiode nicht aus innerer Urkraft heraus geschaffen; er war stets ein malender Kritiker, der es viel besser verstand, etwas Unschönes und Fehlerhaftes zu unterlassen, als etwas Schönes und Vorwurfsfreies aus sich heraus zu gebären. Er konnte keinen Wald machen, aber sehr wohl aus einem vorhandenen Walde einen saubern Park herstellen. Mengs war kein Künstler wie einer unserer neuen Lyriker singt:

„Der etwas mehr im Pinsel führt,
Als kritisch-reine Phrasen,
Daß man die Stürme rauschen spürt,
Wenn er sie schickt zu blasen."

Das Treibhauspflanzenartige, das Gemachte, Angelernte hat Mengs nie verleugnen können. Er wäre jedenfalls als Kunstphilosoph von viel bedeutenderem Werthe gewesen, als er ihn mit Pinsel und Palette erringen konnte. Es ist eine Aehnlichkeit zwischen ihm und den Caracci, was die kritische Methode, den Eklekticismus in der Kunst betrifft, die so in die Augen springt, daß man sich verwundern muß, weswegen die Parallele zwischen diesen Künstlern nicht längst gezogen wurde, um namentlich über den eigentlichen Werth Anton Raphael Mengs in's Klare zu kommen, den man mehr als ein Mal nicht allein neben, sondern über die Raphael und Correggio zu stellen Veranlassung genommen hat. So der Ritter Azara, ein unzertrennlicher Freund des Meisters.

Schon im sechsten Jahre zeichnete Mengs nicht übel, im achten mußte er bereits in Oel und Email zu malen beginnen, in welch letzterm Zweige der Vater Ismael Mengs Ruf erworben hatte. Dieser quälte seinen Sohn fast grausam. Das Kind hatte keine Erholungsstunden, und war das ihm Aufgegebene bei der Heimkunft des Präceptors nicht vollkommen, und zwar zur Zufriedenheit desselben, vollendet: so verhängte er Executionen der schonungslosesten Art über den zukünftigen Nacheiferer von Raphael nnd Correggio. Anton Raphael Mengs war im dreizehnten Jahre seines Alters bereits so weit vorgeschritten, daß ihn der Vater nach Rom führen zu müssen glaubte. Stufenweise, mit der höchsten Sorgfalt leitete hier Ismael seine Bildung, ließ den Knaben mit dem Copiren der alten Sculpturwerke beginnen, und eröffnete ihm dann erst die Gnade, daß er nach Michel Angelo in der Sixtina copiren durfte.

Endlich wurden dem jetzt aus eignem Antriebe mit fieberischer Thätigkeit arbeitenden Kunstjünger auch Raphaels ewige Schönheiten erschlossen. Ismael gab jedoch von seiner Strenge nichts nach. Anton Raphael mußte, um Eins zu erwähnen, bei Brod und einer Flasche mit Wasser den ganzen Tag über im Vatikan arbeiten.

Nach einem solchen Studium von drei Jahren kehrte Mengs nach Dresden zurück, erregte hier durch seine erstaunliche Fertigkeit die Bewunderung August des Starken, erhielt ein damals sehr bedeutendes Stipendium und durfte mit Vater und Schwestern wieder nach Rom zurückkehren. Zu erwähnen ist das eifrige Studium der Anatomie, welchem Mengs sich hingab. Seit 1748 trat der jugendliche Meister mit eigenen Compositionen auf; die erste war eine heilige

Digitized by Google

Familie, im Styl des Raphael Sanzio gehalten, sorgfältig, fast ängstlich genau gezeichnet, aber von geringem innerlichen Leben. Die Jungfrau Maria malte er nach einem schönen, jungen Mädchen, welches Margaretha Quagi hieß, verliebte sich in dasselbe und trat zur katholischen Kirche über, um seine Braut heirathen zu können.

Als er bald darauf wieder nach Dresden kam, malte er für die katholische Hofkirche das berühmte Altarblatt, die Himmelfahrt Maria darstellend. Es ward von ihm jedoch erst zwölf Jahre später, und zwar in Spanien, vollendet. Nach Rom zurückgekehrt, übernahm Mengs, dessen Ruf damals schon ein sehr bedeutender war, die Direction der neuerrichteten capitolinischen Malerakademie, und malte in San-Eusebio für die Cölestinermönche eine schöne Decke, dann in der Villa Albani ein Deckengemälde und viele Oelbilder, als eine heilige Familie, Cleopatra zu den Füßen Cäsars, eine Magdalena in ganzer Figur u. s. w. Auch schrieb er eine Abhandlung über die Schönheit, und Betrachtungen über die drei großen Meister der Kunst: Raphael, Tizian und Correggio. Ein Engländer, D. Webb, ward an diesem Manuscript zum Plagiarius und machte großes Aufsehen mit Mengs' Gedanken, die indeß von den Freunden des Malers, Winkelmann und dem Ritter Azara, sofort als sein Eigenthum in Anspruch genommen wurden.

Im Jahre 1761 ward der Meister vom König Karl III. nach Spanien berufen, wo er eine Reihe großer Arbeiten ausführte, unter denen eine Kreuzabnahme und eine Götterversammlung die hervorragendsten sind. Durch Kabalen ehrsüchtiger Nebenbuhler und Gegner verleidete man ihm indeß den Aufenthalt in Madrid und er ging wieder nach Rom, wo er im Vatikan ein großes, allegorisches Deckengemälde schuf. Mengs verweilte drei Jahre in seiner Lieblingsstadt, machte dann eine zweite Reise nach Madrid, wo er den Plafond des königlichen Speisesaales durch eine Darstellung der Vergötterung Trajans und des Ruhmestempels schmückte. Diese in kurzer Zeit vollendete Arbeit, wozu noch ein Deckengemälde im Theatersaale zu Aranjuez kommt, erschöpfte die Körperkräfte des Malers, der sich 1776 wieder nach Rom begab, wo er, ganz niedergebeugt durch den Tod seiner Gattin, am 29. Juni 1779 starb. Er besaß zwanzig Kinder, wovon ihn sieben überlebten.

Als Mensch war Mengs höchst ausgezeichnet; seine mildthätige Freigebigkeit war fürstlich, und strebsame junge Künstler fanden an ihm immer eine Stütze. Er starb arm, da seine feine Lebensweise, seine Reisen, die ausgezeichnete Erziehung seiner Kinder und seine kostbaren Kunstsammlungen seinen großen Verdienst hinweggenommen hatten.

Composition und Gruppirung sind bei Mengs einfach, oft höchst edel, aber auch gesucht und von dürftiger Erfindung. Ein ausgezeichneter Geschmack ist dem Künstler nicht abzusprechen, und das Colorit ist sauber und lebhaft, obgleich er sein großes Vorbild, Tizian, darin nie erreichte. Die vollendete Reinheit der nach der Antike gebildeten Form ist zu bewundern, doch zeigen eben deshalb viele seiner Figuren etwas Statuenartiges und lassen meist den Beschauer kalt, statt ihn hinzureißen. Sein Beispiel und seine Schriften, welche italienisch verfaßt wurden, richteten die Blicke der Künstler auf die Antike und die großen Meister und mitbegründeten einen kritischen Geschmack, aus welchem später schöne Keime für die sich der Natur selbständig wieder zuwendende Kunst erblühten. Große Schüler bildete Mengs nicht; keiner derselben kam ihm auch nur nahe. Zwei seiner Töchter haben ganz artige Stücke gemalt, namentlich Maria Anna. Seine

Digitized by Google

Schriften erschienen deutsch, Halle 1786, in drei Bänden. Unser Amor, der die Pfeilspitze prüft, hat an Grazie und Naivetät unter den Mengs'schen Werken nicht seines Gleichen.

Die kranke Frau.

Von Kaspar Netscher.

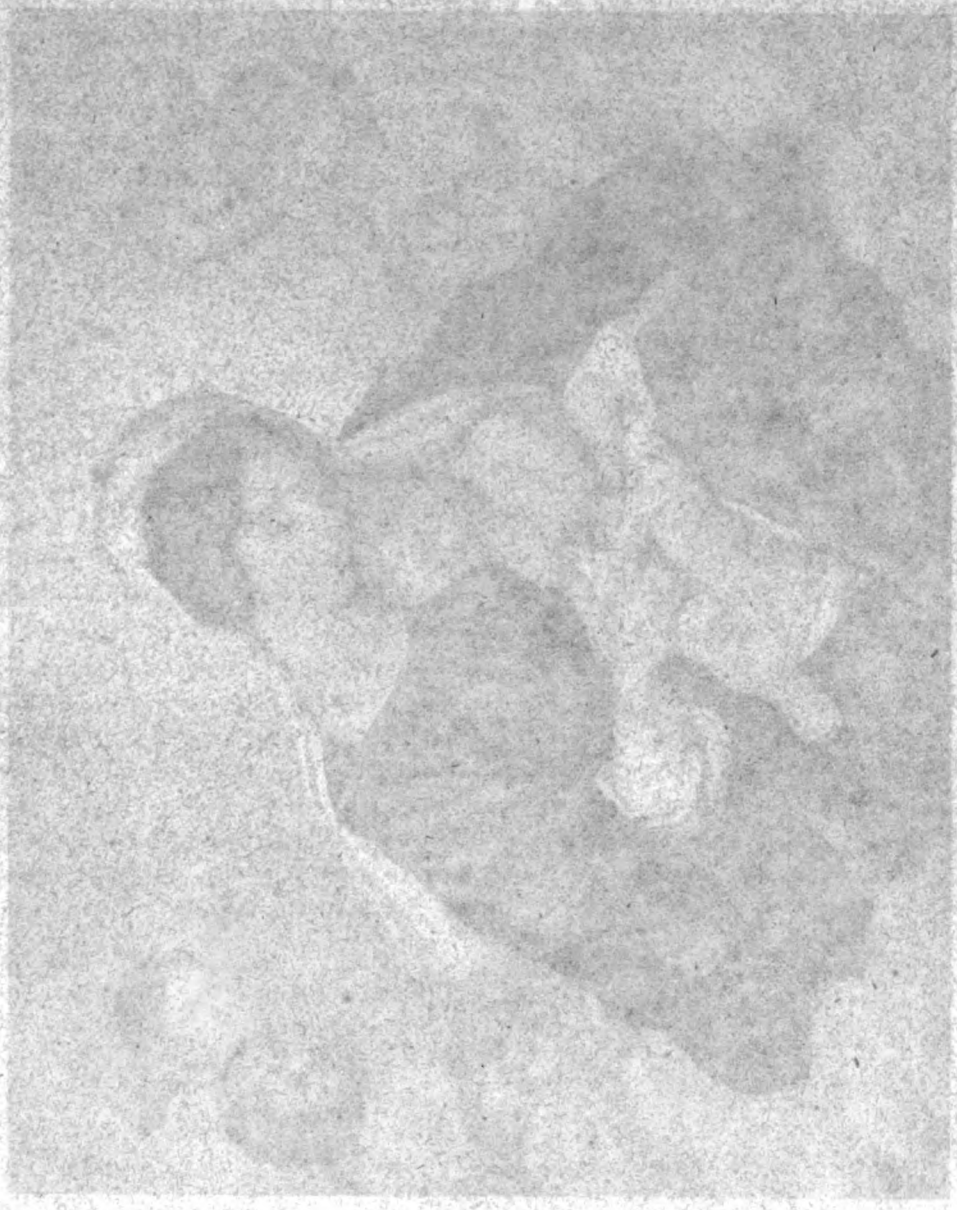
Einen ausgezeichneten Rang unter den Gemälden des unermüdlichen Netscher nimmt dasjenige Stück ein, welches „die kranke Frau" heißt. Selten erreichte der Meister eine so überraschende Wahrheit, wie in diesem Bilde, das sich stets eine reiche Anzahl von Bewunderern erhalten hat. Die Situation ist einfach, aber dennoch dramatischer, als es bei Netscher gewöhnlich der Fall ist. Die kranke Frau sitzt, bis unter die Knie sichtbar, auf einem reichen Sessel, im Pelzüberwurf, mit einem Seidenkleide; ihr Kopf ist mit einem weißen Tuche so umgeben, daß das jugendliche Antlitz vollkommen frei bleibt. Die rechte Hand auf's Herz gelegt, reicht die Kranke dem neben ihr stehenden Arzt die Linke, welche dieser zum Sondiren des Pulsschlags hält. Dieser Doctor von damals, in einem dunklen Pelzrocke, die Pelzmütze auf dem Kopfe, gehört unzweifelhaft zu Netschers besten Figuren; der Ausdruck seines Gesichts, wie er den Inhalt einer runden Glasflasche aufmerksam und augenscheinlich um seine Patientin besorgt, betrachtet, ist unvergleichlich. Nicht minder aber fesselt die Kranke den Beschauer. Diese Mattigkeit im Blicke, welcher sich mit festem Vertrauen zu dem Arzte emporhebt, ist eben so sehr, als der Ausdruck in den Zügen des Arztes gelungen. Höchst charakteristisch ist die im Hintergrunde vor einem Himmelbette stehende Dienerin aufgefaßt, wie sie erwartungsvoll auf den Orakelspruch des Doctors lauscht. Gemalt ist dies Bild mit einer Sorgfalt und Sauberkeit, die selbst bei dem sorgfältigen Netscher in solcher Vollendung selten ist.

Herodias' Tochter.

Von Carlo Dolce.

Einen ergreifenderen Stoff als die Salome, die Tochter der Königin Herodias, mit dem Haupt Johannes des Täufers, können wir kaum denken. Carlo Dolce hat die tragische Historie so aufgefaßt, daß er durch sein Meisterwerk das Herz des Beschauers bis in seine Grundvesten

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

A. H. Payne sc.

The Madonna. Die Madonna.

Digitized by Google

Digitized by Google

erschüttert. Die junge Königstochter, das Siegel der Sanftmuth in dem reizenden Antlitze, tanzte vor ihrem Onkel, dem Könige, der ihr den Vater geraubt hatte, um die verbrecherische Herodias, ihre Mutter, zu heirathen, und rings um den stolzen Fürsten saßen seine Großen, Römer und Idumäer, welche das arme Land der Söhne Abrahams aussogen und knechteten. „Bitte von mir," rief der König entzückt über die Kunst der Jungfrau, „und wäre es die Hälfte meines Königreichs, so will ich Dir's geben." Freudig eilt das Mädchen zur Mutter und fragt: „Was soll ich mir erbitten?" „Das Haupt Johannes des Täufers!" ruft die entsetzliche Herodias, denn Johannes hatte frei zum Könige gesprochen: „Es ist nicht Recht, daß Du Deines Bruders Weib hast." Bis dahin hatte die Rachsucht der Herodias nur erlangen können, daß der Täufer in's Gefängniß geworfen wurde, denn Herodes liebte und fürchtete ihn zu gleicher Zeit als den vom Volke vergötterten Propheten Jehovahs, als den neuen Elias. Jetzt aber hatte er sein Wort der Salome vor hundert Zeugen gegeben und der König ließ Johannes sofort im Gefängniß enthaupten und das Haupt auf einer Schüssel dem Mädchen geben, welches das blutige, eines Tigers würdige Geschenk der Tigerin Herodias übergab.

Auf Dolce's Bilde hält die Salome die goldene Schüssel mit dem Kopfe des Predigers in der Wüste, der dem Herrn den Weg bereitete, und auf den Gefilden ebene Bahn machte für Denjenigen, welcher mit Feuer und mit dem heiligen Geist die ganze Welt zu taufen gekommen war. Der bärtige, von dichten, dunklen Locken umflossene Kopf ist von höchstem Adel der Züge. Ein Contrast, wie er nicht mächtig wirkender gedacht werden kann, liegt zwischen diesem schönen, starren Mannskopfe und dem blonden Lockenhaupte der Königstochter, die, das Auge in verhaltenen Thränen schwimmend, sich mit erbarmungsvollem Entsetzen von dem Haupte des Täufers abwendet. Jedenfalls hat Carlo Dolce hier statt des ihm sonst eignen weichen Idealisirens eine volle, lebendige Charakteristik entwickelt, die diesem Gemälde eine Stelle unter den berühmtesten Stücken der italienischen Kunst sichern dürfte.

Der Pferdestall.

Von Philipp Wouverman.

Die Kunst der vollendeten Perspective, welche Wouverman inne hatte, zeigt sich auf diesem Stücke in vollem Glanze. Ein weites, luftiges Gebäude liegt dem Blicke offen und gewährt links durch einen gewölbten, mit Epheu malerisch behangenen Ausgang, gerade vorwärts durch eine von Holzbalken gestützte Ausluft einen Blick auf den Mittel- und tiefen Hintergrund, welcher hier besonders duftig und zart gehalten erscheint. Im Innern des Stalls herrscht ein bewegtes Leben von anmuthigster Wahrheit. Links reitet ein Cavalier, den man im Rücken sieht, von einem Bauer begrüßt, in die Landschaft hinaus, wo sich ein schwer beladener Esel zeigt, auf welchem ein Mann liegt. Ein zweiter noch im Stall befindlicher Reiter ist ebenfalls zum Abreiten

Digitized by Google

fertig, indeß ein dritter, dessen schöner Schimmel von einem breit lächelnden Burschen gehalten wird, die Stiefel emporzieht, um aufzusitzen. Rechts im Vordergrunde sitzt eine Bäuerin mit dem Kinde vor dem Feuerheerde auf der Erde; neben ihr haben zwei kleine Bauerjungen eine Ziege aufgezäumt. Der eine Junge zieht und der andere schiebt das sich sträubende kleine Thier, um es zu bewegen, über einen daliegenden Balken zu springen. Im Mittelgrunde finden fünf Rosse, an die Krippen befestigt, reichlichen Platz, und im Hintergrunde grade vorwärts wird ein Fuder Heu von zwei Männern abgeladen. Der alte Schimmel vor dem Wagen, dessen Kopf, Hals und Kummt man sieht, wäre sonach das neunte Pferd auf dem Bilde. Hühner und Hunde treiben ebenfalls ihr Wesen in diesem Gebäude, dessen Boden mit Heu angefüllt ist. Aber noch nicht genug mit dieser ungemeinen Fülle von Leben: links im Mittelgrunde beschenkt uns der reiche und freigebige Meister noch mit einer Art Idyll: ein ganzes, von stillem Genügen zeugendes Sein eröffnet er uns in dem kleinen Häuschen, wo oben aus dem Bogenfenster ein Mädchen nach dem scheidenden Reiter blickt, indeß unten ein Schweinestall angebracht ist, wo man die borstigen Insassen eifrig mit Fressen beschäftigt sieht.

Und das Alles ist mit so genialer Ungezwungenheit neben einandergestellt, so harmonisch geordnet, hier ist nirgend ein Gedrängtes, mit Figuren Ueberladenes, Alles hat hier so freien Spielraum, daß man den Maler, obgleich man ihn längst als großen Meister in der Composition und als mit einer unerschöpflichen Phantasie begabt kennt, von Neuem bewundert, als sähe man zum ersten Mal eines seiner Bilder. Bedenkt man die ungemeine Fruchtbarkeit Wouvermans und vergleicht mit der Masse der Bilder, welche er malte, die höchste Sauberkeit der Ausführung derselben, die nur selten durch flüchtig hingeworfene Stellen verflacht wird: so kann man einen Schluß auf die wunderbare technische Fertigkeit des in seinem Genre unübertroffenen Malers machen.

Karl I. von England.

Von Van Dyck.

Es ist ein wehmuthgemischtes Interesse, diesen unglücklichen Stuart durch die herrliche Kunst Van Dycks in allem Reize männlicher Schönheit uns lebend vorgezaubert zu sehen. Der Ruf des edelsten Aeußern und der vollkommensten ritterlichen Erscheinung, welchen Karl I. besaß, wird durch dies Bildniß um so mehr bestätigt, als Van Dyck keineswegs geneigt war, den Personen, die ihm saßen, irgendwie zu schmeicheln. Selten wohl möchte wie hier ein Antlitz den Charakter der Person klarer, unverhüllter abspiegeln. Wir sehen Karls I. feine Sitte und Galanterie in den harmonischen Zügen des Bildnisses, und das braune, tiefe, wenig bewegliche Auge mit dem melancholischen Ausdrucke — das Erbtheil aller Stuarts — erinnert uns an den Zug tiefer Religiosität, an die halbe Schwärmerei, womit Karl I. gleich der Maria Stuart den Episcopat der katholischen Kirche festhielt und vertheidigte. Seine wahrhaft königliche Stirn scheint zum

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Jacob and Rachel. Jacob and Rachel

Jakob i Rachela

Digitized by Google

Digitized by Google

Sitze klarer und großer Gedanken geschaffen und dennoch vermag sie nicht, diesem Gesichte den Stempel überwiegender geistiger Befähigung zu verleihen. Dies ist der Kopf eines Edelmannes, eines hohen Aristokraten, eines ritterlichen Hofcavaliers, aber will man denjenigen eines Herrschers in ihm finden: so kann man nicht umhin, dem Ausdrucke dieser Züge einen Mangel an Erhabenheit, an genialer Kraft und Willensstärke vorzuwerfen. Es drängt sich unwillkürlich uns das Gefühl auf, daß dieser Mann — auch wenn wir seinen Namen nicht wüßten — weniger zum Handeln, als zum Leiden getaugt haben müsse und hierauf übt der Umstand, daß der König mit dem Arm in der Binde gemalt wurde, allerdings keinen Einfluß. Hält man die Geschichte des hingerichteten Monarchen mit diesem Bilde zusammen: so muß man gestehen, daß letzteres einen unübertrefflichen Commentar dazu abgiebt. Die Kunst des Meisters Van Dyck im Portrait ist übrigens, wie auch die hier dargelegte, große, charakteristische Auffassung beweist, gleichwie diejenige Tizians und Leonardo da Vinci's in diesem Fache über alles Lob erhaben.

Der Zahnarzt.

Von **Gerard Dow.**

Vergleicht man diesen Zahnarzt von Dow mit dem Zahnbrecher von Gherardo della Notte, so ist die gewandte Leichtigkeit des niederländischen Genremalers ganz besonders in die Augen fallend. Obgleich das Bild mit größter Sorgfalt ausgeführt ist und an frappanter Naturwahrheit selbst seinem Schreibmeister nicht weicht: so zeigt es dennoch einen so freien Wurf, wie wenige von Dow's Stücken. Der feine Humor, den hier der Maler entwickelt, ist wahrlich köstlich. Dieser holländische Bauerknabe, welchem aus Anlaß der Kunst des alten Baders förmlich die Augen übergehen, während dennoch seine Todesangst vor dem Zahnarzte und dessen schrecklichen Instrumenten mit einem gewaltigen Ruck, gleichwie das Zahnweh, verschwindet und der Verwunderung über die merkwürdige Veränderung seines Mundlocales Platz macht — dieser kleine Bauer bildet den heitersten Gegensatz zu dem Alten, der voll Suffisance in der Zahn-Trophäe, die er emporhält, den redenden Beweis seines außerordentlichen Talents anlächelt. Den äußern Rahmen des Bildes, ein Fenster in einer Mauer mit seitwärts aufgeschürztem Vorhange sammt dem Hintergrunde, weicht wenig von der gewöhnlichen Manier ab, welche der Maler für diese Gegenstände anwendet.

Digitized by Google

Uria's Brief.

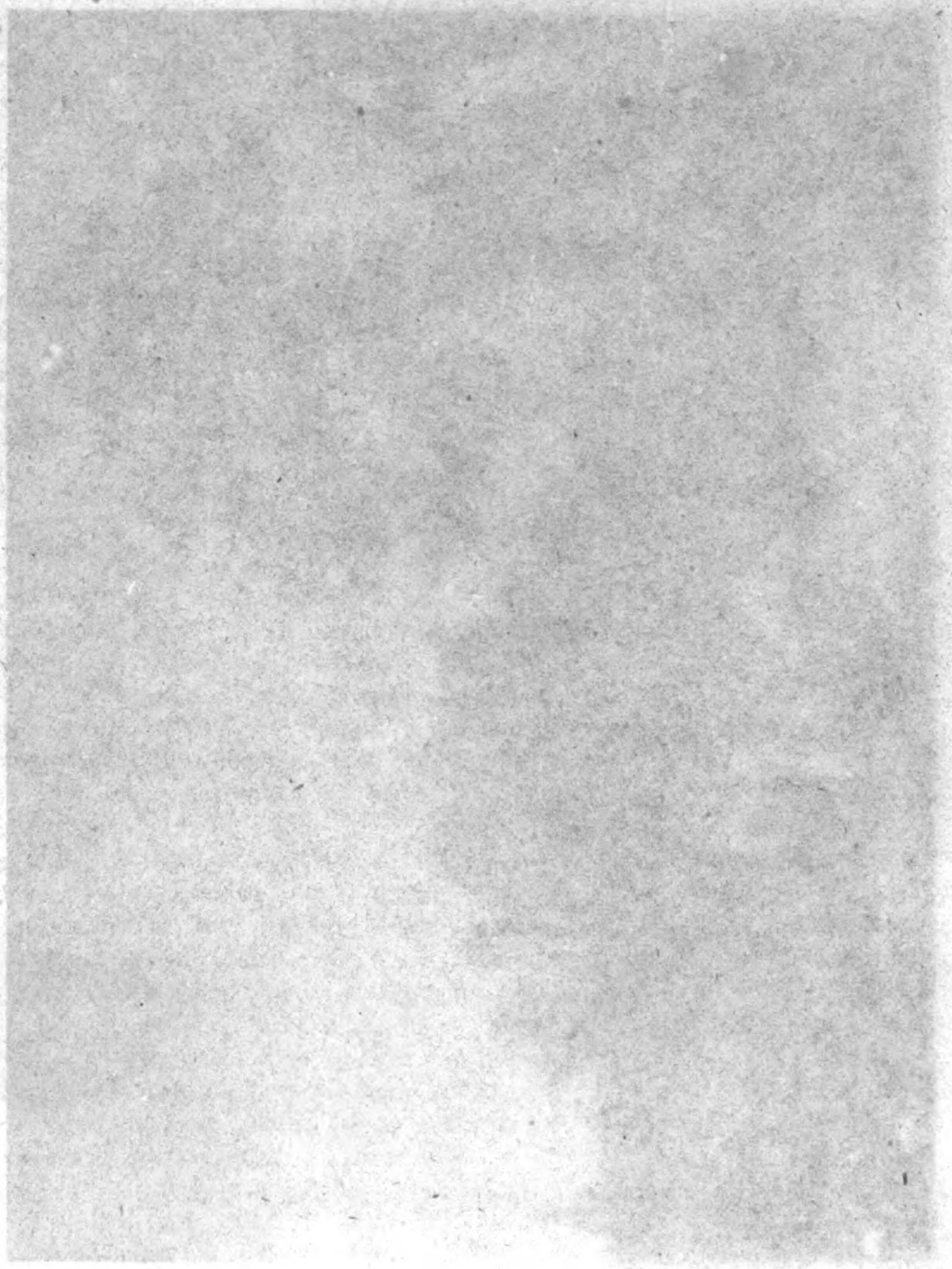
Von Ferdinand Bol.

Mit den einfachsten Mitteln von der Welt zeigt uns der Maler hier eine Begebenheit, wie sie kaum düsterer und verbrecherischer gedacht werden kann. Der König David sieht von dem Dache seines Palastes aus in einem benachbarten Garten ein schönes Weib entkleidet ins Bad steigen und der Anblick wirkt so unwiderstehlich auf den Helden, daß er sich sofort der Schönen bemächtigt. Es war Bathseba, die Mutter des Königs Salomo, welche David ihrem Gemahl, Uria, einem Hethiter, ungetreu gemacht hatte. Uria aber war einer der tapfersten Hauptleute unter dem Feldherrn Davids, dem gewissenlosen, aber siegreichen Joab und kämpfte bei der Belagerung einer Stadt der Ammoniter, die Rabba hieß. David ließ den Uria vom Heer durch Joab zu sich bescheiden und hier wars zu Jerusalem, daß der seinem König mit Leib und Seele ergebene Uria in seiner Liebe zu dem Herrscher so weit ging, unter den Hütten der Leibwache des Königs zu schlafen. Die Bundeslade, die Männer von Israel und Juda bleiben im Gezelte, sagte Uria, und Joab, mein Herr, und meines Herrn Sklaven liegen unter freiem Himmel und ich sollte in mein Haus gehen, daß ich esse und trinke und mich der Liebe meines Weibes erfreue? So wahr Du König lebst und Deine Seele, ich thue das nicht.

Den Mann, welchem der ganze Heerden besitzende Reiche sein einziges Schäfchen geraubt hatte, um dasselbe zu opfern, ließ David einen Brief schreiben an Joab, welcher folgenden grauenhaften Befehl enthielt: Stelle Uria im Gefechte, wo es am härtesten ist und wendet Euch von ihm ab, daß er erschlagen werde und sterbe.

Bol hat den Moment dargestellt, in welchem der, dem Verderben Geweihte, den Unglücksbrief empfängt, den der König zum Zeichen seiner Gnade mit dem goldenen Scepter berührt, indeß der Schreiber des Todesurtheils, die Fahne seiner Feder zerbeißend, gedankenvoll den Kriegsmann anstarrt. Uria richtet auf David einen Blick fast der Anbetung, indeß David, gewaltsam seine Kraft zusammenfassend, das Auge des Armen vermeidet und schon den Augenblick im Geiste vor sich zu sehen scheint, wo Joab, der unfehlbare Vollstrecker von Bluturtheilen, den König und seine Geliebte von dem lästigen Ehemann befreien wird. Dies ist eins der ausdrucksvollsten, vielsagendsten Bilder Bols und dramatischer gehalten, als viele seiner andern Arbeiten. In der Draperie hat der Maler hier eine breite Behandlung eintreten lassen und Zeichnung und Färbung sind gleicher Weise von vollkommenster Reinheit, weshalb man mit Recht den „Uria's Brief" als eines der glänzendsten Werke betrachten darf, die Bol geschaffen hat.

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

D. Teniers pinxt. A.H. Payne sc.

The Rustic Festival. *Ein ländliches Volksfest.*

Zabawa wiejska.

Digitized by Google

Digitized by Google

Suſanna im Bade.

Von Paul Veroneſe.

Die bibliſche Geſchichte von der durch Daniel erretteten keuſchen Suſanna hat faſt immer den Malern Gelegenheit zu einer üppigen Darſtellung gegeben. Ungemein edel hat Veroneſe den Stoff behandelt, obgleich es nicht verkannt werden kann, daß der große Meiſter eben durch die Züchtigkeit, welche er zeigt, einen größeren ſinnlichen Reiz ausübt, als dies die meiſten Bilder von der badenden Suſanna vermögen. Ein verführeriſcher Zauber iſt gleichſam ganz unabſichtlich über das orientaliſch geformte Antlitz und die herrlich gemalte Figur der Suſanna ausgebreitet und der Contraſt des ſchmalen, von oben neckiſch herabſchießenden, weißen Strals eiskalten Waſſers zu dem warmen, glühenden Toben dieſes ſchwellenden Buſens und der ſchön geformten Schenkel und Arme iſt ſo unwiderſtehlich und hinreißend, daß man den beiden alten Faunenköpfen eigentlich wenig Vorwürfe zu machen hätte. Die Malerei des Stücks iſt ungewöhnlich brillant; ſie athmet Glut, wie der heiße Sommernachmittag, welcher die ſchöne Jüdin zu der kühlenden Quelle treibt. Die Scenerie iſt wie gewöhnlich bei Veroneſe ſeiner Zeit angemeſſen, macht aber einen heimlichen, verſtohlenen Eindruck, der vortrefflich zu der vorgeführten Situation paßt.

Der Fiſchfang.

Von Nicolaus Berghem.

Es iſt ein eben ſo poetiſches, als reichbegabtes Talent, welchem wir hier begegnen. Nicolaus Berghem iſt in ſeinen Hirtenſtücken und Landſchaften mit Thieren, Fuhrwerk und menſchlichen Figuren immer ausgezeichnet, oft in ſeiner Weiſe unvergleichlich. Das, was bei Berghems Bildern ſo höchſt angenehm auffällt, iſt, neben einer kräftigen, warmen Färbung, ſeine Correctheit und charakteriſtiſche Wahrheit, von immer geſchmackvoller Erfindung und Anordnung ſeiner Stoffe gehoben. In ſeinen beſten landſchaftlichen Stücken erreicht Berghem, namentlich was das Sonnenlicht und das Halbdunkel betrifft, eine merkwürdige Höhe der techniſchen Vollendung. Mit Vorliebe malte Berghem felſige Partien und faſt italieniſch geformte Hügel und Gebirgszüge im Hintergrunde, nicht minder ſchleuderte er, nicht ſelten mitten in ſeine Bilder, coloſſales Mauerwerk und mauerähnliche Felſen. Immer machen dieſe ſo eigenthümlich benutzten Stücke einen höchſt wirkſamen Effect. In dieſem Bilde, der Fiſchfang, läßt ſich zu dem ſtillen See mit ſeinen Barken und Fiſchern kaum ein lieblicherer Gegenſatz denken, als die cyklopiſche, romantiſch geformte Felſengruppe im Mittelgrunde. Einen nicht weniger glücklichen Abſtich geben die armen

Digitized by Google

fleißigen Fischer zu dem vornehmen, hoch zu Roß zuschauenden Paar, sogar die schönen Pferde zu den apathisch ruhenden, oder wiederkäuenden Zugochsen ab. Ein idyllischer, duftiger Athem weht durch das ganze Bild. Berghems gemüthliche Anmuth weiß uns hier lange zu fesseln. Den ausgezeichneten Thiermaler zeigen weniger die beiden Pferde, als die herrlich aufgefaßten Stiere.

Vielleicht noch geistreicher behandelt als in den Gemälden, wo Berghem auf die Landschaft großen Fleiß verwendet, finden sich die Thiere in seinen eigenhändig angefertigten, höchst werthvollen Radirungen. Hier hat der Meister das Landschaftliche nebensächlich behandelt dafür die Staffage sehr oft mit einer ungemeinen Aufmerksamkeit ausgeführt. Diese Radirungen stehen, was namentlich von einigen seltenen Blättern gilt, in einem hohen Preise. Weniger bedeutend ist Berghem in der historischen Malerei, in welcher er sich mit „dem Tod der Dido", jetzt in Wien, und mit „Laban unter seiner Dienerschaft" und in anderen Stücken versuchte. Seltsamerweise war Berghem jedoch der Meinung, daß das Historische sein wahres Genre sei, und er beklagte sich bitter über den Geiz seiner Frau, der ihn zwinge, des Geldverdienstes wegen Landschaften und Heerden zu malen und zu zeichnen. Wir können der geldgierigen Dame nur danken, daß sie den Maler auf dem Wege erhielt, auf welchem allein er groß und originell war.

Berghem hat sich zum größten Theile aus sich selbst herausgebildet. Seine Lehrer, zuerst sein Vater, Pieter Klaasze, dann der Maler van Goyen, Mooſaert, Grebber und Weenix thaten wenig mehr, als bei Berghem den Grund der Kunst zu legen. Selbst die Correctheit und Wahrheit seiner Zeichnung hat er weniger diesen Männern, als seiner scharfen Beobachtungsgabe zu verdanken.

Dieser Künstler heißt eigentlich Nicolaus Klaasze, oder Klaazen. Manche Kunsthistoriker wollen ihn auch Nicolaus van Haarlem nennen. Der Name Berghem, das heißt: verbergt ihn! wurde schon früh vom Meister Nicolaus angenommen. Die Ursache, weshalb dieses „Berghem" des Malers Spitzname und nachher sein gewöhnlicher Name wurde, wird verschieden, immer aber trivial genug erzählt. Berghem war im Jahre 1624 in Haarlem geboren, verlebte dort, ohne große Reisen zu unternehmen, seine Tage, hielt später viele Schüler, von denen ihm keiner in seinen Leistungen nahe kam und starb in seiner Vaterstadt 1683.

Der Traum Jacob's.

Von Ferdinand Bol.

Dies Gemälde darf als eins der anmuthigsten des Malers angesehen werden, wie es in Hinsicht auf die Beleuchtung sein bestes ist. Die tief bedeutsame Geschichte der Wanderung Jacob's von seinen Aeltern, Isaak und Rebecca, nach dem Bruder der letzteren, nach dem Laban und die im Traum gegebene göttliche Weissagung ist hier dargestellt. Die listige Rebecca hat es erlangt, daß ihr jüngerer Lieblingssohn Jacob vor dem erstgeborenen Esau den vornehmsten Segen des blinden Isaak erschlichen hat. Esau, dessen Charakter übrigens uns in eben dem

Digitized by Google

Maß besser gefällt als die Bibel sich bestrebt, ihn gegen Jacob, den jüdischen Stammvater herabzusetzen, Esau hat geschworen, seinen schlauen Bruder, der ihn schon zweimal betrogen, zu erwürgen und Rebecca treibt ihren Liebling zur Flucht nach Canaan, wo Laban, ein reicher und mächtiger Nomadenhäuptling, seine zahlreichen Heerden weidete.

Unterwegs legt sich der noch im zarten Alter befindliche Jüngling in einer menschenleeren Gegend zum Schlaf nieder und träumt: der Himmel öffne sich hoch über ihm und eine Leiter reiche von oben herab bis zur Erde, auf deren Sprossen die Engel Gottes auf und nieder stiegen. Eine Weissagung wird über den jungen Schläfer ausgesprochen: in Deinen Nachkommen sollen alle Völker der Erde gesegnet werden. Als Jacob erwacht, glaubt er an das majestätische Traumgesicht und spricht: diese Stelle ist heilig und ein Haus Gottes, und er beschließt, hier einen Altar des Allerhöchsten zu erbauen.

Der Maler hat mit sehr künstlerischem Takte die materielle Vorstellung einer Himmelsleiter, wie wir sie in ältern Gemälden und geätzten Blättern, gewöhnlich mit dem Allvater auf der Spitze derselben, so oft finden, bei Seite gelassen. Ein hehrer Engeljüngling schwebt neben dem schlafenden Wanderer, die rechte Hand segnend ausgestreckt, und eben im Begriff nach den, von blendenden Stralen erhellten, Himmelsräumen zurückzukehren. Oben ringsum ist tiefe Nacht; das zauberische Licht fällt vorn auf die wie aus Sternenglanz gewobene Figur des Engels und etwas gedämpfter auf den Jacob, welcher rechts im Vordergrunde im seligen Schlummer der Jugend, Gesundheit und Unschuld ruht, das Angesicht verklärt von dem Widerscheine der Herrlichkeit seiner Vision. Dunkle Palmenbüschel erheben sich neben ihm und wehen geisterhaft hinein in das Stralenmeer oben. Neben dem dunkelgrünen Blätterwerke lauschen zwei Engelsköpfchen, indeß ein dritter Engelsknabe, durch den leichten Wolkenschleier nur halb sichtbar, mit unendlich anmuthigem Ausdrucke in Miene und Bewegung sanft die Mütze Jacobs emporhebt, um die Schönheit des Schläfers schelmisch lächelnd zu betrachten.

Es weht in diesem Bilde eine frühlingsfrische Lebensfülle, und die Licht- und Schattenmassen sind nach einem großartigen Styl behandelt. Bei aller Kräftigkeit der dunklen Partien sind hier die Farbentöne so abgestuft und die Uebergänge so zart gehalten, daß die ganze Luft- und Wolkenregion eine ungemeine, durchsichtige Leichtigkeit erhalten hat. Die Figuren in ihrer zwanglosen Zeichnung harmoniren vollständig mit dem Ton des Gemäldes, und so ausnehmenden Vorzügen gegenüber dürfte das willkührlich erfundene Costüm Jacobs, welches von dem historisch richtigen allerdings sehr abweicht, um so weniger Tadel erfahren, als es der Neuzeit und ihren gelehrten Reisenden vorbehalten war, dasjenige zu erforschen und festzustellen, was wir in diesem Punkte in der Malerei als Norm annehmen.

Ruhe auf der Flucht.

Von Ferdinand Bol.

Hat der Beschauer die italienischen Madonnen und heiligen Familien im Gedächtniß, deren Darstellung namentlich bei den Malern des achtzehnten, aber auch unsers Jahrhunderts in

Digitized by Google

ihrer vagen, idealisirten Stereotyp-Manier dem Kritiker und Kenner die ganze Heiligen-Malerei kleinerer Maler verleiden könnte, so wird man im ersten Augenblick sich nur schwer mit der holländischen Naturalistik bei der Darstellung aus der heiligen Geschichte befreunden können. Ein Blick auf dieses Meisterwerk von Bol, Joseph, Maria und das Jesuskind zeigend, wie sie auf ihrer Flucht nach Aegypten in einer öden Landschaft rasten, wird genauer andeuten, was wir meinen.

Hier in der Figur des heiligen Josephs, welcher das Handwerkszeug eines Zimmermanns neben sich haltend, an einem felsigen Abhang zur Hälfte sichtbar sitzt, ein Messer in der Hand noch viel weniger aber in der Gestalt der Mutter Maria, findet man nur einen Anklang an ähnliche Schilderungen durch den Pinsel. Hier ist Naturwahrheit, volle, geistreiche, aber weiter nichts — indeß ist das genug, und wir entbehren mit Vergnügen eine sentimentale Mystik, welche uns Menschen-Götter aus der Empfindung heraus zu schaffen versucht, während eben das Göttlichste im Menschen das unverfälschte Menschliche ist, über welches hinaus weder Gedanke noch Darstellung, streng genommen, reicht.

Diese heilige Familie von Bol fesselt uns, wenn wir sie länger betrachten, unendlich mehr, als hundert Bilder der Italiener, welche den gleichen Stoff behandeln. Auch Claude-Lorrain's „Flucht nach Aegypten" mit seiner eigenthümlichen, tiefgedachten, landschaftlichen Symbolik läßt uns kalt im Vergleich zu der Empfindung, welche die arme Jüdin Maria mit ihrem Sohne auf den Knieen in uns erregt. Eben erst hat die Verfolgung der Knechte des Kindermörders von Bethlehem aufgehört; es sind hier die ersten Augenblicke dargestellt, daß die Flüchtlinge vielleicht seit dem frühesten Morgen zum ersten Mal aufathmen können. Maria im Turban und mit orientalischer Physiognomie scheint, den Kopf in die Hand gestützt, fast ohnmächtig; eine Thräne perlt über ihre Augenlider und verdunkelt den Blick des schwarzen Auges, den sie auf ihren sanft schlummernden Sohn wirft. Joseph scheint über sein seltsames Schicksal und über die nächsten Schritte nachzudenken, um dem Feinde zu entgehen. Der abgesattelte Esel keucht noch von dem angestrengten Lauf.

Das ganze Bild ist höchst eigenthümlich, aber ebenso geistreich und wahr, als originell. In mehren Zügen finden wir auf der Stelle die gänzliche, ungenirte Willkür des alten Rembrandt in der Behandlung des Stoffes heraus, und die prachtvolle Malerei, der Zauber der Tinten und namentlich die ungemeine Lieblichkeit und Zartheit des Helldunkels läßt nicht lange darüber in Zweifel, daß wir in Bol einen Schüler, und zwar einen besonders ausgezeichneten des genialen Meisters Rembrandt vor uns sehen.

Bol, etwa im Jahre 1610 zu Dortrecht geboren und zu Amsterdam 1681 gestorben ist, seinen Lebensverhältnissen nach, vollkommen unbekannt; dagegen behaupten seine einfach und mit zartester Naturwahrheit aufgefaßten und vortrefflich ausgeführten Gemälde einen Rang unter den vorzüglichsten Erzeugnissen der holländischen Schule. An Macht der Phantasie stand er seinem Meister sehr weit nach, hat dafür aber auch nicht die Bizarrerien desselben aufzuweisen. Sein Geschmack, obgleich weit entfernt, eine ideale Höhe zu erreichen, ist indeß sehr geläutert und ein großer Vorzug — zugleich für die Ausgezeichnetheit des Seelenausdrucks seiner Figuren zeugend — ist es, daß Bol niemals überflüssige Figuren bringt, gleich Rembrandt und seinen geistvollen oder

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

St. Sebastian

Digitized by Google

Digitized by Google

geistlosen Nachahmern, sondern in wenigen großen Zügen seinen Stoff vollkommen zu erschöpfen weiß.

Der Gelehrte.

Von Franz van Mieris.

Noch völlig unter dem Einflusse seines großen Lehrers Gerhard Dow stehend, malte Franz van Mieris das Bild des Scholastikers, eine seiner frühesten selbständigen Arbeiten. In dem Mauerfenster, ganz in Dow'scher Manier mit einem zur Seite geschobenen Vorhange geziert, sitzt an einem, mit einem reichen Teppich behangenen Tische, ein bärtiger alter Mann vor einem aufgeschlagenen Buche und schneidet mit großer Aufmerksamkeit eine Feder. Der Gelehrte im Barett und mit dem Doctortalar bekleidet, ist sehr sicher und geistreich gezeichnet und sein Kopf ist von ungemeiner, charakteristischer Wahrheit, die Beleuchtung ist vorzüglich und die Malerei zeugt von dem ungewöhnlichsten Fleiße. Dennoch dürfte dieser Scholastiker mit dem Bilde des Schreibmeisters von Dow, welcher ebenfalls sich eine Feder schneidet, an frappantem Leben den Vergleich nicht aushalten.

Die Spinnerin.

Von Kaspar Netscher.

Soll dieses so oft bewunderte Gemälde mit der Nähterin desselben Meisters verglichen werden, so wird die „Spinnerin" durch eine ganz sprechende Lebendigkeit der Darstellung und durch die unvergleichlichste Wahrheit in Blick, Miene und Haltung jedenfalls als das ausgezeichnetere Stück gelten müssen. Das Bild stammt aus der vollsten Blüthenzeit Netschers und zeigt noch eine Kräftigkeit und einen präcisen Ausdruck, wie sie der Meister später, bei seinen oft süßlichen Conversationsstücken, seltener und immer seltener zeigte. Auch hat die Spinnerin eine Färbung, welche, mit einem durchsichtigen Schmelz ausgestattet, diejenigen der Gemälde aus seiner letzten Zeit weit übertrifft und den Beschauer unwillkürlich an die wunderbare Sauberkeit und Klarheit des Terburgschen Colorits erinnert. Interessant dürfte es, beiläufig gesagt, sein, das Spinnrad genauer zu betrachten, welches in seiner eigenthümlichen Form, wie man im Blicke der Alten unschwer lesen kann, damals noch mehr als heute der Stolz einer Hausfrau vom reinsten Wasser war. Die sehr schwierige Aufgabe, zubereiteten Flachs getreu wiederzugeben, hat Netscher, welcher Stoffe mit entschiedenster Virtuosität behandelte, spielend gelöst.

Digitized by Google

Marie mit dem Jesuskind.

Von Ch. W. E. Dietrich.

Der, auch zuweilen zum Unterschiede von mehren andern Malern seines Namens, Dieterich genannte Künstler muß nach dem Urtheile von Kennern, wie Winkelmann und anderen, als einer der vorzüglichsten Maler genannt werden, welche im vorigen Jahrhunderte Deutschlands Ruhm auf dem Gebiete der Kunst verbreiteten.

Dies Urtheil bewährt sich noch heute, denn Dietrichs Arbeiten zeigen uns noch ein so kräftiges, höchst bewegliches und reiches Talent, daß wir von Achtung gegen ihn erfüllt werden. Diesem Talente verdankt er seine großen Erfolge weit mehr, als etwa dem Unterrichte seines Vaters und eines nicht unbedeutenden Malers, Thiele, in seiner Vaterstadt Weimar. In Dresden feuerte ihn der bekannte Minister Brühl zu angestrengtem Fleiße an, bis er, den italienischen jungen Malern nachgesetzt, sich zurück nach Weimar wandte, bis ihn der König von Polen wieder nach Dresden berief und ihm die Mittel zu einem längeren Aufenthalte in Italien verlieh. Er machte seine Hauptstudien an den großen Werken in Rom und Venedig. Auffallend war seine ungemeine Fertigkeit, den Styl und die Manier der verschiedensten Meister täuschend wiederzugeben. Doch nahm er nichts von diesen Besonderheiten in seine eignen Gemälde mit hinüber; hier ist der Entwurf einfach, sehr oft von großem Adel, die Auffassung sehr sinnig und gefühlvoll und das Ganze, durch eine meisterhafte Technik belebt, macht immer einen klaren, wohlthuenden Eindruck, der sich sehr oft bis zum Idealen erhebt. Seine Gegenstände sind sehr verschiedenartig, indeß dürften seine heiligen Stücke und seine Landschaften den Rang behaupten. Dresden besitzt von ihm, dem späteren Professor der Akademie der Künste, vierunddreißig Gemälde, unter denen wie unser Bild, sehr werthvolle sich befinden.

Fast noch mehr als durch seine Malereien hat Dietrich zur Verbreitung eines reinen, künstlerischen Geschmacks durch den Grabstichel und die Radirnadel gewirkt. Die geätzten oder gestochenen Blätter zeigen alle eine ganz ungemeine Meisterschaft in der Handhabung der Nadel und anderer Mittel und geben mit seltener Treue den Geist des Originals wieder. Die Mehrzahl seiner geätzten Arbeiten ist jedoch keine Copie, sondern Werk des Meisters selbst. Doch arbeitete er mit der Nadel gern in der Manier älterer Maler; er ahmte den Rembrandt, Ostade, Watteau, Berghem, Salvator Rosa, Mieris u. A. nach, und kam seinen Vorbildern sehr nahe. Es sind über zweihundert geätzte Stücke von Dietrich vorhanden und die Gallerie zu Dresden besitzt über zweitausend Zeichnungen von seiner Hand. Der gefeierte Künstler starb zu Dresden 1774, zweiundsechzig Jahre alt.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

P. Bol. pinxt. Hall sc.

Joseph & Jacob

Joseph & Jakob

Digitized by Google

Digitized by Google

Wild und Wald.

Von Carl Ruthart.

In der mit so vielen Schwierigkeiten verknüpften Kunst der Thier- und Jagdmalerei ist der Meister Ruthart, den wir mit größter Wahrscheinlichkeit als einen Deutschen bezeichnen können, dem Niederländer Franz Snyders an die Seite zu stellen, ja in den ruhigen Stücken, wo Wild und Wald, wie in diesem Bilde, in ihren Geheimnissen belauscht werden, kömmt Snyders sogar an Tiefe der Empfindung und namentlich an einem wunderbaren poetischen, halb schwermüthigen Ausdruck dem Deutschen bei weitem nicht gleich. Die wilde Kraft Snyders'scher Hetzjagden fehlt dagegen Ruthardt; doch möchte in seinen bewegteren Stücken mit reißenden Thieren, wie in denen, wo Luchse Steinböcke und Gemsen jagen, und wo Löwen und Tiger ein Roß überwältigen, eine zwanglosere Naturbeobachtung und eine weniger gewaltsame Anordnung, als bei Snyders und seinen vielen Nachahmern herrschen.

Dieses Stück von Ruthart darf zu den hervorragendsten Meistergemälden in dem Genre des Malers gezählt werden. In einer einsamen Waldgegend, wo ein stilles, dunkles Wasserbecken von schlankem und üppigem Weichholze heimlich umzäunt ist, befinden sich drei Dammhirsche auf einem halbfelsigen Vorsprunge. Zwei Thiere ruhen lauschend; das dritte, der Patriarch seines Stammes, mit abenteuerlichem Schaufelgehörn hält den Sprung zurück, der ihn soeben in das kühlende Gewässer unten führen sollte. Es ist Abend und durch die tiefe Abgeschiedenheit des Waldes ziehen sich drohende, aber noch sehr entfernte Töne, welche das schmutzig silberfarbige Reigerpaar im Vordergrunde besser zu deuten weiß, als selbst das flüchtige Dammwild es vermag. Der Jäger naht und im nächsten Momente werden die Hirsche mit einer Schnelligkeit über den bethauten Wiesenplan fliegen, als wollten sie die heiser schreienden Reiger einholen, die fern nach den Bergen im Hintergrunde ziehen. Wir erinnern uns, vor mehren Jahren ein Gedicht gehört zu haben, welches vortrefflich die Scene schildert, in welcher das Wild erscheint.

„Fahl bleicht es an dem abendlichen Himmel
Und leichter Purpur schwimmt dem Osten zu.
Da pfeift's am Waldgeheg',
Da flattert's zu dem Erlensteg
Hart über'm Grase hin, den Bach entlang.
Die Amsel ist's; sie singt den Abendsang ...
Und schweigend aus den stillen Lüften senkt der Aar
Sich auf dem Hochwald nieder.
Ihm nach schlägt schreiend sich die Schaar
Von Schwarzgefieder.
Und quarrend und quitzend streicht
Die Schnepfe um des Tannenwaldes dunkeln Saum;
Es klatscht der Ziegenmelker um den Erlenbaum;
Das Volk der Hühner kirret sich,
Und traulich um den schlanken Jäger macht,
Der Tagesschläfer seine Mückenjagd u. s. w."

Digitized by Google

Im Colorit besaß Ruthart eine vorzügliche warme und breite Manier, welche an seinen Aufenthalt in Venedig erinnert. Sehr oft sind seine Gemälde mit einer ungemeinen Feinheit ausgeführt, indeß erscheinen auch nicht wenige blos als hingeworfen und mit großer Nichtachtung vollendet. Auch in Hinsicht auf die höchst saubere Ausführung und auf den herrlichen Ton des schwülen Sommerabends, den diese Landschaft athmet, ist „Wild und Wald" ein classisches Stück. Ganz besonderen Ruf haben zwei Bilder Rutharts, eine Bärenhetze und eine Hirschjagd in der Kaunitzschen Sammlung zu Wien, erworben. In England, München, im Louvre u. s. w. finden sich viele Stücke Rutharts, nach denen viele gute Künstler gestochen haben. Der Maler selbst radirte wenige Blätter von untergeordnetem Werth. Seine Blüthenzeit fällt ums Jahr 1660 bis 1680. Wahrscheinlich lebte er in Nürnberg.

Eine Musikprobe.

Von Peter van Slingeland.

Er hatte eine Geliebte, aber diese war die Tochter eines Musikers, und sie selbst, Maria Nederhout, war eine Virtuosin. Freilich war der Geliebte, Pieter van Slingeland, ebenfalls ein Künstler und zwar kein geringer, denn noch jetzt, von Anno 1662 her, strahlt sein Name unter den bedeutendsten Malern Niederlands. Aber Slingeland war kein Musiker. Die Natur schien es ihm durchaus versagt zu haben, in Tönen den Inhalt seiner Seele ausströmen zu lassen. Es ist sicher, es giebt nur eine, dem tiefsten Innern durchaus angemessene Weise für die Aeußerungen des Genies, mag dies das Bild, das Sculpturstück, der Ton, oder das Wort sein. Glücklich derjenige, welcher nur eins dieser Geschenke eines freigebigen Geschickes sein eigen nennt; er ist ein Künstler, der ewige Gehalt der Kunst ist für jede Aeußerung derselben gleich und in jeder kann er die höchsten Stufen erreichen und sich neben den stellen, dem ein anderes Vehikel für seine Gedanken und seine begeisterte Phantasie zugemessen wurde.

Das ist eine Wahrheit, und Pieter van Slingeland hatte ein großes Interesse, sie zu vertheidigen. Meister Nederhout wollte sie nämlich nicht gelten lassen. Das wäre ziemlich gleichgültig für den zur oben bemerkten Zeit etwa sechsundzwanzig Jahr alten Maler gewesen, hätten sich an die Grundsätze des Mynheer Nederhout nicht sehr besondere Consequenzen geknüpft.

Nederhout hatte eine sehr schöne Tochter und Slingeland schwärmte für sie mit aller Gluth eines Künstlerherzens. Er hatte Mariens jugendliches Herz gerührt; zwar war es ihm noch nicht gelungen, die heiße Leidenschaft, welche er forderte, in dem jungfräulichen Busen wach zu rufen; so viel war gewiß, Marie liebte den schönen Maler. Sie tändelte, sie spielte und scherzte mit ihm; sie war entzückt, wenn er erschien und schmollte, wenn sie ihn nicht erblickte. Vorläufig genügten dem Maler diese Symptome — allerdings noch ein wenig zweifelhafte — der Liebe und auf den Grund derselben war er sogar entschlossen, Marie zu heirathen.

Da kamen aber die Glaubensartikel des Mynheer Nederhout in die Quere. Marie,

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

von ihm mit ausgezeichnetster Sorgfalt zur Violinspielerin gebildet, war von ihm bestimmt, die Gattin eines der bedeutendsten Künstler Europas zu werden. — Einen Meister wie mich, bedarf das Mädchen; rief der Alte; sonst überragt sie ihn, und es soll nimmer sein, daß die Frau dem Manne überlegen ist!

Also ein bedeutender Künstler! Das war Nederhouts Parole für seinen demnächstigen Schwiegersohn. Unter Künstler verstand er aber nur Musiker; kaum ließ er Dichter unter diesem Namen gelten. Maler aber waren ihm nichts, als bloße Techniker, die handwerksmäßig mit Farben arbeiteten. Slingelands Bewerbung war also von vornherein müssig, total hoffnungslos.

Noch ein Mal versuchte es der Maler, dem Musiker und Componisten vernünftigere Ideen beizubringen. Vergebens, der Eigensinnige blieb unerbittlich.

— Marie muß die meinige sein! rief Slingeland leidenschaftlich. Es muß, ich sage Euch Mynheer Nederhout, es muß einen Weg geben, um sie mir zu erringen!

— Allerdings, allerdings, mein Freund! sagte der Musiker mit spöttischem Lächeln.

— Redet, verlangt, was Ihr wollt ... Meine Liebe ist allmächtig; ich werde sicherlich Euren Forderungen genügen!

— Wollen sehen! Mynheer van Slingeland, gegen Euch speciell habe ich nicht das geringste einzuwenden. Thut mir die Liebe und zeigt Euch mir als Virtuose und Marie ist die Eurige ...

— Ah! schrie Slingeland. Ihr seid ein Tirann, grausamer als ein Tiger; Ihr wißt nur zu genau, daß ich zu wenig Gehör habe, um nur drei Noten richtig zu singen ...

— Was wollt Ihr denn? Dann seid Ihr ja, was ich im Stillen längst wußte. Ihr gesteht's ja zu, daß Ihr trotz Eurer Malereien, die Ihr Kunst scheltet, nichts mehr und nichts weniger, als ein Barbar seid!

Slingeland schien in diesem Augenblick dieses selbst ungefähr einzusehen. Er stieß centnerschwere Seufzer aus.

— Glaubt Ihr, Mynheer, sagte er nach sehr langer Pause, daß es mir, vielleicht unter Eurer gefälligen Anleitung, noch möglich werden würde, in der Musik so viel zu leisten, um Euren Forderungen zu genügen?

Der Musikant zuckte die Achseln.

— Versuchen kann man wenigstens Alles! sagte er.

— Ich erinnere mich, fuhr Slingeland eifriger und hoffnungsvoller fort, daß Raphael Sanzio einst an dem Tiber von Bravi's überfallen wurde; daß ihn ein Schmiedeknecht, ein Harnischmacher errettete. Mir kömmts in den Sinn, daß dieser Panzerschmied eine Geliebte besaß, welche der Vater — ein Maler — nur einem Künstler, einem Manne seines Gewerkes, zur Frau geben wollte.

Mynheer Nederhout nickte ziemlich ungeduldig.

— Seht Ihr! ganz ein Fall wie der meinige! sprach Slingeland weiter. Was geschah! Der Panzerschmied vertraute dem Maler sein Leid und gestand ihm, er sei nur nach Rom gekommen, um malen zu lernen. Raphael ward aus Dankbarkeit sein Lehrer und — schändlich — daß ich den Namen des neuen Meisters nicht weiß — aber wüßte ich ihn, so würdet Ihr sehen, daß dieser Schmied ein so braver Maler wurde, daß der Entschluß des Vaters seiner Geliebten,

Digitized by Google

ihm die Hand der Tochter zu geben, vollkommen gerechtfertigt erscheint! Ich weiß jetzt: der Maler hieß Quentin Messys! Ich denke doch, Pieter van Slingeland steht der Musik näher, als jener Mann der Malerei? Wohlan, Mynheer; ich bin von heute an Euer Schüler ...

Nederhout willigte wirklich ein und Slingeland fing richtig an, sich die unästhetischen Notenfiguren einzubläuen, zufällig Kenntniß von ihrem Werthe und ihrer Geltung, von Takten und einer Masse italienischer Zeichen und Bezeichnungen zu nehmen. Er hatte in den ersten acht Tagen riesenhaft gearbeitet. Noch hatten jedoch seine Hände den heiligen Körper eines musikalischen Instruments nicht berührt. Der Lehrer gab ihm jetzt ein Theorbium. Nach acht Tagen stellte es sich entschieden heraus, daß der Maler nie einen rechtmäßigen Strich darauf leisten können werde. Andere Instrumente kamen an die Reihe; die Blasinstrumente folgten, aber selbst die Trompete gab dem Schüler keine Hoffnung, daß sie sich werde von ihm kunstgerecht behandeln lassen.

Slingeland wäre jetzt schon unfehlbar verabschiedet. Aber er war so schlau gewesen, jeden Tag nicht eher mit Bitten und Anliegen aufzuhören, bis Salomon Nederhout die Violine nahm und ihm Stücke von seiner eigenen Composition vortrug. Der Alte war, was wir nach dem Gesagten kaum noch bemerken dürfen, sehr eitel. Er brachte seiner Eitelkeit den Tribut, sich täglich vor seinem stöckischen Schüler einige Stunden abzuarbeiten; und der Schüler brachte seiner Liebe das Opfer, wie ein Entzückter diese Qual des Anhörens zu ertragen.

— Was meinst Du, Marie, sollte aus dem Pieter noch was Gescheidtes werden! fragte er die Tochter einst im Vertrauen.

— Was weiß ich? Gieb ihn mir so wie er ist, oder ich versichere Dich, daß ich der ganzen Sache sehr bald überdrüssig sein werde.

— Es wird zuverlässig noch ein Musiker, wenigstens ein ausgezeichneter Componist daraus! murmelte Nederhout. Man hat mehre Beispiele, daß große Compositeure die Musik im Kopfe und das Maß für den Wohlklang im Auge, aber durchaus nicht im Ohre hatten. Hätte der Maler keinen Sinn für musikalische Schönheit: so würden ihn meine Meisterwerke nicht so hinreißen. Einen solchen Enthusiasmus fand ich noch selten! Wird Pieter Componist, so heirathe ihn immerhin. Aber ein Instrument muß er nothwendig zu spielen verstehen, sonst hat er bei seinen Studien ja gar keinen Anhalt ... Welches jedoch ... welches ...

— Am besten wäre eine Kinderpfeife, von Bast etwa! sagte Marie malitiös.

Nederhout besann sich einen Augenblick, ob er seine Tochter zurecht weisen wolle, dann aber hatte er einen andern Gedanken. Er rieb sich sehr vergnügt die Hände.

— Richtig! Slingeland hat durchaus keinen Ansatz, bei den Blaseinstrumenten ist von Embouchure gar keine Idee ... Du hast Recht, es muß ein Instrument sein, sehr einfach, das den Ton fertig in sich liegen hat ... Und da ist die Pickelpfeife, oder das Flageolet, allerdings das empfehlenswertheste ...

Marie lachte rücksichtslos.

Aber Nederhout begann sein Werk. Slingeland mußte Flageolet blasen und wirklich erregte er einige schwache Hoffnungen für seine musikalische Zukunft. Nederhout ward täglich mit ihm intimer. Er erlaubte es sogar, daß Marie kommen und, die Violine an den schwanenweißen Hals gesetzt, im Bunde die Dritte werden durfte. Terzette wurden aufgeführt, in denen

Digitized by Google

Slingeland nur dann etwa falsch blies, wenn seine Augen über das Notenbuch schweiften, um Tact, Thema und Variationen aus Mariens braunen Augensternen zu lesen.

War Nederhout zu beschäftigt, so übernahm Marie den Unterricht des Schülers. Namentlich diese Unterweisung förderte die Wissenschaft des Jüngers der Musik bedeutend. Einige Monate waren schon verflossen, da entschied endlich der einigermaßen gefügig gewordene Nederhout, daß er mit Slingeland eine General-Probe über seine musikalische Tüchtigkeit anstellen werde. Er wollte seine Forderungen an den Flötenblaser so niedrig wie möglich stellen; aber er bemerkte, daß dies Niedrigste der tadellose Vortrag einer ausgezeichneten italienischen Sonate, sammt der Aufführung des Concerts vom Maëstro Nederhout sein werde. Das erste Stück sollte Slingeland solo blasen, das zweite und dritte mit dem Meister und mit Marien executiren. Die fließenden italienischen Melodien capirte Slingeland sehr bald. Das Concert von Nederhout brachte ihn aber fast um den Verstand. Er glaubte sich verhext, bezaubert; es war unmöglich, daß er nur den Tact dieses Musikstückes, des Meisterwerkes des Niederländers, in welchem derselbe alle möglichen Schwierigkeiten und Künsteleien und Verschrobenheiten gehäuft hatte, inne bekommen konnte. Nederhout verordnete tägliche strenge Probe. Aber er ward krank, dieser schreckliche musikalische Quälgeist; die Sache wurde in soweit erträglicher, als Marie jetzt ausschließlich sich mit dem Einstudiren Slingelands beschäftigte. Der Maler überwand auch dasmal. Das Concert konnte er blasen. Zum ersten Male wirbelten, als er neben Marien saß, welche ihre Violine meisterhaft handhabte, aus der lächerlich kleinen Pfeife die eigensinnig verschlungenen Töne klar und hell und ohne Anstoß hervor. Der Musiker lag oben im Bette. Er hatte bisher jeden falschen Ton des Schülers anhören müssen, gern angehört, denn er konnte doch jetzt, im Bewußtsein seiner Ueberlegenheit fluchen: Meine Musik so zu verhunzen! Meine genialste Stelle ganz falsch vorzutragen! — Jetzt aber, als sein Concert, von den beiden Instrumenten aufgeführt ertönte, machte sich Mynheer Nederhout auf die Beine, zog den Schlafrock an und marschirte in Strümpfen die Treppe hinunter.

Eben kam er an der Thür an, als das Finale erklang.

— Brav! Sehr brav! murmelte er entzückt, mit geschlossenen Augen und gefalteten Händen.

So stand er noch, als plötzlich eine eigenthümliche Conversation ihn aus allen seinen Himmeln riß. Slingeland machte nämlich nach der letzten Note einen Sprung hoch in die Höhe, zwang Marie, ihre Geige auf den einen Stuhl zu stellen und umarmte sie stürmisch, indeß er seine Flöte in der einen Hand fast ausgelassen um den Kopf schwenkte.

— Hurrah! Endlich überwunden! Du bist die Meinige, Marie! Mädchen, schrei doch, jauchze doch, gleich mir! Er drehte sich auf dem Absatze herum, verlor die Balance und hätte fast den kleinen Bologneserhund Mariens aus Versehen todtgetreten. Sie raffte ihn auf, nahm ihn auf den Arm und setzte sich auf den einen Stuhl.

— Aber sei doch nicht so ungeheuer ausgelassen! flötete sie, selbst entzückt über das Ende ihrer Prüfungszeit.

— Kann ich denn anders! Diese musikalische Hölle ist zu Ende! O, was hat Pieter Slingeland um Dich, Mädchen erlitten! Glaube nur, bei dieser letzten Qual, bei Mynheer Nederhouts Concertino ist mir wahrhaft der Verstand stehengeblieben. Es ist ein förmliches

Digitized by Google

Vacuum in meinem Geiste, gedenke ich dieser letzten vier Wochen, während welcher ich diesen Höllenmarsch habe pfeifen müssen!

Er wollte Marien umarmen. Der kleine Hund hätte ihn fast in das Gesicht gebissen. Er bellte und knurrte heftig.

— Belle nur, Diable! Schrei nur! Immer noch besser, als wenn ein unglücklicher Maler mit Concertino-Noten gleich wie mit einem Wermuth-Becher getränkt wird!

Hierauf zerrte er in glücklichem Uebermuthe, rechts um den Hals Mariens mit seiner Flöte, links mit dem Finger das gereizte Thierchen, bis es vor Zorn sich kaum noch mäßigte. Nicht weniger zornig war das dicke Gesicht Herrn Nederhouts, welcher jetzt mit großen Schritten ins Zimmer trat, und plötzlich eine eigenthümliche Scene aufführte. — Was? Was? Concertino ... Verstand stillstehen ... Vacuum ... Höllenmarsch ...? Mein Meisterwerk? Barbar, Idiot, Zigeuner, Heide ... stammelte der Componist.

Hiermit faßte er den bestürzten Maler am Arm und brachte ihn, wie weiland der Engel den Propheten Habakuk, mit Sturmeseile aus dem Hause hinaus, und auf die Straße. Slingelands Briefe wurden nicht angenommen. Am andern Morgen reiste der Musiker mit seiner Tochter von Amsterdam ab nach Mons. Der „arme" Maler mußte schon zurückbleiben. Als Marie nach einem halben Jahre wiederkam, hatte sie ihren Gemahl bei sich, den hagern katholischen Organisten aus der Mons'er Kathedrale.

Slingeland, lange untröstlich, war aber Gottlob nicht vor Liebesgram gestorben. Er hatte eine Geliebte gefunden, welcher er ohne musikalische Studien seine Aufmerksamkeiten widmen durfte. Marie war vergessen; an seine qualvolle Liebeswerbung erinnerte nur noch die an einem rothseidenen Bändchen an der Wand hängende kleine Flöte.

Slingeland zeigte sie gern und erzählte dann mit Lachen diese Geschichte, welche ihm den Stoff für eins seiner höchst graziösen Gemälde herleihen mußte.

Die Schmiede.

Von Philipp Wouverman.

Einen unendlichen Reichthum der Erfindung und Technik haben die glänzenden Meister der holländischen Schule in ihren getreuen Darstellungen des stillen Lebens und Waltens in der Natur, und des reichbewegten Menschenlebens niedergelegt. Neben dem Stifter der holländischen Schule, Lucas von Leyden, welcher 1533 starb, neben dem alten Rembrandt und Jakob Ruysdael und den Miniaturisten Terburg, Dow, Mieris steht Wouverman auf der ersten Rangstufe der Maler Hollands.

Philipp Wouvermann ward zu Haarlem 1620 geboren und starb 1668 daselbst. Seine erste Bildung zum Künstler gab ihm sein Vater, Paul Wouverman und Johann Wynants, ein in der Zeichnung strenger Maler. Jedenfalls aber kann dieser Unterricht nur in Hinsicht auf die Erwerbung der elementaren Fertigkeiten bei Wouverman in Betracht kommen, denn der junge Maler verfolgte, wie an seinen frühesten Bildern nachzuweisen ist, vom Anfang an eine originale Richtung, welche Wouverman entschieden anbahnte und zur höchsten Vollkommenheit

Digitized by Google

Digitized by Google

The Madonna.

Rubens

Digitized by Google

Digitized by Google

ausbildete. Hierher gehören weniger die noch unter den Augen, oder doch unter dem unmittelbaren Einflusse seiner Lehrer und Freunde gearbeiteten, frühern Landschaften, mit sehr einfacher Staffage, sondern seine Reitergefechte, Pferdemärkte, Jagdzüge, Reiseſcenen, Fischereien. Hier entwickelte der Meister eine in der ganzen Malerei kaum jemals übertroffene Naturtreue, Sicherheit und Leichtigkeit. Seine geniale Zeichnung ist an Vollendung nur dem harmonischen Tone seiner Bilder zu vergleichen.

Was ihn jedoch vor Allem auszeichnet, das ist die Schönheit und Wahrheit, womit er das Pferd darstellt, und die vor ihm kein holländischer, oder niederländischer Meister erreichte. Pferde sind daher auf allen Bildern aus seiner selbständigen Periode. Oft sieht man einen Schimmel darunter, „ein Götterroß", wie seine Zeitgenossen bewundernd urtheilten. Die Landschaft in Wouvermans Gemälden, mit einem meist eigenthümlich duftigen Hintergrunde, bezeugt seine Meisterschaft auch in diesem Fache. Er malte sehr viel, da seine Familie zahlreich war, empfing jedoch nur sehr mäßige Preise für seine Werke. Diese stiegen jedoch zu ungemeiner Höhe, als der Gouverneur der Niederlande, Max und der Kurfürst von Baiern die vorhandenen Werke des Malers eifrig sammeln ließen. Durch Kunsthändler waren indeß viele ins weitere Ausland in feste Hand gekommen. Den größten Schatz vorzüglicher Wouverman's besitzt die Dresdener Gallerie; das umfangreichste seiner Bilder, eine Schlacht, bewahrt das Museum im Haag. Zu bedauern ist der gänzliche Verlust seiner Zeichnungen und Studien; der Maler vernichtete sie vor seinem Tode, damit nicht etwa eins seiner Kinder dadurch Neigung bekomme, auch ein Maler zu werden, um sich, wie der arme Vater, des täglichen Brodes willen, todt zu arbeiten.

Lebendiger und kräftiger characterisirt kaum ein Holländer, als Wouverman. Seine ganze Zeit lebt in seinen Gemälden. Voll großer Beobachtungsgabe bezeichnet der Meister in seinen vornehmen Gesellschaften Anstand und Manieren der feinen Welt. Die Reitergefechte athmen die Leidenschaft und Parteiwuth seiner bewegten Periode, und die Märkte und Scenen auf der Landstraße sind ebenso viele sprechende Schilderungen der Sitten und Gewohnheiten des Niederländers aus dem 17. Jahrhundert.

Wouvermans Composition ist voll dramatischen Effects, fertig und geschlossen, und umfaßt stets ein volles Stück Leben, in der zwanglosesten Anordnung. Die Schmiede, eins seiner schönsten Bilder, zeigt auf einen Blick alle eminenten Vorzüge des Malers. Es ist kaum möglich, sich eine so einfache Reiseſcene reicher ausgestattet, oder gar die Darstellung selbst, nach Anordnung und Ausführung, fesselnder und sicherer vollendet, zu denken.

Hirſchjagd.

Von Ruthart.

Die bewegte Scene, welche Ruthart in seiner Hirschjagd mit dem Hallali darstellt, bezeugt, daß der Maler auch der Behandlung kräftiger, kühner Entwürfe mächtig war. Ein gewaltiger Hirsch liegt, in schwieriger Verkürzung gemalt, von zwei Hunden gepackt, am Boden; während

Digitized by Google

ein jüngerer, glücklicherer Gefährte, brüllend vor Angst, in Todessätzen hinter ihm fort das Weite sucht. Dieser springende Hirsch ist der wahre Schmuck des Gemäldes; ebenso ist die einsame Waldlandschaft mit offenem Hintergrunde, wo man den Jäger zu Pferd heraneilen sieht, mit ungemeiner Wahrheit gemalt, und zeigt den zum Gemüth sprechenden Character der meisten von Ruthart's besten Stücken.

Joseph und Jacob.

Von Ferdinand Bol.

In mehren seiner biblischen Geschichten ist Bol auf sehr sinnige Weise in das Wesen des Orients jener Zeit eingedrungen, die als nebelgraue Ferne hinter uns liegt. Einen seiner einfachen Stoffe bildet die rührende Erzählung im ersten Buch Moses, wie Joseph seinen Vater Isaak, dessen Zeit der Wallfahrt auf Erden schon hundert und dreißig Jahr gedauert, dem Pharao von Aegyptenland vorstellt, und wie der Erzvater den mächtigen König segnet. Bol hat es verstanden, mit wärmster Wahrheit das Sanftrührende der Situation in vollem Maß hervorzuheben, ohne doch der Einfachheit derselben zu nahe zu treten. Der ausdruckvollste, edelste Kopf ist jedenfalls derjenige des Königs, wogegen Joseph, der Nächste nach ihm im ganzen Reiche, in seinen geistvollen Zügen nicht wenig von der Schlauheit zeigt, wodurch er die Aegypter bewog, dem Pharao ihren Grund und Boden, ihre ganze Habe und sich selbst dazu als Eigenthum zu verkaufen, damit dieselben leben bleiben und nicht Hungers sterben möchten. Das Costüm ist wohl gewählt, wenn auch nicht breit behandelt; das Colorit aber von großer Sauberkeit und Lebenswärme.

Die Söhne Rubens'.

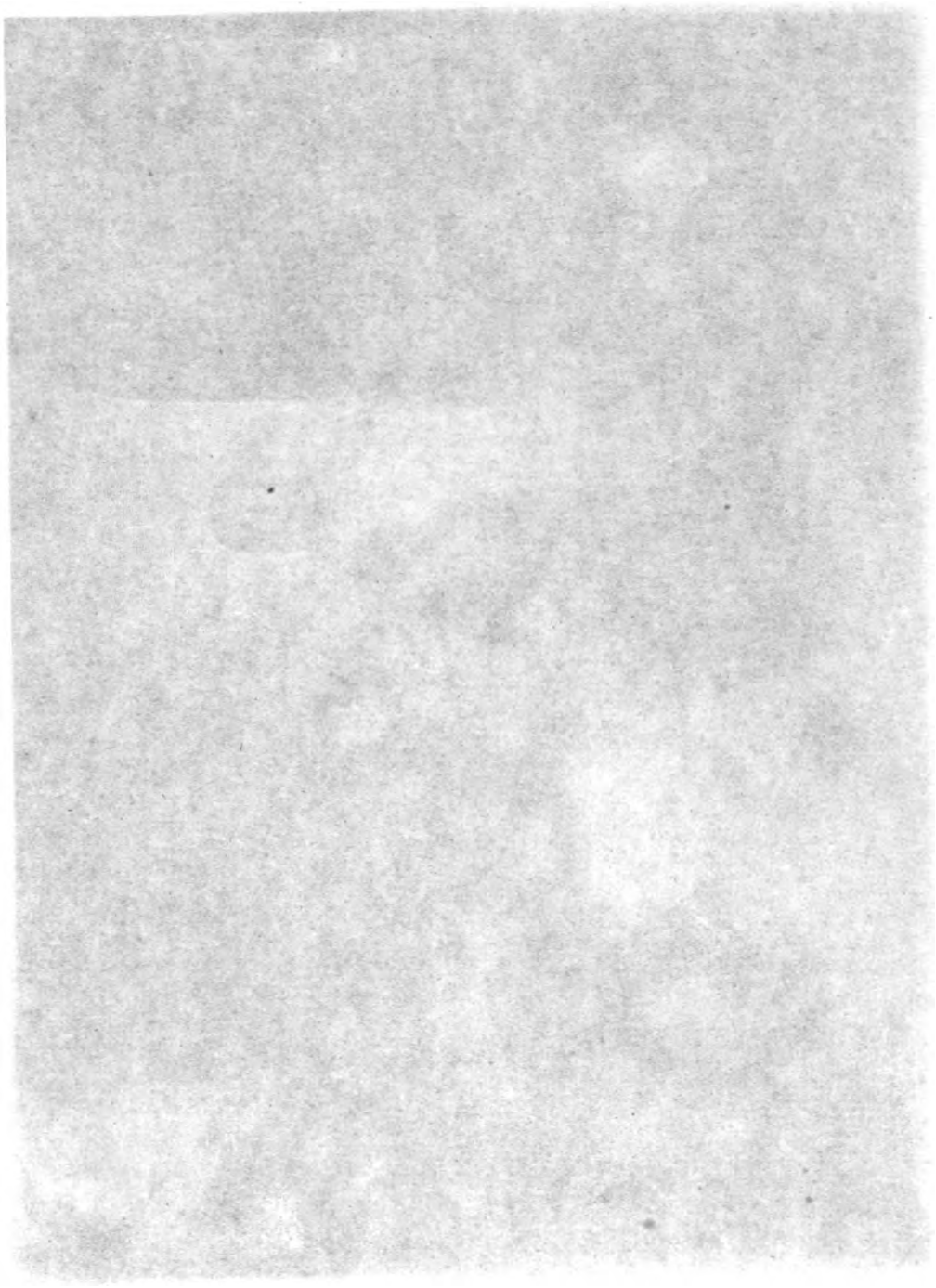
Von P. P. Rubens.

Dies herrliche, unwiderstehlich anziehende Portraitstück von Rubens führt uns auf anmuthige Weise der Person dieses Wunders von genialer Universalität näher, als viele seiner andern Gemälde, wo wir nur seine riesenhafte Phantasie, seine begeisterte Darstellung und die hehre Dramatik der erfaßten Momente staunend bewundern. Es würden bändereiche Schriften erfordert werden, um genau die Thätigkeit und die Bedeutung dieses Künstlers und Staatsmanns zu berichten, oder nur die besten der zwölfhundert Gemälde zu besprechen, welche meist alle sein eigenes Werk sind.

In diesem Bilde giebt uns der fürstliche Meister einen Blick auf seine Umgebung und wir empfinden es, daß es die liebende Hand des Vaters war, die mit hinreißender Meisterschaft die Gestalten seiner Söhne verewigte. Schwerlich wurden je ein König, oder eine stralende Fürstin, welche ungeheure Summen, Diamanten und Ehrenbezeugungen dem Maler für ihr Bildniß zum Danke darbrachten, besser gemalt, als diese Brüder, die Kinder der schönen Gattin des Meisters, Helena Forman, deren üppiger Schönheit wir auf so manchen Stücken von Rubens begegnen.

Die klare Lieblichkeit, das kluge Auge und die graziöse Ritterlichkeit des ältern Knaben,

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

D. Teniers pinx^t A. H. Payne sc.

The Smoking Club. Die Rauchgesellschaft.

Klub fajczarzy

Digitized by Google

Digitized by Google

welcher ein Buch in Lederband nachlässig in dem, auf die Hüfte gestützten, gebogenen Arm hält, ist ebenso reizend als der kindliche Ernst des jüngeren Lockenkopfs, der einen Falkenstock mit Schellen in der einen Hand trägt und den am Faden flatternden jungen Stoßvogel zur dereinstigen Beize einzuschulen strebt. Die Costumirung ist reich und geschmackvoll und der ganze Eindruck des Bildes von edelstem, einfachstem Liebreiz.

Salvator Rosa.

Von ihm selbst gemalt.

Originell, phantastisch, wie alle Werke Salvator Rosa's stellt sich hier der bewunderte Schöpfer jener wilden düstern Nachtstücke im Landschaftsfache im Bildniß dar. Salvator Rosa, auch Salvatoriello genannt, ward 1605 zu Renella im Neapolitanischen geboren und war früh für Musik und Poesie so entflammt, daß man ihn aus der Klosterschule verstieß. Wahrscheinlich um seinen Unterhalt zu verdienen, fing Rosa, ohne je Unterricht genossen zu haben, zu malen an, gerieth, von seinen Angehörigen aufgegeben, in tiefe Noth und mußte eine lange Zeit als Bettelmusikant, Gaukler und Genosse einer Räuberbande in den wilden Gegenden Calabriens sein Leben fristen. Unauslöschlich waren die Eindrücke welche er in dieser Zeit empfing; sie bilden den Grundzug, welcher sich in allen seinen Werken mit bewegender Urkraft bemerklich macht. Es ist als sicher anzunehmen, daß Salvator Rosa zum letzten Mal Flinte und Säbel in der Compagnia della morte führte, als der Aufstand Tommaso Aniello's Neapel erbeben machte.

In Rom fand der Meister zuerst Ruhe, und mit der ganzen kühnen Glut seines Geistes begann er die Schöpfung seiner unsterblichen Meisterwerke. Er ward die Seele der Gesellschaften von Geist und Geschmack, er dichtete, trat unter Freunden als Declamator auf, und entfaltete eine reiche satyrische Ader, wodurch er sich so viele Feinde machte, daß er Rom auf einige Zeit verließ. Salvator Rosa ist seinem Styl nach nur in seinen historischen und Genrebildern, wie in der Verschwörung des Catilina, den Naturalisten Unteritaliens verwandt und steht dem Aniello Falcone nahe; seine Landschaften, oder vielmehr seine, das Herz des Beschauers erschütternden Einöden mit ihrer Staffage von Banditen, Soldaten oder Schäfern sind nur ihm eigenthümlich, und diese sind's, welche seinen Ruhm unvergänglich machen. Was er als characteristischer Portraitmaler zu leisten vermochte, zeigt sein eignes, prachtvolles Bildniß. In der Kunst der Beleuchtung und der frappirenden und dennoch wunderbar harmonischen Farbengebung ist der Meister unübertrefflich. In sicherer, ausdruckvollster Zeichnung sucht Rosa seines Gleichen. Er starb 1673 zu Rom, wo die Karthause sein Denkmal bewahrt.

Römische Soldaten.

Von Michel Angelo da Caravaggio.

In fesselnder Weise tritt uns in Caravaggio's „Römischen Soldaten" die volle Urkraft des merkwürdigen Malers entgegen. Weniger düster und leidenschaftlich, als seine viel bewunderten

Digitized by Google

Spieler — dies unheimliche Kleeblatt — verräth dies Gemälde den schon ausgebildetern Künstler, welcher sich der Gesetze der Schönheit mehr bewußt geworden ist. Die Composition ist umfassend geworden und beschränkt sich nicht auf die bloße Darstellung eines schlagenden Moments durch drei oder vier aufs tiefste erregte Figuren. Die Zeichnung, obwohl wie immer bei Caravaggio nicht durchaus fehlerfrei, ist sicher und dabei sorgfältig und die Costume sind sehr effectvoll gewählt. Man wird jedoch schon an den Gesichtern der Soldaten den Meister wiedererkennen, welcher den treffendsten Ausdruck charaktervoller Erregbarkeit so vollkommen in der Gewalt hatte, daß man seinen Figuren die Gedanken und Empfindungen vom Gesicht abzulesen im Stande ist. Hier ist nichts Gemachtes, nichts Ideales; sondern kräftig in einem vollen Strom hervorsprudelnde Naturwahrheit, deren tiefer Wirkung sich der Beschauer nicht zu entziehen vermag. Mit unvergleichlicher Kunst ist namentlich der junge, schwarzbärtige Soldat gemalt, welcher vor noch beendigtem Spiele ganz unfehlbar weiß, daß das Geld seines unerfahrnen Kameraden auf diesseit des antiken Steintisches in seine Tasche wandern wird. Das Meisterbild ist vortrefflich beleuchtet und kräftig gefärbt.

Venedig.

Von Antonio Canale.

In Antonio Canale, oder wie er öfter genannt wird, Canaletto, begrüßen wir einen der vorzüglichsten Landschafts- und Architecturmaler Italiens. Der Meister ward in Venedig 1697 geboren, und diese gefallene Beherrscherin der Wogen ist es, welche ihm den Stoff für seine meisten und schönsten Gemälde gegeben hat. Hauptsächlich durch eignes, unermüdliches Studium gebildet, ruht Canale's Kunst auf der genauesten und liebevollsten Beobachtung der Natur und sicher wird er von keinem andern Landschafter durch die Treue der Darstellung überflügelt. Seine Kenntniß und die glückliche Anwendung der Perspective ist eminent, und dieser Umstand ist eine große Ursache der ungemeinen Klarheit, welche in seinen Werken hervortritt. Die frischeste Färbung und eine sehr zarte Abdämpfung der Tinten verleihen Canale's Bildern einen höchst einnehmenden Reiz. So wie Canale es verstand, der alten Venezia immer neue Seiten abzugewinnen, so unerschöpflich ist derselbe auch in der Erfindung der lebendigsten, wechselndsten Staffage, welche stets so angeordnet ist, daß sich die Landschaften oder die Bauwerke dadurch erst recht in ihrer Eigenthümlichkeit hervorheben. So reich der Gewinn war, den der Künstler aus seinen Gemälden in Venedig zog, so ließ er sich doch durch die Aussicht auf die Preise, welche englische Kunstfreunde ihm boten, bewegen, nach London zu reisen und sich dort niederzulassen. Seine dort vollendeten Gemälde, reizende Gegenden — worunter viele Phantasielandschaften — sind zwar noch reich an den Vorzügen, die den Maler auszeichnen, stehen im Allgemeinen aber seinen venetianischen Arbeiten, auch in dem Colorit nach. Canale's Tod erfolgte in London 1763. Mit Antonio Canale nicht zu verwechseln ist der Neffe desselben, Bernardo Bellotto, auch Canaletto genannt, welcher auch als Kupferstecher arbeitete. Canaletto wußte in seinen Gemälden die Weise seines Oheims so täuschend nachzuahmen, daß es zuweilen schwer wird, die Bilder der beiden Meister zu unterscheiden. Doch arbeitete Bernardo Canaletto meist flüchtiger als sein

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

W. E. C. Dietrich pinx.t Alboth sc.

The Nymphs Die Nymphen.

Nimfy

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorbild. Canaletto's besten Bilder befinden sich in Dresden. Er ward 1724 zu Venedig geboren und starb in Polen 1780.

Der Kesselflicker.

Von Franz van Mieris.

Der „Kesselflicker" von Mieris gefällt in seiner vollen, abgerundeten Composition um so entschiedener, als man in den Gemälden des Meisters Franz sonst in der Regel nur sehr einfachen Entwürfen begegnet. Das behagliche Genügen ländlicher Häuslichkeit geht dem Beschauer durch den Anblick der malerischen kleinen Dorfschenke auf, deren gutmüthigen Insassen kaum eines größeren Gesichtskreises von Welt und Leben zu ihrem Glück bedürfen, als desjenigen bis an die Einfriedigung ihres Hofes. Wie contrastirend hebt sich hiergegen der unruhige Wandrer, der Kesselflicker ab, welcher weder eine Heimat besitzt, noch überhaupt jemals gewünscht hat; der eben in der vollsten Ungebundenheit eines halbrechtlichen Landstreichers seine unzerstörbare Zufriedenheit findet. Man könnte diesem „nietenden" Künstler die Dorfschenke als Wohnung, vielleicht als Eigenthum geben, und er würde doch sich bald wieder hinaussehnen auf die Landstraßen, in Gottes freie Luft, um nur einmal wieder frei aufathmen zu können. Die berechnende Miene, womit der Kesselflicker in das Geschirr blickt, um herauszubringen, wie viele Löcher er noch hineinzuschlagen habe, damit er die ihm eben nothwendige Zahl von Stübern erhalte, ist einzig. Der kleine Junge des Wanderers sucht dem Sohn der Wirthin ein Vogelbauer anzupreisen, um seinerseits auch Geschäfte zu machen, das heißt, dem Vater zu helfen, die Bauern zu übervortheilen. Das Bild ist aus des Malers bester Zeit und mit besonderem Fleiß von dem immer so genau ausführenden Meister gemalt.

Die Rauchgesellschaft.

Von David Teniers.

Dies Gemälde ist von Teniers mit einer guten Dosis seines derben, gesunden Humors ausgestattet. Drei Bauern und ein junger hübscher Mensch, den man für einen Schulmeister halten kann, sind, um einen Tisch in einer Schenke gruppirt, mit dem edlen Rauchen beschäftigt. Die fünfte Person ist ein dicker, betrunkener Schiffer, welcher es vergebens versucht, mit seinem brennenden Fidibus den Pfeifenkopf zu finden. Der Schulmeister wendet sich ab, um sein Lachen zu verbergen; zwei der Bauern sehen dem Treiben des Schiffers mit neugierigem Ergötzen zu, das bei dem einen in helles Lachen ausbricht, als ein weggeworfenes Spänchen den Tabak in der Schüssel des Wirths in helle Flammen zu setzen beginnt. Der dritte Bauer, ein ruhiges, verständiges Gesicht, mag mit dem muthwilligen Treiben seiner Nachbarn, die augenscheinlich den Berauschten aufziehen, um ihn noch mehr zu verwirren, nichts zu thun haben und wendet sich kopfschüttelnd und misbilligend zur Seite. Das Lachen der lustigen Brüder muß man draußen gehört

Digitized by Google

haben können, denn ein altes Weib steckt lauschend den Kopf zum Fenster herein, um die Scene unten zu betrachten. Das Zimmer mit seinen rohen Geräthschaften ist in der, dem David Teniers gewöhnlichen Manier gehalten; es zeigt die bekannte Durchsicht nach der Küche, wo vor dem Feuerheerd der fette rauchende Wirth einige eifrige Kartenspieler betrachtet, indeß die Wirthin einen Teller mit Essen und Bier zur Thür hereinbringt. Die Gesichter auf diesem schön gemalten Bilde sind mit großer Feinheit gezeichnet und erscheinen gegen viele andere, ähnliche Werke edel, in denen der Künstler seiner Laune nach Herzenslust den Zügel schießen ließ.

Die Nymphen.

Von W. E. E. Dietrich.

Diese arkadische Composition Dietrich's giebt den Beweis, wie wohl derselbe das Nackte malen konnte und wie treu derselbe die Natur in seinen frei erfundenen Landschaften wiederzugeben wußte. Auf diesem Gemälde erscheint die Landschaft in ruhiger Schönheit und ihre einfachen, aber kraftvoll und klar gedachten Formen athmen fast classische Würde und Festigkeit. Das heiterste, wärmste Leben aber blüht im Schatten des bergenden Felsens auf, der seinen Fuß in in dem kleinen Wasserbecken eines sanft herabrauschenden Bachs badet. Schöne Frauen und Mädchen mit ihren Dienerinnen haben die erquickende, köstliche Kühle der klaren Wellen genossen und sind nur erst lose von den schützenden Gewändern wieder umschlungen. Zwei allerliebste kleine Knaben tummeln sich auf dem weichen Moose und der eine sucht mit einem Aste einen kleinen Ziegenbock zu verscheuchen, der muthwillig neben einigen, trägruhenden Schafen springt. Das Bild, heiter und keusch in der Anlage, ist von sehr reiner und wahrer Färbung und nimmt jedenfalls keinen niedrigen Rang unter den vielen bedeutenden Stücken des fleißigen und begabten Künstlers ein.

Viehstück.

Von J. H. Roos.

Das scharfe Auge für die Auffassung von Merkzeichen, welche den eigenthümlichen Ausdruck der durch die Kunst zur Darstellung zu bringenden Gegenstände bedingen, hat Roos in der großen Menge von Bildnissen, welche er theils in Frankfurt, theils am kurmainzer und hessischen Hofe in den Jahren von 1657 bis 1685 malte, genügend bewährt. Doch steht die in seinen Portraits dargelegte Charakteristik, welche selten zur künstlerischen, wahrhaft geistigen Auffassung der persönlichen Besonderheiten hindurchdringt, der freien kräftigen Naturwahrheit in seinen Landschaften und Thierstücken aus früherer Periode in der Regel weit nach.

In seinen Thiergestalten erkennt man das sorgfältigste Studium und demzufolge eine Sicherheit der Zeichnung, welche dem Maler erlaubte, mit der größten Leichtigkeit die verschiedensten Stellungen und Gruppirungen auszuführen. Bei aller Treue, womit Roos die Thiere

Digitized by Google

meist in Heerden und in ruhiger Situation darstellt, giebt er ihnen stets etwas Akademisches, möchten wir's nennen, in Lage oder Stellung, welches sehr oft so bedeutend hervortritt, daß der Beschauer sich unwillkürlich gesteht, wie diese Thierfiguren sehr gute Muster für die Ausführung durch einen Bildhauer abgeben, oder vielleicht nach antiken Vorbildern der Sculptur gezeichnet sein könnten. Die Landschaft stimmt zu diesem Typus der Viehstücke von Roos ganz vortrefflich mit ihrem Schmuck von starken Thürmen und alterthümlichem Gemäuer, das mehr an Rom und Griechenlands antike Baureste, als an die alte Architectur in dem Vaterlande des Malers zu erinnern pflegt. Diese landschaftlichen Partien in den Gemälden von Roos sind ebenso wahr und verständig ausgemalt, als die Thiere selbst. Schon vor dem Tode des Meisters (1685) behaupteten seine Oelbilder und geätzten Blätter bedeutende Preise, welche gegenwärtig rücksichtlich der Arbeit aus seiner Blüthenperiode sich ganz unverhältnißmäßig gesteigert haben, da kaum ein wichtiges Bild von Roos nicht in festen Händen ist.

Ein ländliches Volksfest.

Von David Teniers.

In dem weiten, mit den herrlichsten Blumen gezierten Garten des Edelhofes eines Dorfes, unweit der guten, alten Stadt Alkmaar in Holland, erging sich der jugendliche Herr der Besitzung mit seiner schönen Frau.

Beide waren sehr nachdenklich. Jacques van dem Bosch hatte unter der breiten Krämpe seines Sommerhutes die Stirn düster gefaltet; die reizende Schloßherrin sah betrübt darein und achtete kaum auf die kindlichen Spielereien und das Plappern des Erstgebornen, welchen sie, ungeachtet er bereits anfing, derbe Formen zu zeigen, auf dem Arme trug.

Ihre Aufmerksamkeit war auf ein fern unter einer Reihe von halbdurchsichtigen Fliederbüschen wandelndes Paar gerichtet. Es war ein schöner junger Mann und eine schlanke, üppig blühende Dame, welche Arm in Arm langsam an den Blumenbeeten dahin schlenderten und manchmal, während ihres, dem Anschein nach sehr lebhaften und interessanten Gesprächs einige Minuten stehen blieben. Wenn dieser Herr und diese Dame nicht in einander verliebt waren, so befanden sie sich auf dem Wege, es zu werden.

— Sieh nur, Jacques! flüsterte die junge Frau, verstohlen auf das ferne Paar deutend. Diese Jacobaea benimmt sich aber doch zu frei. Sie sollte doch bedenken, daß sie den Mynheer van Liljedorp erst seit drei Tagen kennt ...

— Lange genug, um das leicht entzündliche Gemüth meines alten Freundes zu entflammen! sagte der Herr van Bosch achselzuckend.

— Und Anna kommt noch immer nicht! klagte die Dame. Was sie nur zurückhält, hier zu erscheinen, wo eine unverschämte Freundin sich bemüht, alle ihre Hoffnungen auf Erdenglück zu zerstören ... O, Anna, Du meinst zu der Verlobung mit Deinem geliebten Cornelius zu eilen ... Arme Schwester; Du wirst eben noch früh genug kommen, um Jacobaea Blander mit Deinem Bräutigam das Gelübde wechseln zu sehen.

Digitized by Google

— Nein, Geliebte! sagte Jacques mit festem Tone. Du gehst zu weit. Ich kenne Cornelius Liljedorp besser. Dies Verhältniß mit dem Fräulein van Blander ist nun einmal eine seiner bekannten Spielereien. Dann aber bin ich überzeugt, sieht mein Freund Deine Schwester Anna wieder, so wird Dame Jacobaea, die wir mit so unzeitiger Zuvorkommenheit bei uns einluden, bald in Unbedeutendheit zurücksinken.

— Ich wünsche es! seufzte die Schloßfrau. Glaube aber nicht daran. Jacobaea ist nicht unbedeutend, sie ist sogar glänzender als Anna.

— Als Anna? fragte Jacques erstaunt. Diese Coquette sollte der hoch gebildeten, geistreichen Anna überlegen sein? Schöner ist Deine Schwester jedenfalls und ihre geistigen Reize sind mit denjenigen der Dame drüben, denke ich, gar nicht in Parallele zu stellen.

— Gut, mein Theurer! Aber Anna hat nicht die Stimme dieser Jacobaea. Ich versichere Dich, daß sie, wenn sie singt, mich sogar hinreißt. Ich weiß nur zu wohl, welchen ungeheuren Eindruck eine Frau durch vollendeten Gesang auf ein Männerherz machen kann.

— Du hast Recht, erwiderte der Edelmann lächelnd; denkst Du etwa daran, daß Du das erste Glied der Kette, womit Du mich fesseltest, durch Deine herrliche Stimme bildetest? — Aber um von Anna zu reden, so besitzt sie denn doch wahrlich das ausgezeichnetste Malertalent ...

— Ach, das wirkt zu indirekt! sagte die Dame kopfschüttelnd. Die Persönlichkeit der Künstlerin tritt zu sehr in den Hintergrund. Und hier kommt es eben darauf an, diese und zwar im höchsten Grade geltend zu machen.

Der Edelmann ward diesen scharfsichtigen Bemerkungen gegenüber selbst nachdenklich und für das Glück seiner abwesenden Schwägerin besorgter als zuvor. Endlich aber schien ihm ein sicherer Hoffnungsstrahl aufzugehen.

— Anna ist ja vorzüglichste Tänzerin! rief er lebhaft. Geh doch mit Deinen Befürchtungen ... Ist das auch etwa eine Kunst, welche sich mittelbar geltend macht, oder eine, bei welcher ein Mädchen Alles entwickeln kann, was ihr an Reiz und Grazie zu Gebote steht?

— Wo soll denn Anna zum Tanzen kommen? fragte die sichtlich auf die Fremde erzürnte Dame. Soll sie dem Herrn von Liljedorp, um ihn wieder für sich zu interessiren, etwa solo auf unserer Stube etwas vortanzen?

In diesem Augenblicke kam Cornelius Liljedorp mit seiner Dame am Arm auf das Ehepaar zu. Liljedorp war ein elegant gewachsener Mann mit dunklem Haar und kleinem Schnurrbarte, etwa sechsundzwanzig Jahr alt. Der bräunliche Ton seiner Gesichtsfarbe paßte vortrefflich zu dem Feuer seiner braunen, blitzenden Augen. Er schien sehr nachdenklich; die Frau van dem Bosch glaubte seine innere Zerrissenheit zu bemerken, welche durch seine aufkeimende Liebe zu Jacobaea, seine Verpflichtungen gegen Anna gegenüber, in seiner Brust hervorgerufen wurde.

Jacobaea dagegen stralte förmlich vor Glück. Es ist wahr, dies stolze Mädchen mit den schwellenden Formen, mit dem frisch blühenden Gesichte und den blonden Locken, die selbst der Neider schön finden mußte, war jedenfalls dem reizendsten Frauenzimmer eine höchst gefährliche Nebenbuhlerin, zumal aber, wenn dieses abwesend war. Das Fräulein van Blander schien sich, nur die Jagd auf die Hand des anziehenden jungen Mannes an ihrer Seite im Auge, wenig um den Eindruck zu kümmern, den ihr Benehmen auf ihren freundlichen Wirth und seine Gemahlin hervorbrachte. Sie wußte, daß ihre Jugendfreundin Anna in diesen Tagen von Amster-

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Madonna des heiligen Sixtus

Digitized by Google

Digitized by Google

dam eintraf; sie mußte daher vorher ihre Eroberung durchaus vollendet haben, oder Cornelius war ihr auf immer verloren.

Das Gespräch zwischen diesen vier Menschen wurde, ungeachtet Jacobaea so unbefangen als möglich schwatzte, sehr bald stockend und kalt. Das Ehepaar zog sich bald zurück; Cornelius, von den verschiedensten Empfindungen bestürmt, begab sich auf sein Zimmer und das Fräulein van Blander setzte sich in ihr mit Blumen geziertes Schlafgemach, stimmte ihre Laute und sang, daß es weit über den Garten hinaus durch die schwüle, heiße Luft des späten Sommerabends tönte.

Cornelius wollte bei diesem Gesange fast verzweifeln. Er nahm Anna's Bildniß, welches an der Wand hing und richtete fest die Blicke drauf. Er durchlebte in Gedanken nochmals die seligen Augenblicke in ihrer Nähe; er wollte seine Seele gewaltsam von dem verführerischen Bilde Jacobaeas losreißen ... Da — welche Töne quollen in italienischen Melodien, von ihrer Nachtigallenkehle hervorgezaubert, empor und bewegten sein Herz zu stärkeren Schlägen ... Sein Kampf ward beendigt, denn ein Wagen rollte auf dem Schloßhofe. — Anna, die Geliebte, war angekommen. Cornelius schlich sich fast wie ein Missethäter hinab ihr entgegen.

Anna war brünett, schlanker als Jacobaea; ihr Auge, weniger lüstern, als das der Sängerin, war tiefer, geistreicher, ehrlicher. Für einen Moment sah und empfand Liljedorp nur sie, die Braut. Entzückt sah die Frau van Bosch dieser Empfangsscene zu. Heiterer war sie seit einigen Tagen nicht gewesen, als jetzt, wo sie dem Paare die breite Treppe hinauf zu dem Gesellschaftssaale folgte.

Da kam Jacobaea ebenfalls. Sie stand jetzt dicht neben ihrer Freundin. Cornelius schloß die Augen; er zitterte heimlich an allen Gliedern. Abermals, abermals stand er, ein neuer Herkules am Scheidewege. Der Bräutigam verbrachte eine höchst unerquickliche Nacht.

Am andern Tage war Sonntag. Am Nachmittage kamen die jungen Burschen und Mädchen des Dorfes mit ihrem Dorfgeiger und einem Dudelsackpfeifer an der Spitze auf den Schloßhof gezogen um die Herrschaften vom Edelgute zu einer von der Gemeinde veranstalteten Lustbarkeit einzuladen.

Der Herr van Bosch sagte sein Kommen zu und unter Jubelruf entfernte sich der Zug. Einige Zeit später machte sich die Gesellschaft auf den Weg und kam bald auf dem grünen Rasen vor dem Wirthshause an. Van Bosch führte seine Frau am Arm, welche ihren kleinen Jan an der Hand hielt. Liljedorp führte rechts Anna, links Jacobaea. Anna war, wie ihre Schwester, in schwarze Seide und zwar einfach gekleidet; nur ihre flandrischen Spitzen am Halse zeigten, daß sie die Schwester einer der reichsten Edeldamen der Gegend war. Jacobaea prangte in weißen Seidenstoffen, mit herrlichem Fächer und vielem Geschmeide; sie war wahrhaft bräutlich gekleidet. Die Erscheinung der Gesellschaft erregte allgemeine Bewunderung unter der lebendigen Gesellschaft.

Ein kräftiger Bauer, welcher ballgerecht angezogen war, das heißt, Jacke und Weste abgelegt hatte, kam, um Namens der Anwesenden das Fräulein Anna zum Tanze zu führen. Dies war Ehrensache und ward bereitwilligst von der Dame zugesagt.

Der alterthümliche Tanz, „Kuckuck und Kiebitz" begann, wobei der Kiebitz, die Dame, sich von Zeit zu Zeit niederkauert, während der Tänzer ihre Hand festhaltend, um dieselbe herum tanzt. Indeß spielten die beiden Musiker aus Leibeskräften, drei Paar tanzten bereits, was sie konnten und Anna's Tänzer that alles Mögliche, um seiner wichtigen Pflicht Ehre zu machen.

Digitized by Google

Einzig aber war Anna. Wie schwebte sie, wie wiegte sie sich auf den Hüften, mit welcher unnachahmlichen Grazie sank sie nieder auf das eine Knie um sich federgleich wieder emporzuschnellen. Wie rosig glühte ihre Wange, wie lebensvoll blitzte ihr Auge, wenn es sich jetzt nicht mehr demüthig und beschämt, sondern, von dem Gefühle der frischen Luft beseelt, fast herausfordernd auf den Geliebten richtete! Schöner war sie nie! Das war die Schönheit, welche Cornelius Liljedorp's Herz so lange ersehnte, das war der lebendige, freie Reiz, den sein Herz bisher an Anna vermißt und den er an der coquettirenden Jacobaea so hinreißend gefunden hatte. Sicherlich, Anna war nichts weniger, als ein halb melancholisches, beschauliches Wesen; auch in ihren Adern strömte feurig das Blut, auch sie war, und mehr als die im Innern hohle Jacobaea, im Stande, volle lebensreiche Liebe zu spenden. — Rasch machte sich Liljendorp von Jacobaea's Arme los, wie in einer Art Begeisterung flog er auf die Geliebte zu und im nächsten Augenblicke wirbelte er, eng mit ihr verschlungen, so körperlich als geistig, durch die frohen Paare der Tanzenden.

Bosch musterte mit wohlgefälligem Lächeln die Scenerie in seiner Umgebung. Er, Holländer durch und durch, war selbst über die schärferen Pinselstriche in diesem Gemälde nicht ungehalten, denn hier war Alles, bis auf's geringste, ächt vaterländisch. Diese dicke holländische Bauerfrau mit dem Bierglase zwischen den Händen, welche mürrisch sich von ihrem alten Ehemanne und den Nachbarn den Hof machen ließ; diese „sehr Erheiterten," welche schliefen, oder mühevoll aus der Hinterpforte geleitet wurden; diese niederländischen Politiker mit dem Schloßförster vor dem Wirthshause, die Enthusiasten vor der Thür desselben, von der Wirthsfrau höchst phlegmatisch angestarrt; diese zechenden Domine's und Schulmeister an einem Nebentische — Alles war ein Beweis, daß das alte Volksleben Hollands sich unverfälscht erhalten habe.

Mit wahrer Heiterkeit mischte sich Jacques van Bosch mit seiner etwas widerstrebenden Gemahlin in den Reigen und als endlich der Mond aufging, als die noch Stand haltenden Männer und Burschen der Gesellschaft in dem freigebig von dem Edelmanne gespendeten Weine Gesundheiten zu trinken begannen, da gingen das edle Ehepaar und Cornelius Liljedorp mit Anna im höchsten Glücke nach Hause zurück. Anna hielt den Geliebten dasmal für ewig gefesselt.

Jacobaea aber, höchst übellaunig, sang heute Abend nicht und reisete am andern Morgen unter einem Vorwande ab, um nicht Zeugin sein zu müssen, wie Anna sich mit Demjenigen verlobte, welchen sie von Rechtswegen als ihr Eigenthum angesehen hatte.

Die heilige Nacht.

Von Correggio.

Außer der Sixtinischen Madonna von Raphael giebt es vielleicht in der ganzen Malerei aller Zeiten und Schulen kein Gemälde, welches einen solchen Weltruhm besitzt, als Correggio's „heilige Nacht", das schönste Bild dieses Malers. Correggio malte dasselbe im Jahre 1528 für die Familie Pratoneri zu Reggio, von welcher das große Werk in die dortige Kirche von San Prospero gegeben wurde. Anno 1640 kam dasselbe in die Gallerie zu Modena und fünf Jahre später wars, daß August III. Kurfürst von Sachsen mit mehren andern Gemälden die „heilige Nacht" erstand. Den Original-Carton bewahrt die königliche Gallerie zu München.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Das herrliche Bild stellt den neugebornen Heiland der Welt, auf das Stroh der Krippe gebettet und von den Armen der Mutter umschlungen dar, welche vor der Krippe kniet. Die Hirten kommen, um das Kind anzubeten, und oben rauschen die geflügelten Heerschaaren des allmächtigen Herrn, um den himmlischen Gesang anzustimmen: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! Es ist der Welt heute der Heiland geboren, welcher ist Christus in der Stadt Davids!

Der Stern welcher aufging im Morgenlande, um die in tiefer Finsterniß begrabene Welt zu erleuchten, ist der Punkt des Gemäldes, nach welchem das Auge, gleichwie durch einen Zauber gehalten, sich immer wieder wendet. Alles Licht geht von dem göttlichen Kinde aus; ein magischer Glanz stralt um dasselbe, welcher voll auf das Gesicht der heiligen Jungfrau fällt; deren entzücktes Lächeln überirdische Schönheit und hinreißende Anmuth athmet. Links im Vordergrunde entblößt der bärtige Hirt im zottigen Mantel das Haupt; die Athletengestalt hält den knotigen Hirtenstab in der Hand; der getreue Wolfshund drängt sich neben ihm hervor. Der jüngere Hirt sieht zu dem Bärtigen, auf dessen Knie derselbe die Hand legt, mit einem Blicke empor, der bezeugt, daß Worte zu schwach sind, um sein Entzücken über das Wunder vor ihm auszudrücken. Die Hirtenfrau bringt Turteltauben zum Opfer; sie erträgt kaum den Glanz des Gotteskindes und erhebt die Hand zum Schutz für das Auge, um nicht geblendet zu werden. Die Engel oben, diese Lichtgestalten, sind dunkel gegen die Stralen des ewigen Lichts des Messias; in heiliger, anbetender Begeisterung bringen sie dem Gottsohne ihre Huldigung dar. Im Hintergrunde sieht man Joseph, welcher den Esel aus dem Stalle führt und die noch unter Palmen schlafenden, oder erst halbwachen Hirten.

Der Gedanke dieses Bildes ist von erhabenstem Schwung, und in der Darstellung desselben hat Allegri Correggio mit schlagendster Wirkung seine unübertroffene Meisterschaft in der Behandlung von Licht und Schatten bewiesen. Die Abstufungen der Farbentöne sind bewundernswerth, und das Wogen der Nacht und der Finsterniß, welche dem Lichtmeere weicht, ist nur beim Anblick des gefeierten Gemäldes selbst zu begreifen. Die höchste Kunst in Schwarz und Weiß wird stets machtlos bleiben und nur die Grundzüge dieser Composition des begeisterten Genies wiedergeben können. Die Zeichnung ist namentlich in der Engelgruppe so kühn und dennoch so graziös, wie sie Correggio kaum früher oder später erreichte.

Der heilige Georg.

Von G. Pfannl.

Die Geschichte vom Ritter Sanct Georg, dem Patron von Alt-England, welcher auf seinen Irrfahrten nach Aegyptenland kam und hier nach einem furchtbaren Kampfe einen ungeheuren Drachen erlegte, dem täglich ein junges Mädchen zur Nahrung dargebracht werden mußte, kann als bekannt angenommen werden. Die Sage läßt den fahrenden Ritter eben an dem Tage den Kampf mit dem Ungeheuer aufnehmen, an welchem die Königstochter durch das Loos erwählt wurde, dem Drachen vorgeworfen zu werden. Die Sage schildert diesen Kampf mit seinen

Digitized by Google

schrecklichen Einzelheiten aufs genaueste; die Prinzessin ist die todesbange Zuschauerin und kaum gelingt es ihrem starken Paladin, das menschenfressende Geschöpf zu überwältigen.

Gianfranzesco Penni, der Maler dieses Bildes, geboren zu Florenz im Jahre 1488 war der Schüler und treue Mitarbeiter Raphael's und mit Giulio Romano der genaueste Freund desselben. Besonders in der Zeichnung der für Tapeten bestimmten Cartons war Penni dem Meister zur Hand, und hiervon schreibt sich der Beiname „il Fattore" her, unter welchem Penni am meisten bekannt wurde. In der Färbung war Penni so ausgezeichnet, daß er es mit großem Erfolg bei Raphaels Tode unternehmen konnte, viele seiner unvollendeten Werke auszumalen. In der Kunst der Composition aber ist ihm Romano überlegen. Eins seiner besten Stücke ist die herrliche Copie von Raphaels „Verklärung". Sein Tod erfolgte ums Jahr 1528.

Martin Engelbrecht.

Von A. van Dyck.

Der Meister hat uns hier, wie in dem berühmten Bildniß eines Unbekannten, einen Mann verewigt, von welchem schwerlich genauere Nachricht gegeben werden könnte. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist der dargestellte, würdige Herr ein Deutscher gewesen; seiner Kleidung nach war er eine Gerichtsperson, ein Rathsherr oder Bürgermeister. Der Kopf läßt in seiner Form wie in den Gesichtszügen auf ungewöhnliche Fähigkeiten schließen und ist vielleicht noch besser gemalt, als das Bildniß des Unbekannten, obgleich dieses dagegen den Vorzug eines romantischen Reizes besitzt, der dem Bilde des ehrsamen Engelbrecht fehlt.

Ecce homo.

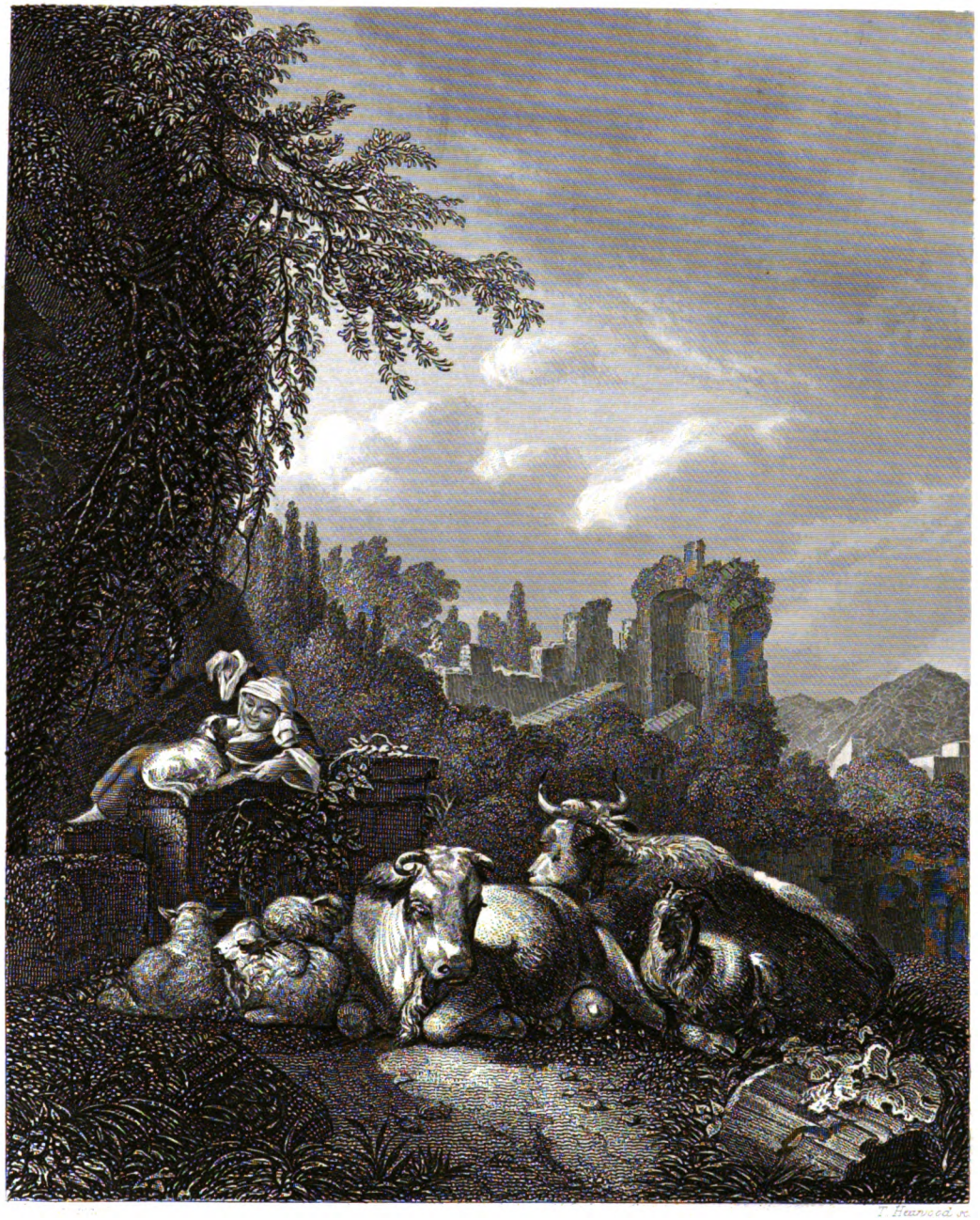
Von Franzesco Vecellio.

Franzesco Vecellio erreichte zwar bei weitem nicht die Höhe des wundervollen Genies seines Bruders Tizian, muß jedoch als ein sehr hervorragender Künstler bezeichnet werden. Seine ersten Arbeiten schon verriethen eine so ungemeine Befähigung, daß Tizian selbst volle Ursache zu der Eifersucht hatte, welche längere Zeit die Brüder von einander trennte. Franzesco machte diesen Zwistigkeiten dadurch ein plötzliches Ende, daß er Pinsel und Palette zur Seite legte, und als Soldat ins Feld zog. Nach erfolgtem Frieden nahm er seine Studien wieder auf, und seine Gemälde zeigen eine große Kraft der Zeichnung, vollkommen treffenden Ausdruck und originelle Erfindung. Sein Colorit dagegen steht weit unter demjenigen Tizian's oder da Pordenone's. Verdrießlich hierüber und erkennend, daß es ihm nicht möglich sein werde, das Versäumte nachzuholen, gab er das Malen auf und legte sich auf die Handelschaft, indeß er nur noch gelegentlich für seine Bekannten zeichnete. Er starb früher, als Tizian. Sein Christus und Pilatus zeigt das Resolute im Entwurf und in der Zeichnung, das dem Meister eigen war, und die Malerei in diesem Gemälde würde selbst dem ersten Meister der Venetianer Ehre machen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



T. Heawood sc.

Vieh-Stuck

Digitized by Google

Digitized by Google

Jacob und Rahel.

Von G. da Caſtelfranco.

Das lieblichſte Idyll lächelt uns aus dieſem Gemälde Giorgiones in heiterſter Ruhe entgegen. Ein maleriſches Thal öffnet ſich; ſchöne Heerden weiden auf dem Wieſengrün; Schafe werden am ſchattigen Waldesſaum getränkt und dicht vor dem Beſchauer feſſelt eine einfache, herzliche Scene verwandtſchaftlicher Zärtlichkeit den Blick. Volle, gerundete Formen, treffliche Anordnung und eine meiſtermäßige Perſpective laſſen ſofort erkennen, daß der Maler dieſes Bildes den gerechteſten Anſpruch auf die Anerkennung der Nachwelt beſitzt, wie ſeine Kunſt der Gegenſtand der Bewunderung ſeiner Zeitgenoſſen war. Giorgione Barbarelli zu Caſtelfranco 1477 geboren, der Zeitgenoſſe und Rival des großen Tizians, und der Schüler Giovanni Bellini's brach in der venetianiſchen Schule die Bahn zu einer freiern, kühnern Zeichnung, die bis dahin zumeiſt Härte und Trockenheit gezeigt hatte. Seine Umriſſe waren weich, zart, wellenförmig; er führte den Pinſel in leichter, breiter Weiſe, und verſchmähte die ängſtliche Sorgfalt des kleinlichen Ausmalens, um große maleriſche Effecte namentlich in der Gewandung zu erreichen. Sein Colorit iſt blühend, oft brillant; ſeine Landſchaften ſind naturwahr und warm gemalt. Es iſt zu bedauern, daß der Maler nur ein Alter von vierunddreißig Jahren erreichte. Seine Coſtüme ſind ſelten hiſtoriſch richtig, denn nur ein Raphael vermochte aus ſich ſelbſt heraus ein treffendes Idealcoſtüm zu ſchaffen; der großen Vorzüge des Caſtelfranco wegen wird man, obwohl die Illuſion eine Störung dadurch erleidet, gern über hierhergehörige Mängel fortſehen.

Madonna.

Von Saſſoferrato.

Dieſer Meiſter, ein Schüler Guido's und Domenichinos' und der caracci'ſchen Schule folgend, ward zu Saſſoferrato 1605 geboren und nannte ſich nach ſeiner Vaterſtadt. Sein eigentlicher Name war Giambattiſta Salvi. Alle ſeine beſſern Werke verrathen den überwiegenden Einfluß, welchen das mit Geiſt und Talent eifrig betriebene Studium der Schöpfungen Raphaels auf den Künſtler ausgeübt hat. Sehr oft erreicht er die milde Lieblichkeit des Urbiners, dagegen mangelt ihm die Erhabenheit, der hehre Adel deſſelben und ſelbſt dann, wenn Saſſoferrato, wie es oft der Fall iſt, geradezu den Raphael nachahmt und ſeiner Motive ſich bemächtigt, kann man den kühnen, begeiſterten Schwung des Vorbildes bei dem Schüler nicht wiederfinden. Doch ſind mehre ſeiner beſten Gemälde ſelbſt von geübten Kennern als Werke Raphaels angeſehen, gewiß ein ſchlagendes Zeichen der Vortrefflichkeit Saſſoferratos. Die meiſten Bilder deſſelben ſtellen Madonnen dar, und unter dieſen behauptet die hier gegebene heilige Jungfrau in den Wolken, mit dem ſchlafenden Chriſtkinde auf den Knien einen namhaften Rang. Vortrefflich gelingt dem Saſſoferrato der Ausdruck himmliſcher Reinheit und Demuth im Antlitze der Madonna. Sein Faltenwurf iſt nicht voll und frei; aber die blaue Gewandung ſeiner

Digitized by Google

Madonnen ist dafür mit unvergleichlicher Meisterschaft gemalt. Die Ausführung aller Gemälde Sassoferrato's, der zu Rom in einem Alter von ungefähr achtzig Jahren starb, ist ungewöhnlich sorgfältig behandelt. Sein größtes Werk, der Tod des heiligen Joseph, dessen Composition als vorzüglich gilt, befindet sich in Montefiascone.

Das Chocoladen-Mädchen.

Von J. E. Liotard.

Kaum möchte es ein Bild geben, das öfter copirt und in den weitesten Kreisen mehr bewundert wurde, als Liotards schöne Kellnerin. Dies ungemein anmuthige, in seiner Einfachheit dennoch entzückende Stück, ist crayonnirt und das Brillante und Delicate der Ausführung macht das Original zu einer der lieblichsten Zierde der Dresdener Sammlung. Liotard, welcher seit seinem Aufenthalte in Constantinopel stets orientalisches Costüme trug, weshalb er gewöhnlich „der türkische Maler" genannt wurde, war ein Genueser und wurde 1702 geboren. Seine Portraits, in denen er auf rigorose Weise die Natur abschrieb, sind gut gemalt, wurden aber wenig gesucht, namentlich von den Damen nicht goutirt. Unter andern berühmten Personen saß ihm Maria Theresia von Oesterreich und die ganze kaiserliche Familie; und Madame de Pompadour beeilte sich wahrscheinlich aus diesem Grunde, sich von Liotard ebenfalls malen zu lassen, als der Maler sich wieder nach Paris begeben hatte. Nachdem er sich in Holland und England aufgehalten hatte, kehrte er nach Paris zurück, wie man annehmen muß, und starb wahrscheinlich im Jahre 1790.

Wildschweins-Hetze.

Von Jacobsz.

Unter den Malern und Künstlern in andern Fächern, welche den Namen Jacobsz führten, sind Huyghens Jacobsz, der Vater des Lucas von Leyden, Lorenz Coster Jacobsz, der angebliche holländische Erfinder der Buchdruckerkunst und Jürgen, Görg, oder Georg Jacobsz, der Maler dieser Wildschweinshetze, am berühmtesten geworden.

Jürgen Jacobsz, auch Jacobszen oder Jacobsen genannt, war seit seiner Knabenzeit in Hamburg, ist aber dort nachweislich nicht geboren, sondern wird wahrscheinlich der Sprößling einer ostfriesischen Familie sein, die ihren Ursprung von niederländischen Refugié's herschreibt. Jacobsz starb im Jahre 1655. Bei vielen Kunsthistorikern ist das Todesjahr jedoch mit 1685 verzeichnet, durch welchen Schreib- und Druckfehler noch ein andrer Jacobsz zur Ausführung kommen müßte, der eben ganz in derselben Weise wie Jürgen arbeitete. Dieser erlebte im Jahr 1650 seine Blüthenperiode und hat kaum das sechsunddreißigste Jahr erreicht. Sein Talent war ein kühnes und entflammt für die lebendigsten Scenen, die ergreifendsten und erhabensten Landschaften. Die Alpen waren sein Ideal und er machte sich auf, um sie selbst zu sehen und

Digitized by Google

zu genießen. Dennoch war sein Pinsel nicht für die Darstellung der hehren Erhabenheit der jungfräulichen Alpennatur geeignet. Seine hierher treffenden Bilder sind schwach. Rom sah er nur flüchtig; aber länger weilte er in den Gebirgen Apuliens, und von dorther brachte er die Neigung mit, die gefährlichen Jagden darzustellen, von denen er Zeuge gewesen war. Es würde die Wahrheit verkürzen, wollte man J. Jacobsz als den Nachahmer von Snyders ohne weiteres hinstellen; Jacobsz ging seinen eigenen Weg, und nur der Umstand, daß die Darstellung von Hatzen und Jagden mit Stellen der Thiere durch Rüden so ungemein wenige Variationen zuläßt, könnte den Schluß auf einen Mangel an Originalität bei diesem Maler entschuldigen. Jacobsz's Zeichnung ist stets vortrefflich, das Colorit aber wenig vertrieben und meist hart bei fleißiger Ausführung. Jacobsz's Geschichtsbilder gehören seinen letzten Jahren an; sie sind mehr Oelskizzen, als Gemälde.

Madonna.

In Rubens Schule gemalt.

Die eminenten Vorzüge dieses Madonnenbildes haben die Forscher auf dem Gebiete der Kunstgeschichte schon seit lange zu den genauesten Untersuchungen über den, oder über die Maler desselben veranlaßt. Es ist jedoch nur soviel gewiß ermittelt, daß das Gemälde unter die große Zahl der Werke fällt, welche von Rubens' Schülern vollendet wurden, entweder nach den Vorzeichnungen, oder der Idee, zuweilen nur unter der Aufsicht des Meisters, der stets etwa sich zeigende Fehler mit eigner Hand zu verbessern pflegte. Wenig mehr als die reiche, blühende und transparente Färbung ist hier durchaus in Rubens' bekanntem Styl gehalten, dessen schöpferische Ueberkraft sich schwerlich mit den delicaten, an die besten italienischen Meister mahnenden Formen der Figuren begnügt, sondern sie auf seine Weise in die Breite getrieben und mit derberen Muskeln ausgestattet haben würde. Mutter und Kind und der Engelsjüngling sind voll innigsten Liebreizes. Rubens aber spricht aus dem Engelsknaben mit dem Körbchen, sowie aus dem kleinen Kletterer. Auch die Früchte deuten auf den Meister des Malers dieser Madonna hin. In dem Nackten der Figuren, in dem Haar derselben, besonders in den portraitartig aufgefaßten Köpfen liegt eine so entschiedene Hinweisung auf Vandyck's Styl, daß dieser größte Schüler Rubens sicher den größten Antheil an der Schöpfung dieser Madonna gehabt haben muß.

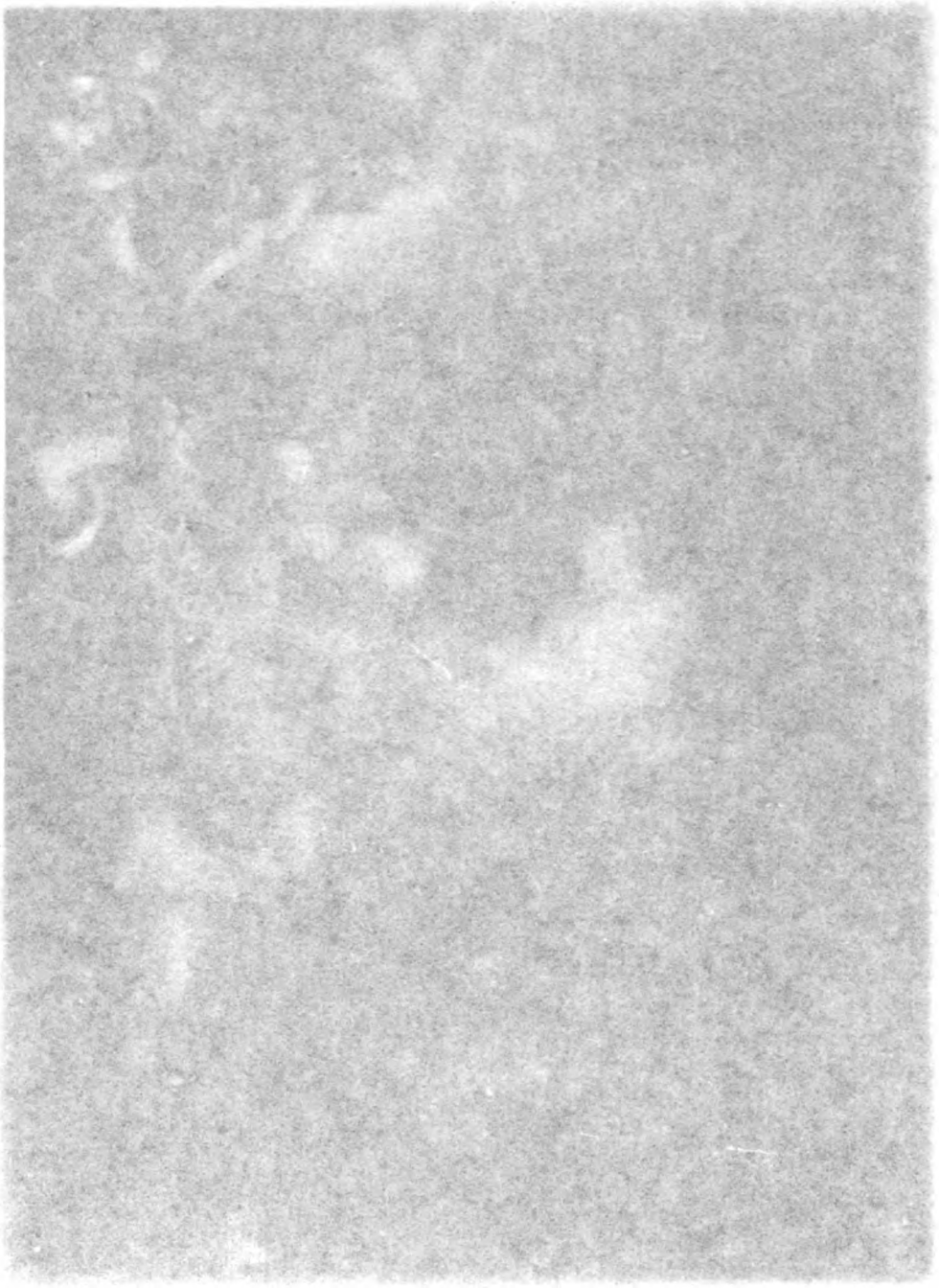
Digitized by Google

Simeon im Tempel.

Von Gerbrant van der Eckhout.

Dies Gemälde, welches ebenso häufig, als den obigen Titel, die Bezeichnung der „Darstellung Christi im Tempel" führt, zeigt noch so deutlich den Einfluß des Meisters von van der Eckhout, des alten Rembrandt, daß man annehmen muß, dasselbe sei noch vor dem dreißigsten Jahre des Meisters gemalt. Es ist hier der Augenblick gewählt, daß das Christkind in den Tempel gebracht wird, damit seine Aeltern nach jüdischem Gebrauch zwei Turteltauben opfern und den Segen Gottes für den Neugebornen an heiliger Stelle erflehen konnten. Als das Kind dargestellt wird, kommt der Geist der Weissagung über den greisen Rabbi Simeon, welcher wahrscheinlich der Vater des Rabbi Gamaliel war, der des Paulus Lehrer wurde — und mit lauter Stimme rief der Weise, indeß er das heilige Kind in seine Arme schloß: „Herr, nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben Deinen Heiland der Welt gesehen; ein Licht zu erleuchten die Heiden und den Trost Deines Volkes Israel". Die Prophetin Anna, eine uralte Tempeldienerin, gewiß über hundert und drei Jahre alt, kömmt hinzu und stimmt mit ein in den Lobgesang, während die Priester, die Pharisäer und Schriftgelehrten neugierig herbeitreten, um das gelobte Wunder der Welt anzustaunen oder — anzuzweifeln. Die Composition ist reich und frei, die Costüme richtiger, als dies bei den Zeitgenossen des Malers gewöhnlich ist. Namentlich der spitze asiatische Hut des fetten Sohnes Aarons im Hintergrunde ist genau nach Mosis Beschreibung und Vorschrift gezeichnet. Die Gewandung ist von besonderer Schönheit und reicher Ausführung; der architectonische Theil des Gemäldes dagegen schwächer. Der lebhafte, kräftige Ausdruck der Physiognomien ist Rembrandt's selbst würdig, und durchgehends ohne dessen oft störende, bizarre Uebertreibung gehalten; ganz besonders aber ist der Schmuck dieses Bildes das herrliche, selbst in den tiefsten Tinten noch klare Colorit und eine vollendete Harmonie der Beleuchtung. Eckhout starb in Amsterdam 1674.

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

The Nativity Die heilige Nacht

Narodzenie Chrystusa

Digitized by Google

Digitized by Google

Die heilige Familie.

Von Giulio Romano.

Die heilige Jungfrau erscheint hier in ihrem irdischen Charakter, als sorgsame, zärtliche Mutter, beschäftigt, das Christkind in einer Schüssel zu baden. Das Bild ist in der Kunstwelt als die „Madonna del bacino“ bekannt, oder als die „Madonna mit der Schüssel“. Der kleine Jesus steht in graziösester kindlicher Haltung mit einem Fuße in dem Becken, mit dem andern auf dem Rande desselben; neben ihm auf dem Tische befindet sich der junge Johannes der Täufer und gießt aus einer Vase Wasser auf den göttlichen Freund, den er später zu seiner Weltmission durch die Taufe im Jordan weihen sollte. Elisabeth, die Mutter des Täufers, breitet ein Tuch zum Abtrocknen aus, und im Hintergrunde zeigt sich der Kopf des heiligen Joseph.

Das Bild, welches kurz nach dem Tode Raphaels, des Meisters von Giulio Romano, gemalt wurde, kann als eines der besten dieses Meisters gelten. In den Formen, in der Gewandung und in der großen Malerei weht der Geist Urbino's; aber wie ausgezeichnet Romano, der genialste Schüler Raphaels, auch ist, der göttliche Flug des letztern geht weit über die Höhe hinaus, die Giulio erreichte. Romano's Zeichnung ist groß, ideal und wahr; seine Darstellungen sind ebensowenig mit müssigen Figuren beladen, als diejenigen Raphaels; Alles ist bei ihm durch vergeistigte Charakteristik seiner Personen zwanglos motivirt. Bewundernswerth war Giulio an Reichthum der Ideen, an meisterhafter Technik und unbegreiflich schneller Ausführung, sowie auch allenthalben in seinen Werken das sorgfältigste Studium und die genaue Kenntniß der Geschichte und Mythologie zu erkennen sind. Groß ist die Zahl seiner Staffeleigemälde, berühmt seine Fresken und die nach Raphaels Zeichnung von ihm mit Giovanni il Fattore gemeinschaftlich ausgeführten Werke.

Giulio Pippi, nach seiner Vaterstadt Rom gewöhnlich Romano genannt, war 1492 geboren und starb, als einer der glänzendsten Sterne der Kunst gefeiert, in Mantua 1546.

Digitized by Google

Der Fischhändler.

Von E. M. Sorgh.

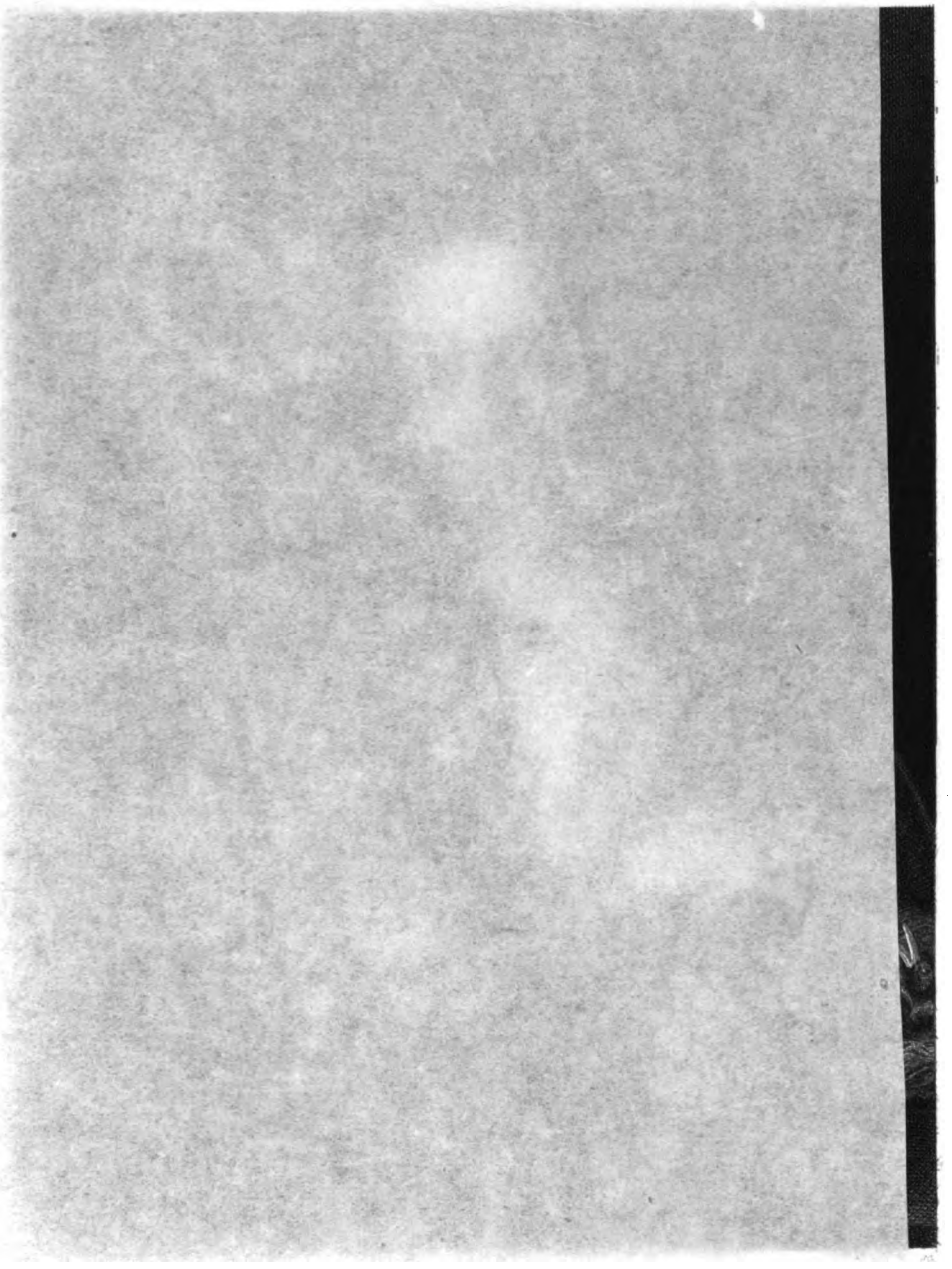
Dieser Meister, dessen Name richtig Sorgk, auch Zorg oder Zorgk, geschrieben wird, und welcher seine Blüthenperiode zwischen 1650 bis 1665 erlebte, verdient eine höchst ehrenvolle Stelle unter den Malern Hollands. Seine Bilder sind die getreuesten Abschriften von Land und Leuten seiner Heimath. Sorgk componirt in seinen besten Stücken fast gar nicht; er faßt eine Scene des wirklichen Lebens sammt ihrer Umgebung mit scharfem Auge auf und seine Kunst ist's, dieselbe gut gezeichnet, vortrefflich ausgemalt, mit bewundernswerther Treue wiederzugeben. Die Charakteristik seiner Figuren ist im höchsten Grade treffend, die Perspective richtig und das Colorit des besten Meisters seiner Schule würdig.

Sanct Sebastian.

Von Correggio.

In diesem bewunderten Gemälde Correggio's kömmt die innige Lieblichkeit, deren der Meister mächtig war, an einer Composition zur Erscheinung, die oft, was Reichthum der Phantasie und harmonische Anordnung betrifft, als seine vollendetste beurtheilt wurde. Hoch oben, von lichter Glorie umgeben, thront die Madonna mit dem Christuskinde auf lichten Wolken, und Engelknaben schlingen um ihre Knie sich zum lieblichen Reigen. Die Gottesmutter erscheint dem Bischof und Schutzpatron von Modena, dem heiligen Gimignani, welcher anbetend niedersinkt und begeistert den Beschauer zur Anbetung aufzufordern scheint. Rechts ist der heilige Rochus, ermüdet von seiner Wanderung, um die Pestkranken zu heilen, in tiefen Schlaf gesunken; aber sein träumerisch ausgestreckter Arm zeigt, daß er derselben Vision, als der Bischof und Sanct Sebastian gewürdigt ist. Der letztere erscheint als blühender Jüngling, mit den Händen an einen Baum gebunden, den bittern Todespfeil in der Brust, wie er in heiliger Ekstase seine Seele der Jungfrau entgegenhaucht. Das Kind zu seinen Füßen, bekannt unter dem Namen der „kleinen Modeneserin" hält ein Modell, vermuthlich von der Kirche, für welche das Gemälde bestimmt war. Die Beleuchtung, vom tiefen Tone der Wolken bis zu der lichten Himmelsregion, ist von magischem Effect und weicht an vollendeter Kunst kaum derjenigen von Correggio's „heiliger Nacht".

Digitized by Google



Digitized by Google

welche
Stelle
Leute
Scen
dieſe
Char
lorit

Mei
und
Glo
knal
ſcho
beg
mü
ſein
Se
ein
Se
„k
be
iſt
li

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Madonna des heiligen Sixtus.

Von Raphael Sanzio von Urbino.

Von einem Stralenmeer umfloſſen, mit tauſenden von Engeln im Gefolge, ſchwebt die Himmelskönigin, mit dem Sohn des Weltenvaters in den Armen, aus den hehren Räumen der ſeligen Geiſter hernieder zu den anbetenden Heiligen. Der Papſt Sanct Sixtus kniet, von Wolken getragen, zu ihrer Rechten, und in ſtummer Anbetung fleht er den Segen der göttlichen Jungfrau und des Heilandes der Menſchheit herab auf die armen Gläubigen der Erde, indeß Sancta Barbara ihm gegenüber mit ſeligem Lächeln dem harrenden Volke die Erhörung des Gebetes des herrlichen Greiſes verkündigt. Das Gemälde zeigt an beiden Seiten einen zurückgeſchlagenen grünſeidnen Vorhang, unten ſteht die dreifache Krone des Hirten der Chriſtenheit und zwei geflügelte Engelknaben, nur zum Theil ſichtbar, ſtützen ſich auf die Bruſtlehne und blicken vertrauensvoll und entzückt zu der überirdiſchen Scene oben empor.

Die beredteſte Sprache erſchöpft nicht den bis in die Tiefen der Seele dringenden eindruck dieſer Offenbarung des begeiſterten Genies auf den Beſchauer. Dieſe ſixtiniſche Madonna Raphael's, mit der vollendetſten Schönheit geſchmückt, in hehrem Liebreiz ſtrahlend, iſt ein überirdiſches Weſen, dem nur die Anbetung nahen darf. Unendliche Liebe und Gnade thront auf ihrem Antlitze, aber die Hoheit in ihren Zügen verkündigt, daß das Wehen dieſer Liebe aus dem ewigen Genügen göttlicher Vollkommenheit quillt. Der Blick iſt rein, klar, leuchtend; die Erde feſſelt ihn nicht; er iſt groß und ruhig in den unendlichen Raum gerichtet, und der Beſchauer vermag es nicht, nur einen Stral dieſer geradeaus ihm entgegenblickenden Augen als ihn treffend aufzufangen. Der „Menſchenſohn" in den Armen der Himmelskönigin blickt ſeitwärts. Die göttliche Weisheit, welche die Welt erleuchtete, blitzt aus ſeinen kindlichen Zügen, die von dem Lächeln „menſchlicher" Liebe ſanft verklärt erſcheinen. Mit dieſer ſixtiniſchen Madonna in ihrer Apotheoſe verglichen, ſind die Madonnen aller anderen Maler nur Erdentöchter, und Raphael ſelbſt hat dieſe höchſte Auffaſſung in ſeinen übrigen Madonnen nicht erreicht. Das Gemälde war urſprünglich für eine der bekannten Proceſſionsfahnen der katholiſchen Kirche beſtimmt und ſcheint, ungeachtet ſeiner unübertroffenen Ausführung, raſch zur Vollendung gediehen zu ſein. Die beiden Engel unten ſind ſpäter auf die Wolkenſchicht gemalt, um den zu großen leeren Raum auszufüllen.

Raphael, der größte Maler der neueren Zeit, welcher, gleich dem unſterblichen William Shakeſpear, die tiefſten, erhabenſten Geheimniſſe der Menſchenbruſt enthüllt, und mit einer

Digitized by Google

wunderbaren Universalität in der Darstellung jedes Stoffes, den er erfaßte, unvergleichlich groß war, Raphael ward als der Sohn des Malers Giovanni di Santi am stillen Freitage, den zweiundzwanzigsten März 1483 zu Urbino geboren. Als der Knabe anfing, seine beispiellose Begabung für die Kunst zu entfalten, wagte sein Vater es nicht mehr, ihn weiter zu bilden, sondern übergab Raphael dem Pietro Perugino, den er sehr bald täuschend nachahmen, aber auch nicht weniger rasch weit übertreffen lernte. Fortan waren seine eifrigen Studien nach der Antike, nach des herrlichen Leonardo da Vinci's und Michelangelo's Werken seine Führer auf dem glänzenden Pfade zur Unsterblichkeit, die er durch die Schöpfung seiner ungemein zahlreichen Werke sich erringen sollte. Bedenkt man, daß der „göttliche Meister" schon im siebenunddreißigsten Jahre seines Lebens von der Erde abberufen wurde, so kann man einen Schluß auf die Leichtigkeit und Schnelligkeit machen, womit Raphael entwarf und malte, zumal da er nie der Industrie des Meisters Rubens huldigte, Bilder durch seine zahlreichen Schüler ausführen zu lassen, um sie als seine eigenen Werke zu verkaufen.

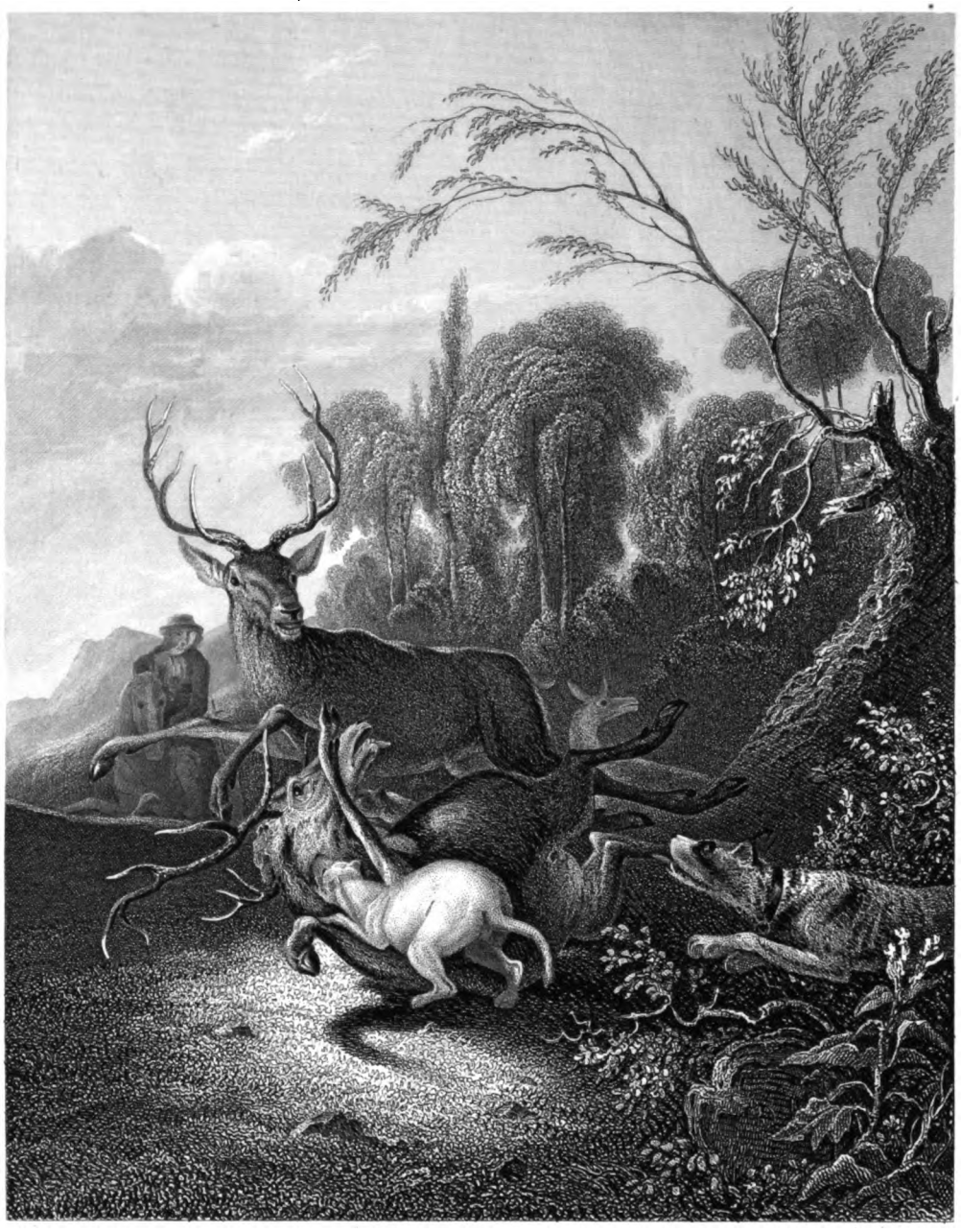
Ganze Bände würden nothwendig werden, sollten auch nur die Hauptwerke Raphael's beschrieben und erklärt werden. Hier können nur einige Andeutungen des bewundernswerthen Fleißes und des unerschöpflich fruchtbaren Genies Raphaels Raum finden. Die erste selbständige Arbeit Raphael's ward von ihm in Citta di Castello, in der Kirche zu San Domenico vollendet: ein Christus am Kreuze, mit welchem Gegenstande er sich, characteristisch genug, nur mit Mühe befreunden konnte. Während Michel Angelo Buonaroti den von Qualen zermarterten Heiland am Kreuze als sein „hohes Ideal" betrachtete, und durch das unsäglichste Studium die Bewegung und Form jeder Muskel des Sterbenden am Kreuze zu ergründen strebte, hat Raphael diese blutige, grausame Scene später nicht wieder mit Vorliebe zu behandeln vermocht. Gleich vom Anfang seiner glorreichen Laufbahn an trat das Ideale von Raphael's Genie in helles Licht, und eine heilige Familie, wo der kleine Christus den Täufer Johannes begrüßt, den die heilige Elisabeth führt, zeigt schon den herrlichen Ton seiner späteren Gemälde sammt der wundervollen Zartheit und Größe der Auffassung, die ihm von Natur eigen war. Ebenfalls aus seiner ersten Periode sind zwei Madonnen und Christus mit den Aposteln am Oelberg, für den herzoglichen Palast zu Urbino, Stücke, welche wegen der ungemein fleißigen Ausführung sowohl als wegen ihres edlen Charakters große Bewunderung erregten.

Während Pietro Perugino begann, die Manier des Masaccio im Malen anzunehmen, schwang sich Raphael, anstatt niederwärts zu blicken, gleich einem Adler kühn zur Sonnenhöhe der Kunst empor. In der Kapelle zu San Francesco zu Perugia bewies Raphael in seiner Grablegung Christi, wie mächtig er bereits den charakteristischen Ausdruck seiner Figuren hervorzubringen wußte. Von dieser Zeit an folgte er seinem eigenen Genius, und als er nach Rom gekommen war, begannen seine geistreichen Studien nach der Antike, wobei der Meister einen Fleiß entfaltete, dem nur derjenige seines mächtigen Nebenbuhlers Michel Angelo gleichkommt. Leonardo da Vinci's und Michel Angelo's Werke machten auf den jugendlichen Künstler einen tiefen Eindruck, aber schon seine erste Arbeit in Rom bewies, daß er sich vor den Schöpfungen dieser großen Genies *groß* gefühlt hatte; denn die ideale und formenschöne Wahrheit Leonardo's und die dämonische Kraft Michel Angelo's ward von dem universalen Geiste Raphaels, durch seine eigene Auffassung verklärt, gleichsam vereinigt zur Anschauung gebracht.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Papst Julius, durch den Verwandten Raphaels, den Architekten Bramante, bewogen, berief den schon berühmten Künstler zu seinen ewig unvergänglichen Schöpfungen im Vatican. Die Loggia, „la Segnatura" genannt, ward von Raphael gemalt; die Theologie, Philosophie, Astronomie und Poesie ward in der wunderschönen Composition zur Darstellung gebracht. Die Menge der Figuren und schönen Stellungen sind stets Gegenstände der Bewunderung gewesen und die vortrefflichen Köpfe dienten von jeher als Studien und Muster für die Maler. Auf diesem Gemälde hat Raphael sein eigenes jugendliches Bildniß und den ausdrucksvollen Kopf des jungen Herzogs von Mantua verewigt. Nach Vollendung dieses Werks ward die Malerei der drei übrigen Zimmerseiten bis auf wenige Verzierungen von Antonio Vercelli abgerissen, damit der neue Meister Raum für neue Werke gewinnen möge. Auf der anderen Zimmerseite malte er den Streit der Kirchenlehrer über das Abendmahl, auf der dritten den Parnaß und die letzte ward mit dem Bilde der Mäßigkeit, Stärke, der Klugheit und der Gerechtigkeit geziert. Letztere stellt der Kaiser Justinianus dar. Die vier Rundungen der Gewölbe enthalten die geistreichsten Allegorien. Während einer kurzen Rast von diesen Arbeiten malte Raphael das Bildniß des Pabstes und eine heilige Familie, welche zu St. Maria del Popolo aufgestellt und ihres hohen Werthes so wie ihrer Schönheit wegen nur an hohen Festtagen entschleiert wurden.

Dies war die erste Periode von Raphaels Thätigkeit; seine Werke sind bis hierher geistreich, von den gefälligsten Formen, und tragen fast alle den Ausdruck der sanften, schönen Ruhe. Es weht aus ihnen das Genügen des Genies, welches in sich vollkommene Harmonie seiner Kräfte fühlt. Ein sehr bemerkenswerther Umstand diente dazu, diesen Styl Raphaels zur vollen kräftigen, weihevollen Größe zu erheben.

Michel Angelo, der Gewaltige, malte im Vatican; Niemand aber von den Malern konnte sich rühmen, die entstehenden Schöpfungen dieses Titanen gesehen zu haben. Buonaroti aber verließ Rom für einige Zeit und ein Freund Raphaels verschaffte ihm die Gelegenheit, die Wunder seines Nebenbuhlers anzuschauen. Seit diesem Augenblick verschwand das blos Weiche aus Raphaels Werken, um sich graziös mit edler Kraft zu vermählen. In dem großartigen Esaias in der Kirche zu St. Agostino, welchen Raphael unmittelbar darauf vollendete, zeigte sich indeß unwiderleglich, daß ein Raphel nie zum Nachahmer werden könne, denn seine ganzen großen Vorzüge waren dieselben geblieben und hatten sich nur ihren eigenen Gesetzen gemäß zum großen, kraftvollen Styl erhoben. Dann folgte eine seiner bekanntesten Arbeiten von entzückender Composition und einer klassischen Heiterkeit des Ausdruckes: die von Delphinen auf dem Meer gezogene Venus Anadyomene, bekannt unter der nicht treffenden Bezeichnung „die Galathea" im Palast Farnese.

Eine durch die Neuheit ihrer Composition auffallende Arbeit war das hohe Altarblatt, mit Maria und Christus in den Wolken, während unten Johannes der Täufer, der heilige Franciscus von Assissi und Sanct Hieronymus adoriren. Dann ward die zweite Loggia vollendet; die Transsubstantiation, die Befreiung des Petrus, die Tempelentweihung durch Heliodorus und Attila's Abwehr von Rom durch Sanct Leo, letzteres zu Ehren des Papstes Leo X. gemalt. Weiter folgte der Brand Roms, durch Leo's IV. Benediction gelöscht, eine herrliche, reiche Composition und im Palast Chigi (Farnese) alla Lungara, die Hochzeit der Psyche, ein unübertroffe-

Digitized by Google

nes Werk. Unzählige Gemälde in Oel waren die Frucht der glänzenden Productionskraft des jungen Meisters, herrliche Cartons zu Tapeten, die jetzt in Hamptoncourt bewundert werden, bezeugen nebst vielen Zeichnungen die unendliche Begabung des Meisters, der in allen Fächern seiner Kunst ausgezeichnet zu sein verstand.

Der Liebling des Kirchenfürsten, der Stolz Roms und die Freude der ganzen Welt liegt im früheren Pantheon, jetzt die Kirche von Santa Maria's Rotunda, in Rom begraben.

Digitized by Google

Madonna.

Von Hans Holbein.

In den Werken Albrecht Dürers und Hans Holbeins erreichte die frühere deutsche Kunst ihre Haupt-Blüthe. In dem Grundzuge ihres Wesens, einem frommen, deutschen Ernste sind beide Meister mit einander verwandt; bei Dürer aber gestaltete sich dieser Ernst vorzugsweise zu tiefsinnigen Phantasien, oft zu träumerischer Schwermuth und nur selten zeigt sich der große Albrecht so frei und gewaltig, wie in seinem berühmten Apostelbilde. Holbein ist dagegen eine materiellere Natur; derb, lebenswahr und mit gesunder Kraft sprechen seine Werke uns an. Nicht selten blitzt der gehaltvollste deutsche Humor Holbeins uns entgegen, den er selbst in seinem Todtentanze nicht verleugnet. Die ideale Richtung Dürers kennt er nicht, ungeachtet seines tiefen, religiösen Gemüths. Beide Maler umfassen also in ihren Werken den ganzen Inhalt deutschen Wesens ihrer Zeit.

Hans Holbein, zum Unterschiede von seinem gleichnamigen Vater, der Jüngere genannt, ward im Jahre 1498 zu Augsburg geboren und ward von seinem Vater frühzeitig für die Kunst ausgebildet. Von seinem spätern Wohnort Basel ging er nach England, wo er bis 1529 verweilte, der Liebling König Heinrich VIII. wurde und eine reiche Zahl seiner schönsten Werke, namentlich Portraits vollendete. Im Jahr 1532 kehrte er wieder nach London zurück und starb hier, mitten in der regsten Thätigkeit von der Pest hingerafft 1547.

Seine Madonna mit den Portraits der Familie des Bürgermeisters Meyer ward während seines zweiten Aufenthalts zu Basel vollendet und gehört seiner edlen Auffassung, seinem verklärten Ernste, so wie der frappanten Wahrheit in den Portraits zu Holbeins besten Stücken. Holbein malte dies Bild zweimal; die Wiederholung soll dasjenige im Berliner Museum sein. Dies Gemälde ist ein Votivbild, zum Gedächtniß der Genesung eines Kindes der Meyer'schen Familie ausgeführt. Die heilige Mutter steht in einer Nische und hält das kranke, magere kleine Wesen sorgsam auf den Armen. Dies Kind ist neben der reinen Schönheit der Madonna allerdings häßlich und störend; der Maler sollte aber hier die Gnade feiern, wodurch ihr Schützling wieder zu dem reizenden Knaben wurde, der zu ihren Füßen steht. Die übrigen Figuren sind der prächtig characterisirte Bürgermeister selbst, dessen größerer Sohn, ein junges Mädchen — augenscheinlich eine Verstorbene — die Bürgermeisterin Meyer, Anne Schreckenbartin und die Schwester derselben, eine Klosterjungfrau. Die Malerei ist klar und harmonisch, doch hat der Meister in diesem Punkte vielleicht Größeres geleistet. Die Richtigkeit und Sicherheit seiner Zeichnung kann man ebenfalls an den zahlreichen Holzschnitten bewundern, die er theilweise selbst fertigte, oder unter seiner Aufsicht nach meist eigenhändiger Vorzeichnungen vollenden ließ.

Digitized by Google

Der Eremit.

Von G. Dow.

Die große Straße von Mons nach Paris, welche jetzt ihre Bedeutsamkeit an die gewaltige Eisenbahnlinie abgetreten hat, war ums Jahr 1656 freilich noch nicht in dem glänzenden Zustande, der sie zu unserer Zeit auszeichnete; aber sie existirte doch.

Auf diesem Heerwege sah man an einem Frühlingsabende, kurz vor einbrechender Dunkelheit, zwei Reisende, einen Mann und ein junges Mädchen. Beide waren beritten. Nach allen Anzeichen hatten sie eine bedeutende Strecke zurückgelegt.

Die Reisenden gehörten den vornehmen Ständen an. Der Cavalier war ein Mann von vierundzwanzig Jahren mit langen, schwarzen Locken und dunklen Augen. Obgleich er sehr ermüdet schien, so war doch die Haltung seines hohen, schlanken Körpers, sein Sitz im Sattel untadelhaft und graziös. Die Dame, kaum zwanzig Jahr alt, in Amazonentracht mit einem breitkrämpigen Federhute, war blond, zart, zierlich geformt. Sie hielt sich nur mit Mühe aufrecht und richtete unverwandt den Blick auf das zwar entschlossene, aber doch bekümmerte edle Antlitz ihres schönen Begleiters, als schöpfe sie neuen Muth aus diesem Anschauen.

Die feine Kleidung der Reisenden war zerknittert und in Unordnung: Beide mußten vor ihrem Abritte auf's äußerste geputzt gewesen sein. Das Seiden-Wamms des Cavaliers war reich mit Silber gestickt; sein Ueberwurf mit Schlitzärmeln vom blendendsten blauen Sammt war mit Perlen verziert und sein Hut mit Straußfedern, seine gelben Stiefeln mit goldenen Sporen und sein langes, gerades, schmales Schwert wären auf einem Feste an einem fürstlichen Hoflager nicht zu schlecht gewesen.

Die Dame war nicht weniger kostbar gekleidet. Ihr Castorhut hatte eine Agraffe von Diamanten, welche unter dem Reigerbusche hervor taghell durch die einbrechende Dämmerung leuchtete. Sie trug ein dunkelgrünes Jagdkleid mit silbernem Ausputz und an einem mit hellen Steinen verzierten Bandelier ein silbernes Hifthorn.

Die Thiere des Paars, der falbe Hengst des Herrn und der kleine Fliegenschimmel der Dame, konnten, wie sehr die Reiter sie pressirten, sich kaum noch in einem ermüdeten, mürrischen Trabe erhalten.

Wer diese beiden schönen Menschen in ihrem beschriebenen Aufzuge an diesem Abende auf der großen Straße sah, fern von jeder menschlichen Wohnung, erschöpft, und dennoch wie vor einer furchtbaren Gefahr immer weiter und vorwärts strebend, der hätte die damalige Zeit gar schlecht gekannt, wenn er nicht auf der Stelle zu der Ueberzeugung gekommen wäre: dies ist ein Liebespaar und hier hat eine Entführung in bester Form stattgefunden.

Die Reiter sahen mit schwerem Herzen, daß die Straße, schnurgerade, sich noch unabsehbar ausdehnte, sobald sie eine der sanften, wellenförmigen Erhöhungen derselben erreicht hatten. Auf einem solchen Hügel, welcher eine Uebersicht nach allen Seiten gewährte, machte der Cavalier Halt, hob sich in den Bügeln und schaute rundum.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Vor ihm dehnte sich das wellenförmige Terrain ununterbrochen aus. Die Straße zeigte sich in dem Halbdunkel wie ein weißliches, breites Band. Rechts war sumpfiges, ebenes Land, nur stellenweise durch kleine Gebüsche und Baumpartien unterbrochen. Links, auf die Weite eines guten Musketenschusses standen einzelne Eichen, die Vorposten des weiten, großen Waldes, welcher sich unmittelbar hinter denselben dicht und finster zeigte, und auf dem sich terrassenartig erhebenden Boden bis zu dem Schnitte eines langen niedrigen Hügels erstreckte, indeß er auf diese Weise den südlichen Horizont begränzte. Ringsum herrschte die lautlose Stille einer öden unbewohnten Gegend. Kein Dorf, keine Bauerngehöfte, selbst keine Hütte war zu sehen.

Die Dame hielt dicht neben dem Herrn und reichte ihm matt ihre, mit einem Perlenhandschuhe bekleidete Rechte. Er führte die Hand mit Inbrunst an seine Lippen.

— O, Daniel! flüsterte die schöne Dame. Nicht wahr Geliebter, auch Du giebst die Hoffnung auf, daß wir entkommen werden? O warum bin ich so schwach . . . Ich glaube, ich werde ohnmächtig; es ist mir dunkel vor den Augen; ich habe nur noch ein traumartiges Bewußtsein; ich muß unwillkürlich die Augen schließen und dann sehe ich und höre unwirkliche Dinge . . . Engel und Tänzer und Jäger und Musik und Glockenläuten . . .

Sie neigte sich, indeß ihre Stimme erstarb, auf den Hals ihres Rosses. Der junge Mann umfing sie, faßte sie mit kräftigen Armen und zog sie vor sich auf seinen Gelbfuchs. Er sagte kein Wort, sondern blickte mit der unbeschreiblichsten Wehmuth in das blasse Gesicht des Mädchens, welches an seinem Busen ruhte.

— Sie stirbt! murmelte er, nach einer langen Pause. Und wie geschüttelt von diesem furchtbaren Gedanken, schrie er im Augenblicke drauf: Theresia! Theresia!

— Ich träumte! stammelte sie, indeß sie aufblickte und sich auf dem Rosse und in den Armen ihres Geliebten fand. Diese Nähe aber schien ihr neue Kräfte zu geben. Sie setzte sich bequem und lehnte ihren Kopf an seine Schulter, indeß sie mit aus dem Herzen quellender, innerster Befriedigung sagte: — O! Daniel! Das war's, was mir fehlte . . . Hier, ja hier ist mein Platz, mein Herz und meine Heimath!

Herrliche, göttliche Jugend! dieser eine Moment genügte, dem Muth und der Kraft und der Hoffnung beider Menschen eine neue Spannkraft zu geben. Und als wenn das Glück oder der Liebenden Schutzengel sie begünstigte, so hörten beide mit ebensoviel Entzücken als Erstaunen das helle, klare Läuten eines Glöckleins, welches aus dem Walde hervordrang und bezeugte, daß für die Erschöpften eine Ruhestatt in nächster Nähe winkte.

Die Liebenden sagten nichts. Sie sahen sich nur mit dem glücklichsten Blicke an. Dieser Blick sprach: Hörst Du! Hörst Du! Und wir konnten so kleinmüthig verzweifeln?

Daniel nahm den Schimmel an die Hand, bog von der Straße ab und schlug einen Fußpfad nach dem Walde ein. Das Läuten dauerte fort und bestimmte ihm die Richtung. Im Walde angelangt, erhob sich der Boden und wurde hügelig und uneben; eine roh gebahnte Straße führte durch dicht verschlungenes Gebüsch nach einem steil aufsteigenden Hügel. Kaum konnten die Rosse noch vorwärts. Als sie aber das Dickicht verließen, bot sich den Liebenden ein ebenso eigenthümlicher als ergreifender Anblick dar.

Sie befanden sich auf der Platteform des erklommenen Hügels und sahen eine Eremitage vor sich, ein kleines steinernes Gebäude, eine Art von Kapelle, mit einem Glockenhäuschen drüber,

Digitized by Google

welches in seinem Erdgeschosse eine kleine ausgemauerte Wölbung, die Wohnung des Einsiedlers zeigte.

Dicht vor dem bogenförmigen Eingange in dies ascetische Gemach, über welchem eine alte Laterne mit Hornblenden hing, war eine Erhöhung des Bodens, aus welchem sich der Fuß einer herrlichen Eiche erhob, deren Aeste und Blätterdach sich schützend über die Einsiedelei spannten.

Dies malerische Plätzchen war in diesem Augenblicke ein geheiligtes. Der kleine Hügel war von dem einsamen Waldbruder zum Altar gemacht. Neben dem Stamm der Eiche stand ein großes hölzernes Crucifix von ziemlich guter Arbeit. An dasselbe angelehnt, sah man mehrere alte Bücher. Zu den Füßen des hölzernen Heilandbildes lag eine Sanduhr und ein weißglänzender Todtenenschädel. An den Baumstamm angelehnt war eiu gewaltiges, großes Gebetbuch, und vor demselben mit gefalteten Händen knieend, erblickte man den Eremiten selbst.

Er hatte seinen Rosenkranz zur Seite gelegt und war in die tiefste Andacht versunken. Der Mann mußte an siebenzig Jahre alt sein. Spärliches Haar zog sich um seinen kahlen Scheitel; ein mächtiger, schneeweißer, ganzer Bart bedeckte den Untertheil seines faltigen Gesichts. Der Einsiedler war barfuß und trug eine Franziskanerkutte. Er schien erst vor kurzer Zeit von seiner Wanderung nach Lebensmitteln heimgekehrt zu sein; denn an seinem Gürtel von Stricken hing noch die Milchflasche und am Stamm der Eiche war sein geflochtener Brodkorb aufgehängt.

Die Liebenden betrachteten mit tiefem, ehrerbietigen Schweigen diesen Mann, auf dessen Gesichte die Wahrheit geschrieben stand, daß ihm das Leben hart geprüft habe, daß er mehr durch innern Schmerz und Kummer, als durch die Last der Jahre gebeugt war.

Jetzt stand er auf und schlug sein Buch zu, indeß er einen melancholischen Blick auf seine Umgebung warf. Er schien einigermaßen und nicht unangenehm überrascht, als er die Reisenden am Saume des Waldes wahrnahm. Er winkte ihnen, näher zu kommen und sie gehorchten.

Der Eremit segnete beide durch das Zeichen des Kreuzes und begann dann, ohne ihre Anrede zu erwarten:

— Pater Jacobus bietet Euch Gastfreundschaft; denn er sieht, Ihr seid sammt Euren Thieren nicht im Stande, heute Abend das nächste Dorf zu erreichen, auch wenn nicht drüben über die Ebene her ein gewaltiges Unwetter heranzöge. Darum tretet schnell ein; das Rauschen in den Wipfeln der Bäume beginnt schon und wir werden daran denken müssen, unsere Thüren zu verschließen.

Ohne die Antwort abzuwarten nahm Jacobus die beiden Pferde an die Hand und brachte sie unter einen an der Seite des steinernen Gebäudes angebrachten hölzernen Schuppen, der zu diesem Zwecke eingerichtet schien. Er warf ihnen einige Arme voll Kräuter, Gras und Blumen, die er schnell in der Nähe zusammenraffte, vor und ging dann den Reisenden voran in sein gewölbtes, mit einem schmalen Fenster versehenes Zimmer.

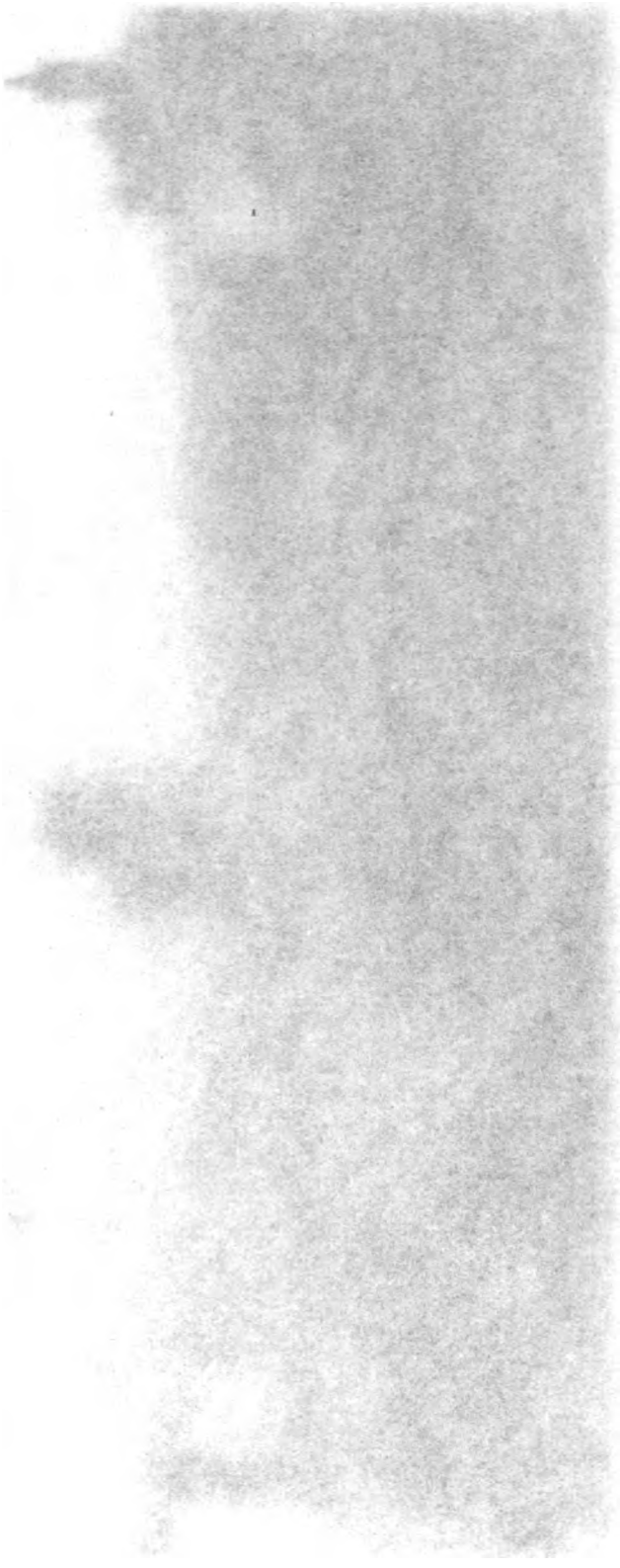
Daniel hatte dem Alten mit einiger Verwunderung zugesehen.

— Wahrlich, Ihr habt einen guten Lehrer in der Behandlung eines Rosses gehabt, mein Pater! sagte der junge Mann, als er mit Theresia und dem Eremiten an einem einfachen Tisch Platz nahm, um das Mahl des Alten zu theilen.

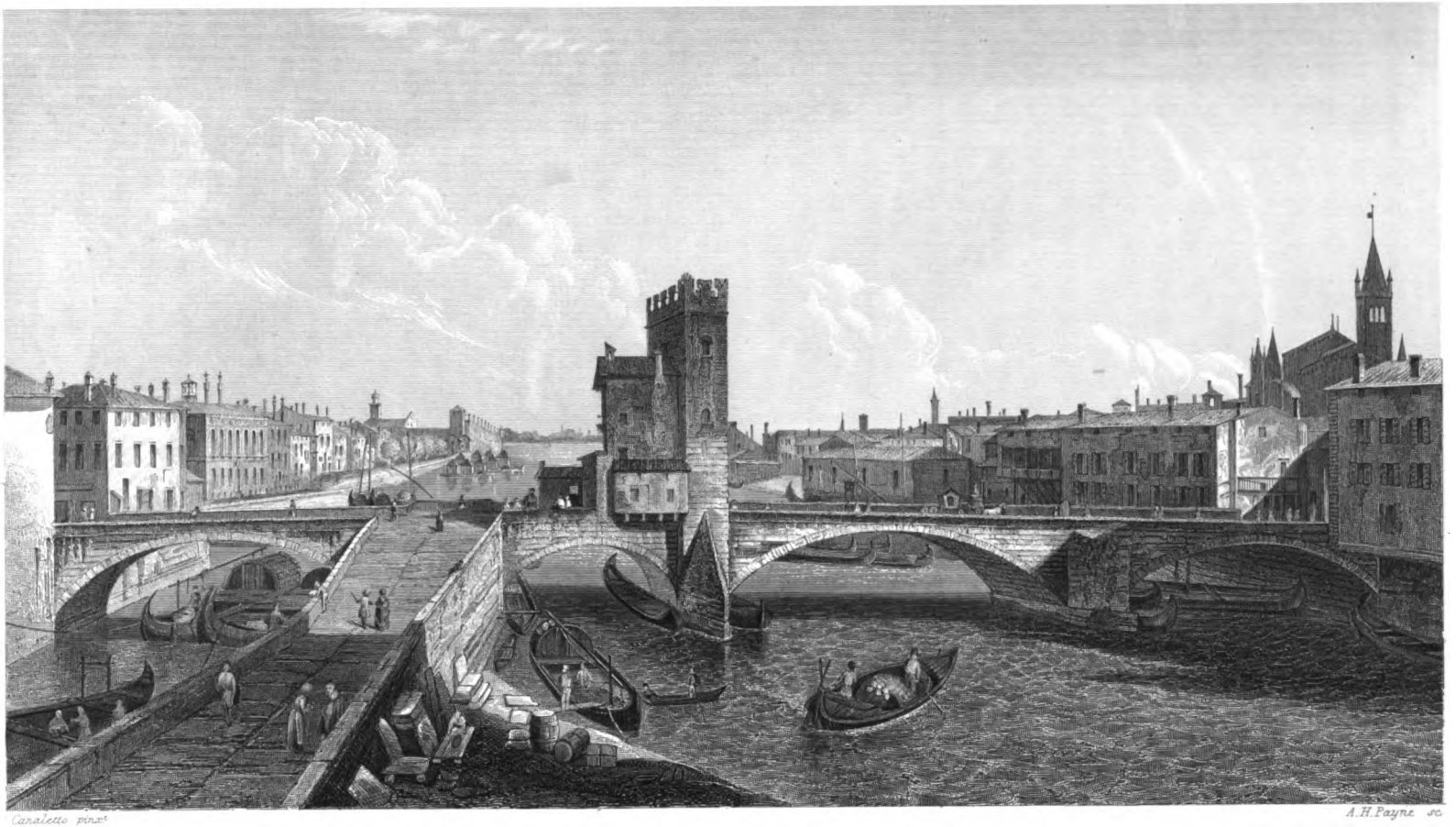
Pater Jacobus sah den Cavalier groß an, sagte aber nichts.

Allgemach kam eine Unterhaltung zu Stande. Jacobus schien, ungeachtet seiner sich immer

Digitized by Google



Digitized by Google



Verona.

Digitized by Google

Digitized by Google

gleichbleibenden Miene, nicht wenig neugierig. Die Reisenden aber waren zu bewegt und beklommen, als daß ihnen nicht eine Mittheilung über ihre Verhältnisse erwünscht gewesen wäre.

Daniel fing also an zu erzählen.

Er war der letzte Sproß eines altadeligen, flamländischen Geschlechts. Sein Vater war im spanischen Kriege gefallen, seine Mutter hatte ihn nur kurze Zeit überlebt. Daniel war von seinem Großvater, seinem einzigen nahen Verwandten erzogen und dieser Alte hatte ihm seinen Lebensweg mit eiserner Hand vorgezeichnet. Es war längst festgesetzt, daß Daniel die einzige Tochter eines Edelmannes heirathen sollte, welche im Besitz bedeutender Besitzungen, ihren Adel bis zu den alten Grafen von Brabant hinaufführen konnte. — Daniel aber verliebte sich in Theresia de Valnaer, deren Vater ein reicher Brüsseler Kaufmann war. Der alte Edelmann tobte; de Valnaer, nicht weniger stolz als dieser, drohte Theresia ins Kloster zu stecken, wenn sie ferner die geringste Verbindung mit Daniel unterhalte. — Die verzweifelnden Liebenden faßten bald einen Entschluß. Die Brüsseler Edelleute und Patrizier stellten eine glänzende Reigerjagd an, an welcher auch Theresia Theil nahm. Von der Jagd ab entführte Daniel, aller Welt zu Trotze, die Geliebte und brachte sie glücklich über Mons hinaus bis in Pater Jacobus Klausnerei.

Dieser hatte aufmerksam zugehört.

— Aber, Du sagtest mir nicht, sprach er nach langem Sinnen, wie Dein Name heißt?

— Daniel van der Palm!

Das lederfarbne Gesicht des Eremiten erbleichte. Verwirrt erhob er sich; er schien fliehen zu wollen . . . Dann aber setzte er sich, indeß er sein Haupt fast auf die Brust fallen ließ, wieder nieder.

— Van der Palm! murmelte er. Seid ruhig Kinder; vielleicht kann Euch Jacobus nützen.

Weitere Aufklärung gab er nicht. Theresia legte sich in dem kleinen Verschlage, welcher das saubere Bett des Eremiten enthielt, zur Ruhe und Daniel ging oben in die Kapelle, wo er sich vor dem kleinen Altar auf einer Decke ausstreckte. Jacobus hatte sich, des aufsteigenden Sturmes ungeachtet, nicht zur Ruhe begeben, sondern ging, im Selbstgespräch begriffen, vor der Einsiedlei auf und ab.

Daniel hatte eine Idee, als höre er durch den Schlaf das Sausen und Plätschern von einem gewaltigen Regenguße; er war zu sehr ermüdet, als daß er wach geworden wäre. Dann ward alles still. Später hörte er Pferde wiehern und stampfen und zwei Männer laut mit einander unmittelbar unter dem Kapellenfenster sprechen. Er horchte; die eine Stimme fuhr ihm durch Mark und Bein.

— Ich hab's von einem Schäfer gehört, daß sie den Weg hierher eingeschlagen haben! erscholl es. Und ich sehe, ich bin hier recht. Da sind die Pferde. Wo sind diese beiden Wahnsinnigen, diese Verbrecher? Zittere, Du schwachköpfiger Mönch, wenn Du sie mir verbirgst, oder gar — wenn Du sie schon getraut haben solltest . . .

Das war der alte van der Palm. Daniel sah zum Fenster hinab. Triefend vom Regen stand der Greis da, die Hand an's Schwert gelegt; Jacobus ihm gegenüber. Den letzteren kannte er kaum wieder. Aufrecht, kräftig stand er vor dem Edelmann. Ein eigenthümliches Paar, von dem unsichern Scheine der Laterne vor der Klause beleuchtet.

— Wirst Du reden, Pater Franziskaner? rief van der Palm, die Hand ausstreckend.

Digitized by Google

Jacobus ging in die Zelle und kam sofort zurück. Er trug ein langes, schmales Schwert in der Linken. Mit einer stolzen Bewegung faßte er den Griff desselben und zog eine wohlgepflegte, tadellos glänzende Klinge aus der Lederscheide.

— Was? schrie sein Gegner, dessen Klinge augenblicklich enblößt war. Meuchelmord? —

— Nein, ritterlicher Kampf . . .

— Mit Dir, Pfaffe, rief Palm wüthend.

— Mit mir, David! Dein Großsohn und seine Braut, Theresia de Valnaer sind unter meinem Dache. Der Weg zu ihnen geht aber nur über meine Leiche. Erfülle das Maaß Deiner Hartherzigkeit. Pieter van Mool, der seit vierzig Jahren Verschollene steht vor Dir . . .

Palm that einen Ausruf und prallte einige Schritte zurück.

— Du konntest einst Deinem Busenfreunde, als er, der Unbegüterte, die Liebe Deiner einzigen Schwester errungen hatte, den Tod des Herzens geben, dadurch, daß Du meine Elizabeth in ein Kloster sperrtest, wo sie, von mir getrennt, sich zu Tode grämte! sagte Jacobus mit fester Stimme. Heute, wo Du dem Grabe ebenso nahe stehst als ich, bist Du entschlossen, dieselbe Unmenschlichkeit an Deinem einzigen Enkel zu verüben. Ein solcher Tieger verdient nicht zu leben! Leg' Dich aus, Palm, oder bei Gottes Blut, wenn Du ebenso feige als grausam bist, so stoße ich Dich nieder, ohne meine Klinge mit der Deinigen zu kreuzen . . .

Palm erhob sein Schwert und trat in Fechterstellung vorwärts. Dann aber sank sein Arm; er wandte sich zur Seite und steckte mit einem hallenden Stoße seinen Degen wieder ein. Hierauf kreuzte er die Arme und blickte seinen mönchischen Gegner lange schweigend an.

— Nein! sagte Palm, indeß er seinen großen Hut mit dem schlaff herabhängenden, naffen Federbusche abnahm. Nein! so weit sind wir denn doch noch nicht gekommen. Bist Du wirklich Mool, Pieter Mool? Aber ja; ich kenne Dich an den Blicken Deiner Augen! Die Todten stehen wieder auf . . . Wäre ich doch nie, nie diesen Weg gekommen . . .

— Danke dem Winke des Himmels, der Dich vor einem neuen Unrecht bewahrte! murmelte der Eremit.

— Thu' mir die Gefälligkeit und verlaß mich! sagte Palm, die Hand auf die Augen legend. Deine Nähe weht mich an, wie Gespensterluft! Wo ist mein Daniel, wo ist Theresia! Daniel! Komm zu Deinem alten Großvater, damit er sich wieder faßt, damit seine Besinnung wiederkehrt! Komm — meinetwegen mit Deiner Braut — aber laß uns so schnell als möglich diese Teufelsklause verlassen!

Durch dieses Wort des alten van der Palm ward die Erstarrung, womit Daniel der vorigen unheimlichen Scene zugeschaut, gelöst. Er stürzte die steinerne Treppe hinab und wollte sich vor dem Großvater niederwerfen. Palm hielt ihn davon ab. Theresia erschien ebenfalls. Palm reichte ihr die Hand. Die Liebenden wollten ihre Bitte um Vergebung stammeln.

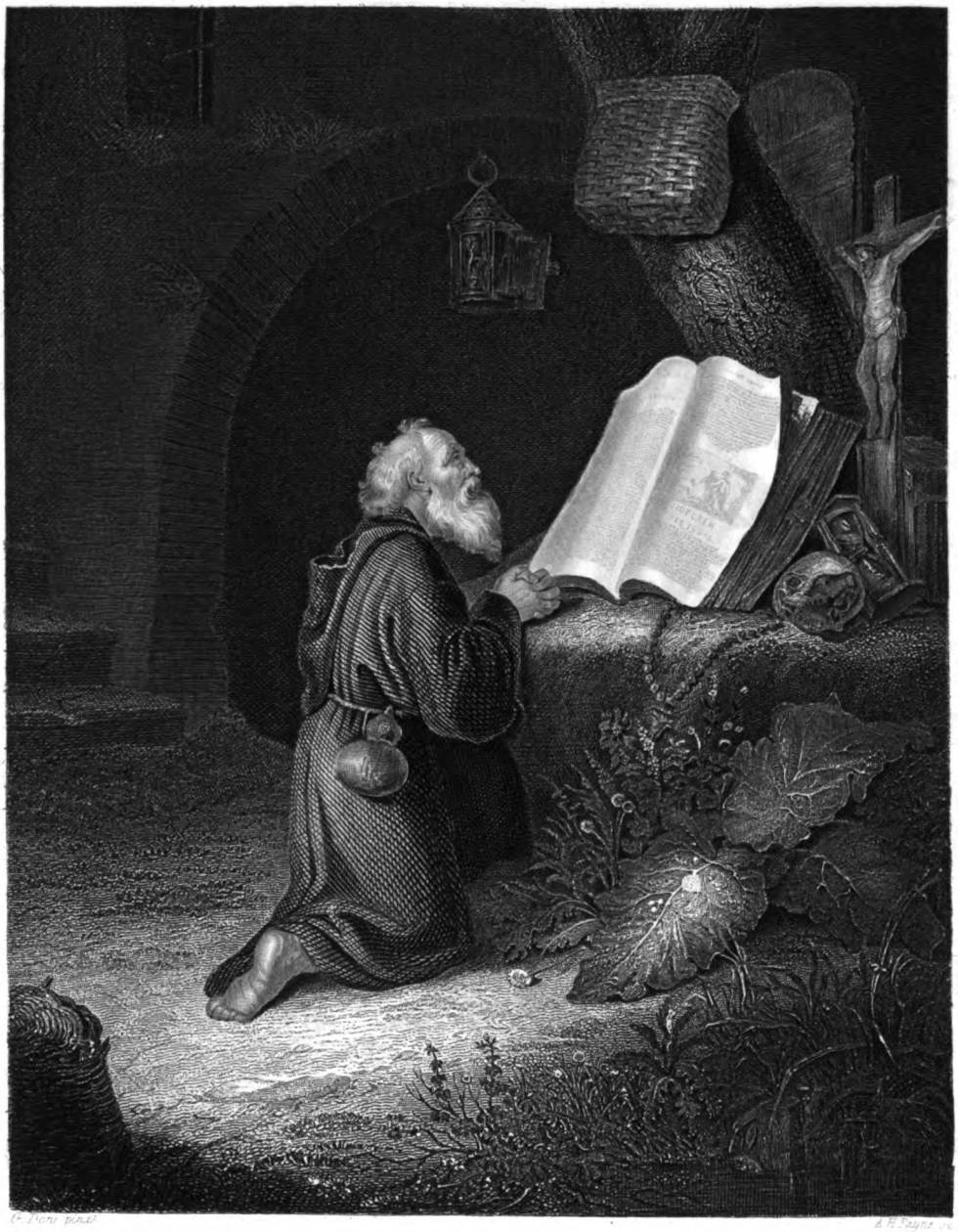
— Ja, ja! Gut! Abgemacht! unterbrach sie Palm. Thut was Ihr wollt. Aber Ihr hättet mich fragen können, bevor Ihr auf diese Weise zu Werke ginget . . . Sattele die Pferde, Daniel, wir werden noch wohl bis zur nächsten Herberge gelangen.

Der Eremit hatte sich seitwärts an die Eiche gelehnt und schwieg. Zuweilan aber glänzte es auf seinen Wangen im Wiederschein des Laternenlichtes; Thränen stahlen sich hinab in seinen langen Schnurrbart.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



The Hermit. Der Einsiedler

Painted

Digitized by Google

Digitized by Google

Palm war nicht zu bewegen, hier zu übernachten. Er näherte sich dem Pater Jacobus, ergriff seine Hand und sagte:

— Pieter! Dir kann ich nichts vergüten; die vergangenen Zeiten sind unwiederbringlich vergangen. Wir würden nach einem so verschiedenen Leben nicht zu einander taugen; sonst sollte Dir ein Platz auf meinen Gütern nicht fehlen . . .

— Ich danke; hier wird meine Grabstätte sein! sagte Jacobus mit Mühe.

— Damit Du aber siehst, daß Dein Wort noch ein Echo in meiner Brust findet, so — mach' Dich bereit, um in Deiner priesterlichen Eigenschaft sofort diese beiden Bösewichter zu verheirathen und einzusegnen. Ich nehme es auf mich, bei Theresiens Vater dies zu vertreten.

Ein sichtliches Entzücken flog über die des Lächelns ungewohnten Züge des Waldbruders. Er nahm seine Laterne und führte die drei Menschen in seine Kapelle, steckte seine großen Kerzen an und die feierliche Handlung — sicher in so eigenthümlicher Weise als möglich, begann. Als der Segen gesprochen war, umarmten alle den Eremiten und setzten sich dann zu Pferde.

— Wir sehen uns bald wieder! rief der alte Palm zum Abschiede, indeß seine Kinder Anstrengungen und Ermüdung vor ihrem Glück vergaßen.

— Droben! murmelte Jacobus.

Er hatte Recht, denn bald war der Eremit gestorben.

Heute Nacht aber ging er mit den Worten auf seinem Lager zur Ruhe . . .

— Herr, nun lässest Du Deinen Knecht glücklich scheiden, denn er hat endlich seinem Feind verzeihen können und hat eines der Werke gethan, die Dir wohlgefallen.

Verona.

Von Canaletto.

Obgleich Canaletto hier einen heitern Frühlingstag mit klarem Himmel, grünenden Bäumen und durchsichtig blinkenden Gewässern dargestellt hat, so wird es doch wenige Beschauer dieses vortrefflichen Stückes geben, denen nicht sofort Bürgers herrliches Lied vom bravem Manne einfiele. Von den damals schon vorhandenen vier steinernen Brücken, welche die Insel San Thomas in der Etsch mit der Stadt verbanden, ist es zwar eine andere, als die hier dargestellte gewesen, wo der hochherzige Unbekannte seine unsterbliche That ausführte; man träumt dennoch, daß das malerische Gebäude auf der Mitte der Brücke das vom Sturm und Wogendrang umdonnerte Zöllnerhäuschen sei.

Ungeachtet der meist alterthümlich erscheinenden Bauart der Brücke und der Häuser tritt uns hier Verona mit denselben Reizen geschmückt entgegen, die wir heute noch an dieser Stadt bewundern. Nichts kann die Heiterkeit des Himmels von Verona übertreffen, oder die elastische Weichheit der Atmosphäre, die dennoch durch ihre Frische an die Nähe der Alpen mahnt. Die Etsch, welche, wenn der Schnee schmilzt mit fürchterlicher Gewalt und im pfeilschnellen Laufe sich aus dem Hoch-

Digitized by Google

gebirge und aus der furchtbar prächtigen Etschpforte ins Tiefland stürzt, zeigt zwar noch im Sommer ihre leidenschaftliche Natur in dem raschen Treiben der Gewässer. Aber was ist der Tiber mit seinen meist trüben, schleichenden Wellen gegen die Kräftigkeit der silberhellen Adige, welche blitzt gleich den schneebedeckten Firnen, aus deren Busen sie quillt. Das Wasser der Etsch verliert selbst im Sommer seine auffallend niedrige Temperatur nicht. Die Kähne und Gondeln mit Schnäbeln, weniger hoch als die in der bella Venezia, aber vielleicht anmuthiger als die Gondeln der Lagunenstadt geformt, beleben noch heute, um nichts verändert, wie auf Canaletto's Gemälde die Adige. Nur sind gegenwärtig viele in London oder Portsmouth mit raffinirter Kunst erbaute Yollen zu dieser Staffage hinzugekommen, welche auf malerische Weise, Segel gleich den Flügeln eines Fregattvogels tragend, die Fluthen der Etsch pfeilgeschwind durchschneiden, während einer der blonden Insulaner mit einer solchen Würde steuert, als führe er ein englisches Kriegsschiff vom ersten Rang.

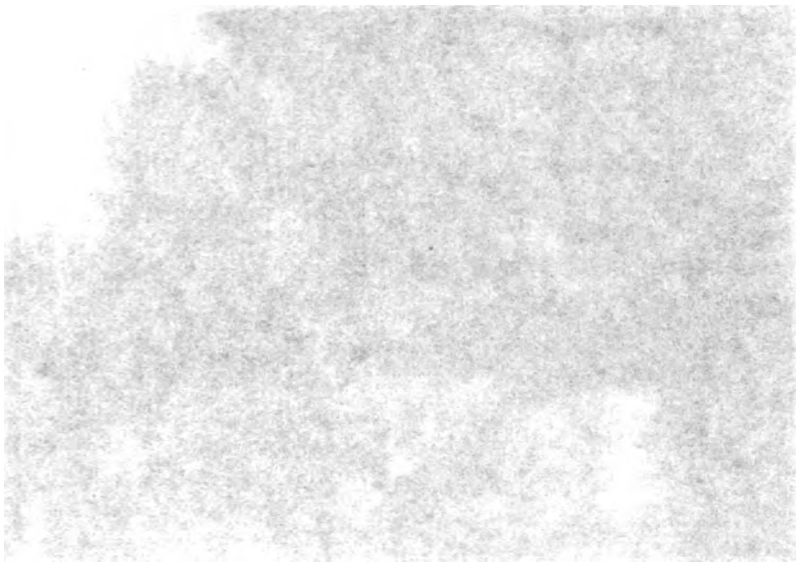
Zu Canaletto's Zeit hatte Verona gegen acht italienische Meilen im Umkreise, war aber verhältnißmäßig sehr schwach bevölkert. Sie war mit gewaltig starken Mauern versehen und ihre wasserreichen Gräben und trotzenden Wälle, die Citadelle di San Felicio, Castell San Pietro und Castell Vecchio machten sie zu einer der festesten Städte Oberitaliens. Sie gehörte der stolzen Republik und ihr oberer Seelenhirt war der Patriarch von Aquileja. Das weltberühmte Amphitheater befand sich so ziemlich in demselben Zustande wie noch jetzt — hier scheint der zernagende Zahn der Zeit spurlos vorüberzugehen. Dies Bild Canaletto's welches aus seiner spätern Zeit stammt, besitzt alle die eigenthümlichen Vorzüge, welche den Werken des Malers Unsterblichkeit sichern, eine unübertreffliche Richtigkeit der Zeichnung und der Perspective, welche durch meisterhafte Abdämpfung der Tinten noch wirksamer gemacht wird; einen harmonischen Farbenton von paradiesischer Klarheit und bei aller Sorgfalt in Ausführung der Einzelnheiten doch eine auf den Totaleindruck berechnete große Behandlung des Ganzen, deren Geheimniß darin liegt, das minder Wesentliche den Hauptsachen geschickt unterzuordnen, so daß man ein solches Bild als von selbst entstanden bezeichnen könnte... ein Ruhm, dem nichts weiter hinzugefügt werden kann.

Das Kloster.

Von Philipp Wouvermann.

In Brabant, im Hennegau und an den französischen Ostgrenzen herrschte eine pestartige Seuche, welche dem Tode eine reiche Ernte zuführte. Diese war im höchsten Grade ansteckend und die Furcht vor der Ansteckung machte die Menschen unbarmherzig; sie schlossen und sperrten sich ab; flohen von ihren nächsten Verwandten, sobald diese von der Krankheit ergriffen wurden und nur die Zellenbrüder, von der Regel des heiligen Franziscus von Assisi, wagten es, die Todten aus den Häusern zu holen, und sie still ohne Sang und Klang zu begraben. Zur Kirche

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

J. Ruisdael pinxt. T. Heinwood sc.

The Chase. Die Jagd.

Digitized by Google

Digitized by Google

ging längst Niemand mehr, denn man hatte sich vollständig davon überzeugt, daß der heilige Rochus nicht zu bewegen war, der Pest Einhalt zu thun.

Die Mönche beteten wohl wie ihre Vorschrift ist, in ihren Kirchen und Kapellen, aber es half auch nicht viel, denn die armen Klostergeistlichen starben unaufhaltsam hin, so daß manches Monasterium nicht so viel Hände mehr hergeben konnte, um den Todten die letzte Liebe zu erweisen. Die frommen Väter schrieben nach Lothringen und nach Frankreich, um sich neue Brüder zu erbitten; aber diese blieben aus, obgleich viele Segenswünsche ankamen.

Damals lag dicht an der Straße, unweit eines Städtchens zwischen Lüttich, Namur und Huy ein uraltes Kloster, das nach einander das Besitzthum verschiedener Orden gewesen war. Die Mönche hatten sich hier aber nie sehr gefallen, denn zuerst hatten sie keine Einkünfte, sondern mußten arbeiten, pflügen und graben und auf die Früchte ihres Gartens Acht haben, wenn sie leben wollten, weil sie von den, durch den beständigen Krieg ganz verarmten Bewohnern der Gegend sehr wenig Unterstützung erbitten konnten und dann war das Klostergebäude selbst in sehr erbärmlichem Zustande, verfallen vor Alter und dazu von Kanonenkugeln allenthalben sehr übel zugerichtet.

Endlich kamen Capuziner zu vier oder fünf und hatten sich's im Kloster bequem gemacht, wobei ihnen die Bauern getreulich Beistand geleistet. Sie hatten ihre Brüder in Frankreich nach ihrem Kloster eingeladen und es kamen noch mehre Väter des Ordens, die sich ziemlich wohl befanden, denn sie arbeiteten fleißig und der Prior, welcher sonst ein sehr finsterer und strenger Oberherr für die Mönche war, verstand die Kunst, die Leute aus weit entfernten, gesegneten Gegenden zu bewegen, daß sie dem armen Kloster Geld schickten, wofür die zerschossene kleine Kirche wieder aufgebaut werden sollte. Die Kirche ist zwar nie wieder erbaut, der Bau selbst nicht einmal begonnen. Das schadete indeß nichts, die Mönche konnten ganz gut in ihren Zellen und auf dem weiten Flur mit den großen Kreuzgewölben beten, obgleich sie an letzterem Platze nicht vor Regen sicher waren — und das thaten sie auch und dankten Gott besonders dafür, daß er ihnen die Mittel bescheerte, in dem guten Refectoriums-Saal vorzüglich zu speisen, anstatt verurtheilt zu sein, nach langem Fasten sich ein anderes Asyl zu suchen.

Diese Mönche hatten den Pestkranken des Städtchens und der Umgegend nach allen Kräften beigestanden, bis zuletzt auch sie bis auf drei herabgeschmolzen waren. Diese drei Patres-Capuziner waren schon ziemlich alt; der jüngste war der Prior des Klosters selbst, welcher sechzig Jahr zählte. Sie hatten einmüthig beschlossen, sich weiter um keinen Menschen zu bekümmern, sondern im Kloster zu bleiben bis die Pest vorbei sein würde und das war auch gut möglich, denn die drei Menschen hatten auf lange Zeit Mundvorrath in ihren Kellern. Sie schlossen also das Kloster zu und ergaben sich stillen Betrachtungen; öffneten auch die Thüren nicht, die Leute mochten läuten oder pochen, wie sie wollten.

In dieser Zeit war's, daß eines Abends — es war im Frühlinge — inmitten des strömenden Regens ein Capuziner durch die leeren Straßen des Städtchens schlich, neben welchem das alte Kloster lag. Er klopfte an mehre Thüren und fand endlich Einlaß. Die arme Frau, welche ihm öffnete, hatte augenscheinlich nicht viel im Fall ihres Todes auf der Welt zu verlieren, darum freute sie sich über den geistlichen Besuch und beichtete mit wahrer Herzensandacht, während der Capuziner ihr gegenüber am Tische sich setzte, seinen Schnappsack öffnete und nicht im

Digitized by Google

geringsten sich um das Sündenbekenntniß bekümmernd, Brod und Käse und Zwiebeln aß und dann eine Flasche mit Wein hervorzog, der er mit der Miene eines zum Tode Erschöpften zusprach.

— Ehrwürdiger Pater, aber Ihr hört ja gar nicht! sagte die Frau, ihre drei Kinder zur Ruhe verweisend und verwundert aus ihrer demüthigen Stellung aufblickend.

— Das ist auch gar nicht nöthig, liebe Frau. Der heilige Vater in Rom hat hier der ganzen Gegend, so lange die Pest währt, vollen Ablaß ertheilt... Warum soll ich Euch noch erst abhören und absolviren?

— Ach ja, da habt Ihr Recht!

— Ueberdem bin ich so sehr ermüdet, daß ich kaum reden kann.

— Großer Gott, Ihr spürt doch nicht etwa, als ob Ihr die Krankheit bekämet? Ihr seid ja blaß wie der Tod!

In der That war der Mönch auffallend blaß und sein schwarzer Bart und seine dunklen Augen ließen diese Bläße fast erschreckend erscheinen.

— Ja ich bin blaß, sagte der Capuziner, die Pest ist zwar hinter mir — er lächelte bitter — aber über mich hat sie keine Gewalt. Von welcher Regel sind die Mönche in dem Kloster drüben am Felde?

— Es sind heilige Väter Capuziner wie Ihr! sagte die Frau.

Der Mönch machte ein finsteres Gesicht.

— Sind viele Mönche oben?

— Drei; aber sie lassen Niemand in's Kloster; sie fürchten sich vor der Krankheit.

— Es ist nicht anders möglich; vorsprechen muß ich... murmelte der Pater... Gott segne Dich! Hier hast Du eine Belohnung für deine Gastfreundschaft.

Er reichte ihr ein kleines Papierpäckchen.

— Jesus! Ihr tragt Geld bei Euch? rief die Frau, die Hände zusammenschlagend.

— Nein! Dies ist ein Pulver. Werdet Ihr oder eines der Kinder von der Pest ergriffen, so genießt hiervon und Ihr werdet nicht sterben.

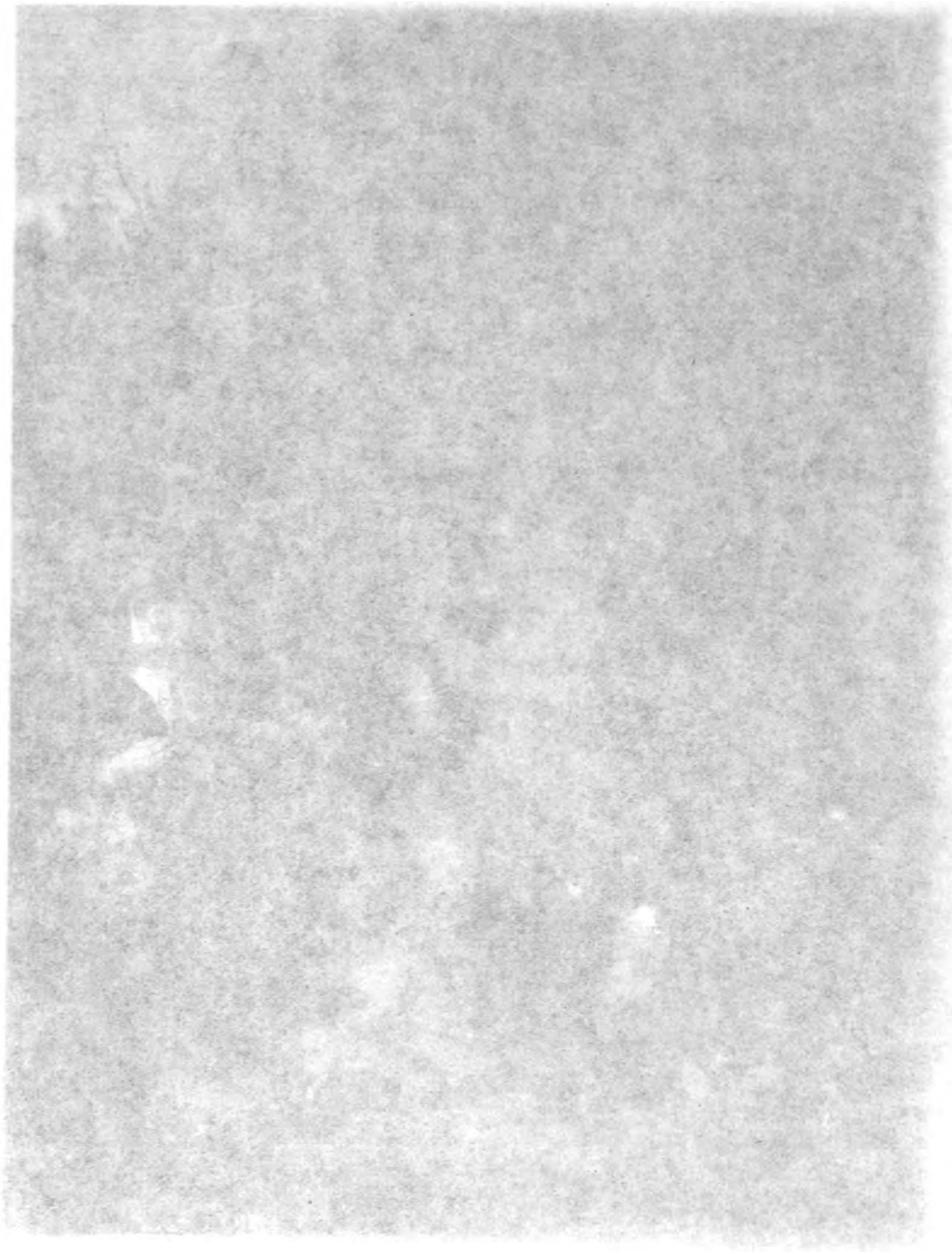
Die Frau küßte das triefende Ordenskleid des Paters und dieser ging, da der Regen vorüber war, nach dem Kloster zu.

Eine zerfallene Mauer zog sich um den weiten Klosterhof. Man konnte ungehindert hineinsehen und gehen, denn die Thür fehlte. Gleich neben dem Eingange war die von Quadersteinen gebaute Treppe angebracht, welche in's Innere des Gebäudes führte. Hier sah man noch Spuren von Kanonenkugeln. Lange Grasbüschel drängten sich zwischen den verschobenen Steinen hervor und melancholisch hingen Moose und Schlingpflanzen, von dichtem Epheu durchwebt um die Haupteingangsthür. Oben über dem Gesims stand wie zum Spott: Domine, non recuso laborem! Weiter hinten auf dem Klosterhof stand die zerstörte Kapelle, die Geldquelle der Väter und ein paar alte Wirthschaftsgebäude. Uebrigens war, wenn man einen halbverhungerten Hund ausnimmt, welcher vor Freuden heulend den Pater begrüßte, Alles öde und leer. Seltsamerweise schien dieser Anblick dem Pater sehr wohl zu thun, denn sein Gesicht erheiterte sich auffallend.

— Hier ist vielleicht das Ende meiner Pilgerschaft mir beschieden! sagte er für sich.

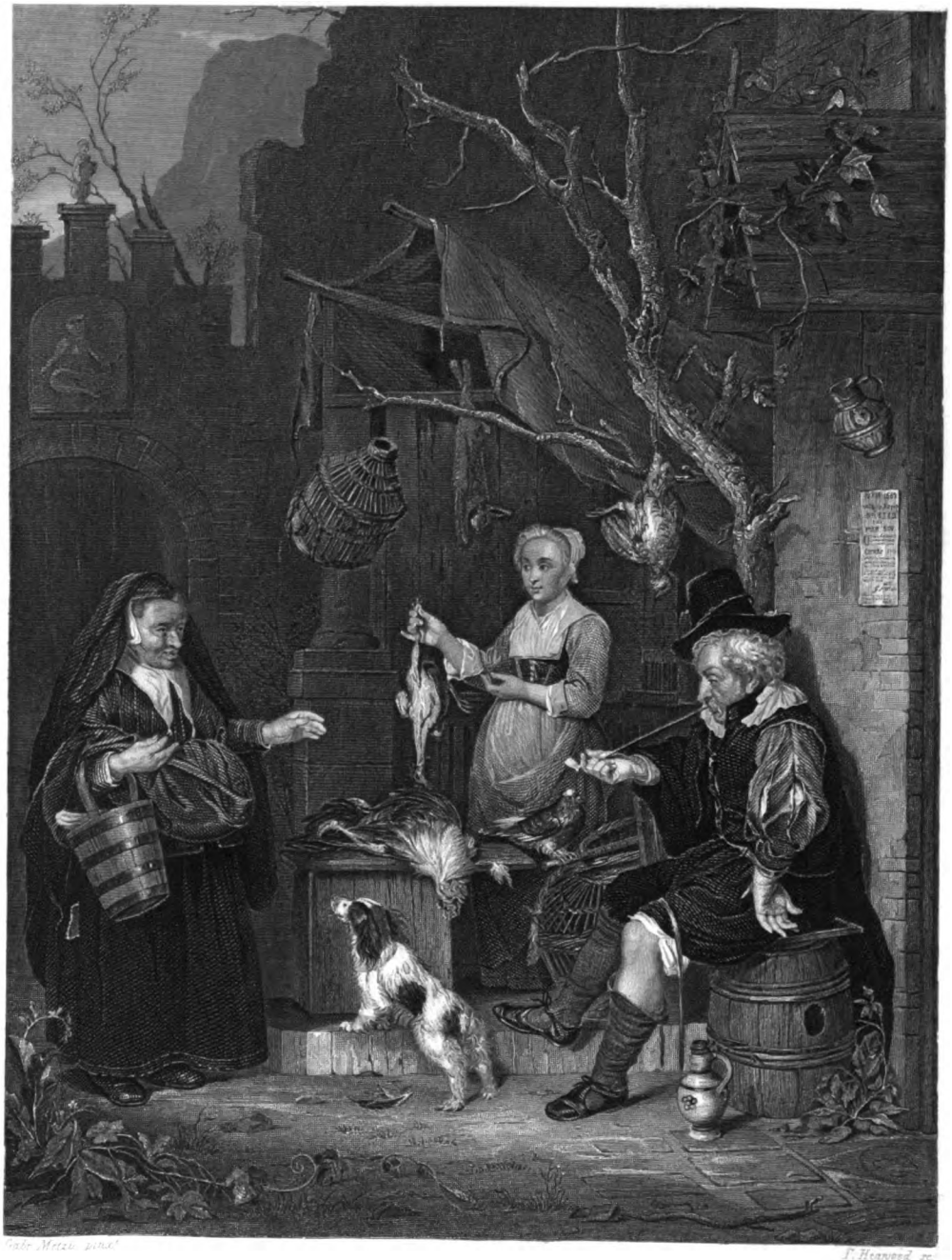
Er zog die Klingel an der Thür. Die Glocke über der Thür läutete hell und durchdringend... Es erschien Niemand. Der Capuziner läutete mit großer Beharrlichkeit immer-

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google



Gabr. Metzu pinx.t F. Heawood sc.

Digitized by Google

Digitized by Google

fort, hielt einen Augenblick inne, rief aus allen Kräften; dann läutete er wieder und der Hund begleitete mit Heulen den ungewohnten Ton.

Der Capuziner nahm seinen Schnappsack von der Schulter, horchte blitzenden Auges nochmals und nahm mehre eiserne Instrumente heraus. Er drehte das Thürschloß auf ... Der Riegel aber hielt noch; einen Augenblick und der Pater hatte einen starken Stab gefunden an welchem er eine Art von Brecheisen befestigte, womit er rasch das Schloß sprengte. Nachdem er seine Instrumente wieder vorsichtig beigesteckt hatte, ging er auf den Flur des Klosters. Er durchwanderte die Gänge ... eine sonderbar widerwärtige Atmosphäre umgab ihn ... Als er eine der Zellen öffnete, lag ein todter Pater drin. Im Refectorio, wo der Tisch gedeckt und jetzt verschimmelte Speisen aufgesetzt waren, lag ein anderer Mönch mit dem Gesicht auf dem Tische — todt.

— Es waren drei Patres im Kloster, sagte die arme Frau. Der Capuziner flüsterte: Hoffentlich wird der letzte auch todt sein.

Er fing an, die sämmtlichen Zimmer zu durchsuchen. Aber er war nicht weit gegangen, da hörte er Aechzen und halberstickte Klagen. Als er das Zimmer öffnete, lag der Prior Deodatus, wie zum Hochamt angekleidet, auf seinem Ruhebett, das heilige Oel neben sich um das letzte Sacrament sich selbst zu geben. Sein Auge leuchtete noch einmal auf, als er den Ordensbruder erblickte.

— Gott zum Gruß und Jesum zum Trost, flüsterte der Prior. Ich werde nicht ohne Beichte und Absolution sterben.

— Ihr habt die Pest! sagte der Fremde, ihm fest in's Gesicht blickend. Ich will es wenigstens versuchen, ob es noch hilft ...

— O, ich sterbe leichter!

— Nein, Ihr sollt womöglich das Mal gar nicht sterben.

Und der fremde Pater schüttete dem vergebens Widerstrebenden eine große Dosis von dunklem Pulver ein.

— Du vergiftest mich! stöhnte der Prior, fast erstickend.

— Das würde nichts ausmachen, wenn der Vergiftete ohnehin nur noch ein paar Minuten zu leben hätte.

Der Prior fiel bald in tiefen Schlaf, aber in drei Tagen war er vollkommen genesen. Der Fremde — er hieß Rochus — war dagegen so schwach geworden, daß er sich in seine Zelle zurück zog und selbst nicht an dem Gebete und Gesange Theil nehmen konnte, sondern nur zuhörte was der Prior sagte. Rochus war ein Laienbruder aus Frankreich; aber der Erzbischof von Cambray schickte ihm die Decretalien als Ordensgeistlicher und versprach, ihn sofort zu weihen, wenn die Zeit der leiblichen Trübsal vorüber gegangen sein werde. Rochus blieb in dem alten Kloster und fing an, für die Pestkranken Medizin zu machen und in der That heilte er Alle, die sein Mittel gebrauchten.

Der Prior Deodatus schrieb diese Erfolge, die weit und breit bekannt worden waren, einem alten hölzernen Marienbilde zu, das seit langer Zeit neben alten halb vermoderten Altardecken und abgenutzten Kirchengeräthen in einer dunklen Kammer gelegen hatte. Er forderte zu Wallfahrten nach diesem Bilde auf und bat um reiche Almosen, denn wie bemerkt, er liebte

Digitized by Google

sehr das Gold und war unermüdlich, immer mehr zusammenzutreiben. Die Wallfahrer kamen und die Almosen blieben auch nicht aus, so daß der Schatz des Klosters sich mit erstaunlicher Geschwindigkeit vermehrte. Doch weigerte sich seltsamerweise der Prior, noch Brüder außer dem Pater Rochus anzunehmen, indeß er vorschützte, daß endlich erst gründlich das Kloster in den Stand gesetzt werden müsse, um eine mäßige Zahl von Ordensleuten nicht allein aufzunehmen sondern auch auf die Dauer zu erhalten, damit nicht das alte Elend wiederkehre und das Kloster am Ende gänzlich aufgegeben werden müsse. Der Bischof und der Erzbischof wollten mit Gewalt dem Prior Klosterleute aufzwingen; aber Deodatus schrieb an den päpstlichen Nuntius am kaiserlich-östreichischen Hofe, da der Nuntius bei der Krone Frankreich des Erzbischofs Bruder war. Er schrieb aber: daß das der Maria geopferte Geld und die sonstigen Kostbarkeiten ihr Eigenthum sein und bleiben und nicht zum Unterhalte von Odensleuten gebraucht werden sollten. Dem Papst selbst stände der Schatz zu Gebote, aber keinem Menschen weiter in der Welt und Kraft seines Juraments bezeuge er, daß er — der Prior — und Pater Rochus von ihrer eignen Hände Arbeit lebten und selbst entbehren müßten. Der Prior behielt das Geld, welches sich täglich vermehrte und blieb mit Rochus allein, ohne jedoch aber zu entbehren.

Dazu hatte er noch einen besondern Grund, welcher sich wiederum auf Deodatus' Habsucht stützte.

Pater Rochus hatte nämlich nicht allein unter den erfinnlichsten Vorwänden immer noch seine Ordination hinauszuschieben gewußt, sondern nie noch geistliche Uebungen mit seinem Vorgesetzten abgehalten. Er schützte ein Gelübde vor, sich dieser Uebungen so lange enthalten zu wollen, bis er wahrhaft ihrer würdig sei. Deodatus hatte nicht mehr aus ihm herauszubringen vermocht, und, fanatisch und streng, wie der Prior war, würde es dem blassen Besieger der Pest bei der gedrohten Anzeige seiner schändlichen Weigerung gar schlecht ergangen sein, wenn Rochus nicht ein unfehlbares Mittel angewandt hätte, um den Prior zum Schweigen zu bringen.

Rochus begann damit, eine Beichte, und zwar die erste seit er im Kloster war, abzulegen. Er gestand dem Prior, daß er erst dann seinem Profeß nachzukommen geschworen habe und nicht mehr im Stillen seine Andacht und seine Gebete verrichten werde, wenn Gott ihm das Zeichen dazu gebe.

— Und welches soll dies eigenthümliche Zeichen sein? fragte der Prior.

— Wenn ich Edelsteine machen kann, die ächt sind, wie die aus der Erde gegrabenen — dann, dann ist mein Ziel ereicht und das Zeichen gegeben. Gold kann ich bereits machen!

In der That konnte Pater Rochus als ihn der Prior zum Beweis seiner Behauptung drängte aus Quecksilber, Schwefel und Kupfer eine Composition herstellen, die vom ächten Golde nur durch die genauesten Untersuchungen eines Kenners zu unterscheiden war. Seit dieser Zeit brauchte Pater Rochus gar nicht mehr zuzuhören, wie der Prior betete, denn dieser arbeitete mit ihm unermüdet im Laboratorio und machte Gold. Hieraus ließ der Prior in Lüttich Monstranzen arbeiten „zum wunderthätigen Marienbilde," die vom Erzbischofe geweiht, als von persischem Golde gemacht, sehr theuer verkauft wurden. Nie aber noch hatte der Prior das eigentliche Geheimniß der Kunst des Pater Rochus diesem abzulocken vermocht. Das Gold, welches der Prior allein machte, hatte noch nie Probe gehalten.

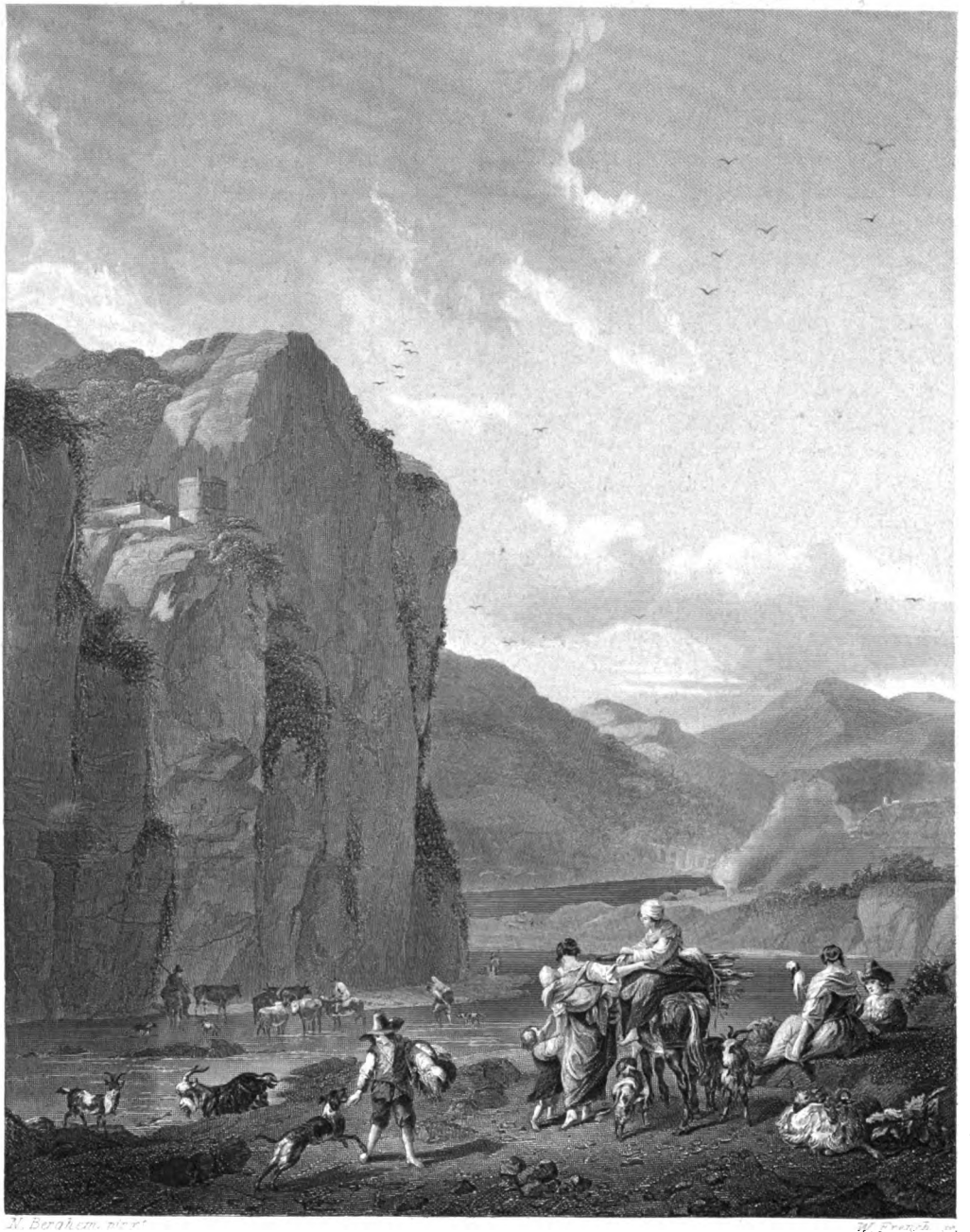
Digitized by Google

A. Landscape. Eine Landschaft

Kaiserin

Digitized by Google

Digitized by Google



N. Berghem. pinx.t W. French sc.

A. Landscape. Eine Landschaft.

Krapp.

Digitized by Google

Digitized by Google

— Ich sage es nicht! hatte der Pater Rochus auf alle Fragen und Bitten geantwortet, worüber der Prior ganz tiefsinnig wurde, obgleich sein Reichthum sich reißend schnell vermehrte.

Der Erzbischof von Cambray überraschte die beiden laborirenden Capuziner eines Tages fast bei der Arbeit. Er und sein Gefolge besahen sich das Marienbild und dann kündigte der Würdenträger dem Bruder Rochus an, daß er für seine bei der Pest erworbenen Verdienste am andern Tage im Dome zu Huy als Priester geweiht werden solle. Vergebens betheuerte Rochus, daß das Marienbild die Heilungen bewirkt habe; der Erzbischof drehte verachtend dem Bilde, das ihm vielen Aerger verursacht hatte, den Rücken und befahl, sich bereit zu halten.

An demselben Abende heulte und schrie Prior Deodatus durch die zerfallenen Mauern seines Klosters. Pater Rochus war fort, sein Schnappsack, seine Instrumente und — sein Geheimniß mit ihm. Der Prior ließ die Bauern aufbieten und diese brachten am andern Morgen den flüchtigen Capuziner richtig wieder in's Kloster. Rochus mußte neben dem Prior mit einer Procession nach Huy gehen, und sich zum Priester weihen lassen. Seit dieser Zeit sagte er kein Wort mehr, arbeitete auch nicht mehr. Der Prior verzweifelte.

— Du sollst nichts mehr thun, rief er, ich will's allein machen . . . Sag mir aber die Kunst, sag sie . . .

Rochus schwieg wie ein Trappist. Er mochte etwa fünfzehn Monate im Kloster gewesen sein, als der Prior eine Gelegenheit fand, seinen widerspenstigen Untergebenen in die Gewalt zu bekommen. Es war eines Abends im Herbst die Klosterglocke geläutet. Der Prior sah aus dem Fenster: eine Gesellschaft von armen Reisenden befand sich vor der Thür und bat um Almosen. Ein alter, bärtiger Jude mit einem Zinngießer-Korbe auf dem Rücken stand neben seinem zerlumpten Weibe, die ein etwa zweijähriges Kind auf dem Arm trug und mit gellender Stimme ihren schwarzköpfigen sechsjährigen Jungen rief, welcher noch immer an der Thürglocke zog. Baarhäuptig, mit ungeschornem Kinn stand beschämt ein kaum dreißigjähriger Mann hinter ihnen — er trug die Kleidung eines Festungssclaven mit der odiösen Nummer auf Brust und Rücken. Augenscheinlich hatte er seine Strafzeit überstanden und kehrte in die Heimath zurück — ein saubrer Weg. Dicht am Eingange der offnen Pforte saß ein jugendliches Weib, eine Jüdin, mit festgebundenem Kopftuch. Sie war besser, als die Andern gekleidet und blickte starr und trübe zur Erde, während sie ihr kleines Kind tränkte. Deodatus sah gleichgültig über diese Gruppen hinweg, als Pater Rochus mit dem großen Küchenlöffel erschien, welcher mit kalter Haferſuppe gefüllt war. Der Alte zog eine Schale hervor und Judoh, der Junge empfing triumphirend seine Portion. Dem Sträfling brachte Rochus als er zum zweiten Mal erschien, selbst eine alte Schale. Kaum aber hatte er den alten Mann befriedigt, so ließ der Capuziner seinen Löffel fallen und erhob beide Arme zum Himmel. Die an der Pforte sitzende Frau hatte ihm das Gesicht zugewandt.

— Mirjam! rief der Pater und im nächsten Augenblicke hatte er das Weib und ihr Kind umschlungen.

— Ben Salomon! Mein Herr und mein Gatte! kreischte die Frau. Ich sehe Dich wieder . . . Aber, o Adonai, wie sehe ich Dich wieder . . . Du bist ein Christ und ein Priester, gleich unsern Verfolgern geworden . . .

Ben Salomon besann sich.

Digitized by Google

— Schweig, schweig! Geh auf der Straße nach Lüttich fort. Heute Nacht bin ich bei Dir! sagte er in Ebräisch.

— Du gehst nicht! rief der Prior.

Ein kleiner Krüppel dem ein Schlitten statt der Beine diente, brachte aber sammt dem Sträflinge die Nachricht in's Städtchen, daß Pater Rochus ein Jude sei. Und während dieser sich damit in ängstlicher Hast beschäftigte, dem Prior seine Geheimnisse zu offenbaren und zu erklären, um fliehen zu dürfen, kam ein Schlag andrer Art für den falschen Capuziner. Stadtknechte erschienen und verlangten den Juden Ben Salomon zu sehen, den sie augenblicklich banden und nach dem Gefängnisse brachten. Er, der Chemiker, der blasse Adept war derjenige, welcher in Valenciennes dadurch die Pest gemacht hatte, daß er die Brunnen vergiftete. Man hatte sein Vermögen längst eingezogen und seine Frau zum Thore hinausgejagt. Jetzt hatte sich der Jude sogar als Klostergeistlicher weihen lassen ... Der Prior seufzte; Salomon war unrettbar dem Tode verfallen und das Urtheil, er solle in Cambray aus Gnade mit einem Pulversack unter dem Halse verbrannt werden, ließ vom geistlichen und weltlichen Gerichte bestätigt, nicht lange auf sich warten. Während Mirjam in Namur im Gefängniß als seine vermuthliche Mitschuldige schmachtete, mußte Ben Salomon den Holzstoß in Gegenwart einer unübersehbaren Menschenmenge besteigen. Die hohen Gerichtspersonen, der ganze Klerus war gegenwärtig ... Der Henker hielt bereits die brennende Fackel in der Hand um dem armen Sünder sein Phönixfeuer anzuzünden.

Da wird die Menge unruhig, Geschrei ertönt; die Leute drängen sich ... Der fette Erzbischof ist unter Convulsionen niedergesunken und liegt im Sterben.

Der Prior Deodatus hatte vergebens Alles angewandt, um seinen getreuen Gefährten zu retten. Jetzt trat er vor.

— So fiel ich nieder und der dort am Pfahl gab mir das Leben wieder, wie so vielen unter Euch! Laßt ihn wenigstens lebendig, damit er den hochwürdigsten Erzbischof rette; denn ich weiß, er kann's! rief der Prior aus allen Kräften.

Ben Salomon ward losgebunden. Mit schwimmenden Blick sah er den dicken Prälaten an.

— Die Pest! sagte er. Schlagt dem Herrn Erzbischof, bis die Fußsohlen bluten und laßt mich frei. Ich schwöre, ich kehre zurück.

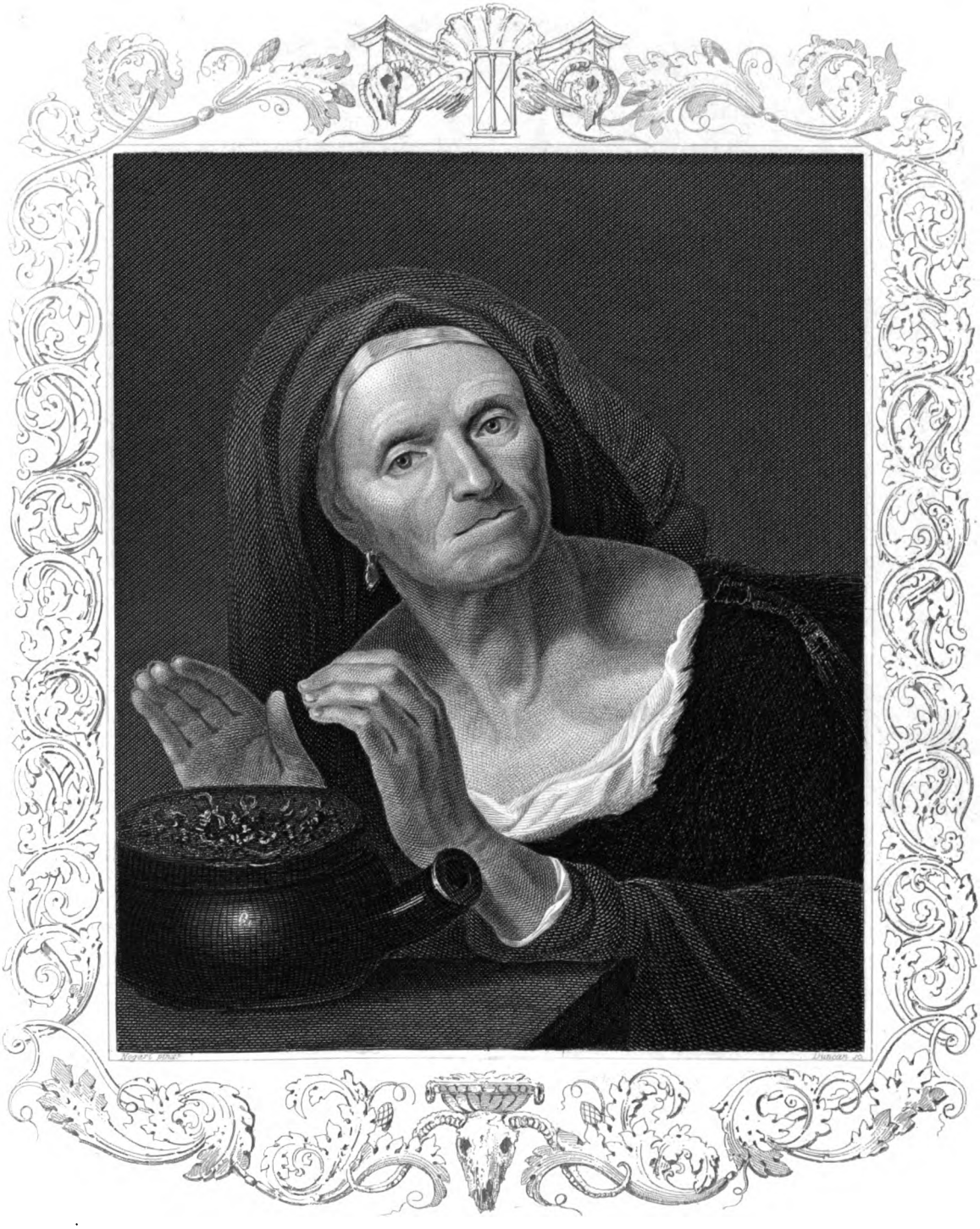
In seinem Leichenhemde, von Schaaren des Volkes umgeben, schritt der arme Sünder zum Apotheker, kam in einer halben Stunde zurück und eine Stunde darauf konnte der Erzbischof befehlen, daß Ben Salomon sammt seiner Familie frei und ehrlich nach Deutschland geschafft werde.

Prior Deodatus wußte die Kunst Gold zu machen; der Jude hatte sie ihm aus Dankbarkeit schriftlich erklärt. Aber der Prior nahm sein Geheimniß in's Grab. Von Ben Salomon hörte man nichts mehr.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



The Market Woman [illegible] Market Frau

[illegible]

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Jagd.

Von Jacob Ruisdael.

Einen eigenthümlich ergreifenden Effect macht dies berühmte Bild des großen „Landschaftsdichters" Ruisdael durch den Contrast des wilden Lebens in der Staffage mit der feierlichen Sabbathstille der Natur. Es ist Herbst; das Laubwerk der knorrigen Eichen und der weißborkigen Birken hat eine falbere Färbung angenommen, und der Baumschlag ist lichter, aber auch herb-kräftiger geworden, als im Frühsommer. Ein kleiner See breitet sich aus, dessen Oberfläche der Abendwind kaum kräuseln konnte; die Sonne sinkt; tiefe Ruhe breitet sich ringsum ... Da ertönt das Halloh der Jagd, die Parforcepeitschen knallen und im Todeslaufe fliegt der gehetzte Rehbock, die schäumende, keuchende Meute auf den Fersen aus dem Walde hervor und setzt in den See ... Die Reiter folgen; sie haben das Thier schon überflügelt; es hat keine Rettung zu erwarten, die Jäger galoppiren ihm entgegen und bald wird das „Hallali" durch den Wald klingen. An Schönheit der Zeichnung und Färbung steht die, übrigens in kleinen Verhältnissen gehaltene Staffage der prächtigen Landschaft selbst nicht nach.

Landschaft.

Von Nicolaus Berghem.

Der fast unerschöpflich fruchtbare Berghem hat dieses vorzügliche Stück zwar mit Benutzung der ihm gewöhnlichen Motive componirt, mit Felsen, gebirgigem Hintergrunde und Staffage mit Landleuten und Thieren, dies Alles ist jedoch von der beweglichen Phantasie des Meisters so neu und frappant geordnet, daß diesem Bilde — wie den meisten seiner übrigen Stücke, ungeachtet der ähnlichen Motive ein entschieden eigenthümlicher Charakter aufgeprägt ist. Nackt und starr ragt der mit einem Castell gekrönte Fels in die heitere, warme Abendluft, indeß ein klares Bächlein seinen Fuß bespült. In der Ferne legt sich die Abendwolke auf den Gipfel eines Berges und Vögel ziehen ihren Nestern in den Felsenklippen zu. Von unendlich gemüthlichem Reiz ist die Staffage, der auch humoristische Züge nicht fehlen.

Digitized by Google

Die Marktfrau.

Von Giuseppe Nogari.

Dieser mit den bedeutendsten Vorzügen ausgestattete Künstler, ein Venetianer von Geburt, behauptet eine besondere Originalität unter seinen Zeitgenossen. Sobald er des Unterrichts von J. B. Pittoni in Balestra nicht mehr bedurfte, fing er an in eigner Weise zu malen. Er hielt sich mit einer Genauigkeit, welche in seinen besten Bildern derjenigen der guten Holländer nichts nachgiebt, an die schlichte Naturwirklichkeit, die er bis zum Erstaunen in Zeichnung und höchst vollendeter Färbung wiedergab. Die Dresdener Gallerie bewahrt sieben Gemälde dieser Art von Nogari, außerdem einen Sanct Petrus. Die Genauigkeit, womit Nogari arbeitete und seine vollkommenste Gewalt im Colorit sammt einer vorzüglichen Beweglichkeit seines Geistes machten ihn besonders geschickt, wahrhaft täuschende Copien von Gemälden zu liefern, die nicht selten für Originale gegolten haben und oft noch gelten. Die Copie von Correggio's heiliger Nacht, welche an die Stelle des nach Dresden gesandten Originals in Modena kam, ist ein glänzender Beweis für Nogari's Talent auf diesem Felde. Seine meisten Originalbilder sind Halbfiguren, an denen man namentlich — wie hier an der Marktfrau — die Ausführung der Köpfe bewundert. Er starb in Venedig — wo viele seiner Bilder die Kirchen zieren — als Akademie-Director im Jahre 1756.

Der Geflügelhändler.

Von Gabriel Metzu.

Der feine Meister hat hier einen seiner köstlich humoristischen Züge angebracht. Der in Folge hartnäckigen Zechens sehr somnambül gewordene Geflügelhändler sieht mit einer homerisch verachtenden Gleichgültigkeit die alte Frau an, welche eben einkaufen wollte, bei der Gewahrung des interessanten Zustandes des Händlers aber vergißt, was sie thun wollte und ganz erstaunt ausruft:

— Allerliebster Gott und Vater! Myn Heer, was fehlt Euch denn?

Die Antwort ist eine dicke Tabakswolke und tiefes, großes Schweigen. Die Händlerin sucht durch das Präsentiren eines gerupften Hahns die Aufmerksamkeit der Käuferin vergebens von dem Somnambülen abzulenken. Das Gemälde ist eines der besten, die Gabriel Metzu geschaffen hat.

Digitized by Google

Dresden.

Gezeichnet und gestochen von A. H. Payne.

Es sind eigenthümlich fesselnde Reize, womit wetteifernd die Natur und die Kunst Dresden, den stolzen Sitz der Musen und der geschmackvollen Pracht geschmückt haben. Der Elbstrom mit der imposanten Brücke, der Brühl'schen Terrasse, dem belebten Dampfschiffslandungsplatze und dem Palaisgarten an seinen Ufern bildet mit den sich ringsum darbietenden malerischen Ansichten einen Glanzpunkt der Königsstadt. In unserer Ansicht von Dresden ist der Standpunkt des Beschauers in der am rechten Elbufer liegenden Neustadt, so daß sich ihm gegenüber die Altstadt Dresden mit der von Quadersteinen aufgeführten, herrlichen Frauenkirche, rechts mit der katholischen Hofkirche und zwischen dieser und der Brücke gesehen mit der Elbfronte des thurmgezierten königlichen Residenzschlosses zeigt.

Mit dem königlichen Schlosse steht das Gebäude in Verbindung, in welchem die unschätzbare Gemälde-Sammlung bewahrt wird, deren vorzüglichste Perlen wir in diesem Werke wiedergegeben und zu einem glänzenden Collier aneinander gereiht haben. An Meisterwerken aus der Blüthenzeit der italienischen und niederländischen Schule, so wie an Gemälden von Correggio darf sich keine Gemälde-Sammlung Europas mit ihr messen.

Der kunstsinnige Herzog Georg von Sachsen, durch Lucas Cranach begeistert, begründete schon die ersten Anfänge der wahrhaft königlichen Sammlung, die bereits anfing, durch die reiche Zahl und den Werth ihrer Stücke unter August II. die höchste Aufmerksamkeit der Kenner zu erregen. August III. aber war es vorbehalten 1754 die modenesische Gemälde-Sammlung, dazu auch die Sixtinische Madonna von Raphael zu erlangen. Aufgestellt ward die Sammlung als solche zuerst 1747 in dem jetzt noch zu ihrer Aufbewahrung dienenden Stallgebäude. Im Jahre 1817 ward die reiche Hinterlassenschaft August III. namentlich aus den vortrefflichsten niederländischen Gemälden bestehend, ebenfalls der Gallerie überwiesen, deren Anordnung nach Maßgabe der disponiblen Räume vortrefflich ist, obgleich noch immer Manches zu wünschen übrig bliebe. In nicht gar ferner Zeit, nach der Vollendung des in großartigster Weise angelegten Museums wird die — gegenwärtig 1857 Bilder in Oel und 183 Pastellgemälde umfassende — königliche Sammlung aus dem jetzigen Locale dorthin geschafft und aufgestellt werden und ein würdigerer Schmuck könnte kaum diesen Palast zieren.

Wie die sorgfältigste Auswahl stets bei den aufzunehmenden Gemälden Regel war: so haben nur wenige der ausgezeichnetsten Maler der neuern Kunstperiode die Ehre erlangt, ihre Werke der Dresdner Sammlung einverleibt zu sehen. In Hinsicht auf die ältern Stücke behauptet die königliche Sammlung den eminenten Vorzug, daß die bei weitem größte Mehrzahl der Gemälde nachweislich wirklich das Werk der Maler sind, deren Namen sie tragen. Auch aus diesem höchst bemerkenswerthen Umstande läßt sich ermessen, daß die Annahme von acht

Digitized by Google

Millionen Thalern als des Geldwerths der Gallerie eher zu niedrig als zu hoch ist, abgesehen davon, daß die aufgenommenen Gemälde für jetzt und immer unveräußerlich sind.

Selten indeß dürfte eine Sammlung die gleiche Auszeichnung wie die Dresdener besitzen, daß die Gemälde derselben durchschnittlich so wohl erhalten oder aber — wie dies von dem Italiener Palmaroli 1826 — 1827 mit vollkommenstem Erfolge ausgeführt wurde im Geiste des ursprünglichen Meisters so vortrefflich restaurirt sind.

So bildet die königliche Gemälde-Sammlung Dresdens ein entzückendes Denkmal des Kunstsinnes der Herrscher Sachsens und giebt lautes Zeugniß von der ewigen Wahrheit:

„Daß ächte Kunst ihren Meister zum Tempel der Unsterblichkeit einführt!“

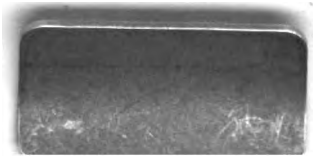
[illegible]

Druck von Ferber & Seydel in Leipzig.

Digitized by Google

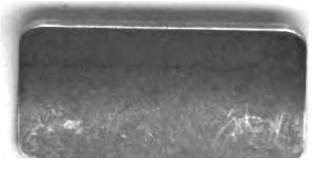
Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google